Kirchengeschichte

zum Gebrauch in

Kirche, Schule und Haus.

Von

Gustav Fischer,
Pfarrer in Hildrizhausen.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Max Kielmann.

Kirchengeschichte

zum Gebrauch in

Kirche, Schule und Haus.

Von

Gustav Fischer,
Pfarrer in Hildrizhausen.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Max Kielmann.

Zweite Hälfte.

Erste Abteilung:

Die Reformation

und

Die evangelischen oder reformierten Kirchen bis zum Abschluß ihrer Existenzkämpfe.

Dritter Teil:

Die Reformation und die evangelischen oder reformierten Kirchen bis zum Abschluß ihrer Existenzkämpfe.

Den tiefen Schaden der römischen Kirche konnte seit dem Aufkommen des Doppelpapsttums (1378*) der Gläubigste nicht mehr leugnen. Über der Spaltung und dem Eigensinn der sich untereinander bekämpfenden Päpste gingen Fürsten und Völkern die Augen noch über manchem andern auf, was an den Häuptern der Kirche und ihrem Hofe nicht zu loben war, und wodurch Länder und Völker gedrückt wurden.

Dem einen und andern abzuhelfen hielt das 15. Jahrhundert mehrere große Kirchenversammlungen ab, wovon die zu Konstanz (1414—1418) und zu Basel (1431—1449) die berühmtesten sind. Bei diesen Konzilien vereinigten sich die mächtigsten Fürsten der Christenheit mit päpstlichen Kardinälen und den ersten Theologen des Jahrhunderts, um gemeinsam Hand anzulegen an dem höchstnotwendigen Werke der Kirchenbesserung.

Allein das einzige, was das Konstanzer Konzil zustande brachte, war die endliche Beseitigung der Papstspaltung und das unselige Urteil über Hus. Sobald das Konzil wieder einen Papst hatte, dankte es selbst ab vor dessen Allgewalt. Die mächtig erregten Hoffnungen auf die Aufhebung so vieler tief gefühlten und wohlbegründeten Beschwerden der Kirche und der Staaten aber wurden durch die Unterhandlungskunst des neuen Papstes vereitelt.

Das Basler Konzil schien das Versäumte nachholen zu wollen. Es stellte sich als höchste kirchliche Behörde über den Papst und faßte tiefeinschneidende Beschlüsse. Allein auch die Früchte der Basler Kirchenversammlung gingen wenigstens für Deutschland alsbald wieder verloren infolge der Schlauheit und Beharrlichkeit der Päpste und der Schwäche des deutschen Kaisers, Friedrichs III.

Hundert Jahre nach dem Konstanzer Konzil aber legte eine 1517
Kirchenversammlung in Rom, welche sich sogar ökumenisches Konzil nannte, vor dem Auseinandergehen „demütig die eigenen Rechte dem

---

*) Vrgl. I, 174.

Papste zu Füßen als dem Fürsten der ganzen Welt, ja als dem andern Gott auf Erden."

Gefährlichere Feinde, als die Streiter vom Konzil es waren, hatte das Bluturteil zu Konstanz dem Papsttum erweckt in der hussitischen Bewegung. Aber auch ihr war längst die Spitze abgebrochen.

Sicherer als je schien im Anfang der Regierungszeit Leos X das Papsttum im Besitze seiner neugewonnenen Macht und eines nie dagewesenen äußeren Glanzes. Alles Sehnen nach einer Neubelebung christlichen Glaubens und Lebens, alle Klagen wider die Aussaugung und geistige Knechtung der Völker durch Rom schienen auf unabsehbare Zeit verstummen oder in kraftlosem Wortgeklingel verhallen zu müssen. Da, als niemand mehr auf eine Besserung hoffte oder gar daran glaubte, ließ Gott dem Papsttum einen überlegenen Gegner erstehen aus dem Stande, dem man wegen seiner geistigen Beschränktheit und blinden Ergebenheit gegen den Papst solches am allerwenigsten zugetraut hätte, aus dem Mönchtum. Er schenkte den Hilfesuchenden den Retter und zugleich den Anfänger einer neuen Zeit in einem einzelnen Manne, dessen größte Weisheit darin bestand, keinerlei eigene Pläne zu verfolgen, menschlichen Beistand und menschliche Machtmittel zurückzuweisen, aber auf Gottes Leitung und Hilfe und die Kraft und Wahrheit seines Wortes unbedingt zu vertrauen.

I. Hauptabschnitt.

Reformation und Gegenreformation in Deutschland. 1517—1648.

Erstes Kapitel:

Martin Luther.

Quellen: J. Köstlin, Martin Luther, Sein Leben und seine Schriften. Gieseler, Kirchengeschichte. Luthers Werke, Braunschweiger Ausgabe. Lomler, Martin Luthers deutsche Schriften. Luthers Leben von Mathesius und von Melanchthon. Burk, Martin Luther. Kolde, Luther und der Reichstag zu Worms.

Verglichen wurde: Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Band 2 und 3.

1. Luthers Jugend und persönliche Entwicklung.

Martin Luther*) ist am 10. November 1483 in Eisleben, in der jetzigen Provinz Sachsen geboren.

*) Der Name, welcher auch Ludher, Luder oder Lüder geschrieben wird, ist ohne Zweifel abzuleiten von Lothar, einer Abkürzung von Chlotachar. Chlotachar bedeutet so viel als der, welcher unter dem Heere lauten Klang oder Ruhm hat.

Sein Vater, Hans Luther, stammte aus einem kräftigen, sein Recht zäh behauptenden Bauerngeschlechte zu Möhra, einem Dorfe am südwestlichen Abhang des Thüringer Waldes. Heimat und Eltern.

Es ist anzunehmen, daß Hans Luther als ältester Sohn kein Erbrecht an den väterlichen Hof hatte, welcher in jenen Gegenden wahrscheinlich dem jüngsten zufiel. So verließ Hans die Heimat, und da er sich hier schon mit Bergbau beschäftigt haben wird, ließ er sich als ein „armer Häuer" in der Stadt Eisleben nieder. Seine Ehefrau hieß Margarete, eine geborene Ziegler. Dem Kinde, welches gleich den Tag nach seiner Geburt getauft wurde, ließen die Eltern nach dem Heiligen des Tages den Namen Martin geben.

Ein halbes Jahr darauf nahm die Familie ihren dauernden Aufenthalt in der Stadt Mansfeld. Langsam nur besserten sich ihre Vermögensverhältnisse. Luther selbst erinnerte sich später wohl, wie seine Mutter all ihr Holz auf dem eigenen Rücken tragen mußte. Erst mit der Zeit brachte der Vater es dahin, daß er Anteil am Bergwerk bekam und zwei Schmelzöfen pachten konnte. Wegen seiner Sittenreinheit war er jedoch allen rechtschaffenen Männern in der neuen Heimat wert und schon im Jahre 1491 erscheint er unter den „Vierherrn" der Stadt, welche neben dem Stadtrate die Gemeinde vertraten. Die Grafen von Mansfeld schätzten namentlich seinen guten Verstand und seinen Fleiß im Bergbau. Vater Luther stand fest im Glauben seiner Kirche. Das hinderte ihn jedoch nicht, gegenüber den Ansprüchen der Geistlichkeit sein eigenes Urteil sich zu wahren und seinen Willen zu behaupten. Als einmal in einer schweren Krankheit sein Pfarrer ihn ermahnte, der Geistlichkeit etwas zu vermachen, erwiderte er, seine vielen Kinder bedürfens mehr. Er hatte deren wenigstens sieben. „Die Mutter ist insonderheit berühmt gewesen ihrer Zucht, Gottesfurcht und fleißigen Gebets halben, daß auch alle andere ehrliche Weiber auf sie als ein Exempel und Vorbild der Tugend und Ehrbarkeit sonderlich gesehen haben." Noch in späteren Jahren fiel Freunden ihre Ähnlichkeit mit dem Sohne in den Gesichtszügen und der Haltung des Körpers auf. Sie waren sich beide auch in ihrem Charakter ähnlich. Das beweist ein Sprüchlein, womit die Mutter sich über ungerechte Anfeindung hinwegzusetzen pflegte: „Mir und dir ist niemand hold, das ist unser beider Schuld."

Die Kindererziehung in diesem Hause war sehr streng. Die Strenge war herzlich gut gemeint; doch war sie nicht immer weise und wohlthätig. Einmal stäupte die Mutter ihren Martin „um einer Erziehung.

geringen Nuß willen, daß das Blut hernach floß." Eine übermäßige Züchtigung des Vaters bewirkte, daß ihm der Sohn „gram ward und ihn floh, bis er ihn wieder zu sich gewöhnte." Die allzuharte Erziehung hatte im allgemeinen zur Folge, den Jungen einzuschüchtern und einen Geist der Gesetzlichkeit und der Angst in ihm groß zu ziehen, welcher Jahre lang den „von Natur hurtigen und fröhlichen jungen Gesellen" niederbeugte und ihm noch viele bittere Stunden bereiten sollte.

Was der Knabe von Religion kennen lernte, war nicht dazu angethan, mehr Licht und Freude in sein Jugendleben hereinfallen zu lassen und sein Gemüt zu erheben. Am meisten war den Sinnen geboten durch den Anblick von Prozessionen, geistlichen Schauspielen u. dergl. Zehn Gebote, Vaterunser und der christliche Glaube wurden auswendig gelernt. Desgleichen hörte man einzelne feine deutsche Gesänge. Aber es waren keine Prediger da, welche den Kindern dies alles erklärt hätten. So verstanden sie nichts von dem Inhalt der schönen Worte und der Sinn fiel flugs wieder auf andere Dinge. Niemand redete von der großen Freude: „Euch ist heute der Heiland geboren." Vielmehr machte man aus dem Sohne Gottes einen im Himmel thronenden furchtbaren Richter. Daneben peinigte die Angst vor Teufelsspuk und Zauberei alt und jung.

Der Schule in Mansfeld wurde der kleine Martin so frühe
[...] Schulen. schon zugeführt, daß ihn manchmal ein älterer Kamerad dahin tragen mußte. Die Unterrichtsweise in dieser Schule, in welcher neben Lesen, Schreiben und Rechnen auch schon die Anfangsgründe des Lateinischen gelehrt wurden, war aber nichts weniger als anregend. Dagegen suchten die Lehrer durch barbarische Strenge das mangelnde Lehrgeschick zu ersetzen. Sie gingen mit den Kindern um „wie Henker mit den Dieben". Luther erzählt von sich selber, daß er an einem Vormittag 15 Male nacheinander „gestrichen" worden sei. Eine solche Schule konnte das schon durch die häusliche Erziehung verschüchterte Kindergemüt von Verschlossenheit und Mißtrauen gegen den Nebenmenschen nicht heilen.

Im vierzehnten Lebensjahre wurde Luther nach Magde-
1497 burg in eine Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben geschickt. Dort blieb er jedoch nur 1 Jahr, und es ist uns darüber, was er hier gelernt und welche Eindrücke er hier empfangen hat, nichts bekannt. Dagegen wissen wir, daß sich sein nunmehriger Aufenthalt auf der Schule in Eisenach freundlicher gestaltete. In dieser Stadt hatte er verschiedene Verwandte, bei denen er Ansprache fand. Den Lebensunterhalt konnten sie ihm freilich auch nicht reichen. So mußte

Luther, wie es allgemeine Sitte bei den Schülern war, in Stadt und Umgegend durch Betteln und Singen vor den Häusern sein Brot zu gewinnen suchen. An mancher Thüre wurde er abgewiesen. Aber eine edle Frau, die Gattin eines angesehenen Bürgers Namens Cotta, faßte um seines Singens und herzlichen Betens willen eine solche Zuneigung zu dem Knaben, daß sie ihn an ihren Tisch nahm. Der Aufenthalt in diesem Hause bewahrte Luther vor vielen Roheiten der damaligen Schüler, lehrte ihn mildere und feinere städtische Sitte und namentlich auch den Reiz eines schönen Familienlebens kennen. Auf den Jüngling, der sorgsam aushorchte nach allem, was das Lob besonderer Frömmigkeit hatte und der sonst gewiß die Ehelosigkeit der Priester und Mönche oft genug als den vollkommensten Stand hatte preisen hören, machte es einen nachhaltigen Eindruck, von seiner Wirtin den Spruch zu vernehmen: „Nichts Lieberes ist auf Erden, denn Frauenlieb, wem's kann werden." Vrgl. Spr. 31, 10.

Auch andere, geistliche Freunde gewann Luther in Eisenach. Was das wichtigste ist, hier waren bessere Lehrer, welche die Schüler nicht nur nach dem alten geistlosen Schlendrian weiter lernen ließen und eine andere Art auf die Jugend einzuwirken kannten als bloß mit dem Stocke. Von dem damaligen Lehrer Johann Trebonius wird erzählt, daß er vom Eintritt ins Schulzimmer bis zum Niedersitzen jedesmal das Barett abgenommen und auch die Nebenlehrer zu solcher Ehrenbezeigung gegen die Schüler angehalten hat, weil Gott manchen von diesen zu einem Bürgermeister, Kanzler, Doktor oder Regenten bestimmt haben könne.

So erwachte denn auch in dem jungen Luther schon in Eisenach ein reger Lerneifer; es erschloß sich in ihm der Sinn für alles menschlich Schöne und Edle. Dadurch wurde er empfänglich für die mannigfaltige geistige Nahrung, welche die Universität Erfurt bot, die er im Jahr 1501 bezog. Um jene Zeit hatte sich die Vermögenslage des Vater Luther so günstig gestaltet, daß dieser den Sohn für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmen und nun für das Universitätsstudium ihn mit eigenen Geldmitteln hinreichend ausstatten konnte.

Luther auf der Universität 1501

Mit Ernst und Eifer gab der junge Student sich den grundlegenden Studien hin. Naturwissenschaft und Philosophie beherrschte noch die Scholastik.*) Obgleich deren Lehren den vernunft- und wahrheitliebenden Jüngling keineswegs befriedigen konnten, so waren ihre Übungen für

*) Vrgl. I, 317.

ihn doch eine treffliche Schule des Denkens und Redens, entsprachen auch der einen Seite seiner eigenen Naturanlage, dem scharfen Verstand und der Freude am Disputieren. Auch mit den lateinischen Dichtern, Schriftstellern und Grammatikern (Sprachlehrern) sich zu beschäftigen, welche durch die Humanisten*) wieder auf die Bahn gebracht waren, bot Luther manchen Reiz. Er besaß selbst dichterische Anlage und Sinn für die Schönheiten der Dichtung. Er übte an den Schriften der Alten die Kunst des lateinischen Ausdrucks. Nur konnte er in der Nachahmung des klassischen Lateins (des Lateins der alten Römer im Unterschied von dem entarteten des Mittelalters) seine Lebenslust oder gar einen Lebensberuf nicht finden wie die eigentlichen Humanisten. Der schlüpfrige Inhalt der römischen Dichter lockte sein reines Gemüt nicht. Dagegen lernte er von den Alten fürs Leben. An der gesunden Lebensweisheit, die sich bei ihnen findet und den erhebenden Beispielen geistiger Größe, welche ihre Geschichte bietet, bildete er den eigenen Geist.

In Zeiten der Erholung gab sich Luther gerne fröhlicher Unterhaltung im Kreise seiner Freunde hin. Insbesondere verschönerte er ihre Zusammenkünfte durch seine musikalische Begabung. Von jeder Art von Ausschreitung aber hielt er sich fern, so daß selbst seine Feinde, die später über seinen Aufenthalt auf der Universität gern Ungünstiges ausgekundschaftet hätten, nichts wider ihn aufbringen konnten. Denn der tiefste, alles andere beherrschende Zug in seinem Wesen war die Furcht Gottes. Es regierte ihn aber nicht nur jene heilsame Gottesfurcht, die auch der Christ sein Leben lang behalten soll und welche sich bei ihm in täglichem Gebet und Kirchenbesuch kund that. Vielmehr peinigte ihn von Zeit zu Zeit eine wahre Angst vor Gott, seinem Zorn und drohenden Gericht. Sie war geblieben, als die Liebe und Achtung, welche seine Mitmenschen ihm bezeigten, die in seiner Jugend ihm anerzogene allzu große Schüchternheit und Angst im Umgang mit den Menschen längst verdrängt hatten. Diese Angst vor Gott, welche durch ernste Lebenserfahrungen immer neue Nahrung erhielt, sollte die für sein künftiges Leben entscheidende Wendung herbeiführen.

Schon ein Jahr nach dem Eintritt auf der Universität hatte Luther den ersten akademischen Grad, den eines Baccalaureus der
1505 Philosophie, erworben. 3 Jahre später wurde er Magister und zeich-

*) Vrgl. I, 325.

nete sich so aus, „daß die ganze hohe Schule in Erfurt über Luthers Verstand sich verwundert hat.“ Nun sollte er das eigentliche Studium der Rechtswissenschaft beginnen, wozu ihm sein Vater schon das teure Corpus juris (die Sammlung des römischen Rechts) angeschafft hatte. Aber plötzlich im Sommer desselben Jahres gab Luther das Universitätsstudium auf und trat ins Kloster der Augustiner-Eremiten in Erfurt ein. Eintritt ins Kloster.

Verschiedene Erlebnisse, welche sich auf mehrere Jahre verteilen, scheinen zu diesem Schritt beigetragen zu haben. Noch in der Zeit des Baccalaureats stieß sich einmal Luther auf einer Reise durch Versehen die Waffe in die Pulsader des Schenkels, so daß er nur mühsam durch Zudrücken der Wunde einer Verblutung wehren konnte, bis ein Wundarzt zur Stelle war. Die peinliche Lage wiederholte sich, als in der folgenden Nacht die Wunde wieder aufbrach. Beide Male schrie er die Jungfrau Maria um Hilfe an. Auch andere schwere Krankheit und der plötzliche Tod eines Freundes, der an seiner Seite erstochen worden sein soll, rückten ihm den Gedanken ans eigene Sterben in schreckliche Nähe. Er glaubte, dazu nicht bereit zu sein, die ihm gewährte Gnadenzeit nicht benützt zu haben. In den ersten Tagen des Juli kehrte Luther von einer Reise, welche er zu den Eltern gemacht hatte, nach Erfurt zurück. Da überfiel ihn beim Dorfe Stotterheim ein Gewitter. Ein furchtbarer Blitz und Donnerschlag schreckte ihn, so daß er zusammenbrechend rief: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden.“ Ohne Zweifel stand ihm schon lange das Leben eines Mönchs als das größte Opfer vor Augen, das ein Mensch bringen kann, dem das Glück dieser Welt, Wohlstand, Ehre und Ansehen winkt. Unauslöschlichen Eindruck hatte auf ihn als vierzehnjährigen Knaben ein vormaliger Fürst von Anhalt gemacht, der in Magdeburg „in der Barfüßerkappe auf der breiten Straße nach Brot umging und den Sack trug wie ein Esel, daß er sich zur Erde krümmen mußte. Vor ihm her ging unbeschwert ein langer großer Mönch, der den Sack zehnmal besser hätte tragen können. Der fromme Fürst hatte sich also zerfastet, zerwacht, zerkasteiet, daß er aussah wie ein Totenbild, eitel Bein und Haut. Wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen.“ Solche Vorbilder mögen dem auf der Leiter der Weltehre aufsteigenden Studenten manchmal als der Gipfel der Vollkommenheit und eines gottgefälligen Wandels vor die Seele getreten zu sein. Er hatte sie allemal wieder verscheucht.

Nun da der Schrecken des Himmels selbst ihn, den schon so oft Verwarnten, ergriff, da glaubte auch er dies Opfer Gott nicht länger vorenthalten zu dürfen. Sah er doch auch keinen andern Weg, der Sünde und des Todes, die ihn peinigten, los zu werden. Rasch band er sich deshalb durch ein Gelübde, damit der gefaßte Entschluß ihn nicht wieder reue. So aber blieb er auch den Abmahnungen seiner Freunde gegenüber fest. Am Abend des 15. Juli lud er alle nochmals zu sich. Noch einmal labte er sich mit ihnen an der Musik, die er so sehr liebte. Dann nahm er für immer von ihnen Abschied. Folgenden Tages, am Tage des Alexius, trat er ins Kloster ein, wohin ihm die Freunde unter Thränen das Geleite gaben.

Nur dem Vater hatte er keine Mitteilung von seinem Vorhaben gemacht, in der Hoffnung, dessen Zustimmung nachträglich noch zu erlangen. Allein dieser war „übel damit zufrieden und wollte gar toll werden." Durch den Eintritt des Sohnes ins Kloster, wozu es keines vorherigen Studiums bedurft hätte, schienen alle Opfer, die der Vater für die künftige Laufbahn seines Sohnes gebracht hatte, umsonst geschehen. Alle seine Zukunftspläne waren vereitelt. Der Sohn hatte den kindlichen Gehorsam verletzt und für Heiligkeit und ewige Seligkeit dünkte den Vater das faule Mönchsleben bei einem jugendkräftigen Manne eine schlechte Gewähr zu sein. Darum sagte er dem Sohne die väterliche Liebe ab und redete ihn wieder mit „Du" an, während er ihn, seit er Magister geworden war, durch die Anrede „Ihr" geehrt hatte.

Aufenthalt im Kloster.

Nun, Luther war nicht ins Kloster gegangen, um sein Fleisch zu pflegen. Vielmehr war seine tägliche Sorge: „Wann willst du endlich fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegst!" Mit harter, saurer Arbeit wollte er Gott dienen, damit dieser ihm ewig lohne und ihn bei sich willkommen heiße.

Den Neueingetretenen in der Selbstverleugnung zu üben, halfen die Klosterbrüder in ihrer Art. Selbstverständlich war die Übernahme der allgemeinen Mönchswerke, des Betens, Fastens, Wachens 2c. Die Brüder schenkten ihm aber auch nichts von den Verrichtungen, welche auch im Kloster niemand gern that, welche man daher in der Regel den Jüngsten auflud. Sie hielten sich an das Sprichwort: „Sic tibi, sic mihi, wie mir geschehen, so geschehe dir." Darum mußte er die Thüre hüten, die Kirche reinigen, die geheimen Gemächer leeren. Die von ihm erworbene Bildung und seine fortgesetzten Studien waren für die Mönche so wenig ein Grund, ihn mit den gemeinsten Ge-

schäften zu verschonen, daß sie im Gegenteil schlossen: „Wird dieser Bruder studieren und gelehrt, so wird er unser Herr sein wollen, ergo Sackum per Nackum! Darum hänge man ihm den Sack über'n Nacken und lasse ihn betteln gehen von Haus zu Haus, durch die Stadt und auf dem Lande." Daß ein Mann, der ein angesehenes Glied der Universität gewesen war und dies auch im Kloster blieb, in solcher Weise mit dem Bettelsack in der Stadt umhergehen müsse, sah die Universität als eine Entwürdigung ihrer selbst an; sie drang deshalb darauf, daß Verrichtungen, die für ihn zu schmählich schienen, ihm abgenommen wurden.

Übrigens begehrte Luther für sich keine Erleichterung. Er war „Mönch ohne Klage." Er fastete, wachte, fror und quälte seinen Leib, „daß er es auf die Länge nicht hätte ertragen können." Oft aß er 3 Tage lang keinen Bissen und trank keinen Tropfen. Er konnte später von jener Zeit in Wahrheit sagen: „Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein?" Die Ordensoberen warnten ihn sogar vor Übertreibung. Andererseits aber waren sie stolz auf ihn und stellten ihn andern zum Muster vor als „einen wunderbar zur Geistlichkeit bekehrten andern Paulus."

Innerer Zustand.

Was waren aber die Folgen des Mönchslebens für Luthers innern Stand? Mit nichten das, was ihm im Mönchtum verheißen wurde. Gleich nach Ablegung des bindenden Gelübdes hatte man ihm Glück gewünscht, daß er nun wäre wie ein unschuldig Kind, das aus der Taufe käme. Man versprach ihm von jedem Tag des Lebens im Kloster mit seinen besonderen Leistungen und Kasteiungen besonderes Verdienst. Die Mönche sollten so viele Verdienste aufhäufen, daß sie auch noch solchen, welche dem Kloster Geld und Lebensmittel brachten, von ihren überflüssigen*) Werken mitteilen könnten. Luther hätte nicht der gute, gläubige Katholik sein können, der er in Wirklichkeit war, wenn er solche Aussprüche bezweifelt hätte. Zuweilen gelang es ihm, sich einzubilden, daß dem so sei. Hörte er dann aber wieder auf den Richter in der eigenen Brust, so ließ dieser wenigstens ihm selbst von hohen Verdiensten auch gar nichts übrig. Was er auch that, es genügte nicht, ihn des göttlichen Wohlgefallens gewiß zu machen. Es verfolgte ihn die Angst, daß er mit seinen Sünden der Gnade der ersten, wahren Taufe verlustig

*) Vergl. I, 285.

gegangen sei. Sein Gewissen klagte ihn an, daß er im Kloster wieder neue Sünden auf sein Haupt sammle. Zwar von den Lüsten und Begierden der Unkeuschheit scheint er wenig angefochten worden zu sein, um so mehr von Zorn, Haß, Neid, Ungeduld. So oft er etwas derart an sich bemerkte, meinte er, es sei um seine Seligkeit geschehen. Es marterte ihn jede Übertretung der kleinlichen Klostersatzungen betreffend Nahrung, Kleidung, Schweigen oder Reden, Fasten, Beten 2c. Er selbst sagte später, „wenn er einmal aus seiner Zelle ohne einen Scheppler (ohne sein Skapulier*) gegangen wäre, so hätte er gemeint, eine Todsünde zu begehen und wäre verzweifelt." Luther machte sich endlich in seiner Unsicherheit und Ängstlichkeit Dinge zur Sünde, die weder vor Gottes, noch der Kirche und des Klosters Gesetz Sünde waren, er plagte sich mit „halben, erdichteten Sünden."

Alles was ihm aus seiner Seelennot hätte helfen sollen, trieb ihn nur noch tiefer hinein in Angst und Verzweiflung. Er rief im Gebet alle Heiligen an. Aber sie vermochten ihn nicht zu befreien von dem Schrecken, den das eine Wort ihm bereitete: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott."

Oftmals beichtete er und zweimal hat er in Erfurt eine große Generalbeichte abgelegt, worin er alles Böse, dessen er sich von seiner Kindheit her bewußt war, dem Priester bekannte. Statt daß solches Bekenntnis ihm Erleichterung verschafft hätte, quälte er sich hintendrein nur mit der Sorge, dies und jenes hätte er auch noch nennen sollen und weil er es nicht gethan, werde ihm die Sünde nicht vergeben werden. Er befürchtete, zur Beichte nicht das gebührende Maß von Zerknirschung mitgebracht zu haben. Endlich war er mit den vom Priester ihm auferlegten Sündenstrafen nicht schnell fertig, sondern bebte vor dem göttlichen Gericht,**) falls er nicht vollgültige Genugthuung leisten würde.

Man pries Luther die wundervolle Gnade in der Messe. Allein was konnte die Gegenwart Christi ihn trösten, der in Christo nichts anderes als den unendlich erhabenen, heiligen Herrn und Richter sah, vor dem er erschrocken sein Angesicht abwandte. Gerade das angebliche Meßwunder erfüllte ihn mit solchem Schrecken vor dem „Lebendigen, Wahrhaftigen und Ewigen," dem da geopfert wurde,

---

*) Vrgl. I, 217. **) Man vergleiche über die Forderungen der katholischen Kirche bei der Beichte I, 282.

und mit einem so starken Gefühl der eigenen Niedrigkeit und Unwürdigkeit, daß er bei seiner eigenen ersten Messe davon gelaufen wäre, wenn nicht sein klösterlicher Lehrer durch Winke und Worte ihn zurückgehalten hätte. Noch später, als er bei einer Fronleichnamsprozession neben dem das Sakrament tragenden Staupitz einherging, brach ihm vor Schrecken der Schweiß aus und er meinte, vor Angst vergehen zu müssen.

Die Brüder und Obern, denen der in seinem Gewissen so schwer Angefochtene sein Leid klagte, verstanden ihn lange gar nicht.

Nun suchte Luther seine Gotteserkenntnis auch durch fortgesetztes eifriges Studium aufzuhellen und auf diese Weise innerlich frei zu werden. Allein was ihm die mittelalterlichen Lehrer (Gabriel Biel, Peter d'Ailly und andere) sagten von den dem Menschen auch nach dem Sündenfall verbliebenen reichen natürlichen Kräften, das Gesetz zu erfüllen und Gott über alles zu lieben, konnte er bei sich nichts entdecken. Sie redeten wohl auch noch weiter von der göttlichen Gnade, welche noch obendrein dem Menschen mit Hilfe der kirchlichen Gnadenmittel eingegossen werde, wodurch dann der Mensch instand gesetzt werde, solche Werke zu thun, welche kraft ihres eigenen Wertes vor Gott verdienstlich seien und womit er die ewige Seligkeit verdienen könne. Ein solcher Stand aber schien ihm für seine Person unerreichbar, eben weil nach derselben Lehre der Mensch sich erst selbst würdig machen mußte, daß Gott seine Gnade in ihn einströmen lasse. Da nun Luther außerdem mit den Untersuchungen jener Theologen über Gottes Wesen und Willen sich eingehend beschäftigte und in denselben nur der Abgrund göttlicher Majestät und die Unbeschränktheit des göttlichen Willens sich ihm aufthat, so geriet er in Gefahr zu wähnen, Gott habe eben ihn nach seinem ewigen und unwandelbaren Ratschluß zur Verdammnis bestimmt, so daß all sein eigenes Bemühen um Heil und Seligkeit erfolglos bleiben müsse.

Nicht einmal das Lesen in der Heiligen Schrift, das Luther seit seinem Eintritt ins Kloster mit großem Eifer betrieb, konnte ihm Hilfe bringen, weil er in ihrem Verständnis gehemmt war durch eine umfangreiche allegorische*) Auslegung, die er dazu benützte. So war wiederum das einzige, was sich ihm aus der Schrift unmittelbar aufdrängte: Gottes Gerechtigkeit, Gottes Zorn und Gericht.

Endlich aber ließ Gott nach seiner Gnade doch Licht fallen in Die Hilfe.

*) Vergl. I, 331.

das Dunkel dieses mit eigenen Kräften um Gerechtigkeit und ewige Seligkeit ringenden Menschenherzens.

Die erste Aufrichtung wurde ihm durch den Mund seines klösterlichen Beichtvaters, eines alten Mönchs. Als er diesem einst mit Thränen seine Anfechtung klagte, redete ihm der Mönch viel vom Glauben, hielt ihm den Satz des apostolischen Glaubensbekenntnisses vor: „Ich glaube die Vergebung der Sünden" und sprach: „Was machst du, Sohn? Weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen?" Schon das Wort „geboten" stärkte den Zweifler.

Der Alte wußte ihm ferner einleuchtend zu machen, daß man nicht nur im allgemeinen glauben müsse, „daß etlichen ihre Sünden verziehen würden, wie auch die Teufel glauben, daß sie dem h. David oder St. Peter verziehen seien. Sondern das wäre Gottes Befehl, daß unser jeder insonderheit glaube, ihm werden seine Sünden nachgelassen. — Das sollst auch du glauben, daß dir durch ihn deine Sünden geschenkt werden. — Denn also hält es der Apostel, daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde durch den Glauben. Röm. 3."

Ein anderes Mal sagte sein Beichtvater zu ihm, da er immer närrische Sünde vor ihn brachte: „Du bist ein Narr! Gott zürnt nicht mit dir, sondern du zürnst mit ihm. Gott ist nicht zornig auf dich, sondern du bist auf ihn zornig!" Das schien Luther ein großes, teures und herrliches Wort.

Sein eigentlicher „Vater aber in der evangelischen Lehre, der ihn in Christo geboren hat," war Johann Staupitz, der Ordensvikar oder Vorsteher der Augustinerklöster in Deutschland. Obwohl dieser wahrhaft geistliche Mann seines Berufes halber nicht immer in Erfurt sein konnte, widmete er dennoch dem begabten und innerlich so schwer bedrängten jungen Ordensbruder, so oft er konnte, seine ganze Aufmerksamkeit. Staupitz hatte selbst ähnliche Kämpfe, wenn schon nicht eben solche Anfechtungen, durchgemacht und erzählte ihm davon: „Ich habe mir oft, ja täglich vorgenommen, ich wollte mein Leben bessern, aber es war eine gar weite Frömmigkeit und wollte nichts daraus werden, noch von statten gehen, obwohls mein Ernst war, wie Petro, da er schwur, er wollte sein Leben bei Christo lassen. Das Gesetz Gottes sagt zu uns Menschen: Es ist ein großer Berg, du sollst hinüber. So sagt denn das Fleisch und die Vermessenheit: Ich will hinüber. Darauf spricht das Gewissen: Du kannst nicht.

Also macht des Menschen Wille und das Gesetz entweder Vermessenheit oder Verzweiflung." So sprach denn Staupitz zu sich selbst, da er merkte, daß der Mensch dem Gesetz Gottes doch nicht genug thun kann: „Ich mag Gott nimmer lügen, ich kanns doch nicht thun. Ich will eines guten Stündleins warten, daß mir Gott mit seiner Gnade begegne, sonst ists verloren." Er wies Luther immer wieder hin auf die Heilige Schrift und das Gebet und auf Christum, als den aus Liebe Menschgewordenen. Außer Christo, sagte er ihm, könne man Gott nicht erkennen. In den Wunden Christi solle er die Versehung (Prädestination), die ihn so schwer anfechte, verstehen lernen. „Der Vater ist zu hoch, darum sagt er: Ich will einen Weg geben, darauf man zu mir kommen möge, nämlich Christum. An den glaubt, hangt an ihm, so wird sichs zu seiner Zeit wohl finden, wer ich bin." In Christo Jesu liegen alle Schätze verborgen, außer ihm aber sind sie gar verschlossen. Derhalben bilde dir Christum wohl ein, so ist die praedestinatio schon im Werk, bist allbereit vorgesehen. Denn Gott hats zuvor ersehen, daß sein Sohn leiden würde um der Sünder, nicht um der Gerechten willen. Wer das glaubt, der soll das liebe Kind sein."

Staupitz lehrte Luther unterscheiden zwischen wirklicher Sünde und bloß eingebildeter, zwischen vermeintlichem Gottesschrecken und dem wahren Gott und Christus. Einmal schrieb Luther an Staupitz: O meine Sünde, Sünde, Sünde! Darauf gab ihm dieser die Antwort: „Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde; Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünde als die Eltern ermorden, öffentlich lästern, Gott verachten, die Ehe brechen 2c. Das sind die rechten Sünden. Du mußt ein Register haben, darin rechtschaffene Sünden stehen, soll Christus dir helfen; mußt nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus einem jeglichen Naturlaut eine Sünde machen." Als Luther Staupitz bekannte, wie ihm bei jener Prozession in Eisleben der Schweiß ausgebrochen sei und ihm nicht anders zu Sinn gewesen, als er würde vergehen vor großer Angst, erwiderte ihm sein Berater: „Ei, Eure Gedanken sind nicht Christus." Dabei verkannte Staupitz nicht, daß die Anfechtungen Luther zum Besten dienen müssen. „Sie sind Euch," sagte er, „nötiger denn Essen und Trinken. Ohne solche Versuchung würde nichts Gutes aus Euch."

Bei solchen Tröstungen und Zurechtweisungen lebte der so schwer Geängstigte allemal wieder neu auf. Denn die innern Kämpfe

ergriffen so sehr den ganzen Menschen, auch körperlich, daß er davon manchmal ward, „wie eine tote Leiche".

Allmählich fand er Ruhe, und als Gott in den folgenden Jahren dem Augustinermönche eine ganz neue Wirksamkeit im Berufe eines Lehrers der Theologie an der Universität Wittenberg gab, da ging ihm über gleichzeitigem Lehren und Lernen vollends das ganze Licht des Evangeliums auf. Werfen wir daher noch einen kurzen Blick auf seinen damaligen äußern Lebensgang.

Priesterweihe 1507 Im Jahr 1507 hatte Luther die Priesterweihe empfangen. Zur Primiz (der ersten Messe) fand sich der Vater mit stattlichem Gefolge aus der Heimat ein, da der Tod zweier Söhne an der Pest und die fälschliche Kunde, daß auch sein Martin gestorben sei, ihn zur Versöhnlichkeit gestimmt hatte. Als nun aber bei dem auf die kirchliche Feier folgenden Festmahle der Sohn ein Wort vom Vater begehrte, das seinen Mönchsstand billigen und segnen sollte, hub dieser vor allen Anwesenden an: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der Heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?" Darauf wußte der sonst so schlagfertige Sohn keine Antwort und als im weitern Verlauf des Gesprächs jenes Rufs vom Himmel Erwähnung gethan wurde, auf den hin Martin seinen Entschluß gefaßt habe, entgegnete der Alte: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespenst wäre." Dies Wort machte tiefen Eindruck auf den Sohn, und haftete Jahre lang in seiner Seele.

Der junge Priester nahm es nun aber mit seinem Berufe sehr ernst. Er hütete sich so ernstlich vor Sünden, daß er sogar im Beichtstuhl den Weibern auswich und in Erfurt nur eine, in Wittenberg nur drei weibliche Personen beichten hörte.

Berufung nach Wittenberg. Nun suchte in diesen Jahren der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen zur Hebung der von ihm neugegründeten Universität Wittenberg talentvolle Lehrer. Da wurde auch Luther, der in Erfurt
1508 schon Magister gewesen war, berufen. Zunächst hatte er Vorlesungen über den griechischen Philosophen Aristoteles zu halten und nur nebenbei hatte er die Verpflichtung, im Augustinerkloster, wo er wohnte, zu predigen. Schon im nächsten Jahre jedoch wurde er Baccalaureus der Theologie, bald darauf Sententiarius, d. h. er hatte über die mittelalterlichen Dogmatiker (Glaubenslehre) zu lesen. Wieder 3 Jahre später, also noch vor seinem 30. Lebensjahre, wurde er Doktor
1512 der Thologie. Doch hat Luther zu dem allem sich in keiner Weise vorgedrängt, vielmehr hat ihn das eine wie das andere schwere Über-

windung gekostet. Schon zum Predigen ließ er sich zwingen. Die Pflicht der Vorbereitung auf die verschiedenen Stufen des Lehramts stand ihm um so größer vor Augen, da er damals sehr schwach und kränklich war und es schien, als würde er nicht lange zu leben haben. Als er von seinem Ordensobern aufgefordert wurde, sich um die Doktorwürde zu bewerben, brachte er alle möglichen Gründe dagegen vor und sagte endlich: „Herr Staupitz, Ihr bringt mich um mein Leben, ich werde nicht ein Vierteil Jahrs leben.“ Staupitz aber erwiderte scherzend: „Wohlan, in Gottes Namen! Unser Herr Gott hat große Geschäfte, er bedarf droben auch kluger Leute“ und mit Berufung auf den dem Orden schuldigen Gehorsam beharrte er auf seinem Verlangen. An S. Lukas Tag (18. Oktober) wurde Luther zum Doktor der Heiligen Schrift befördert, wobei er „öffentlich einen teuren Eid zur Heiligen Schrift geschworen und zugesagt, dieselbige sein Leben lang zu studieren, zu predigen und den christlichen Glauben mit Disputieren und Schriften wider alle Ketzer zu vertreten, als ihm Gott helfe.“

Das Jahr zuvor hatte Luther, den Schlagfertigkeit und Gewandtheit zur Übernahme von Gesandtschaften besonders geeignet erscheinen ließ, im Auftrag seines Ordens eine Reise nach Rom machen müssen. Es waren bei den Augustinern Deutschlands Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht, die an höchster Stelle beglichen werden sollten. Dies Geschäft gelang es auch in wenigen Wochen abzuwickeln, so daß Luther selbst noch später dem römischen Gerichtshof (Curia Rotae) entschiedenes Lob spendete. Die größte Bedeutung aber hatte die Romreise für Luthers eigene innere Entwicklung. Der Auftrag des Ordens kam seinem schon lange gehegten Wunsche entgegen, Rom zu sehen und alle Gnadenmittel zu gebrauchen, die daselbst zum Heil der Seele angeboten würden. Besondere Wirkung versprach er sich, wenn er einmal in Rom Generalbeichte ablegen und da sich Absolution erteilen lassen dürfte. Wie er nun Rom zum ersten Male sah, warf er sich auf die Erde nieder, hob die Hände empor und sprach: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom.“ Er besuchte alle Kirchen und Kluften, wo die Gebeine vieler tausend Heiligen und unzählige Reliquien derselben aufbewahrt wurden. Vor der Kapelle Sankta Sanktorum war eine Treppe mit 28 Stufen, welche einst vor dem Richthause des Pilatus in Jerusalem angebracht gewesen sein soll. Da rutschte er auf den Knieen hinauf, um den von den Päpsten dafür verheißenen Ablaß zu verdienen. Aber während-

Reise nach Rom.

dem tönte wie Donner in seiner Seele das Wort, mit dem er sich in der letzten Zeit viel beschäftigt hatte: „Der Gerechte lebt seines Glaubens." Auch andern, insbesondere seinen Eltern, wollte er Gutes thun durch Seelenmessen, die er in Rom für sie las. Es war ihm schier leid, daß die Eltern noch lebten, weil er sie sonst mit Messelesen und andern trefflichen Werken und Gebeten hätte aus dem Fegfeuer erlösen können. Doch bereitete es ihm schweren Anstoß, wenn die römischen Priester während er noch in seiner Weise Messe las, ihn vom Altar wegzudrängen suchten mit den Worten: „Vorwärts, vorwärts, schicke unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim!" Sie selbst hatten im Hui eine Messe geschmiedet, nur um Geld damit zu verdienen. Mit dem Heiligsten in der Messe trieben sie ihren Spott gerade wie mit den kirchlichen Satzungen und waren noch viel unwissender als die deutschen Pfaffen.

Tief prägten sich dem Gedächtnisse Luthers der Anblick und die Erzählung von allen möglichen Werken des Unglaubens, des Geizes, der Unzucht und des Mordes ein, die um jene Zeit von Päpsten und Kardinälen offen oder geheim verübt worden waren. In Rom selber hörte er sagen: „Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut." Noch konnten aber all diese Dinge den Heiligenschein, mit dem für ihn Rom und das Oberhaupt der Kirche umgeben war, nicht zerstören. Später aber hat er ausgesprochen: „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte; ich müßte mich sonst immer besorgen, ich thäte dem Papste Gewalt und Unrecht; aber „was wir sehen, das reden wir."

Fortschritt in der Erkenntnis.

Hatte die letzte Zeit des Aufenthalts im Erfurter Kloster und weise Lenkung durch andere Luther zum Frieden mit seinem Gott und mit sich selbst gebracht, so verschaffte ihm die darauffolgende Lehrthätigkeit in Wittenberg einen eigenen festen Glaubensstandpunkt und die Fähigkeit, auch andere auf den rechten Weg zu leiten.

Die Grundlage für die nunmehrige Glaubensgewißheit bildete das in Erfurt zuletzt ausschließlich betriebene Schriftstudium. Die allegorische Bibelauslegung, die ihn verwirrte, hatte Luther beiseite gelegt und es vorgezogen, sich allein „mit der Bibel zu würgen." Tagelang konnte er einen einzigen Spruch in Kopf und Herz verarbeiten. Jetzt ging er dem Grundtexte nach. So mangelhaft noch seine Kenntnisse im Hebräischen waren, so hatte er sich wenigstens ein hebräisches Wörterbuch angeschafft. Die ihm bisher ganz fehlende Kenntnis des Griechischen, welche allein zu einem vollen Verständnis

des Neuen Testaments helfen kann, suchte er durch den Verkehr mit Lehrern des Griechischen sich anzueignen.

Zwar mußte er sich in Wittenberg zuerst wohl oder übel wieder an die lange zurückgestellte Philosophie und kirchliche Theologie machen. Sein ausgezeichneter Verstand und treffliches Gedächtnis machten ihn bald wieder und noch besser als früher damit vertraut, so sehr er sich innerlich sehnte nach einer solchen Theologie, „welche den Kern der Nuß und das Mark des Weizens und das Mark der Knochen erforscht."

Bereits legte er an heidnische und christliche Schriftsteller als Maßstab an, ob sie die Erkenntnis Christi und der Gerechtigkeit in ihm fördern oder nicht. Aus diesem Grunde schätzte er den heiglien Bernhard*) und besonders auch Augustinus, der „den Pelagianern,**) so den freien Willen verteidigten, so hart zusetzte und von der Gnade Gottes treulich lehrte." Außerdem verstattete er um jene Zeit am meisten Einfluß auf seine Anschauungen Tauler,***) und einem andern Büchlein mystischer Art, das durch Luther den Namen Deutsche Theologie erhalten hat. Bei den Schultheologen war Tauler freilich unbekannt. Luther aber rühmte von seinen Predigten, daß sie ihn „in den Geist geführt haben." Von der deutschen Theologie sagt er, „sie schwebe nicht oben wie Schaum auf dem Wasser, sondern sei aus dem Grunde des Jordans von einem wahrhaftigen Israeliten erlesen. Nächst der Bibel und Augustin sei ihm kein Buch vorgekommen, aus dem er mehr erlernt habe, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien."

Seit der Übernahme der Doktorwürde war es Luther eine frohe Pflicht, in seinen Vorlesungen nur noch biblische Bücher zu erklären, woran er allen weiteren Unterricht knüpfte. Er las über Psalmen, Römer- und Galaterbrief und machte über dem Lehrgeschäfte selbst die größten Fortschritte. Hören wir, wie ihm die volle Erkenntnis des Evangeliums aufging:****) „Ich hatte das herzlichste Verlangen, den Brief Pauli an die Römer recht zu verstehen, woran mich aber immer das Wort „Gerechtigkeit" hinderte, Kap. 1, 17, wo Paulus spricht, die Gerechtigkeit Gottes werde im Evangelium geoffenbart. Ich war dem Worte „Gottes Gerechtigkeit" sehr feind, denn nach dem Brauch aller Lehrer war ich nicht anders unterrichtet, als daß ichs von von solcher Gerechtigkeit verstehen müßte, wonach Gott gerecht ist und die Sünder straft. Obgleich ich nun ein unsträflicher Mensch war, fühlte ich mich doch als großer Sünder vor Gott, dazu

---

*) Vrgl. I, 229. **) I, 311 ff. ***) I, 320, ff. ****) Nach Burk, S. 71.

war ich furchtsamen Gewissens und traute mich nicht, Gott durch meine Genugthuungen und Verdienste zu versöhnen. Ich liebte daher den gerechten und zornigen Gott durchaus nicht, sondern zürnte heimlich auf ihn. Da ergrimmte ich oft in meinem erzürnten Gewissen und sann Tag und Nacht der wahren Meinung Pauli nach, wodurch ich denn zuletzt erkannte, sie sei so zu fassen: Durchs Evangelium wird die Gerechtigkeit geoffenbart, die vor Gott gilt, in welcher uns Gott aus Gnaden und Barmherzigkeit rechtfertigt, wie geschrieben steht: „Der Gerechte lebt seines Glaubens." Alsbald fühlte ich mich wie neugeboren, es deuchte mir, ich habe die offene Pforte des Paradieses gefunden. Nun sah ich die Heilige Schrift ganz anders an, durchlief ihren ganzen Inhalt, soweit mein Gedächtnis reichte und fand, Gottes Gerechtigkeit heiße um so gewisser, daß er uns gerecht macht, da alles so wohl stimmte."

Predigtthätigkeit. Wegen der Kränklichkeit des Pfarrers an der Stadtkirche zu Wittenberg übertrug die Stadt Luther das Predigtamt daselbst. Das benützte er nun, auch den angefochtenen und um ihr Seelenheil ringenden Gliedern der Gemeinde den Trost des Evangeliums zu bieten, sie hinzuführen zu Christo und der Gerechtigkeit in ihm, die Weisheit des von Gott auferlegten (nicht selbsterwählten) Kreuzes jedermann zu preisen. Daneben griff er mit kräftigen Worten Sünden und Ärgernisse, welche bei Bürgern oder Studenten sich fanden, an. Er predigte nicht nur über die Perikopen. Es war ihm nicht zu viel, an einem Tage auch eine dritte und vierte Predigt zu halten. Dazu suchte er dann die vergessenen Grundlagen des Christentums,
1516 Zehn Gebote und Vaterunser hervor und erklärte sie dem Volk in fortlaufenden Predigten. Diese Predigten legten mehr und mehr die Kunstform der mittelalterlichen Predigt ab. Wie sie von Herzen kamen, so redeten sie ganz natürlich mit dem Volk in seiner Sprache und zogen auch dadurch um so mehr Zuhörer herbei. Schon gab
1517 Luther auch für die Gemeinde seine erste deutsche Schrift, eine Übersetzung und Auslegung der 7 Bußpsalmen, heraus.

Ordensvikariat. In denselben Jahren hatte er den im Auslande abwesenden Staupitz als Ordensvikar zu vertreten und bewährte sich auch in dieser Stellung als trefflicher Vorsteher und Seelenleiter, der über dem ökonomischen Stand und der äußern Ordnung der ihm unterstellten Klöster die Hauptsache nicht vergaß: den Unterricht der Jugend und die evangelische Zurechtweisung der Irrenden.

In seinem Lehramte an der Universität nahm er jetzt entschieden

und mit Erfolg den Kampf gegen die verfehlte Lehrweise der Scholastik und die unselige Herrschaft des Philosophen Aristoteles auf, in welcher er wohl mit Recht eine Hauptursache der argen Verdunklung der Heilswahrheit sah. Er that dies in Vorträgen, Briefen und namentlich auch in Disputationen, welche die Studenten unter seiner Leitung zu halten hatten. Mit dem allem dachte er entfernt nicht daran, sich mit der Kirche in Widerspruch zu setzen. Er wünschte sie nur gereinigt zu sehen von einem Wust von Lehrmeinungen und Menschensatzungen, welche den Leuten statt dem Brot des Wortes Gottes Steine geben und die Priester an ihrem wahren Berufe hindern, das Wort Gottes so zu treiben, daß die Seelen aus Gott geboren werden. Feinde machte er sich freilich damals schon manche durch sein ganzes Auftreten, aber auch Freunde, nicht nur in Wittenberg, sondern auch auswärts, wie z. B. in Nürnberg, wo man durch seinen ehemaligen Kollegen Scheurl auf ihn aufmerksam geworden war.

Thätigkeit an der Universität.

Durch Widerspruch so wenig als durch Lob ließ er sich jedoch verleiten, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen. Unerschrocken that er seine Pflicht, da wo sein Beruf ihn hinstellte; aber nicht auf große Thaten und Kämpfe stand sein Sinn, sondern auf baldigen Tod. So elend war sein leibliches Befinden. Er konnte schreiben: „Ich war der Welt abgestorben, bis daß es Gott Zeit deuchte und mich Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb."

2. Der Ablaßstreit.

Wir haben Ursprung und Bedeutung des Ablasses in der ersten Hälfte dieses Buches S. 282 ff. kennen gelernt. Trotz dem vielfachen Ärgernis, das derselbe erregte, ließ die römische Kirche sich nicht davon abbringen, sondern fand immer wieder Gelegenheit, in demselben sich eine gute Einnahmequelle zu eröffnen. So schrieb Papst Leo X einen Ablaß aus, um das Geld für den von seinem Vorgänger, Julius II, begonnenen Neubau der Peterskirche in Rom zu bekommen.

Der Ablaß Leos X.

1516

Diesen Ablaß in einem großen Teile Deutschlands aufzubringen übernahm der Erzbischof Albrecht von Mainz. Er hatte 30 000 Gulden entlehnen müssen, um das erzbischöfliche Pallium in Rom zu bezahlen.*) Diese Summe seinen Unterthanen nicht aufzulegen, hatte er sich verbindlich gemacht. Um so bessere Gelegenheit, sich der Schuld

*) Vrgl. I, 118.

zu entledigen, schien ihm die Beteiligung am Ablaßgeschäft. Denn es wurde ihm dafür die Hälfte der eingehenden Ablaßgelder in Aussicht gestellt. Albrecht brauchte nur nach Kommissären, die das eigentliche Geschäft in die Hand nahmen, sich umzusehen. Hiefür hatte er zuerst die Franziskaner ins Auge gefaßt, diese aber hatten für den Auftrag gedankt. An ihrer Stelle gewann er andere, unter denselben den schon von früher her mit dem Ablaßverkauf vertrauten, im Geschäft sehr rührigen Dominikanermönch Johann Tetzel.

Den Kommissären gab der Erzbischof eine Anweisung mit, worin als die durch den Ablaß gewährten Gnaden angepriesen waren:

1. Vollkommene Vergebung aller Sünden.

Als die Bedingung für die Erlangung dieser ersten Gnade war beigefügt, daß man ein zerknirschtes Herz habe und beichte, oder wenigstens zu beichten beabsichtige.

2. Ein Beichtbrief, der den Empfänger berechtige, sich einen beliebigen Beichtvater*) zu wählen, um sich von Verbrechen und Strafen absolvieren zu lassen.

3. Teilnahme an allen Gütern der allgemeinen Kirche (vrgl. I, S. 284 f.).

4. Für die Seelen der Abgeschiedenen im Fegfeuer voller Ablaß aller ihrer Sünden.

Diesen allgemeinen Gnaden war dann noch ein Verzeichnis von weitern 7 Privilegien angehängt, wofür aber nochmals bezahlt werden mußte. Darunter war das Recht, abgelegte Gelübde in andere gute Werke umwandeln lassen, unter gewissen Umständen unrecht Gut behalten zu dürfen rc.

Mit großem Gepränge wurden die Ablaßverkäufer, wohin sie kamen, empfangen. Die päpstliche Ablaßbulle wurde „auf einem samtenen oder goldenen Tuch daher getragen. Alle Priester, Mönche, der Rat, Schulmeister, Schüler, Mann, Weib rc. gingen mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Prozession entgegen. Da läutete man alle Glocken, schlug alle Orgeln, begleitete den Kommissär in die Kirchen, richtete ein rot Kreuz mitten in der Kirche auf, da hing man des Papstes Panier an."

Tetzels Ablaßpredigt. Die Erwartung wurde noch gesteigert durch die Predigt des Ablaßverkäufers, der die Ablaßgnade in den überschwenglichsten Ausdrücken pries. Er sagte, „sein rotes Kreuz mit des Papstes Wappen

*) Vrgl. I, 280, unten, mit 119 unten.

wäre eben so kräftig als das Kreuz Jesu Christi. Ferner, er wollte im Himmel mit Sankt Petern nicht beuten (wechseln), denn er hätte mit seinem Ablaß mehr Seelen erlöst, denn Sankt Peter mit seinem Evangelio. Wiederum, die Ablaßgnade wäre eben die Gnade, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt würde. Endlich, es wäre unnötig, Reue, Leid oder Buße für die Sünde zu haben, wenn einer sein und des Papstes Gnade und Sicherbrief kaufte. Denn sobald der Pfennig im Kasten klinge, so führe die Seele aus dem Fegfeuer in den Himmel. Solche große Gnade und Gewalt wäre ihm zu Rom aufgetragen. Da einer sich auch an Marien, der Mutter Gottes, vergriffen hätte, könnte ers neben künftigen Sünden vergeben, wenn derselbe in Kasten legte, was sich gebührt."

Tetzel gab den Pfarrern auch seinerseits Anweisung, wie sie für den Ablaß wirken und von ihm predigen müßten. Sie sollten den Leuten vorrechnen, daß man für jede Todsünde noch nach abgelegter Beichte und Reue 7 Jahre lang Buße thun müsse, entweder in diesem Leben oder im Fegfeuer, und „wieviele Todsünden werden begangen an einem Tage, in einer Woche, in einem Monat, in einem Jahre, in der ganzen Lebenszeit! Sie sind beinahe unendlich und unendlich muß die Pein des Fegfeuers sein, die dafür auszustehen ist." Daraus möge man abnehmen, was einem mit den oben aufgeführten Gnaden dieses einen Ablaßbriefes geschenkt werde. „Wer eine Reise macht nach Rom oder sonst in gefährliche Gegend, trägt sein Geld auf eine Bank und läßt 6 oder 10% liegen, damit er an seinem Bestimmungsorte sein Geld sicher in Empfang nehmen kann. Ihr aber wollt nicht um $^1/_4$ Gulden diesen Brief nehmen, kraft dessen ihr nicht Geld, sondern die von Gott stammende, unsterbliche Seele unverletzt und sicher hinüberbringen könnt in die Heimat des Paradieses?"

Luthers Entrüstung über den Ablaßhandel.

Man begreift, wie Luther, als er von solchem Treiben hörte, innerlich ergrimmen mußte darüber, daß der von ihm unter den heißesten Kämpfen errungenen und über alles hochgeschätzten Gnade Gottes in Christo ein solch schnöder Wechselbalg unterschoben wurde. Dazu war er „ein junger Doktor, neulich aus der Esse gekommen, hitzig und lustig in der Heiligen Schrift."

Zwar im Kurfürstentum Sachsen hatte Tetzel keinen Zutritt. Herzog Friedrich kannte seinen Tetzel; hatte er ihn doch früher einmal in Innsbruck durch seine Fürsprache bei Kaiser Maximilian vom Tode des Ersäuftwerdens errettet, den er wegen Ehebruchs erleiden

sollte. Aber Luther war auf Tetzel schon im Jahr 1516 bei einer Inspektionsreise gestoßen. Von dieser Zeit an hatte er den Ablaß zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht und wiederholt gegen die mit ihm verbundenen Mißbräuche gepredigt. Im Herbst 1517 kam nun Tetzel in die Nähe Wittenbergs, nach Jüterbogk, Zerbst und andern Orten. Dahin liefen ihm die Wittenberger nach. Luther aber brachten sie den erhaltenen Brief und verlangten auf Grund desselben Absolution, ohne sich zum Aufgeben ihrer Fleischessünden, zur Zurückgabe unrechten Guts und ähnlichem verbindlich machen zu wollen. Daraufhin verweigerte ihnen Luther die Absolution. Er belehrte die Gemeinde aufs neue in der Predigt über den Ablaß.

95 Thesen über den Ablaß. 31. Okt. 1517

Für die Gelehrten aber schlug er am 31. Oktober an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze an mit der Überschrift: Disputation Martin Luthers, des Theologen, zur Erklärung der Kraft der Ablässe." Streng genommen wußte damals niemand, was der Ablaß war, was durch ihn nachgelassen werden sollte und worauf er sich gründete, und deswegen konnten Verkäufer wie Tetzel alles daraus machen, was ihnen beliebte und Käufer anlockte. Wollte jemand dawider reden, so drohte Tetzel, der zugleich Ketzermeister war, sofort mit dem Scheiterhaufen. Nur Luther scheute sich nicht, „der Katzen die Schellen anzubinden." Indem er ein öffentliches Gespräch über den Ablaß herbeiführen wollte, hoffte er mehr Klarheit in die verworrene Sache zu bringen und dadurch sich und andern den Weg zur Beseitigung des von den Ablaßhändlern gegebenen Ärgernisses zu bahnen.

Luthers erste These lautet daher: „Unser Herr und Meister, wenn er sagt: Thut Buße (poenitentiam agite), will, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei." Diese Buße, sagt er dann im weitern, sei wohl zu unterscheiden von der kirchlichen (sakramentalen) Buße, welche in Beichte und Genugthuung besteht. Die Genugthuung, welche die Kirche oder der Papst auferlegt, kann er auch nachlassen, nicht so die Pein (poena), welche Gott selbst der Sünde gegeben hat. Diese währt, so lange der Haß des Sünders gegen sich selbst, d. i. gegen die wahre innere Buße (poenitentia) währt.

Daher irren die Ablaßverkäufer, welche sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Strafe befreit und selig werde (21). Die durch Ablaßbriefe ihres Heils gewiß zu sein glauben, werden in Ewigkeit mit ihren Lehrmeistern verdammt werden (32). Gar sehr hüten muß man sich vor denen, welche sagen, des Papstes Ablaß sei jenes unschätzbare Geschenk Gottes, wodurch der Mensch Gott versöhnt werde (33). Wir

sagen, daß des Papstes Ablaß nicht die geringste tägliche Sünde mit Beziehung auf die Schuld wegzunehmen vermag ([76]).

Wahnwitz ist es, zu meinen, die Ablaßgnade sei so stark, daß sie auch den lösen würde, der Maria entehrt hätte ([75]). Blasphemie (Lästerung) gegen den heiligen Petrus und den Papst ist es, wenn man sagt, der heilige Petrus selbst hätte keine größeren Gnaden zu verleihen, wenn er heute Papst wäre ([77]). Blasphemie ist die Behauptung, das mit des Papstes Wappen gezierte Kreuz sei ebenso kräftig als das Kreuz Christi ([79]).

Schon ringt Luther mit der Erkenntnis, daß der Ablaß neben wahrer Buße und Gottes Gnade überhaupt keinen Platz hat, sowie daß er echte Buße und christliche Liebe zerstöre. Doch sucht er den Ablaß noch zu halten, nicht eben mit guten Gründen, sondern als gehorsamer Sohn der Kirche.

Jeglichem Christen, der wahrhaft reuig ist, gehört völliger Erlaß von Strafe und Schuld auch ohne Ablaßbriefe ([36]). Jeglicher wahre Christ, er sei lebendig oder tot, hat Anteil an allen Gütern Christi und der Kirche auch ohne Ablaßbriefe, durch Gottes Geschenk ([37]). Dennoch ist des Papstes Vergebung keineswegs zu verachten, denn sie ist eine Erklärung der göttlichen Vergebung ([38]).

Wahrhafte Reue sucht und liebt Bußpein, der Reichtum des Ablasses aber macht sie leicht und bewirkt, daß man ihr gram werde ([40]).

Vorsichtig soll man den Ablaß predigen, damit das Volk nicht fälschlich meine, er werde den andern guten Werken der Liebe vorgezogen ([41]). Man soll sie lehren, es sei besser gethan, wenn man einem Armen gebe oder einem Dürftigen leihe, als wenn man Ablaß kaufe ([43]). Lehren soll man die Christen, daß sie, wenn sie nichts Überflüssiges besitzen, verbunden sind, das Notwendige für ihr Haus zu behalten und nicht für Ablässe des Papstes zu verschwenden.

Man soll die Christen lehren, daß die Ablässe des Papstes nützlich seien, sofern man nicht sein Vertrauen auf sie setze, daß sie aber gar schädlich werden, wenn man die Furcht Gottes durch sie verliere ([49]). Die Bischöfe und Seelsorger sind verbunden, die Kommissäre der päpstlichen Ablässe mit aller Ehrfurcht zuzulassen ([69]). Doch noch mehr sind sie verbunden, mit offenen Augen darauf zu achten und mit offenen Ohren darauf zu merken, daß jene nicht statt des päpstlichen Ablasses ihre eigenen Träume predigen ([70]).

Man soll die Christen lehren, wenn der Papst der Ablaßpre-

diger Schinderei kennete, so würde er lieber haben, daß Sankt Peters Kirche zu Asche werde, als daß sie mit seiner Schafe Haut und Bein aufgebaut werden sollte. Man sollte sie lehren, der Papst wäre wie schuldig, so auch willens, denjenigen Leuten, von denen meistenteils das Ablaßgeld durch gewisse Prediger herausgelockt werde, von seinem eigenen Geld auszuteilen und zu diesem Behuf, wenns nötig wäre sogar die Peterskirche zu verkaufen ([50 51]). Die ausschweifende Gnadenpredigt macht es auch Gelehrten nicht leicht, die päpstliche Ehre gegen böse Nachreden oder wenigstens vor scharfen Fragen des gemeinen Mannes zu verteidigen ([81]): „Wenn der Papst wegen des bloßen Geldes für einen Kirchenbau so viele Seelen vom Fegfeuer los macht, warum leert er es nicht ganz aus um der allerheiligsten Liebe und der großen Not der Seelen willen? Warum bleiben Totenmessen und Jahrtage und läßt er nicht die für die Verstorbenen zu diesem Zweck gemachten Stiftungen zurückgeben, da es doch unrecht ist, für Erlöste zu beten?" ([82 83])

Die kirchlichen Bußsatzungen sind allein den Lebenden aufgelegt und es soll gemäß denselben Satzungen den Sterbenden nichts auferlegt werden ([8]). Unwissend und übel handeln die Priester, welche den Sterbenden solche Satzungen fürs Fegfeuer vorbehalten. Dieses Unkraut, daß man kirchliche Pein in Pein des Fegfeuers umwandelt, scheint ausgesät worden zu sein, da die Bischöfe schliefen ([9 10]). Menschenpredigt ist es, zu sagen, daß die Seele herausfliege (aus dem Fegfeuer), sobald das Geld im Kasten klinge ([27]).

Die Schätze der Kirche, aus welchen der Papst Ablaß giebt, sind bei der Gemeine Christi weder genügend benannt noch genugsam bekannt ([56]). Der wahre Schatz der Kirche ist das hochheilige Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Dieser Schatz ist billig der verhaßteste, dieweil er aus den Ersten die Letzten macht. Der Ablaßschatz aber ist billig der angenehmste, weil er aus den Letzten die Ersten macht. Darum sind die Schätze des Evangeliums Netze, womit man vor Zeiten Leute des Reichtums fischte. Die Ablaßschätze aber sind Netze, womit man jetzt den Reichtum der Leute fischt ([62-66]).

Die Thesen schließen: Hinfahren mögen alle die Propheten, welche zu Christi Volk sagen: „Friede, Friede," und ist doch kein Friede. Wohl ergehen müsse es allen den Propheten, welche zu Christi Volk sagen: „Kreuz, Kreuz!" und ist doch kein Kreuz. Vermahnen soll man die Christen, daß sie ihrem Haupte, Christus, durch Pein, Tod und Hölle zu folgen sich befleißen, und daß sie also vielmehr durch

mancherlei Trübsal als durch einen sichern Stand des Friedens in den Himmel einzugehen sich getrösten."

Wir sehen, wie Luther in den Thesen sich müht, an dem Ablaß, weil er vom Papste stammt, noch etwas Gutes zu lassen. Welch kindliches Zutrauen hat er zu der Selbstlosigkeit und echt christlichen Gesinnung des Oberhauptes der Kirche! Wie ist es ihm darum zu thun, den Lästerern das Maul stopfen zu können! Nur um die Auswüchse des Ablasses zu beseitigen — welche selbst ein Janssen nicht verschweigen kann —, faßte er den Handel an. Deswegen schickte er auch die Thesen am Tage des Anschlags an seinen nächsten Vorgesetzten, den Bischof von Brandenburg und an den Oberkommissär, den Erzbischof von Mainz, mit einer ebenso demütigen als offenherzigen Bitte, der Erzbischof möge doch zu Vermeidung von Ungelegenheiten den Ablaßverkäufern eine andere Instruktion geben.

Der Erzbischof gab keine Antwort. Der Bischof von Brandenburg suchte Luthers Eifer abzukühlen. Tetzel aber schäumte vor Zorn und verkündigte in Berlin: „Der Ketzer soll mir in 3 Wochen ins Feuer geworfen werden, in einem Badhütlein (Ketzermütze) gen Himmel fahren." Auch benützte Tetzel die Gelegenheit, um durch Aufstellung von Gegenthesen, welche er den Lutherischen Sätzen gegenüberstellte, sich in Frankfurt a. O. die Doktorwürde zu erwerben. Von Rom aus schrieb gegen Luther ein hoher päpstlicher Beamter, Silvester Prierias. Beide rechtfertigten den Ablaß bis auf die oben angeführten anmaßenden Behauptungen Tetzels hinaus und betonten mit dem größten Nachdruck die alle Konzilien wie die Heilige Schrift selbst überragende Gewalt und Unfehlbarkeit des Papstes, vermöge welcher er auch Einrichtungen treffen könne, von denen man früher nichts gewußt habe. Gegner der Thesen.

Mit solcher Verteidigung des Ablasses besserten freilich diese beiden die Sache in den Augen der Einsichtigen und Redlichen nicht, und Luther selbst machten ihre Angriffe wenig Kummer. Ernster nahm er die Gegnerschaft des Ingolstädter Theologen Eck, mit dem man ihn früher in freundschaftliche Verbindung zu bringen gesucht hatte, und der durch wirkliche Gelehrsamkeit und Scharfsinn sich auszeichnete.

Jedoch eilte Luther mit der Entgegnung auf diesen dreifachen Angriff nicht, sondern wartete ein halbes Jahr zu. Er suchte und fand erst für sich selber noch größere Klarheit über die einschlägigen Fragen. Nachdem auch noch ein Augustinerkonvent in Heidelberg

im April 1518 ihm Gelegenheit verschafft hatte, in einer Disputation mit den dortigen Theologen die Grundlagen seiner Theologie zu entwickeln, machte er sich erst an die Widerlegung seiner Gegner. Zu seinen eigenen Ablaßthesen arbeitete er gleichzeitig eine ausführliche Erklärung (Resolutiones) aus, welche er, immer noch vom besten Zutrauen zu Leo X erfüllt, dem Papste widmete.

Dieser hatte in der That zuerst die ganze Streitigkeit unter den Deutschen für ein bloßes Mönchsgezänk angesehen und sich selbst anerkennend über Luthers hohe Begabung ausgesprochen. Aber sehr bald schon hatte er wie die ganze römische Partei herausgefunden, daß der Angriff Luthers nicht ein unbedeutendes Außenwerk tadle, sondern die Burg der päpstlichen Allgewalt selbst antaste, welche die einzige Quelle des Ablasses war. Der Papst ließ deshalb Luther den Prozeß machen, in der Hoffnung, das Feuer ersticken zu können, ehe es eine größere Ausdehnung gewänne.

Vorladung Luthers nach Rom.

Es wurde für seine Angelegenheit ein besonderes Gericht in Rom bestellt. Schon am 7. August 1518 erhielt Luther die Vorladung, binnen 60 Tagen vor demselben zu erscheinen. Allein es lag vor jedermanns Augen, welchen Ausgang der Prozeß Luthers genommen haben würde, wäre er in Rom zu Ende geführt worden. Vielleicht hätte man den der römischen Herrschaft so gefährlichen Mann schon auf der Reise beiseite geschafft. Daher verhinderte Kurfürst Friedrich, der in Luther den geachtetsten Lehrer seiner Universität ehrte und von der Übereinstimmung der Aussagen Luthers mit der Heiligen Schrift innerlich überzeugt war, die Abreise und wußte es durchzusetzen, daß Luther vielmehr bei einem in Augsburg abzuhaltenden Reichstag vor dem päpstlichen Legaten Thomas Vio von Gaeta (daher kurzweg Cajetanus genannt) erscheinen durfte.

Luther in Augsburg 12. Okt. 1518

Cajetan stellte sich zuerst sehr freundlich gegen Luther, wollte aber weder Erklärungen von Luther annehmen, noch ihn eines Bessern belehren, sondern verlangte einfach Widerruf. Dazu verstand sich hinwiederum Luther nicht. Nachdem infolge der Bitte Luthers, ihm seine Irrtümer zu benennen, es doch zu mehrtägiger mündlicher und schriftlicher Auseinandersetzung gekommen war, soll Cajetan geäußert haben: „Ich mag nicht weiter mit dieser Bestie reden, denn er hat tiefe Augen und wundersame Spekulationen in seinem Kopfe.“ Jetzt setzte Luther mit dem Beistand eines Notars eine Berufung von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden auf, schrieb auch noch zweimal an den Kardinal, ohne Ant-

wort zu bekommen. Nun aber fürchteten Luthers Freunde ernstlich für seine Sicherheit. Denn Cajetan hatte schon bei der letzten Zusammenkunft mit Luther diesem mit einer päpstlichen Vollmacht gedroht,*) über Luther und alle seine Anhänger den Bann auszusprechen, alle Städte und Länder aber, welche ihn beherbergen, mit dem Interdikt zu belegen. Darum öffnete man Luther in der Nacht des 20. Oktober ein kleines Pförtlein in der Stadtmauer. „Der Rat der Stadt gab ihm einen alten Ausreiter mit, der die Wege kannte. Ohne Hosen, Stiefeln und Sporen ritt er davon — am ersten Tag acht Meilen weit bis ins Städtchen Monheim auf der Straße nach Nürnberg. Als er abends im Stall abstieg, konnte er nicht stehen und fiel stracks auf die Streu.“ Am 31. Oktober kam er wohlbehalten nach Wittenberg zurück.

Trotz der päpstlichen Aufforderungen, Luther auszuliefern, hielt Kurfürst Friedrich seine schützende Hand über ihm. Er verlangte von dem Papste eine gründliche Erörterung der Sache Luthers in Deutschland selbst. Diesen mahnte er nur fortgesetzt zu Mäßigung und Zurückhaltung.

Der Papst suchte nun durch Ehren und Gunstbezeigungen Friedrich dahin zu bringen, daß er Luther fallen lasse und ihn nach Rom schicke. Friedrich hatte früher Verlangen gezeigt nach der goldenen Rose (einem päpstlichen Verdienstorden). Jetzt wurde der päpstliche Kammerherr Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, mit einem Mahnschreiben an den Kurfürsten und zugleich mit der goldenen Rose nach Deutschland geschickt. Mit der Überreichung derselben zögerte er aber so lange, daß das Geschenk den beabsichtigten günstigen Eindruck auf den Fürsten ganz verfehlte.

Vermittlungsversuch des Herrn v. Miltitz Januar 1519

Im übrigen war Miltitz, so sehr er später von römischen Eiferern geschmäht worden ist, der einzige, der jetzt noch die für Rom so sehr erwünschte friedliche Beilegung des Streites hätte herbeiführen können. Er veranstaltete in den ersten Tagen des Januar 1519 eine Zusammenkunft mit Luther zu Altenburg. Da ging er auf Luthers Wunsch ein, seine Sache dem Urteil eines deutschen Bischofs unterbreitet zu sehen. Dafür versprach ihm Luther, daß er „dieser Materie hinfürder stille stehen und die Sache sich selbst zu Tode bluten

---

*) Diese Vollmacht bekam Luther wenige Tage später selbst zu Gesicht. Ehe er noch verhört war, wurde er darin als ausgemachter Ketzer behandelt und Cajetan war beauftragt, ihn mit Hilfe der weltlichen Macht in seine Gewalt zu bringen und bis auf weitere päpstliche Verfügung ihn in sicherer Haft zu halten.

lassen wolle, sofern der Widerpart auch schweige." Auch richtete Luther der Abmachung gemäß ein Schreiben an den Papst, worin er diesen seiner Treue gegen die römische Kirche versichert, zwar keinen Widerruf, aber Stillschweigen in Aussicht stellt und allzugroße Schärfe bei dem Streit angewendet zu haben gesteht. Selbst an das Volk wendete sich Luther mit einer Erklärung, daß er in verschiedenen Artikeln, wegen deren er verdächtigt werde, vom Glauben der ganzen Christenheit keineswegs abweiche.

Miltitz hatte Luther vorgeworfen, daß er üble Meinungen über den Ablaß unter das Volk geworfen habe. Dennoch ging er auch mit Tetzel scharf ins Gericht. Er hielt ihm alle seine Sünden, darunter auch die Selbstbereicherung durch den Ablaßhandel vor. Dieser nahm sich die Sache so zu Herzen, daß er unter dem Einfluß von Angst und Kummer im darauffolgenden Sommer starb.

3. Luthers Kampf gegen das Papsttum.

Es ist sehr zu bezweifeln, ob der Papst das zwischen Miltitz und Luther getroffene Abkommen genehmigt haben würde, da man päpstlicherseits den Fall durchaus in Rom zu Ende zu bringen begehrte und seinen Gewohnheiten, also auch dem Ablaß, nicht das mindeste abbrechen zu lassen gewillt war.

Daß das Abkommen gar nicht gehalten wurde, dafür sorgte Dr. Eck. Eck war ein leidenschaftlicher Disputator, der an ausländischen Universitäten herumreiste, um seine Kunst zu zeigen und vor Begierde brannte, mit derselben die Lutherische Theologie als Ketzerei zu erweisen. Auf Luthers Seite stand damals ein Mann von gleicher Eitelkeit, nur nicht von derselben Stärke wie Eck: Dr. Andreas Bodenstein von Karlstadt, gewöhnlich Doktor Karlstadt genannt. Zwischen ihm und Eck schwebte schon lange ein Streit um Gnade und freien Willen. Sie wurden einig, ihn in einer Disputation zum Austrag zu bringen, welche sie in Leipzig zu halten gedachten. Zwar wollte ihnen die Universität die Erlaubnis dazu verweigern; allein Herzog Georg von Sachsen, mit dem Kurfürst Friedrich einig war, setzte die Abhaltung durch.

Die Leipziger Disputation.

Eben als Luther Miltitz das Versprechen des Stillschweigens gegeben hatte, wenn die Gegner auch schweigen würden, erhielt er von Eck dessen Thesen für die Disputation eingesandt. Dieselben enthielten in dieser ihrer ersten Gestalt gar nichts von Gnade und freiem Willen, wandten sich aber gegen alles, was Luther seither

vorgetragen hatte, dessen Lehre von Buße, Ablaß, dem Schatz der Kirche und dem Fegfeuer. Die letzte der 12 Thesen endlich lautete: „Wir leugnen, daß die römische Kirche vor den Zeiten Silvesters (des Zeitgenossen Konstantins) nicht über den andern Kirchen gestanden habe; sondern wir haben denjenigen, welcher den Stuhl Petri einnahm, für den Nachfolger Petri und den allgemeinen Nachfolger Christi jederzeit erkannt." Diese These konnte sich gegen gar niemand sonst als gegen Luther richten. Denn nur er hatte diesbezügliche Äußerungen gethan. Dem für sein Fortkommen besorgten Karlstadt fiel es auch gar nicht ein, über diesen heiklen Punkt sich in einen Streit mit Eck einlassen zu wollen. Daher war Luther sehr entrüstet darüber, daß Eck unter dem Vorgeben einer Disputation mit Karlstadt ihn persönlich treffen wolle. Unter diesen Umständen glaubte er sich von dem Miltitz gegebenen Versprechen entbunden und verfaßte selbst die Gegenthesen zu den jetzt erst von Eck durch die Hereinziehung der Lehre von Gnade und freiem Willen auf die Zahl 13 gebrachten Sätzen. Seine 13. These lautete: „Daß die römische Kirche über allen andern stehe, wird bewiesen aus den frostigsten, innerhalb der letzten 400 Jahre aufgekommenen päpstlichen Dekreten, gegen welche zeugt die beglaubigte Geschichte von 1100 Jahren, der Text der Heiligen Schrift und das Dekret des nicänischen Konzils, des heiligsten unter allen."

Am 27. Juni 1519 wurde die Disputation eröffnet. Nachdem der an Leib und Geist starke, nur nicht ebenso redliche Eck 4 Tage lang gegen Karlstadt siegreich gekämpft hatte, stritt er weitere 5 Tage mit Luther über die letzte These, d. h. über das göttliche Recht*) des Papsttums. Das große Ereignis der Disputation war, daß es dem Eck gelang, Luther zu der Äußerung zu verlocken, unter den Sätzen des Hus, welche in Konstanz verdammt worden seien, seien etliche ganz christliche und evangelische wie der: „Es giebt nur eine allgemeine christliche Kirche**)." Dieser Satz sei auf Betreiben gottloser Schmeichler ungerecht verdammt worden.

Zwar meinte Luther damals noch, die Böhmen hätten sich trotzdem nicht von der Kirche trennen sollen. Allein das Gesagte war für Eck genug, zu triumphieren, daß sich demnach Luther selbst zum Genossen der böhmischen Ketzer mache, und daß er das von der ganzen römischen Kirche anerkannte Konstanzer Konzil beschuldige,

---

*) Vrgl. I, 84 unten. **) I, 181.

geirrt zu haben. Dieses Zugeständnis Luthers machte auch allgemein einen so verblüffenden Eindruck, daß darauf hauptsächlich die Meinung vieler, in der Disputation sei Luther besiegt worden, zurückzuführen sein wird.

Eck selbst eilte nach einigen auf die Disputation gefolgten weitern Streitigkeiten, welche ihn keineswegs mehr als Sieger erscheinen lassen, nach Rom, um dort die Verdammung des von ihm vermeintlich überführten Ketzers, die Bannbulle gegen Luther zu betreiben. Das ist ihm auch, wie wir bald sehen werden, gelungen.

Für Luther ist die Leipziger Disputation, so wenig ihr Verlauf selbst ihn befriedigte, von der allergrößten Bedeutung geworden. Sie wurde, wie Gieseler sagt, die eigentliche Bildungsschule des Reformators.

Werfen wir, um das zu verstehen, zunächst einen Rückblick auf Luthers Verhältnis zu Kirche und Papsttum in den der Disputation unmittelbar vorangehenden Jahren.

Luthers seitherige Stellung zu Papst und Kirche.

Luther hat, wie wir gesehen haben, schon vor dem Handel mit Tetzel gekämpft gegen den Mißbrauch des Aristoteles in der Theologie, gegen die verfehlte Lehrart der Scholastik und insbesondere gegen *ihre* Verkehrung der Gnadenlehre. Zwar begegnete er sich in ersteren Punkten mit den ernstesten Vertretern des Humanismus: Er nahm aber an ihren Kämpfen, wie dem Reuchlinschen Streit*), keinen thätigen Anteil und mißbilligte Äußerungen wie die Briefe der Dunkelmänner, in welchen er den Ernst der Wahrheit vermißte und zuviel Spott und Schmähung der Gegner fand. In der Lehre von der Gnade glaubte er sich eins mit der Kirche und deren vorzüglichsten Lehrern, wie Augustinus und Bernhard.

Wohl hatte sein Bibelstudium schon in Erfurt ihn auf mancherlei Bedenken gegen römische Lehre und Brauch gebracht. Er wehrte sie aber von sich ab mit der steten Einrede: Solltest du allein klug sein? Lieber ließ er sich im Verständnis der Schrift hemmen, als daß er der Kirche Unrecht gegeben hätte. Seine evangelische Erkenntnis drang auch in Wittenberg noch nicht zur Einsicht von der Schädlichkeit der Mönchswerke und vieler kirchlichen Werke**) vor. Vielmehr beobachtete er dieselben mit der größten Gewissenhaftigkeit. Weil Luther in Wittenberg vor vielen Geschäften die dem Mönche

*) Vrgl. I, 326. **) Eine Probe seines Eifers in kirchlichen Werken hat uns schon der Bericht über seine Romreise gegeben.

vorgeschriebenen Gebetsstunden nicht halten konnte, so sperrte er sich am Sonnabend in seine Zelle ein und holte nach, was er die Woche hindurch versäumt hatte. Endlich machten leibliche Schwachheit und das Übermaß der Geschäfte ihm auch das unmöglich.

Über seine Stellung zum Papsttum spricht er sich selbst später aus: Da er die Reformation begonnen habe, sei er ein ganz wütender Mönch und Papist gewesen, bereit, jeden umzubringen oder umbringen zu helfen, der auch nur mit einer Silbe den Gehorsam gegen den Papst verletzen würde. „Ich war nicht so Eis und Kälte in Verteidigung des Papsttums wie Eck und seinesgleichen, die mir den Papst mehr um ihres eigenen Bauches willen zu verteidigen schienen, als daß es ihnen ernst gewesen wäre.“ Nicht zur Schmach des Papsttums, sondern zur Wahrung seiner Ehre unternahm er den Angriff auf Tetzels Ablaßhandel. Daher war es ihm eine entsetzliche Erfahrung, mit der Schrift des Silvester Prierias den päpstlichen Hof gegen seine Thesen Stellung nehmen zu sehen. Noch ein paar Jahre konnte er sich nicht in den Gedanken finden, daß Papst Leo, wenn er nur recht unterrichtet wäre, gegen ihn entscheiden könnte. Bis zur Leipziger Disputation ist in Luthers Kundgebungen gegen Papst und Kirchenfürsten mönchische Unterwürfigkeit, man möchte manchmal sagen Kriecherei, wunderlich gemischt mit der einfältigen Sprache der Wahrheit und Geistesfreiheit.

Veränderter Standpunkt Luthers seit der Leipziger Disputation.

Erst die Leipziger Disputation nötigte Luther, seine Untersuchungen auf die Grundlagen*) der päpstlichen Gewalt auszudehnen. Noch unter der Vorbereitung auf die Disputation, über der Beschäftigung mit den Erlassen der Päpste aus früheren Jahrhunderten geht ihm die Erkenntnis auf, daß alles Bisherige nur ein Spiel gewesen sei, daß es jetzt erst zum Kampfe gehe gegen den Papst zu Rom und römische Tyrannei. Schon im März 1519 schreibt er dem ihm vertrauten Spalatin als das Ergebnis seiner Studien: „Ich weiß nur das nicht, ob der Papst selbst der Antichrist ist oder sein Gesandter: so jämmerlich wird Christus, d. i. die Wahrheit von ihm verkehrt und gekreuzigt in seinen Erlassen.“

Noch unterschied Luther „römischen Hof“ und „römische Kirche“, welch letztere ihm eins war mit der Braut Christi. Aber der Gang der Leipziger Disputation mußte bereits das Zutrauen zur römischen Kirche in ihm erschüttern. Daher sehen wir ihn im „Sermon vom

*) Vrgl. I, 76 ff.

Bann" der äußern Gesellschaft der Kirche die unsichtbare Freundschaft und Gemeinschaft Christi und aller Heiligen gegenüberstellen, so daß einer der äußern Gesellschaft beraubt (von der äußern Kirche gebannt) sein kann und doch sicher in der Gemeinschaft Christi, wie umgekehrt ein anderer in der äußern Gesellschaft in Ehren sitzen und andere bannen kann und doch selber fern sein von der Gemeinschaft Christi. Vrgl. I. 6 und 12.

Jetzt erst gingen Luther die Augen über den Ablaß recht auf. Er wünschte alles, was er früher darüber geschrieben hatte, ersetzen zu können durch den einen Satz: Ablaß ist das Bubenstück der Speichellecker Roms. Wir werden bald sehen, wieviel andere Lehren und gottesdienstliche Gebräuche der römischen Kirche, die er selbst bisher noch gehalten hatte, er jetzt als entschieden verwerflich erkennt und angreift.

Jetzt hört in den Briefen an die Häupter der Kirche die zuvor für unerläßlich gehaltene Sprache der Selbstwegwerfung auf. Oktober 1520 Ungeschminkt sagt er dem Papste in einem Briefe, der ein Entschuldigungsschreiben sein soll, die ganze Wahrheit über das Papsttum ins Gesicht. Er läßt Leos Persönlichkeit alle Ehre widerfahren, bedauert ihn, daß er nicht in besserer Zeit Papst sein konnte, und daß er ohnmächtig sei, dem Verderben zu steuern. Des weitern aber schreibt er: „Das ist wahr, daß ich habe frisch angetastet den römischen Stuhl, den man nennt römischen Hof, von welchem Du selbst wie jedermann auf Erden bekennen mußt, daß er sei ärger und schändlicher denn je kein Sodom, Gomorrha oder Babylon gewesen ist. — Das hat mich verdrossen, daß man unter Deinem Namen und der römischen Kirche Schein das arme Volk in aller Welt betrog und beschädigt, dawider hab ich mich gelegt und will mich auch noch legen, so lang in mir mein christlicher Geist lebt. —

Denn das ist Dir selbst ja nicht verborgen, wie nun viel Jahre lang aus Rom in alle Welt nichts anders denn Verderben des Leibes, der Seelen, der Güter und aller bösen Stücke die allerschädlichsten Exempel ausgegangen sind, geschwemmt und eingerissen haben; welches alles öffentlich am Tage, jedermann bewußt ist, dadurch die römische Kirche, die vor Zeiten die allerheiligste war, nun geworden ist eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und Verdammnis, daß nicht wohl zu denken ist, wie die Bosheit hier möge zunehmen, wenn gleich der Endchrist selbst käme."

Nach der Leipziger Disputation wollten noch verschiedene große und kleine Geister zu Rettern Roms wider Luther werden. Sie halfen ihm nur zur Erweiterung seiner Erkenntnis in verschiedenen wichtigen Einzelpunkten.

Schriften älterer und noch lebender Humanisten nebst persönlichen Erkundigungen bei solchen, welche Rom gesehen hatten oder das geistliche Recht aus dem Grunde kannten, öffneten Luther die Augen über den ganzen Lug und Trug der Römlinge und gaben ihm die gefährlichsten Waffen in die Hand wider seine Feinde.

Bald bekam er von den Umtrieben zu hören, die in Rom wider ihn gemacht wurden, auch von den immer deutlicheren Drohungen gegen seinen stillen Beschützer, den Kurfürsten, so daß er einen Augenblick riet, ihm sein Amt zu nehmen; denn so lange er sein Amt habe, werde er nicht schweigen. Wäre Luther entlassen worden, so hätte er müssen irgend einen Schlupfwinkel, vielleicht außerhalb Deutschlands, suchen.

Aber nur ein wenig später als die genannten Nachrichten trafen auch Briefe bei ihm ein, welche ihm den Schutz des hochberühmten und mächtigen Ritters Franz von Sickingen anboten. Ein fränkischer Ritter, Silvester von Schaumburg, ermahnte ihn, nicht zu den Böhmen zu flüchten, „denn ich und sonst meines Versehens hundert von Adel, Euch redlich zuhalten und gegen Eure Widerwärtigen vor Gefahr schützen wollen.“

Nun war Luther zwar keineswegs gesonnen, seine Hilfe bei Menschen zu suchen. Dennoch erhöhte das Anerbieten seinen Mut wieder mächtig. Zeigte es ihm doch, daß auch Rom der Boden unter den Füßen wanke und daß seine eigenen Besserungsbestrebungen Verständnis fanden. Rasch entschlossen, wie er war, beschloß er jetzt, mit Rom ein für allemal zu brechen und nun seinerseits einen Hauptschlag gegen dasselbe zu führen, ehe es diesem gelinge, ihm den Mund auf immer zu stopfen.

Luthers große Reformationsschriften 1520

In zwei Hauptschriften, „An den christlichen Adel deutscher Nation und einer lateinischen, Praeludium de captivitate babylonica ecclesiae (von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche) faßte er alles zusammen, was sich wider die weltliche Herrschaft des Papsttums und seine geistige Tyrannei sagen ließ. Um aber zu zeigen, daß ihm das Christentum nicht im Verneinen aufgehe, machte er den Abschluß mit einer dritten herrlichen Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, worin er in dem von Christus

freigemachten Menschen das Gegenbild des von Rom an äußerliche Handlungen, Orte und Satzungen gebundenen, durch irdische Glücksverheißungen gelockten, mit irdischer und ewiger Pein geschreckten Christentums schildert. Der Hauptinhalt dieses Büchleins wird uns bei der Darstellung der Lehre Luthers wieder begegnen.

Die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" richtet sich an den jungen Kaiser Karl V, an die deutschen Fürsten und die Reichsritterschaft und legt dar, wie alle seitherigen Bemühungen, der Not und Beschwerung der Christenheit, insbesondere in Deutschland, abzuhelfen, an dem Widerstande der Römlinge gescheitert sind. Denn diese haben hinter einer dreifachen Mauer sich gegen jede Reformation der Kirche gewehrt.

Die erste Mauer der Römlinge besteht darin, daß wenn man auf sie gedrungen hat mit weltlicher Gewalt, sie gesetzt und gesagt haben: Weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie und geistliche Gewalt sei über die weltliche. Diese erste Mauer wirft ihnen Luther nieder, indem er aus der Schrift nachweist, daß alle Christen, welche getauft sind und glauben, wahrhaft geistlichen*) Standes, unter sich gleiche Glieder an einem Leib sind.

Leidet nun ein Glied der Christenheit, so sind die andern nach dem Evangelium nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet, ihm zu helfen. Insbesondere ist es die Pflicht der weltlichen Obrigkeit, die Ordnung, wo immer sie gestört sein mag, wiederherzustellen.

Die zweite Mauer der Päpstlichen ist, daß, „wenn man sie mit der Heiligen Schrift wollen strafen, sie dagegen setzten, die Schrift**) gebühre niemand auszulegen, denn dem Papst." Dagegen sage aber die Schrift deutlich, daß alle Christen werden von Gott gelehrt sein. Umgekehrt könne auch der Papst irren und müsse sich von andern so gut zurechtweisen lassen, wie einst Petrus von Paulus.

Die dritte Mauer „Dräuete man ihnen mit einem Konzil, so erdichteten sie, ein Konzil***) möge niemand berufen denn der Papst" ist mit den beiden ersten hinfällig. Sehr hübsch beweist Luther aber auch hier wieder aus Matth. 18, 15 ff. die Pflicht für alle, wenn ein regierend Glied sündigt, dasselbe zuletzt zu verklagen vor der Gemeine. Um das thun zu können, muß man die Gemeine vor allem zusammenbringen oder das Konzil berufen.

Nachdem so das Recht zur Besserung der Kirche durch ein

---

*) Vrgl. I, 29. **) I, 81. ***) I, 83.

Konzil nachgewiesen ist, führt Luther noch im einzelnen die Stücke auf, die in der Gegenwart vor ein Konzil zu bringen und durch dasselbe abzustellen wären. Ich benenne nur kurz das Wichtigste:*) Die weltliche Pracht und der übertriebene Hofstaat des Papstes, seine Selbstüberhebung über den Kaiser, der Kirchenstaat, römische Geldmacherei in ihren mannigfachen Formen, Besetzung geistlicher Stellen von Rom aus, die über die Bischöfe ausgeübte Tyrannei, die Heranziehung weltlicher Streitsachen zum römischen Gericht, die Legaten in Deutschland.

Ganz bedeutend zu vermindern wären Klöster und Orden und alle Brüderschaften, die nur der einen Brüderschaft aller Getauften hinderlich sind. Zu dulden wären nur Brüderschaften zu Zwecken der Wohlthätigkeit. Aller Bettel, der weltliche wie der fromme, müßte abgestellt werden, wogegen jede Stadt ihre Armen selbst versorgen solle.

Alle Klostergelübde und das Keuschheitsgelübde der Priester wären aufzuheben, jedem einzelnen seine Freiheit wiederzugeben und die Ehre der wirklichen Pfarrersweiber und Kinder herzustellen.

Aus dem Gottesdienst wären zu entfernen Jahrtage, Seelenmessen u. dergl. Aufzuheben wären alle Feiertage mit Ausnahme des Sonntags, die Fasten frei zu geben, die Wallfahrten so viel wie möglich zu verhindern und dem Heiligenaberglauben zu steuern. Von geistlichen Strafen solle der Bann schriftmäßig gehandhabt, die andern, insbesondere das Teufelswerk des Interdikts, ausgerottet werden.

Die Vereinigung mit den Böhmen soll ernstlich angestrebt werden.

Die Universitäten bedürfen dringend einer Reformation. Abzuthun wären hier Aristoteles in der Theologie und das ganze geistliche Recht, das die echten Päpstlichen überhaupt nicht brauchen.**) Gepflegt werden sollen die alten Sprachen, Mathematik und insbesondere die Bibel.

Die Bibel gehört desgleichen in die Schulen der jungen Knaben. „Wollt Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mägdleinschule, darin des Tages die Mägdlein eine Stunde das Evangelium hörten, es wäre zu deutsch oder lateinisch."

Endlich empfiehlt Luther der weltlichen Obrigkeit, ein Auge zu

*) Vrgl. hiezu I, 113 ff. **) I, 83 gegen unten.

haben auf den Geldwucher, auf die Verschwendung mit Kleiderpracht und Üppigkeit in Essen und Trinken, welche noch andere ärgere Sünden im Gefolge haben, gemeine Frauenhäuser abzuschaffen, dagegen den ehrlichen Ehestand zu begünstigen.

Mit dem, was Luther in der Schrift „An den christlichen Adel" aussprach, hat er alte Beschwerden der Christenheit und insonderheit der Deutschen angerührt. Er that es nur mit der ihm eigenen Kraft der Sprache, nicht nur mit dem Kopf des Politikers, sondern mit dem Herzen des an der Schriftwahrheit genährten, über das römische Unwesen im Innersten empörten Christen und faßte die Schäden an der Wurzel, wie sie im vorigen Jahrhundert meist nicht gefaßt worden waren. Mit dieser Schrift that er den Fürsten einen Dienst, sie mochtens gestehen oder nicht. Denn bald darauf haben sie in Worms, später in Nürnberg, die meisten seiner Klagen wiederholt; selbst Herzog Georg von Sachsen, Luthers Feind, hat das Register der Schändlichkeiten päpstlicher und bischöflicher Sendlinge noch um ein Bedeutendes vermehrt.

Darum traf die zweite Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche," die römische Herrschaft noch empfindlicher. Im Gebiete des Glaubens wagte niemand mehr, die Zuständigkeit und Unfehlbarkeit des römischen Kirchenregiments zu bezweifeln. Nun aber wies Luther in einer gründlichen Untersuchung der 7 Sakramente der Kirche nach, daß Rom auch das innerste Heiligtum des Christentums, die von Christo selbst eingesetzten Gnadenmittel ganz wesentlich entstellt und verkehrt und zu weiterer Knechtung der Seelen und Gewissen außer den vom Herrn selbst eingesetzten heiligen Handlungen (Taufe, Abendmahl, Beichte) noch weitere Sakramente erfunden habe.

Luthers Kampfesweise.

Wir müssen nun auf die Art und Weise, wie Luther das Papsttum bekämpfte, etwas genauer eingehen. Der jesuitische Geschichtschreiber Janssen hat für unsere Reformation keinen andern Namen als den der Revolution; er giebt sich viele Mühe, zu beweisen, daß Luther nichts anderes als ein Revolutionär gewesen sei. Für uns bedeutet Revolution Empörung und bewaffneten Widerstand gegen die rechtmäßige Obrigkeit, oder auch schon die Anwendung unerlaubter Mittel, äußerer Gewalt, Entfesselung der Volksleidenschaft zu gewaltsamer Abstellung bestehender Schäden, nach dem Wort: Lasset uns Böses thun, damit Gutes daraus werde! Nichts ist leichter

als nachzuweisen, daß in diesem bei allen vernünftigen Menschen gebräuchlichen Sinn Luther kein Revolutionär gewesen ist.

Von all den Männern des Mittelalters, welche Erkenntnis der Wahrheit und Streben nach göttlicher Gerechtigkeit zum Widerspruch gegen das römische Verderben trieb, hat niemand so grundsätzlich wie Luther sich gehütet, die verderbten Zustände mit unordentlicher äußerer Gewalt bessern zu wollen.

Luther freute sich teilweise über den Beifall und die Unterstützung, die seine Sache durch Humanisten und deutschgesinnte Ritter fand. Er hat von beiden gelernt; aber er hatte eine andere Zuversicht und eine andere Weise als sie. Luther hütete sich wohl, die Sache des Evangeliums mit den weltlichen Umsturzplänen dieser ihm neu erstandenen Gönner zu verquicken. Er schreibt einmal an Spalatin: „Was Hutten begehrt, siehst Du; ich möchte nicht, daß man mit Gewalt und Totschlag für das Evangelium streite; so habe ich auch an den Menschen geschrieben. Durchs Wort ist die Welt überwunden worden, durchs Wort wird sie auch wieder hergestellt werden; auch der Antichrist wird, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so ohne Gewalt zertreten werden durchs Wort."

Das war eben um die Zeit seiner großen Reformationsschriften schon zur festen Glaubensüberzeugung bei Luther geworden. Wenn er ein halbes Jahr vorher einmal den Gedanken geäußert hat, die Fürsten sollten die ganze Rotte des römischen Sodom, welche die Kirche Gottes verderbe und alle Besserung verhindere, wie Räuber mit dem Schwert angreifen, so ist diese Äußerung, die ihm in einer Streitschrift entfahren ist, durch zu viele spätere gegenteilige Aussprüche widerlegt, als daß die Gegner ein Recht hätten, sich darauf zu berufen. Außerdem wäre die endliche Gewaltanwendung von seiten der weltlichen Obrigkeit noch keine Revolution. Bedeutsam für Luthers eigentlichen Standpunkt ist namentlich auch die gleich im Eingang der Schrift „An den christlichen Adel" enthaltene Warnung, das Werk der Besserung doch ja nicht im Vertrauen auf große Macht oder Vernunft zu beginnen. Man möchte denken, die alten Kaiser seien in ihren Kämpfen gegen das Papsttum deswegen unterlegen, weil sie sich auf ihre Macht zu viel verließen. Nur mit Vertrauen auf Gott und Gebet dürfe die Sache angegriffen werden. Sonst könnte auch jetzt wieder großer Lärm und großes Blutvergießen entstehen und doch nichts dabei herauskommen.

Nicht einmal zum Schutz der eigenen Person hat der so schwer

gefährdete Luther das bewaffnete Eintreten von Fürsten oder Bürgern jemals in Anspruch genommen und stets den Standpunkt vertreten, daß wenn die Obrigkeit einmal ernstlich Gewalt brauchen wolle, man ihr nicht mit dem Schwert widerstehen dürfe, sondern sich ihr unterwerfen müsse.

Mit Leuten freilich, welche die altchristliche Berufung auf ein Konzil als die oberste Vertretung der Christenheit als Ketzerei ansehen, welche die Gesetze und Verordnungen des Papstes über die Heilige Schrift und über Gottes Gebote stellen, ist nicht zu streiten, wenn sie den einen Revolutionsmann schelten, der mit den Aposteln spricht: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Die Triebfedern in Luther.

Der Gehorsam gegen die göttliche Wahrheit und der Eifer um die in ihrer Seligkeit bedrohten Menschenseelen ist der Antrieb für das Vorgehen Luthers gewesen. So schrieb er dem ängstlich zurückweichenden Staupitz: „Jetzt gilt das Evangelium: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Mag ich des Hochmuts, Mordes und aller Laster schuldig erfunden werden, wenn ich nur nicht gottlosen Schweigens mich schuldig mache!"

Darüber war er sich gewiß, daß er nicht selbst aus Fürwitz oder Widerspruchsgeist den Kampf gegen Rom begonnen, sondern daß Gott ihn von Schritt zu Schritt hineingestoßen habe. „Wenn ihm Teufel und Welt angst und bange machen wollten, wer es ihm befohlen und wie ers verantworten wolle, daß er ein solch Wesen in der ganzen Christenheit anrichte, da hat er sich seiner ordentlichen und öffentlichen Berufung durch weltliche und geistliche Obrigkeit und seines teuren Eids, den er Gott, der Heiligen Schrift und der Universität zu Wittenberg gethan, erinnert, hat sich damit oft in großen Nöten und Kämpfen getröstet, darauf seine oder vielmehr Gottes Sache im Namen Christi mit Ehren und unerschrocken fortgebracht."*)

Schien er ganz allein zu stehen im Kampfe und das Zeugnis der Mehrheit der Kirche in Gegenwart und Vergangenheit wider ihn zu sein, so schreckte auch das den Mann Luther nicht mehr, wie es einst den Jüngling geschreckt hatte. Im Gegenteil, jetzt gedachte er daran, wie Gott im Alten Testament auch gemeiniglich nur Einen Propheten erweckt habe — niemals einen aus den obersten Priestern oder andern hohen Ständen, sondern meist niedere, verachtete Per-

*) Nach Mathesius. Vrgl. S. 15.

sonen. Es tröstete und stärkte ihn, daß in der Schrift die Verfolger und Neider gewöhnlich unrecht, die Verfolgten aber recht gehabt haben und allezeit der größere Haufe bei der Lüge, der kleinere bei der Wahrheit gestanden sei.

Daß der Mann, der den Riesenkampf gegen Rom zu führen hatte, kein Leisetreter sein durfte, versteht sich von selbst. „Es läßt sich die Wahrheit der Schrift und der Kirche nicht handeln," schreibt er einmal, „man erzürne denn dieses Tier, Rom, oder besser Babel, die Verwüsterin der Schrift und der Kirche." Kraft und Derbheit.

Man denke sich doch nur etwas hinein in den Mann, der von Jugend auf gelehrt worden war, in Rom den Sitz und die Quelle aller Heiligkeit zu sehen und nun auf einmal klar wurde darüber, daß dort der eigentliche Sitz des Verderbens sei, daß man dort seit Jahrhunderten lediglich der eigenen Herrschsucht und Habgier zu lieb das Recht fälsche, die Wahrheit unterdrücke, ihre Zeugen morde und Tausende von Seelen um ihr ewiges Heil betrüge!

Schön und wahr ist, was Luther an Leo schrieb: „Die thun fürwahr ein Werk, das Du solltest thun, die solchem Hof nur alles Leid und alles Übel thun, die Deinen Kerker, ja Deine Hölle nur frisch und scharf angreifen. Kürzlich, sie sind alle gute Christen, die böse Römische sind. Deine süßen Ohrensinger, die da sagen, Du seiest nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe — die sind Deine Feinde und suchen Deine Seele zu verderben."

Luther beruft sich auch nicht mit Unrecht auf das Beispiel Christi, der Apostel und Propheten, die sehr scharfe Worte gebraucht haben gegen die Heuchler und Feinde der Wahrheit, und darauf, daß Christus gesagt habe: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.

Trotz dem allem kann nicht geleugnet werden, daß Luther — nicht in den großen Reformationsschriften, aber in gleichzeitigen und spätern Streitschriften — zuweilen eine Sprache gegen den Papst und seine Verteidiger führt, die nicht nur wir in unserm feinern Jahrhundert für unanständig grob halten, die vielmehr auch gegen die apostolische Weisung verstößt: Die Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt. So schreibt Luther statt von des Papstes Dekreten von seinen Drecketen, wirft gegen die Gegner, mochten sie Mönch, Herzog oder König heißen, unausgesetzt um sich mit Bock, Esel, Papstesel, Lügner ꝛc. Wir, die wir die Sache ruhiger ansehen, müssen doch dem einen und dem

andern seiner besonders schlecht behandelten Gegner die ehrliche Überzeugung lassen.

Nur haben die Römischen das Recht nicht, um solcher Derbheit und Voreingenommenheit willen einen Stein auf Luther zu werfen. Die groben Schmähworte waren damals im allgemeinen Ton bei den streitenden Gelehrten und besonders bei Mönchen, wovon nur sehr wenige feiner angelegte Naturen sich frei hielten. Selbst der weitgereiste Hieronymus von Prag schalt in Konstanz, wo es um sein Leben ging, einen seiner Verkläger unaufhörlich Hund oder Esel unter dem Beifallslachen der heiligen Väter, seiner Richter. Im Kampfe mit Luther hat den gemeinen Ton zuerst der Vorsteher des päpstlichen Palastes angeschlagen, der Luther auf die bloßen Thesen hin einen Aussätzigen nennt und meint, „Luther werde einen Hund zum Vater gehabt haben, da er zum Beißen geboren scheine, wenn aber der Papst dem Luther ein gutes Bistum mit der Vollmacht zu Ablässen verliehen hätte, so würde dieser von süßeren Worten überfließen und die Ablässe hoch erheben."

Wer wollte bei noch so viel anderer Gemeinheit nicht nur der Worte, sondern auch der Gesinnung, die dem mit einer Unsumme von Geschäften und Sorgen überladenen Luther sich in den Weg legte, verlangen, daß dieser stets gelassen, maßvoll und auch des Gegners Recht bedenkend hätte antworten sollen? Luther hat selbst manchmal zugegeben, daß er mit seiner Schärfe zu weit gegangen sei. Auf den Weg der Lüge und heimlichen Ränke ist er den Gegnern trotzdem nicht gefolgt.

Muß es nicht auch den strengen Richter unseres Luther — wenn anders er selbst ein Christ ist — wieder mit diesem wahrhaft großen Manne versöhnen, wenn er sieht, daß trotz aller oftmals kundgegebenen Leidenschaft Luther seinen gefährlichsten Gegnern nicht von Herzen grollt, sondern jeden Augenblick bereit ist, mit ihnen Friede zu machen, sobald er annehmen zu dürfen glaubt, sie lassen dem Evangelium freie Bahn? Als Luther erfuhr, daß der leichtfertige Tetzel umgewandt sei zu Todesangst und Kummer, da schrieb er ihm einen freundlichen Brief, worin er ihn tröstete und aufmunterte, durch die Erinnerung an den Luther sich nicht bange machen zu lassen. Ist es nicht ein Zeichen von der tiefen innern Gründung dieses Mannes, daß er z. B. in der „Babylonischen Gefangenschaft" zu den noch unter der Angst vor Rom Stehenden nicht redet wie ein selbst unfehlbarer Weltverbesserer, Hetzer und Umstürzler, sondern sie berät wie ein unparteiischer Dritter, wie auch sie bei dem Gebrauch

der verkehrten und verstümmelten Sakramente ihr Gewissen noch wahren können?

Der fernere Verlauf der Ereignisse wird uns noch mehr Proben von der innern Ruhe, Klarheit und Gewißheit in Gott bei dem scheinbar so stürmischen Luther geben.

4. Die Bannbulle und der Reichstag zu Worms.

Am 15. Juni 1520 wurde in Rom die Bannbulle gegen Luther ausgefertigt. Nach einem gleichzeitigen Bericht aus Rom fehlte es auch hier gar nicht an solchen, welche erkannten, daß Luther größtenteils recht habe. Aber die Stimme derer, welche darum rieten, dem Bruder Martinus mit Mäßigung und mit Gründen zu begegnen, verhallte. Es siegten die andern, welche wütend waren, die Wahrheit hören zu müssen und für ihre Herrschaft fürchteten. Außer Eck, Prierias und Cajetan, Luthers persönlichen Feinden, welche alle 3 in dem wider ihn verordneten Gericht saßen, schürten hauptsächlich die Dominikaner, welche ihre Niederlage im Reuchlinschen Handel noch nicht verschmerzt hatten. Es hetzte der Geldkönig Fugger, dessen Interessen der redliche Mönch bedrohte und von dem man sagte, daß er Eck nach Rom geschickt habe. Die Bannbulle.

Die Bulle beginnt mit den Worten Ps. 74, 22 und 80, 14: Exurge, Domine, Mache dich auf, Herr, und richte deine Sache 2c. Desgleichen werden die Apostel und alle Heiligen aufgerufen, einzutreten vor Gott, daß er von seinen Schafen austilgen möge die Irrtümer, entsetzliche, von der Kirche längst verdammte Irrtümer, von denen auch nur reden zu müssen dem Papste fast das Herz abdrückt. 41 solcher Irrtümer werden angeführt, wohlweislich nicht Luthers echt christliche Grundlehren, sondern nur Folgerungen, die daraus gezogen wurden, ferner Sätze wider die Priestergewalt, die Papstmacht und das Ansehen der Konzilien und einzelne auffallende Äußerungen, ganz aus dem Zusammenhang gerissen, so daß die Einfältigen daran sich ärgern mußten. Es wird dem Erzketzer Luther vorgeworfen, daß er auf so viele freundliche Mahnungen doch nicht nach Rom gekommen sei, wo man ihn sicher bekehrt und es ihm klarer als das Sonnenlicht gemacht haben würde, daß die Päpste niemals geirrt haben. Dagegen habe er an ein Konzil appelliert (i. J. 1518), worauf an sich schon die Strafe der Ketzerei gesetzt sei. Nochmals werden dem hartnäckigen Ketzer und allen seinen Anhängern 60 Tage Frist zum Widerruf gelassen. Lassen sie diese verstreichen, dann

sollen sie allen Strafen, welche das Recht über die Ketzer verhängt, verfallen, und alle Fürsten und Landeseinwohner werden bei Strafe des Bannes ermahnt, sie festzunehmen und dem apostolischen Stuhl auszuliefern. Luthers Bücher aber sollen sofort sämtlich verbrannt werden.

Mit der Verkündigung der Bulle wurde Eck beauftragt und zu diesem Zwecke zum päpstlichen Nuntius ernannt. Dieser hatte es mit ihrer Veröffentlichung sehr eilig und benahm sich überhaupt recht übermütig. Er behauptete, das Recht zu haben, einige als Genossen Luthers mit Namen bezeichnen zu dürfen. Eck reiste selbst in bedeutendere Städte, um den Anschlag der Bulle zu besorgen. Von dort ließ er sich Stadtknechte mitgeben, um unter ihrem Schutz sie auch aufs Land zu tragen.

Aber gerade der leidenschaftliche Ton der Bulle und der Eifer des als Luthers Feind überall bekannten Eck that ihrer Wirkung Eintrag und gab sogar vielfach den Vorwand, die Bulle zunächst nicht anzuerkennen. Selbst Bischöfe zögerten oder weigerten sich, sie bekannt machen zu lassen.

Nichts weniger als lutherisch gesinnte Regenten stießen sich an dieser formlosen Art von Bann und der Vernichtung fürstlicher Selbständigkeit sowie des Rechts der Konzilien durch die Bulle. Studenten und Bürgerschaft einzelner Städte aber wurden so erregt, daß Eck sogar in Leipzig sich seines Lebens nicht mehr sicher glaubte und von Spott und Drohungen eingeschüchtert gar kleinlaut wurde.

Nur in den Erblanden des Kaiser Karl wurden nach Anweisung der Bulle Luthers Bücher verbrannt, desgleichen in Köln und Mainz. Herzog Georg von Sachsen wurde von jetzt an Luthers entschiedener Feind. Von den Männern, welche Eck als Genossen Luthers bezeichnet hatte, beugten sich alsbald drei. Auch Staupitz wurde schwach.

Luther selbst aber verlor die Ruhe nicht. Er brachte nicht nur seine Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" vollends zum Abschluß, als er bereits Kunde hatte von der Ankunft der Bulle; sondern jetzt schrieb er auch noch das Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen", um es dem Papste zu schicken und ihm zu zeigen, mit welcherlei Geschäften er gerne umgehen wollte und wohl könnte, wenn es ihm vor des Papstes unchristlichen Schmeichlern möglich wäre. So zeigte er mit seinem eigenen Thun, was er in dem Büchlein lehrt, daß ein Christenmensch ein freier Herr ist aller Dinge. Er weiß, daß ihm kein Ding an seiner Se-

igkeit schaden kann; darum wird ihm auch bei den fürchterlichsten Drohungen nicht bange.

Als die Bulle in Wittenberg angekommen war, wurde Luther eigezogen zu den Beratungen, wie dieselbe wenigstens vorläufig unschädlich gemacht werden könne. Nun verfaßte er wider die Bulle ine Reihe von Schriften, in deren einer er kraft der ihm selbst durch Christi Wort verliehenen Gewalt den Papst mit seinen Kardinälen und allen denen, welche in Rom etwas gelten, bannt als den Erzfeind Christi. In einer andern dieser Schriften bekennt er sich nicht nur zu den von der Bulle verdammten Sätzen, sondern er verschärft sie sogar, so seine früheren Äußerungen über den Ablaß und über die ungerechte Verdammung Husischer Artikel. Jetzt sagt er, die Papisten haben mit Hus das Evangelium selbst verdammt.

Ferner erneuerte er seine Appellation an ein Konzil vom Jahr 1518 mit der Begründung, daß Leo mit bloßer Gewalt, ohne Widerlegung und Gründe, ihn verurteile, daß derselbe selbst ein Ketzer sei, weil er die Notwendigkeit des Glaubens bei Abendmahl und Beichte zu verleugnen befehle; endlich sei Leo ein antichristlicher Unterdrücker der Heiligen Schrift und ein übermütiger Lästerer und Verächter der heiligen Kirche und eines rechtmäßigen Konzils.

Den letzten Schritt that Luther, nachdem er von der Verbrennung seiner Bücher Nachricht erhalten hatte, damit, daß er selbst in Wittenberg öffentlich die sämtlichen päpstlichen Rechtsbücher und die 10. Dez. **1520**
Bannbulle verbrannte mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, verzehre dich das ewige Feuer.“ Mit dieser Handlung sagte Luther sich unwiderruflich los vom Papsttum und der römischen Kirche.

Wir haben bei der Geschichte der Kirchenzucht gefunden,*) daß die Kirche seit dem 13. Jahrhundert die weltliche Obrigkeit dahin zu Der Reichstag zu Worms.
bringen wußte, daß sie die von der Kirche Gebannten sofort auch in die Acht erklärte, ohne erst das Urteil ihrer eigenen Prüfung zu unterziehen. So hätte nach der Ansicht der Römischen Kurfürst und Kaiser den gebannten Luther ohne weiteres greifen und als Ketzer hinrichten lassen sollen. An allerlei Umtrieben, dies zu erreichen, ließ es auch der päpstliche Legat Aleander nicht fehlen. Kurfürst Fried- Umtriebe der Legaten.
rich hatte die Reise zu Karls Krönung in Aachen wegen Krankheit aufgeben und in Köln zurückbleiben müssen. Dort trat während

---

*) Vrgl. I, 272.

der Messe plötzlich Aleander mit noch einem päpstlichen Gesandten auf ihn zu. Sie forderten ihn auf, Luthers Bücher zu verbrennen, an Luther selbst aber die Strafe zu vollziehen oder ihn dem Papste auszuliefern. Der Kurfürst aber gab ihnen keine Antwort, bis er sich mit dem ebenfalls in Köln anwesenden Erasmus besprochen hatte. Dieser sprach sich sehr günstig über Luther, sehr abfällig über das Vorgehen seiner Gegner aus. Er that die Äußerung: „In zwei Stücken hat Luther gesündigt, nämlich darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an den Bauch gegriffen hat." Darauf beharrte Friedrich auf seinem alten Standpunkt, zu fordern, daß Luthers Sache erst gelehrten, frommen und unverdächtigen Männern zur Beratung übergeben werden müsse. Die Legaten waren wütend über den schlauen Fuchs Friedrich. Der eine sagte zu Erasmus: „Wir werden diesen Herzog Friedrich wohl zu finden wissen" und machte dazu die Gebärde, mit welcher der Präzeptor den Buben die Rute droht. Aleander meinte: „Der Papst hat so viele Herzoge und Grafen zu Boden geworfen; er wird mit 3 lausigen Schulmeistern (den gebannten Wittenberger Professoren) auch fertig werden." Ein andermal sagte er, um des Papstes Allmacht zu zeichnen: „Der Papst kann (heute) zu Kaiser Karl sagen: Du bist ein Schuster!"

Nun bei dem jungen Kaiser schienen die Legaten allerdings
Karl V. mehr zu erreichen. Er hatte ihnen soweit nachgegeben, daß er den Befehl gab, Luthers Bücher in seinen Erblanden zu verbrennen. Weiter aber wollte er doch nicht so rasch gehen. Die Person des Ketzers bloß auf des Papstes Befehl zu greifen, hinderte ihn der eben erst den Deutschen gethane Schwur, die Appellation an ein Konzil zu gestatten und niemand, wes Standes er sei, unverhört und und ohne ordentlichen Prozeß in die Acht zu erklären. Und Karl war ein Ehrenmann, der sich auch vom Papste nicht vom Halten eines gegebenen Wortes entbinden ließ.

Dazu kam nun aber bei ihm, dem alles kalt Berechnenden, die Rücksicht auf die eigene Herrschaft. Zwar was dem deutschen Volke und Lande fromme, verstand er nicht. Obwohl ein Enkel des bei den Deutschen so sehr beliebten Maximilian, war er doch kein Deutscher. Er konnte nicht einmal deutsch. Für die damaligen Bestrebungen, Deutschland um der Ehre und des Wohls des Vaterlandes willen von der verderblichen Umklammerung Roms loszumachen, hatte er keinen Sinn. Denn er war ein Herr vieler großer, dazu reicherer

nd mächtigerer Länder, als Deutschland war. Spanien mit den eichen Hilfsquellen, die das vor kurzem erst entdeckte Amerika ot, die Niederlande, Neapel und Sizilien waren ihm unterthan. och andere, neue Länder unter seiner Krone zu vereinigen, war in Bestreben. Da war ihm an Deutschland selbst nicht zu viel elegen. Aber er konnte die Kraft seiner Männer, seiner Für- en und Feldherrn doch sehr gut verwerten für seine weitaus- hauenden Pläne. Wenn es nun demnächst zum Kampfe kam mit dem önige von Frankreich, wenn bei Karls beabsichtigtem Zuge nach Ita- en auch der Papst sich auf die Seite seines Gegners schlagen ollte, wiederum, wenn es gegen die Türken ging, da durfte er ich nicht in Deutschland selbst einen gefährlichen Feind im Rücken haffen. Er mußte insbesondere Rücksicht nehmen auf Friedrich den Weisen, den Ersten im Rate der deutschen Fürsten.

Karl war gut katholisch. Des Papstes Urteil in Glaubens- achen, also auch seine Verurteilung Luthers, war für ihn nicht dem eringsten Zweifel unterworfen. Für Luthers Gewissenskämpfe, für ie Pflicht, den mutigen Zeugen der Wahrheit gegen seine ungerechten einde zu schützen, hatte er kein Verständnis. Denn ihm war frömmigkeit gleichbedeutend mit Vollbringung der kirchlichen Werke nd Gehorsam gegen die Priester (in Glaubenssachen). Eine Glau- ensspaltung unter seinen Unterthanen war für ihn nicht weniger ein Unding als einst für die alten heidnischen Soldatenkaiser. Dennoch atte auch Karl ein Auge für die äußern kirchlichen Mißbräuche, ömische Anmaßung, Erpressungen und Ärgernisse. Darin wurde er ogar weiter aufgeklärt und bestärkt durch seine geistlichen Be- ater, Hadrian, seinen frühern Lehrer, den spätern Papst und den Franziskanermönch Glapio, seinen Beichtvater. So fand denn auch der Luther so wenig zugethane Herrscher an diesem eine schätzens- werte Seite heraus. Er konnte ihn brauchen, um den Papst zu Zu- geständnissen auf ganz anderem Gebiete zu bewegen. Er konnte den Papst am empfindlichsten strafen, wenn er den Ketzer hielt; ließ er hn fallen, so mußte der Papst dafür hohen Preis bezahlen.

Darum ging der erste Vorschlag, Luther auf den nach Worms usgeschriebenen Reichstag zu bringen, vom Kaiser aus. Karl stand wieder davon ab, als sich der Papst seiner Herrschaft günstig zeigte. Als Aleander vor dem bereits versammelten Reichstag in einer sehr schlau angelegten Rede Luther erst als Empörer und dann als Ketzer dargestellt hatte, entschied der Kaiser, es sei von einem Verhör Februar 1521

abzusehen gegen einen Menschen, der das lehre, was die Konzilien längst verurteilt haben und befahl als Schirmherr der Kirche den Ständen des Reichs bei Strafe der Acht, Luthers Schriften zu verbrennen und seine Person gefänglich einzuziehen. Die Stände aber — die Luther feindlichen nicht ausgenommen — erkannten wohl, daß die alsbaldige Ausführung des kaiserlichen Befehls bei der bestehenden großen Erregung des deutschen Volkes keineswegs Frieden schaffen, sondern sicher Aufruhr und Empörung nach sich ziehen würde und erklärten, dem kaiserlichen Befehle nur beitreten zu können, wenn Luther erst verhört worden wäre und dann doch bei seiner Ketzerei beharren würde. Wollte er seine Irrtümer im Glauben widerrufen, so wäre es billig, ihn in andern Punkten zu hören. Damit meinten sie die Klagen Luthers gegen den römischen Stuhl, welche auch ihre eigenen waren.

Luthers Vorladung nach Worms.

Der Kaiser gab nach und ließ selbst in einem Schreiben, das in allen Formen der Höflichkeit abgefaßt war, die Aufforderung an Luther ergehen, binnen 21 Tagen sich in Worms einzufinden, wozu ihm freies Geleit für die Her- und Rückreise zugesichert wurde.

Luther hatte schon ein Vierteljahr zuvor bei der ersten Erwähnung einer Berufung nach Worms sich bereit erklärt, zu kommen und wenn er sich müßte krank hinführen lassen. Er sorgte nicht für sein Leben; denn er vertraute auf den, der die drei Männer im Feuerofen des Königs zu Babylon erhalten hat. Nur dazu forderte er seine Freunde auf, Gott zu bitten, daß Karls Kaisertum nicht in seinem ersten Thun mit seinem oder eines andern Unschuldigen Blut befleckt werde; denn sie wissen, welches Unheil den Kaiser Sigismund nach Husens Ermordung verfolgt habe.

Reise.

Darum machte auch Luther, als das Berufungsschreiben wirklich eintraf, sich ohne Verzug auf die Reise in der Gesellschaft eines Ordensbruders und zweier Freunde. Der kaiserliche Herold ritt vor ihrem Reisewagen her.

Mit Achtung wurde der Gebannte überall aufgenommen. In Thüringen aber gestaltete sich die Reise zu einem wahren Triumphzuge. Von überall her strömte das Volk ihm entgegen, um den Wundermann zu sehen, der so kühn wäre, sich wider den Papst und alle Welt zu legen. Der Rektor der Universität Erfurt holte Luther in stattlichem Zuge an der Grenze des städtischen Gebietes ab. Er mußte hier predigen, desgleichen in Gotha und Eisenach. Luther war so getrosten Mutes, daß wir uns nicht wundern, wenn seine

Feinde sagen, man habe ihn in der Herberge in Frankfurt hell die Laute schlagen hören. Übrigens war er auf dem ganzen Wege von Eisenach bis Frankfurt mit bisher ihm unbekannter Krankheit geplagt. Er sah die Krankheit als das Werk Satans an, der sein Erscheinen in Worms verhindern wolle. Weniger zuversichtlich waren seine Freunde. Denn auf der Reise fand man in allen Städten einen kaiserlichen Befehl angeschlagen, der alle Schriften Luthers auszuliefern gebot. Wenige Stunden vor Worms kam Luther eine Warnung von Spalatin zu, er möge an das Schicksal des Hus denken. Luther aber ließ ihm sagen: „Wenn so viele Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, noch wollt ich hinein.“

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Feinde durch das dem Kaiser eben noch abgewonnene Mandat gegen Luthers Bücher diesen schrecken wollten. Denn auf jede Weise suchten sie seine Ankunft zu hintertreiben. Der kaiserliche Beichtvater Glapio begab sich auf die Ebernburg, das Schloß Sickingens, und ließ Luther zu einer Unterredung dahin einladen. Der gerade Luther aber lehnte ab; in Worms war er zu einem Gespräche bereit. Als dann Luther wirklich nach Worms kam, hätten die Legaten gern gehabt, daß er möglichst den Augen der Leute entzogen und alsbald in sicheres Gewahrsam gebracht worden wäre. Allein der Einzug gestaltete sich sehr öffentlich; denn zu Fuß und zu Pferde zog ihm eine Menge Menschen entgegen. So mußte man ihm auch freie Herberge gewähren, welche Tag und Nacht von Besuchern nicht leer wurde. Der Legat Aleander aber wagte es bei Luthers Ankunft gar nicht, sich auf der Straße zu zeigen. Nur durch Späher ließ er sich von allem berichten. Denn zuvor schon hatte ihn, wo er sich sehen ließ, aus allen Gesichtern Haß und Verachtung angeblickt.

„Gott wird mit mir sein,“ war Luthers erstes Wort gewesen, als er den Boden von Worms betrat. Am andern Morgen hörte er die Beichte eines schwer kranken sächsischen Ritters. Auf den Abend desselben Tages wurde er schon vor die Reichsversammlung geladen.

Es war eine gar stattliche Versammlung, vor die der in höfischen Formen nicht bewanderte, durch Krankheit geschwächte, äußerlich unansehnliche Mönch geführt wurde. Da waren Kaiser Karl, der mächtigste Fürst der Welt, 6 Kurfürsten und viele andere Reichsstände, darunter Feinde, denen er zum Teil das erste Mal persönlich gegenübertrat, dazu der päpstliche Legat. So ist es begreiflich, wenn 1. Verhör.

Luther etwas befangen war. Nach dem kaiserlichen Berufungsschreiben hatte er eine Untersuchung wegen der von ihm veröffentlichten Schriften zu erwarten. Nun aber wurde ihm — den Legaten zu lieb, die sich gegen jede Erörterung der Glaubensfrage aufs äußerste gewehrt hatten — kurzweg die doppelte Frage durch einen weltlichen Beamten, Johann Eck von Trier, vorgelegt: 1, ob er die unter seinem Namen erschienenen und im Saale aufliegenden Schriften als die seinigen anerkenne und 2, ob er ihren Inhalt widerrufen oder bei demselben beharren wolle. Rasch rief Luthers Rechtsbeistand, der Wittenberger Professor Schurf: „Man verlese die Titel!“ Als dies geschehen war, bekannte sich Luther zu den Büchern. Über die andere Frage aber erbat er sich inständig Bedenkzeit von der Kaiserlichen Majestät, um in einer Sache, die sein eigenes Seelenheil und das Wort Gottes anlange, das Höchste, was es gebe auf Erden, keine unbedachte und unschickliche Antwort zu geben. Man verstand sich sehr schwer zur Gewährung auch nur eines Tages Bedenkzeit.

2. Verhör 18. April 1521

Am andern Tage war das Gedränge auf der Straße und in dem großen Saale, in den Luther geführt wurde, ungeheuer. Am ersten Tage schon waren Leute auf die Dächer gestiegen, um ihn beim Vorübergehen zu sehen. Diesmal fehlten nur die päpstlichen Legaten in der Versammlung. Sie mochten fürchten, Unliebes hören zu müssen. Als es länger anstand, bis Luther vorgerufen wurde, trat zu ihm der berühmte Landsknechtführer, Georg von Frundsberg, klopfte ihn auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unsern allerernstesten Schlachtordnungen nicht gethan haben; bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“

Schon waren die Fackeln angezündet, als Luther diesmal an die Reihe kam. Nach einem nicht eben freundlichen Willkomm, daß ein so großer Professor der Theologie nicht imstande gewesen sei, gleich am ersten Tage über seinen Glauben Rechenschaft abzulegen, änderte Johann Eck seine Frage an Luther dahin: Willst du deine Bücher alle widerrufen oder aber etwas widerrufen?

Jetzt war bei Luther alle Befangenheit weg. Mit lauter Stimme nach zuvoriger Entschuldigung für den Fall, daß er wider höfische Art verstoßen würde, gab er seine Antwort. Er unterschied 3 Klassen seiner Bücher:

1. Schriften, die einfältig und evangelisch die Frömmigkeit in lauben und Leben darlegen. Von diesen müssen die Gegner selbst geben, daß sie nützlich, unschuldig und für Christen durchaus lesens-ert seien. Würde er sie widerrufen, so würde er der einzige sein Verdammen der Wahrheit, zu welcher Freund und Feind gleicher-aßen sich bekennen.

2. Schriften, welche sich gegen das Papsttum und die Lehre r Papisten wenden als gegen Leute, welche die ganze Christenheit rch böse Lehre und Beispiel an Leib und Seele zu Grunde richten. tit dem Widerruf dieser Schriften würde er bloß die Tyrannei ärken und so großer Gottlosigkeit nicht mehr nur die Fenster, sondern e Thüren öffnen. —

3. In den gegen Private und einzelne Verteidiger der römi-schen Tyrannei gerichteten Schriften bekenne er, bitterer gewesen zu in, als sich für einen frommen Christen oder Mönch schicke. „Denn) mache aus mir keinen Heiligen, disputiere auch nicht über mein eben, sondern über die Lehre Christi. Aber auch diese Schriften be ich nicht die Freiheit zu widerrufen, weil ich damit der Tyrannei d Gottlosigkeit Vorschub leisten und deren Herrschaft und Wüten gen das Volk Gottes heftiger werden würde als je zuvor."

Darauf bat er um der göttlichen Barmherzigkeit willen jeder-ann, ihm doch seine Irrtümer darzuthun. So bald dies geschähe, ürde er selbst der erste sein, seine Bücher ins Feuer zu werfen. ndlich begegnete er dem ihm tags zuvor schon mit strengen Worten machten Vorhalt, welche Zwietracht und Gefahren durch seine hre erregt würden mit dem Hinweis auf Matth. 10, 34*) und arnte vor den Versuchen einer falschen Klugheit, den tiefen Schaden r zu überkleistern, mit menschlichen Mittelchen helfen zu wollen, achdem man Gottes Wort verdammt habe. 1. Kor. 3, 19.

Luther hatte, dem Kaiser zu lieb, lateinisch gesprochen. Man gehrte nun, er möge seine Rede auf deutsch wiederholen. Er that , obwohl ihm wegen der großen Menschenmenge sehr heiß geworden ar, und nun gab das Volk seine Teilnahme durch vielfaches Ge-urmel kund. Der Kaiser und die Stände aber wollten, nachdem er Papst sein Urteil gefällt hatte, auf die von ihm gewünschte Wi-erlegung sich nicht einlassen, sondern forderten ihn durch ihren sprecher auf, eine einfache Erklärung „ohne Hörner und ohne Mantel"

*) Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert."

zu geben, ob er wenigstens die vom Konstanzer Konzil bereits verdammten Artikel und seine dieselbe Lehre enthaltenden Bücher widerrufen wolle oder nicht.

Da antwortete Luther: „Weil denn Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selber widersprechend gewesen sind — so bin ich bezwungen durch die von mir angeführten Schriften und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann und will ich nichts, weil es weder sicher noch geraten ist, etwas gegen das Gewissen zu thun."

Nochmals fragt man ihn, ob er wirklich glaube, daß das Konzil irren könne. Luther bejaht die Frage mit der Erinnerung an das Konstanzer Konzil. Damit hat er es mit den reformerisch Gesinnten wie mit den Päpstlichen gleicherweise verderbt. Der Kaiser erhebt sich voll Unwillen über diese unerhörten Äußerungen. Luther aber ruft bereits unter allgemeinem Getümmel: „Ich kann nicht anders, hier steh' ich, Gott helfe mir! Amen."

Die Worte sollten eine Entschuldigung seines scheinbaren Eigensinns sein gegenüber dem Glauben der ganzen Christenheit, gegenüber dem deutlich kundgegebenen Willen des Kaisers, der ihn mit Geduld und Nachsicht behandelte, eine Entschuldigung endlich gegenüber dem schwersten Vorwurf, daß er mit seiner Weigerung den Kirchenfrieden in unabsehbare Gefahren stürze. Sie bekundeten ebenso seine eigene Ratlosigkeit, sich selbst in anderer Weise zu helfen und seine Bereitschaft, um seiner Handlungsweise willen alles über sich ergehen zu lassen, wie sie das unerschütterte Vertrauen aussprechen, daß Gott im Regimente sitzt und seine Weisheit, Macht und Liebe nicht zu kurz ist, ihm, dem nun von jedermann Verlassenen, doch noch zu helfen. Mit seiner ganzen Schlußerklärung ist Luther für uns das echte Bild christlicher Freiheit: gebunden in Gott und seinem Wort, aber in dieser freiwilligen Gebundenheit von Vernunft und Gewissen durch keine Gewalt dieser Welt, durch keine Furcht und keine Lockung zu erschüttern, darum wahrhaft frei.

Mit einer Schutzwache umgeben wurde nun der mutige Bekenner in seine Wohnung gebracht. Mit fröhlichem Angesicht rief er den

Freunden und Anhängern, die ihn erwarteten, zu: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!“ Sein Kurfürst war wohl mit ihm zufrieden. Bewundernd sagte er an demselben Abend zu seinem Hofprediger: „Wohl hat der Pater, Doktor Martinus, geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs in Latein und Deutsch; er ist mir viel zu kühn.“ Vornehme Herren wie Herzog Wilhelm von Braunschweig und der Landgraf Philipp von Hessen erschienen in seiner Herberge. Der letztere sagte zu ihm: „Habt Ihr recht, Herr Doktor, so helfe Euch Gott!“ Manche reisten aus der Ferne herbei, ihn zu sehen. Selbst Feinden hatte Luther durch seine Standhaftigkeit Achtung abgenötigt. Noch vor dem Weggehen aus dem Sitzungssaale ließ der gut römische Herzog Erich von Braunschweig dem Erschöpften einen silbernen Krug mit Eimbecker Bier zur Erquickung reichen. Luther trank mit den Worten: „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht hat, also gedenke unser Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein.“

Dem Kaiser, der gleich den meisten der anwesenden Spanier für Luther sich nicht im mindesten erwärmen konnte, schien dessen Geschick nun besiegelt. Zwar das freie Geleite zur Rückkehr nach Wittenberg sollte ihm gehalten werden. Darin ließ sich Karl durch Einflüsterungen von römischer Seite, daß einem Ketzer das Wort nicht gehalten zu werden brauche, nicht beirren. Allein nach Ablauf der für die Reise erforderlichen Frist sollte gegen Luther als einen erklärten Ketzer von Staatswegen vorgegangen werden.

Dennoch gab der Kaiser seine Einwilligung zu nochmaligen Vermittlungsversuchen, welche der dem Kurfürsten von Sachsen sehr befreundete Trierer Erzbischof, Richard von Greiffenklau, bei Luther machen wollte. Der sachliche und doch warme Ton, womit der Sprecher dieser Friedenskommission, der badische Kanzler Vehus, Luther ans Gewissen redete, die Einheit und den Frieden der Kirche zu bedenken, auf sich selbst nicht zu sehr zu bauen, verfehlte seinen Eindruck auf Luther nicht. Noch hätte er sich nicht geweigert, auf den Vorschlag einzugehen, der ihm gemacht wurde, alle seine Bücher dem Urteil des Kaisers und des Reichs oder einem Konzile zu unterbreiten, wenn man ihm nur im einen wie andern Fall zugestanden hätte, daß die Entscheidung nach der Heiligen Schrift geschehen soll. Darauf wollten die Vermittler nicht eingehen. So wurde man nicht einig.

Dennoch öffnete Luther dem Erzbischof unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses sein ganzes Herz. Nocheinmal legte er diesem

die Gründe seiner Ablehnung auseinander. Wiederum suchte der Kurfürst-Erzbischof ihn zu überreden und forderte endlich Luther auf seinerseits Mittel anzugeben, wie eine Einigung zu erzielen sei. Da antwortete Luther mit den Worten Gamaliels: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen.“ Er wisse gewiß, wenn sein Thun und Vornehmen nicht aus Gott sei, so werde es innerhalb drei, vielleicht schon zwei Jahren von selbst untergehen.

Jetzt erhielt Luther seine Entlassung. Er nahm sie mit den Worten auf: „Wie es dem Herrn gefallen hat, so ists geschehen; der Name des Herrn sei gelobt.“ Ohne Aufsehen verließ er die Stadt.

Der Kaiser aber ließ durch Aleander ein Edikt entwerfen, um es nach etlichen Wochen den Ständen zur Unterschrift vorzulegen, wonach Luther, als von dem heiligen Vater um seiner vielen Ketzereien willen mit Recht verdammt, feierlich in die Acht und Aberacht erklärt wird. Unter Androhung der allerschärfsten Strafe wird jedermann geboten, ihn nicht zu hausen, zu herbergen, zu speisen und zu tränken, sondern ihn vielmehr zu greifen und an den Kaiser zu senden. Ebenso wird gefordert, seine Anhänger zu ergreifen und ihre Güter einzuziehen. Luthers Schriften und die seiner Anhänger werden verboten und zum Feuer verurteilt, und zur Verhinderung künftigen Irrsals eine Zensur (obrigkeitliche Prüfung) aller Druckschriften angeordnet.

Acht über Luther.

Die Stände, soweit sie überhaupt noch in Worms anwesend waren, unterschrieben. Aber zur Ausführung kam das Edikt nur in solchen Ländern, in denen Luthers Lehre noch nicht so viele Anhänger gefunden hatte.

5. Luther auf der Wartburg und die Bibelübersetzung.

Luther verschwindet.

Noch ehe der Erlaß ausgefertigt war, war Luther auf der Rückreise nach Wittenberg plötzlich verschwunden. In Thüringen besuchte er noch seine Verwandten, die keinen Anstoß an dem über ihn ausgesprochenen Banne nahmen. Da, auf dem Wege von Möhra nach Waltershausen, unweit des Altenstein wurde der Reisewagen plötzlich von Reitern überfallen. Sie warfen den Fuhrmann vom Wagen, bedrohten Luther mit der Armbrust und fordeten ihn auf, sich gefangen zu geben. Die Begleiter ließ man laufen. Luther aber wurde ergriffen und in den Wald geschleppt. Spät in der Nacht brachte man ihn auf die Wartburg bei Eisenach.

Groß war die Bestürzung in Deutschland bei der Kunde von dem auf Luther gemachten Überfall. Viele hielten ihn für tot, denn von seinem Aufenthalte vernahm man nichts. Die Römlinge, so argwöhnten die Freunde, haben ihn gemordet, um ihn nicht nach Böhmen entrinnen zu lassen, wo er vor des Kaisers Acht sicher gewesen wäre. Die tiefe Betrübnis redlicher deutscher Christen zeigt uns am besten die Klage des berühmten Malers Albrecht Dürer, der in Antwerpen die Nachricht von dem Verschwinden Luthers erhielt: „Haben sie ihn gemördert — den frommen, mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann, der da war ein Nachfolger des wahren, christlichen Glaubens — so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und darum, daß er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebte wider Christi Freilassung mit seiner großen Beschwerung menschlicher Gesetze, auch darum, daß er gestraft hat, wie wir unseres Blutes und Schweißes beraubt und ausgezogen werden und dasselbe so schandlich und lästerlich vom müßiggehenden Volk verzehrt wird und die durstigen kranken Menschen darum Hungers sterben. O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfür das heilige Evangelium so klar fürtragen? Ach Gott, was hätt er uns noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen! O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende! O Erasme Roterodame (o Erasmus von Rotterdam), wo willst du bleiben? Sieh, was vermag die ungerechte Tyrannei der weltlichen Gewalt, der Macht der Finsternis? Hör, du Ritter Christi, reit hervor neben den Herrn Christum, beschütz die Wahrheit, erlang der Märtyrer Kron, du bist doch sonst ein altes Männiken. Ich hab von dir gehört, daß du dir selbst noch 2 Jahr zugeben hast, die du noch taugest, etwas zu thun; dieselbigen leg wohl an, dem Evangelium und dem wahren christlichen Glauben zu gut!“

Jedoch das Verschwinden Luthers war nicht auf römische Tücke zurückzuführen, sondern es war veranstaltet von seinem treuen Beschützer, Kurfürst Friedrich. Friedrich erkannte wohl, daß es für den Augenblick unmöglich war, Luther dem Kaiser zum Trotz in Freiheit und Amt zu schützen. So sehr er sich sonst dazu verpflichtet hielt und so lieb ihm Luther war, dennoch durfte der für den Frieden und das Wohl Deutschlands aufrichtig besorgte Fürst es nicht darauf ankommen lassen, um seinetwillen den Bürgerkrieg in Deutschland zu entfachen. Darum willigte er in den Plan, Luther auf seiner

Heimreise durch vertraute Männer aufheben und an einen Ort bringen zu lassen, der ihm selbst nicht bekannt gegeben werde. Dann konnte er auf Befragen dem Kaiser mit gutem Gewissen sagen, er selbst kenne Luthers Aufenthaltsort nicht.

Gott hat auch den Plan gelingen lassen. Alsbald konnte der Kaiser die übernommene Verpflichtung, Luther zu richten, nicht ausführen. In kurzem aber riefen ihn dringende Geschäfte wieder ins Ausland und hielten ihn da jahrelang zurück. Es mochte auch Karl selbst nicht unlieb sein, daß er der mißlichen Aufgabe enthoben war. Denn etwas anderes konnte er nicht erwarten, als daß Luthers Gefangennahme oder Hinrichtung großes Blutvergießen nach sich ziehen würde. Für Luther und seine Sache aber war auf diese Weise zunächst einmal Zeit gewonnen.

Aufenthalt auf der Wartburg.

Auf der Wartburg lebte Luther wie ein in leichter Haft gehaltener Ritter, der in Begleitung sogar die Burg verlassen durfte. Er bekam den Namen Junker Georg, mußte sich kleiden wie ein Ritter, den Bart wachsen lassen, auch so gut es ging, Rittersitte lernen. So durchstreifte er die Wälder und nahm teil an Jagden, freilich mehr, um dabei an der Natur sich zu freuen und erbauliche Betrachtungen anzustellen. Einmal flüchtete ein armes Häschen in seinen Ärmel; aber die Hunde bissen es durch seinen Rock hindurch tot. So, meinte er nun, wollen Satan und Papst trotz seiner Bemühung die schon geretteten Seelen verderben. Kam man bei Ausritten in ein Haus und er sah da ein Buch liegen, so griff er darnach; beim Zusammentreffen mit Mönchen und Priestern ließ er sich in ein Gespräch über kirchliche Fragen und den Luther ein, so daß sein Begleiter manchmal not hatte, ihn fortzubringen, ehe die Leute Verdacht schöpften.

Das ruhige Leben und die reichlichere Speise taugten dem an eine anstrengende Predigt- und Lehrthätigkeit und magere Kost gewöhnten Manne nicht. Daher plagten ihn bald Verdauungsstörungen und es stellte sich, wohl eine Folge des erstern Leidens und dazu der häufigen Einsamkeit, der schlimme Gast seelischer Anfechtungen wieder öfter bei ihm ein. So drängte und trieb es Luther aus diesem beständigen Müßiggang, wie ers ansah, heraus zu einem thätigern Leben.

Geistige Anregung gaben ihm ernste Gespräche mit dem Schloßhauptmann, Herrn von Berlepsch, auch ein heimlicher Verkehr mit befreundeten Franziskanermönchen in Eisenach. Durch fürstliche Boten wurde ein reger Briefwechsel mit den Freunden in Wittenberg unterhalten, wo-

bei Luther seine Briefe unterschrieb: „Gegeben in meiner Wüstenei“ oder „im Lande der Vögel“.

Er studierte die Heilige Schrift im Grundtext und schrieb mit Lust erbauliche Schriften, unter anderem sein erstes deutsches Predigtbuch (Deutsche Kirchenpostille). Seine wichtigste Arbeit aber war die Übersetzung des Neuen Testaments, wovon sofort genauer zu reden sein wird.

Zwischen hinein waren aber auch Gegner abzufertigen. Denn die Furcht entdeckt zu werden, war Luthers kleinste Sorge. Er schrieb gegen „die oberste Schule“, d. h. die theologische Fakultät von Paris, welche eine lange Reihe Lutherischer Sätze ausgezogen und ohne einen Beweis zu geben, für ketzerisch erklärt hatte. Sehr derb ging er mit dem Papste um, nachdem dieser seinen Namen in die sogenannte Abendmahlsbulle, d. h. in die Liste der Ketzer, welche am Gründonnerstag verdammt werden, aufgenommen hatte.

Die Feinde mußten sich vor dem Gebannten und Gefangenen geradezu fürchten. Erzbischof Albrecht von Mainz hatte in der Meinung, Luther sei jetzt unschädlich, den Ablaßhandel in seiner Residenzstadt Halle wieder eröffnet, auch einen Priester, der geheiratet hatte, gefangen gesetzt. Da schrieb Luther „Wider den Abgott zu Halle“, und als Spalatin die heftige Schrift nicht zum Druck gelangen ließ, drohte Luther dem Erzbischofe in einem Briefe, sie anderswo zu veröffentlichen, falls dieser die angeführten Beschwerden nicht binnen 14 Tagen abstelle. Auf die gegebene Frist traf von Albrecht die Antwort ein: „Lieber Herr Doktor, ich hab Euren Brief gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen, versehe mich aber gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, die Euch zu solchem Schreiben bewegt hat und will mich, so Gott will, dergestalt halten, als einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zusteht, als weit mir Gott Gnade und Stärke verleiht, darum ich auch bitten und bitten lassen will; denn ich von mir selbst nichts vermag — weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts Gutes an mir ist und ich so wohl ein stinkender Kot bin, als irgend ein anderer, wo nicht mehr. Das habe ich auf Euer Schreiben nicht wollen bergen; denn Euch Gnade und Gutes zu erzeigen, bin ich williger denn willig; brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden.“

Während aber Luther auf der Wartburg fern gehalten wurde, nahmen seitherige Anhänger von ihm in Wittenberg in überstürzter Weise Neuerungen im Gottesdienst vor. Es kamen dazu noch von außen herein die sogenannten Zwickauer Propheten. Melanchthon, so große Stücke Luther auf ihn hielt, war mehr ein

Gelehrter als ein Mann der That und zeigte sich der Bewegung nicht gewachsen. Verwirrung und Ärgernis wurden sehr groß. Da litt es Luther nicht länger auf der Wartburg. Trotz freundlicher Abmahnung seines Kurfürsten ritt er in den ersten Tagen des März allein in Reitertracht nach Wittenberg. Er mußte den Wolf, der in seine Hürde gefallen war, vertreiben, durfte die große Gefahr, die seine eigene Person dabei lief, nicht achten.

Rückkehr nach Wittenberg. März 1522

Gegen seinen Wohlthäter und Beschützer, den Kurfürsten, der namentlich um seines Nachbars, Herzog Georgs willen, Luther gern noch länger zurückgehalten hätte, rechtfertigte Luther sein Verhalten in einem Briefe, der mit dem darin ausgesprochenen Gottvertrauen zu den edelsten Kleinodien der evangelischen Kirche gehört.

„Ich hab Euer Kurfürstlichen Gnaden genug gethan, daß ich dies Jahr gewichen, E. K. Gn. zu Dienst. Denn der Teufel weiß sehr wohl, daß ichs aus keinem Zag gethan hab! Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. Nu ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und sintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durchs Evangelium zu freudigen Herrn gemacht hat über alle Teufel und Tod, und uns gegeben hat den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen Herzliebster Vater: so kann E. K. Gn. selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht so wohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl: wenn diese Sache zu Leipzig also stünde wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenns gleich — E. K. Gn. verzeihe mir mein närrisch Reden — neun Tage eitel Herzog Georgen regnete und ein jeder wäre neunfach wütender, denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten. Das kann mein Herr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber E. K. Gn. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht (nur) einmal gebeten und geweint habe, daß ihn Gott wollte erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, darnach nimmermehr. —

Solches sei E. K. Gn. geschrieben, der Meinung, daß E. K. Gn. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel höherm Schutz denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinn, von E. K. Gn. Schutz zu begehren. Ja

ich halt', ich wollte E. K. Gn. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich E. Gn. könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen; Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschliche Raten und Zuthun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. — Dieweil denn ich E. K. Gn. nicht folgen will, so ist E. K. Gn. vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde. — Als ein Kurfürst soll E. K. Gn. der Obrigkeit gehorsam sein und Kaiserliche Majestät in E. K. Gn. Städten und Ländern an Leib und Gut walten lassen, wie sichs gebührt nach Reichsordnung und ja nicht wehren noch sich widersetzen der Gewalt, so sie mich fangen oder töten will. — Es ist ein anderer Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennt mich sehr wohl und ich kenne ihn nicht übel. Wenn E. K. Gn. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen."

Die Besorgnisse Friedrichs waren nicht ungegründet. Die Feinde drohten ihm jetzt selbst mit der kaiserlichen Acht. Der edle Mann aber forderte von Luther bloß eine Bescheinigung, daß er ohne Bewilligung seines Fürsten zurückgekehrt sei und nur gekommen, um bei Zeiten einer Empörung zu steuern, von der man fürchten müsse, daß sie sich über ganz Deutschland verbreite. In der That bedurfte es bloß einer achttägigen Predigtthätigkeit Luthers, um die Wogen des Aufruhrs zu stillen.

Ich gehe auf die Geschichte der Wittenberger Unruhen hier nicht näher ein. Sie werden noch einmal zur Sprache kommen müssen.

Dagegen ist von **Luthers** deutscher **Bibelübersetzung** genauer zu reden.

Greifen wir zunächst noch einmal auf Luthers eigene Stellung zur Bibel zurück. Luther und die Bibel.

Bis in sein 20. Lebensjahr war ihm dieselbe unbekannt. Da findet er ein lateinisches Exemplar in der Bibliothek zu Erfurt, wie wir sagen zufällig, beim Suchen nach andern guten Büchern. Er ist sehr verwundert, daß viel mehr Texte, Episteln und Evangelien darin stehen, als man in Predigtbüchern und auf der Kanzel auszulegen pflegt. Im Alten Testament kommt er über die Geschichte von Samuel und seiner Mutter Hanna, durchliest sie eilend mit herzlicher Lust und Freude und weil ihm dies alles neu war, fähet er an, von Grund seines Herzens zu wünschen, Gott wolle ihm dermaleins auch

ein solches Buch bescheren. Beim Eintritt ins Kloster war es sein erstes, sich eine Bibel auszubitten. Man gab sie ihm; von den andern Mönchen las sie keiner; er aber las sie immer aufs neue wieder und machte sich so ganz mit ihr vertraut. Zwar tadelte ihn sein Lehrer, Doktor Usingen, darüber und sagte: „Ei, Bruder Martin, was ist die Bibel? Man soll die alten Lehrer lesen, die haben den Saft der Wahrheit aus der Bibel gesogen, die Bibel richtet nichts als Aufruhr an." So gab es damals freilich Doktoren der Theologie, welche sie gar nicht kannten. Karlstadt hatte sie noch „nicht gesehen," als er Doktor wurde und soll erst im 8. Jahre seines Doktorats angefangen haben, sie zu studieren. Die Meinung von ihrer Gefährlichkeit sprach auch der Trierer Eck in Worms aus; er hielt Luther entgegen, daß fast alle Ketzereien aus der Heiligen Schrift hervorgegangen seien.

Nun, wir haben gefunden, daß auch Luther anfangs die Schrift nicht verstand, wie er aber die menschlichen Erklärer beiseite legte und allein mit Beten und innerem Bewegen ihrer Worte sie durchforschte, da ging ihm ihr Licht auf. Denn jetzt bekam er zu ihr das Zeugnis des Heiligen Geistes in seinem Herzen. Er hat daher auch den Einwand der Römischen, daß sie vielfach dunkel sei, nur soweit gelten lassen, daß wir die sprachliche Bedeutung mancher Worte nicht mehr kennen. Übrigens schade das nicht so viel, da derselbe Sinn in vielen Stellen wiederkehre, wovon dann einzelne immer wohl verständlich seien. Der Sinn der Schrift sei nicht unklar und verworren; man müsse nur immer den einfachen Wortsinn nehmen und nicht durch den „angeblichen geistlichen Sinn"*) sie verwirren.

Schon vor der Zeit seiner großen äußeren Kämpfe war Luther sich darüber gewiß geworden, daß die lauterste Quelle göttlicher Wahrheit in der Heiligen Schrift fließe, daß in Zweifelsfällen bei ihr die Entscheidung liegen müsse. Darum erklärte er gleich bei Beginn des Ablaßstreites: Wenn schon alle heiligen Lehrer dies und das gehalten hätten, so gelten sie doch nichts gegen einen einigen Spruch der Schrift, als St. Paulus Gal. 1, 8 sagt: Wenn euch gleich ein Engel vom Himmel oder wir selbst anders predigten, denn ihr vor gehört habt, so laßts euch ein vermaledeiet Ding sein." Nur glaubte Luther damals noch, die Kirchenväter haben thatsächlich nichts gegen die Heilige Schrift gesetzt und wenn Konzilien eine Wahrheit

*) Vrgl. I, 331.

[e]rklärt haben, wofür eine Schriftoffenbarung nicht vorliege, so sei [d]as doch im schönsten Einklang mit der Schrift. Aber mit der Zeit [sc]hritt er zu der Erkenntnis fort, daß Kirchenväter und Konzilien [t]hatsächlich oftmals geirrt haben und daß durch die Menge der [s]päteren Zuthaten zu der ursprünglichen Offenbarung diese selbst [j]ämmerlich entstellt und verfälscht worden sei. So wurde ihm die [h]eilige Schrift ausschließliche Wahrheitsquelle und was er in Worms [s]o entschieden abgewiesen hat, war das, daß man von der Gegen[se]ite sie durch die mündliche Überlieferung der Kirche, Konzilsaus[s]prüche und päpstliche Erklärungen auslegen und ergänzen wollte.

Gerade seine Forderung in Worms aber, allein durch die Schrift [s]ich richten zu lassen, scheint Luther in Erinnerung gebracht zu haben, [d]aß die Heilige Schrift unter Gelehrten und Ungelehrten viel zu [w]enig bekannt sei. So machte er sich in seiner Mußezeit auf der [W]artburg daran, das Höchste, was es für ihn gab auf Erden, das [W]ort Gottes, seinem deutschen Volke in seiner eigenen Sprache dar[z]ureichen.

Wohl gab es vorher schon eine deutsche Bibelübersetzung,*) [w]elche im 14. Jahrhundert gemacht worden zu sein scheint. Die [B]uchdruckerkunst hat sich derselben bald nach ihrer Erfindung bemäch[ti]gt. Von 1465 an, wo die erste deutsche Bibel in Straßburg ge[d]ruckt worden sein soll, bis zum Jahre 1518 kamen 14 hochdeutsche [u]nd 3—4 niederdeutsche Bibeln heraus. Diese frühere deutsche Bibel [li]tt aber an verschiedenen Mängeln. Die Übersetzung folgte nicht [de]m hebräischen und griechischen Urtexte, sondern der lateinischen [Ü]bersetzung**) und litt deshalb vor allem an den Mängeln ihres [O]riginals. Ferner war das Deutsch dieser Bibel, obwohl mit jeder [n]euen Auflage daran gearbeitet wurde, noch sehr schwerfällig. End[l]ich war der Preis sehr hoch. Die zweite deutsche Bibel kostete [1]2 Gulden d. i. etwa 250 Mark. Ältere deutsche Bibeln

Auch arbeitete die Geistlichkeit wie schon früher***) ihrer Ver[b]reitung entgegen. Erzbischof Berthold von Mainz verbot den Druck [u]nd Verkauf aller deutschen Übersetzungen, welche nicht von gewissen [K]ommissarien genehmigt seien, bei Strafe des Banns. Er erklärte die 1486

*) Für die folgende Darstellung wurde Schott, „Dr. Martin Luther und die deutsche Bibel" und Villa, „Die Bibel und ihre Verbreitung" benützt.

) Vrgl. I, 331. *) I, 122.

arme deutsche Sprache für unfähig, den tiefen Sinn der heiligen Schriftsteller ungeschmälert und unverfälscht wiederzugeben. Ebenso seien ungelehrte Leser und gar Frauen nicht imstande, die heiligen Schriften zu verstehen. Zum Verständnis z. B. der Evangelien und des Apostels Paulus gehöre notwendig die Erklärung und Ergänzung durch andere Schriften.

Luther hatte, wie wir wissen, die gegenteilige Erfahrung an sich selbst gemacht. So zweifelte er auch nicht, daß der heilige Geist den Laien zum rechten Verständnis helfen werde. Er hoffte vielmehr, die Bibelübersetzung werde viele andere Bücher überflüssig machen.

Luthers Bibelübersetzung.

Luther vollendete nun die Übersetzung des Neuen Testaments auf der Wartburg in der unglaublich kurzen Zeit eines Vierteljahrs. Jedoch überarbeitete er in Wittenberg alles nochmals sorgfältig in Gemeinschaft mit seinen Freunden, ehe er das Buch herausgab. Melanchthon insbesondere konnte als ausgezeichneter Kenner des Griechischen guten Rat erteilen. Ein münzkundiger Arzt mußte Auskunft geben über die Münzen und Maße im Neuen Testament. Zur richtigen Bezeichnung der Edelsteine, welche in Offenbarung 21 genannt sind, verschaffte man sich solche aus der kurfürstlichen Schatzkammer durch Spalatins Vermittlung.

Noch ganz andere Schwierigkeiten bereitete freilich in der Folge die Übersetzung des Alten Testamentes. Sie konnte nur in Abteilungen herausgegeben werden. 1523 erschienen die fünf Bücher Mosis, 1524 der Rest der geschichtlichen Bücher, Hiob und Psalter. Das Ganze, dem hauptsächlich die Propheten noch fehlten, war erst 1534 vollendet. „Nun es verdeutscht und bereit ist," sagte Luther jetzt, „kanns ein jeder lesen und meistern. Lauft einer mit den Augen durch drei, vier Blätter und stoßt nicht ein Mal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze dagewesen sind, da wir haben müssen schwitzen und ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten." Insbesondere Hiob hatte viel Arbeit gemacht wegen der „gewaltigen Sprache" und weil man den Sinn manchen hebräischen Worts einfach nicht mehr wußte. Da war Luther mit zwei Freunden oft in vier Tagen kaum drei Zeilen weit gekommen.

Auch das Deutsch bereitete Schwierigkeiten. Denn noch gab es keine einheitliche deutsche Schriftsprache. Luther mußte sie erst bilden. Er that es mit Zugrundlegung der sächsischen Kanzleisprache. Die-

selbe war aber selbst noch vielfach zu künstlich und schwerfällig, und hatte viele Ausdrücke gar nicht, die er brauchte. Darum sah Luther außerdem seinen sächsischen Landsleuten „aufs Maul", horchte genau darauf, wie die Mutter im Hause, das Kind auf der Gasse, der Mann auf dem Markte redeten. Damit erst gewann er den nötigen Sprachreichtum und den zum Herzen dringenden Ton. Man merkt wohl, daß die Luthersche Bibelübersetzung nicht von einem bloßen Sprachkundigen, sondern von einem durch und durch deutschen und christlichen Manne gemacht ist. „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen", hat er ausgesprochen; er wollte ihnen eine bessere Übersetzung geben „als die Lateiner haben." Das hat er auch erreicht. Dazu half ihm jedoch nicht nur sein deutsches Volks- und Sprachgefühl, sondern noch viel mehr das, daß er selbst in den Worten und dem ganzen Geist der Schrift lebte.

In einzelnen Ausdrücken mußte später an seiner Übersetzung immer wieder geändert werden. Er that es selbst unausgesetzt, sagte auch sogleich: „Ist niemand verboten, ein Besseres zu machen." Das haben auch seither viele versucht, haben an seiner Übersetzung verbessert und verschlimmert. Dadurch ist auch in unserer Zeit wieder das Bedürfnis nach einer neuen, sorgfältig durchgesehenen (revidierten) Bibelübersetzung entstanden. Dieselbe hat sich möglichst genauen **1861 —**
Anschluß an Luthers eigene Übersetzung zur Aufgabe gemacht und **1892**
eigentliche Änderungen nur mit großer Zurückhaltung vorgenommen. Man hätte wörtlich genauere und richtigere Übersetzungen der neuen Ausgabe zu Grunde legen können. Denn es ist kein Zweifel, daß die Fortschritte in der Kenntnis der Bibelsprachen und der biblischen Zeitgeschichte uns solche wörtlich besser übersetzte Ausgaben gebracht haben. Allein keine auch der neuesten Übersetzungen hat so gut wie die Luthers die Bibel wirklich verdeutscht, hat es so gut verstanden, das Gefühl des Fremdartigen, Steifen und nur halb Verstandenen, das jeder wörtlichen Übersetzung auch anderer Bücher anklebt, uns zu benehmen und beim Lesen den Eindruck hervorzurufen, als müßten die Worte ursprünglich so gelautet haben, wie sie dastehen. Ich führe, um nur einen Beweis davon zu geben, ein von Luther selbst gebrauchtes Beispiel an. In der Stelle Dan. 10, 11 fühlt sich der wörtlich Übersetzende versucht, zu sagen: „Daniel, du Mann der Lüste" oder „der Begierungen." Lüste gäbe einen ganz falschen Sinn, Begierungen wäre nicht deutsch. Darum sagte Luther, deutsch und sinnvoll zugleich: „Du lieber Daniel."

Aufnahme. An uns wird es sein, die Bibel wieder mit dem Eifer anzunehmen, wie unsere Vorfahren zu Luthers Zeit das neu herausgekommene Neue Testament aufgenommen und gelesen haben. Das schildert uns Cochläus, einer der grimmigsten Feinde Luthers, mit den Worten: „Luthers Neu Testament war durch die Buchdrucker dermaßen gemehrt und in so großer Anzahl ausgesprengt, daß auch Schneider und Schuster, ja auch Weiber und andere einfältige Laien, soviel deren dies neu lutherisch Evangelium angenommen, die auch nur etwas weniges Deutsch auf ein Lebzeiten lesen gelernt, dieselbe gleich als einen Bronnen aller Wahrheit mit höchster Begierde lasen. Etliche trugen es mit sich im Busen herum und lernten es auswendig." Dabei kostete ein Neues Testament noch $1^1/_2$ Gulden d. i. gegen 25 Mk.!

Bibelverbreitung in der Gegenwart. Bei uns wird die ganze Bibel zu viel, viel niedrigerem Preise ausgeboten, sie wird den meisten Ehepaaren bei der Trauung geschenkt, vielen Armen umsonst oder gegen das kleinste Entgelt gereicht. Denn seit 1712, in welchem Jahre der Freiherr v. Canstein die erste Bibelanstalt in Halle gründete, hat christliche Liebe und Wohlthätigkeit sich die möglichst billige Herstellung der Heiligen Schrift zu einer ihrer wichtigsten Aufgaben erwählt, damit das Wort Gottes ja nirgends fehle. Seit dem Jahre 1804 giebt es eigentliche Bibelgesellschaften, von denen die größte die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ist. Aber auch in Deutschland und in der Schweiz, in Berlin, Dresden, Stuttgart, Basel haben Bibelgesellschaften ihren Sitz, welche mit Anspannung aller Kräfte arbeiten. Alle Bibelgesellschaften miteinander verbreiten jährlich etwa 7 Millionen heiliger Schriften unter Christen und Heiden.

Die Luthersche Bibelübersetzung hat eben auch die Übersetzung der Bibel in andere Sprachen mächtig gefördert und erleichtert. Bis zur Reformation war die Bibel nur in 23 Sprachen übersetzt worden. Jetzt zählt man etwa 400 Übersetzungen. Welche Früchte die Bibel bei den Heiden schafft, darauf werden wir noch später zu reden kommen.

Gebrauch. Wie brauchen wir selbst die Schrift? Das ist noch eine sehr ernste Frage. Wird sie auch nur gelesen?

Es gab einmal eine Zeit, wo in gewissen Kreisen unseres deutschen evangelischen Volks die Bibel fast das einzige Buch im Hause war. Sie war Buch zur Erbauung und Unterhaltung, Lesebuch für die Anfänger und bei den Alten Ratgeber für alles.

Diesen Zustand können wir nicht zurückführen in einer Zeit, in der auch die Frommen auf allen möglichen Gebieten sich umsehen müssen, um den Feinden der Wahrheit begegnen zu können. Wer wollte aber leugnen, daß bei solcher Selbstbeschränkung die ganze Gedankenwelt in anderem Maße als jetzt geschieht, immer wieder hingelenkt wurde auf Gott und gesammelt blieb in Gott? So könnte mancher wenigstens für Zeiten des Suchens und Ringens etwas von dieser guten Einseitigkeit lernen.

Jetzt giebt es wohl auch unter sehr weltlich gesinnten Haushaltungen selten eine, in der gar keine Bibel zu finden wäre. Aber gelesen wird sie da nicht. Die einen verachten sie; für andere ist sie eine Art Hausgötze, dem man wohl einen Ehrenplatz einräumt, den man aber zu berühren sich scheut. Schlimmer ist noch, daß auch so viele Frommen ihr keinen Geschmack mehr abgewinnen können, daß sie auch bei ihnen aus dem täglichen und sonntäglichen Gebrauche verdrängt wird durch alle möglichen andern Bücher belehrender und erbaulicher Art, fromme Blättchen und Unterhaltungsschriften. Immer kleiner scheint mir unter dem evangelischen Volk, unter Gelehrten und Ungelehrten, die Zahl derer zu werden, welche wie der junge Luther sich allein „mit der Bibel würgen" mögen und dafür aus ihr den selbständigen klaren Blick für alle Fragen der Religion und des Lebens und damit Licht und Trost und jene Selbstgewißheit und Stärke gewinnen, die wir doch alle an unserm Luther bewundern. Sittlichkeit, Glaube, Geisteschristentum und nicht am wenigsten der Fortbestand unserer evangelischen Kirche hängen daran, daß wir in der Heiligen Schrift, die durch Gottes Gnade uns allen geschenkt und zugänglich gemacht ist, wieder besser jene köstliche Perle erkennen, um die man alle andern geistigen und materiellen Schätze drangeben kann und muß.

6. Luthers Heirat und Familienleben.

Weitere Quellen: Kawerau, Die Reformation und die Ehe. Dann, Evangelisch-christliche Blätter.

Mit dem Reichstag zu Worms und der Verbringung Luthers auf die Wartburg hört die deutsche Reformationsgeschichte auf, fast ausschließlich Geschichte Luthers zu sein. Sie wird jetzt zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der evangelischen Kirche. Ehe wir jedoch mit dieser uns genauer befassen, möchte ich das Persönliche in Luthers Geschichte mit einer Darstellung seiner Ehe und seines Lebensendes vollends zum Abschluß bringen. Wir freuen uns, ihn

auch nachher nicht so bald unsern Blicken entschwinden zu sehen. Denn solange er lebte, ist die Geschichte unserer Kirche durch diesen von Gott uns gesandten, geisterfüllten Mann beherrscht und seine Gestalt in alle wichtigen Ereignisse verwoben.

Luther gegen den Cölibatszwang für Priester.

Luther hatte in der Schrift „An den christlichen Adel" einen der wundesten Punkte des kirchlichen Lebens, „die unkeusche Keuschheit" der Priester mit kräftigen Worten angegriffen, er hatte die Päpste mit ihrem Cölibatsgesetz (I, 361 ff.) verantwortlich gemacht für all die Sünde, die dawider geschehen, für alle Seelen, die dadurch verloren, alle Gewissen, die dadurch verwirrt und gemartert sind. Er hatte denen, welche künftig in den Priesterstand eintreten, geraten, das Keuschheitsgelübde zu verweigern, das wider Gottes Wort (1. Tim. 4, 3; 3, 2) zu fordern kein Mensch, also auch der Papst nicht, das Recht habe. „Es kann nicht ein jeglicher Pfarrherr eines Weibes mangeln", hatte er gesagt, „nicht allein der Gebrechlichkeit, sondern des Haushaltens halben." Darum empfahl er dem Pfarrer, welcher, statt in fortwährender Versuchung oder Sünde, mit seiner Haushälterin gern in rechter ehelicher Treue zusammenleben wollte, daß er sie frisch zum Weibe nehme, ob der Papst will oder nicht. Der Rat, zu heiraten, wurde bald befolgt. Der erste, der förmlich in den Ehestand trat, war ein Schüler
1521 Luthers: Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen, Propst zu Kemberg. Andere folgten und wurden dafür zum Teil von ihrer weltlichen Obrigkeit gefangen gesetzt, anderswo aber auch von derselben geschützt, so noch im Herbst 1523 sieben Priester, welche in der Stadt Straßburg sich verehelichten. Von Luthers nähern Freunden hatte schon das Jahr zuvor Justus Jonas geheiratet, recht eigentlich im Gehorsam gegen 1 Kor. 7, 2.

Befreiung von Klostergelübden.

Nun hatte die Zulassung der Heirat von Weltpriestern manche Gönner auch unter den Anhängern des alten Glaubens. Anders schien die Sache anfänglich in Luthers eigenen Augen zu stehen bei Mönchen und Nonnen, welche das ehelose Leben freiwillig erwählt und gelobt hatten und bei denen es ein wesentliches Stück ihres Berufes zu sein schien. Wohl hatte Luther in der Schrift „An den christlichen Adel" auch die Ablegung von Mönchsgelübden auf Lebenszeit bedauert und abgeschafft gewünscht; eine ganz andere Frage aber war die, ob die von mündigen Christen thatsächlich gethanen Klostergelübde verbindlich seien oder nicht. Nachdem Karlstadt und andere aber auch diese Frage mit mehr oder weniger Geschick angefaßt hatten, sprach Luther noch von der Wartburg aus in verschiedenen Schriften

seine endgültige Ansicht dahin aus: Mönchsgelübde sind fast durchaus unternommen in der Meinung, durch die Werke des Mönchtums Gnade bei Gott zu erlangen und der Sünden ledig zu werden. Das ist aber Verleugnung des Glaubens, der sich nur auf Gottes Gnade ergiebt und nicht durch eigene Werke, sondern durch Christi Blut Gnade erlangen will. Mithin werden die in gottloser Meinung unternommenen Gelübde selber zu einer schweren Sünde, dürfen also einen Christen nicht mehr binden, den, wie Luther oftmals ausführt, „Christus von allen menschlichen Gesetzen frei gemacht hat, zuvor, wo sie wider Gott und die Seligkeit sind Gal. 5, 1."

Auf Luthers lösendes Wort folgte ein zahlreicher Austritt von Mönchen aus ihren Klöstern, namentlich bei seinen eigenen Ordensbrüdern, den Augustinern. Nonnen, häufiger als Mönche wider ihren Willen ins Kloster verbracht, begehrten frei zu werden. Wo ihre Verwandten ihnen zur Befreiung nicht helfen wollten, boten andere die Hand dazu. Auf Luthers eigene Anregung befreite ein Torgauer Ratsherr, Leonhard Koppe, 9 Nonnen aus dem Kloster Niemptschen bei Grimma. Koppe, so wird erzählt, brach mit seinen Begleitern ein Loch in eine Leimwand und nachdem die Nonnen durch dasselbe entschlüpft waren, führten sie dieselben auf einem bedeckten Wagen davon. Die Geschichte einer andern Nonne, Florentine von Obern-Weimar, hat Luther veröffentlicht. Florentine war schon in ihrem sechsten Lebensjahre einem Kloster zu Eisleben übergeben und im Alter von 11 Jahren eingesegnet worden. Vierzehn Jahre alt, fühlte und klagte sie, daß sie für diesen Stand nicht geschickt sei, erhielt aber zur Antwort, sie sei nun einmal eingesegnet und habe Gott ewige Keuschheit geschworen. Als Florentine von Luther und seiner evangelischen Lehre hörte, schrieb sie an ihn um Trost und Rat, was durch ihre Genossinnen der Oberin des Klosters verraten wurde. Deshalb wurde sie 4 Wochen lang bei großer Kälte eingekerkert, kam in den Bann und mußte zur Buße eine Woche lang bei den kirchlichen Gebetsstunden sich auf die Erde legen und die andern über sich hinschreiten lassen. Darnach klagte sie einem Vetter, Herrn von Watzdorf, ihre Not, wurde jedoch abermals verraten, von der Oberin und vier andern Personen durchgestäupt, wieder eingekerkert, auch einen Tag mit den Beinen in Eisen gelegt, endlich zu lebenslänglicher Haft in einer Zelle verurteilt. Da ließ eines Tages die Verschließerin diese offen stehen und die Nonne entkam. Luther schließt: „Nicht allein aus dieser Florentine Geschichte, sondern auch aus vieler an-

dern Zeugnis sieht man, welch ein teuflich Ding die Nonnerei oder Möncherei ist, da man mit eitel Treiben, Zwingen, Stöcken und Plöcken will die Leute zu Gott bringen, so doch Gott so oft in der Schrift zeugen läßt, er wolle keinen gezwungenen Dienst haben."

Für das Fortkommen der ausgetretenen Männer sowohl als Frauen mußte weiter gesorgt werden. Auch dazu half Luther, so gut er konnte, mit eigenen Mitteln und durch seine Fürsprache. Die Jungfrauen hoffte er teilweise durch Verheiratung versorgen zu können.

Luthers persönliches Verhalten.

Dagegen machte Luther von der Freiheit, die er andern pries, selbst lange keinen Gebrauch. Nicht als ob er diese Freiheit für seine Person nicht gehabt hätte, vielmehr hielt er sich von allen Gesetzen des Papsttums vollständig frei, nachdem dieses ihn im Bann aus seiner Kirche ausgestoßen hatte. Aber gewohnheitsmäßig hielt er die seitherige Weise fort, bis irgend ein besonderer Anlaß ihn davon
1524 befreite. So beobachtete er noch lange die kirchlichen Fasten. Seine Mönchskutte behielt er, bis sie ganz abgetragen war. Dann ließ er sich aus einem von Kurfürst Friedrich geschenkten Stück Tuch einen Rock machen. Er blieb noch im Kloster, als dasselbe längst von allen andern Mönchen verlassen worden war. Eine Weile teilte der frühere Probst Brisger mit ihm seinen Aufenthaltsort; zuletzt war er ganz allein. Niemand sorgte dem so viel Beschäftigten für die nötigsten äußern Bedürfnisse. Ein ganzes Jahr vor seiner Verheiratung machte niemand mehr ihm sein Bett zurecht. Müde von des Tages Arbeit ließ er sich nur so in dasselbe fallen.

Härter als den Mangel äußerer Dienstleistungen empfand Luther die Einsamkeit, wenn Trübsinn und Anfechtungen sich bei ihm einstellten. In solchen Augenblicken konnte ihn immer ein natürlicher heiterer Umgang mit andern Menschen am besten ablenken und bewahren. So mag damals in der Zeit seiner Verlassenheit jener Vorfall sich zugetragen haben, daß sein gelehrter Freund Lukas Edemberger und ein Wittenberger Buchdrucker ihn in seiner Stube, worin er sich eingeschlossen hatte, ohnmächtig daliegen fanden. Durch die Klänge der Musik brachten die beiden Männer ihn wieder zurecht, worauf er sie bat, ihn oft wieder zu besuchen.

So sehen wir, daß es für Luther an Gründen nicht gefehlt hätte, sich nach einer Gehilfin fürs Leben umzusehen. Er verachtete die Frauen nicht, und eine besondere Befriedigung hätte es ihm gewährt, durch eine Heirat das gegen seinen Vater mit seinem eigenwilligen Eintritt ins Kloster begangene Unrecht vollends ganz zu

ihnen. Allein er wollte auch in diesen Dingen innerlich und äußerlich ganz vom Herrn sich leiten lassen. Vorläufig war es ihm noch nicht ans Heiraten; er dachte viel mehr auch jetzt wieder ans Sterben, selbst an die Möglichkeit der ihm als Ketzer drohenden Hinrichtung.

Merkwürdigerweise zeitigte nun aber die wirkliche Lebensgefahr, welcher Luther beim Herumreisen unter den aufrührerischen Bauern im Bauernkriege ausgesetzt war, in ihm einen raschen Entschluß. Gerade weil seine Feinde bereits angefangen hatten, zu spotten, daß Mai
Luther andere auffordere, zu heiraten, während er selbst nicht wage, 1525
dasselbe zu thun, sah er es mehr und mehr als eine Pflicht an, seine Lehre mit der That zu bestätigen. Wäre er damals schnell aufs Totenbett gelegt worden, sagte er später, so hätte er sich, rein dem Ehestand zu Ehren, da noch mit einem frommen Mägdlein trauen lassen und hätte ihr zween silberne Becher zum Mahlschatz und Morgengabe gegeben.

Im Hause des Stadtschreibers Reichenbach in Wittenberg lebte eine jener Nonnen, die durch Luthers Vermittlung aus dem Kloster befreit worden waren, Katharina von Bora. Im Herbst zuvor hatte Luther sie an einen Mann verheiraten wollen, den sie nicht liebte. Da hatte sie ihm sagen lassen, wenn Luther oder Dr. Amsdorf sie haben wolle, so sei sie bereit, mit dem einen oder andern von ihnen eine ehrsame Ehe einzugehen, mit dem Vorgeschlagenen aber niemals. Während nun Luther vorher keine Neigung zu ihr verspürt hatte, da er sie für hochmütig hielt, scheint diese offene Antwort ihn zu ihr hingezogen zu haben. So wandte er sich denn auch jetzt an sie, und wenige Tage darauf feierte er schon seine Vermählung mit Luthers Heirat
ihr im eigenen Hause in Gegenwart des Wittenberger Stadtpfarrers 13. Juni
Bugenhagen, des Dr. Apel, eines Lehrers der Rechte an der Uni- 1525
versität, des Malers Lukas Kranach und seiner Frau und einiger andern. Öffentlicher Kirchgang und Hochzeitsfest, wozu Luther auch seine Eltern und einen größeren Kreis von Freunden lud, folgte 14 Tage später.

Diese damals gültige Form der Eheschließung*), welche es Luther ermöglichte, plötzlich mit der vollendeten Thatsache vor die Welt zu treten, erleichterte begreiflicher Weise sein Vorhaben sehr, das sogar einige seiner nächsten Freunde sehr bedenklich nahmen und ernstlich widerrieten. Dr. Schurf hatte gesagt: „Wenn dieser Mönch ein Weib nimmt, so wird alle Welt und der Teufel selbst lachen

*) Vergl. I, 357.

und jener wird sein ganzes bisheriges Werk zu nichte machen." Melanchthon fand Luthers Schritt gerade im damaligen Augenblick unbedacht und höchst gefährlich. Nur Luther selbst, so viel er zu hören bekam, ließ sich nicht irre machen; „Ist meine Ehe Gottes Werk," so erklärte er einem besorgten Freunde, „so darf man sich nicht wundern, wenn das Fleisch sich daran stößt. Würde die Welt sich nicht an uns stoßen, so würde ich fürchten, was wir vornehmen, sei nicht von Gott. Nun jene sich ärgert und mich nicht leiden mag, erbaue und tröste ich mich in ihm. Thu du auch also!"

Luthers Familienleben.

Luthers Ehe war auch in der That von Gott gesegnet. Katharina war die Frau, wie sie Luther brauchte: eine verständige, tüchtige Hausfrau, besorgt für den pflegebedürftigen Mann und ruhig und stark genug, um auch durch seine Heftigkeit sich nicht irre machen zu lassen. Sie nahm innern Anteil an seinen Arbeiten und Kämpfen, ohne deswegen selbst aus dem Kreise ihres häuslichen Berufes herauszutreten zu wollen. Im Hause ließ Luther sie schalten und walten, da er wohl sah, daß sie ein besseres Wirtschaftstalent besaß als er. Nur konnte er, wenn sie ihrem Gesinde gar so strenge Reden hielt, fragen: „Hast du vor deiner Predigt auch ein Vaterunser gebetet?" In seinen Briefen zieht er sie öfters auf mit ihrem Sorgen um ihn und ihr Hauswesen, redet sie scherzend als „Herr Käthe" an. Im übrigen hielt er dennoch das Regiment im Hause fest, eingedenk der Lehre des Apostels, daß der Mann ist des Weibes Haupt. So gab es keinen ehelichen Unfrieden, so selbständige Naturen beide in ihrer Art waren. Um so aufrichtiger konnte auch Luther Gott danken für den Schatz, den er an seiner Frau habe. Er bezeugt in seinem Testament, daß seine Frau ihn „als ein fromm, treu, ehelich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten habe." Er kannte ihre Fehler; aber seine eigenen waren ihm ebenso wenig verborgen. Nach zwölfjähriger Ehe bekannte er, wie schwer ihm bei aller Freudigkeit zum Sterben doch die Trennung von ihr und den Kindern würde. „Ich habe," sagt er einmal, „meine Käthe lieb, ja ich habe sie lieber denn mich selber, das ist gewißlich wahr; ich wollt lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollten." Nun, sie durften sich noch länger, im ganzen 20 Jahre besitzen.

Die reichsten Freuden genoß Luther im Besitze seiner Kinder. Er hatte an ihnen eine natürliche Freude. Stets gaben sie ihm aber auch Stoff zu allerlei geistlichen Betrachtungen. „Sie leben," sagte er, „so fein einfältig und rein, ohne Anstoß im Glauben. — Sie

gen nicht; Gott giebt ihnen Gnade, daß sie lieber Kirschen essen s Geld zählen." Er sah, wie seine Knaben mit einander haderten d bald sich wieder vertrugen und versöhnten, und sprach: „Lieber err Gott, wie wohl gefällt dir solcher Kinder Leben und Spielen! alle ihre Sünden sind nichts denn Vergebung der Sünden."

Der älteste Sohn hieß Johannes oder Hänschen. An ihn ist r bekannte, köstliche Kinderbrief*) geschrieben. Der Vater suchte in rinnerung an seine eigene verkehrte Erziehung gleich bei ihm Milde it Strenge zu vereinigen. Doch ließ er ihm nichts hingehen. Noch späteren Jahren verweigerte er ihm einmal drei Tage lang die betene Verzeihung, obgleich seine Frau und mehrere Freunde Für=tte für ihn einlegten. Er erklärte, lieber wollte er einen toten, nn einen ungezogenen Sohn haben und wies hin auf die einem ischof in besonderem Maße obliegende Pflicht, sein Haus in guter ucht und Ordnung zu halten. 1. Tim. 3, 4. Hans ist dann auch ie alle Kinder Luthers am Ende doch wohl geraten und später ein rstlicher Rat geworden. Zwei Mädchen, Elisabeth und Lenchen, rben früh, jenes schon mit einem halben Jahre, Lenchen, ein gar aves Mädchen, 13 Jahre alt. Trotz der gewissen Himmelshoffnung r beide that den Eltern ihr Verlust überaus weh.

Von den zwei weiteren Söhnen wurde Martin Theolog, starb er in jungen Jahren. Der begabteste, Paul, wurde ein angesehener zt. Die jüngste Tochter, Margarete, heiratete einen preußischen deligen v. Kunheim. Nachkommen von ihr leben heute noch in stpreußen und in Württemberg.**)

Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit.

Luthers Haushaltung beschränkte sich aber keineswegs auf Frau d Kinder. Es lebten in der Familie die Muhme Lene, eine Tante iner Frau und mehrmals jahrelang Nichten oder Neffen von Luther. Wie in andern Professorenhäusern waren am Tische Studenten. Luther atte stets ein offenes Haus für Gäste. Öfters beherbergte er ent=ohene Mönche oder vertriebene Prediger. Manches Stücklein erzählt an sich von seiner Freigebigkeit. Als er z. B.***) einmal von einem rmen Studenten um Reisegeld angesprochen wurde und selber keins n Hause hatte, ergriff er nur geschwind einen schön vergoldeten Becher von Silber, den ihm der Kurfürst vor kurzem zum Geschenk gemacht hatte, drückte ihn mit Kraft zusammen und sprach: „Ich

*) Vergl. I. Württemb. Lesebuch Nro. 180. **) Nach dem Calwer Kirchen=lexikon die Familie Mörike. ***) Nach Grube, Charakterbilder.

brauche keinen silbernen Becher, da nimm ihn, trag ihn zum Goldschmied und was er dir giebt, das behalte."

Man braucht sich nicht zu wundern, daß Luther durch solche Freigebigkeit gegen jedermann, seine Hausfrau, die sich verpflichtet fühlte, in erster Linie für ihre nächsten Hausgenossen recht zu sorgen, hie und da in Not gebracht hat und es ist noch kein Beweis wirklichen Geizes, wenn sie dann hin und wieder sorgte und kargte. Im ganzen legte sie der Menschenfreundlichkeit ihres Mannes doch kein Hindernis in den Weg, sondern half zu deren Ausübung treulich mit.

Vermögensstand.

In den ersten Jahren der Verheiratung war die Familie oft und viel selbst in Geldnöten, denn Luther ließ sich für vieles nicht bezahlen, wofür er ein Honorar hätte beanspruchen können. Er nahm nichts für seine Predigtthätigkeit in Wittenberg, nahm von den Studenten keine Bezahlung für seine Vorlesungen, bekam selbst für seine vielen Bücher nichts vom Buchdrucker, während solche, die seine Bücher übersetzten, sich für den Druckbogen 1 Gulden geben ließen. Dennoch besserte sich mit der Zeit die äußere Lage der Familie, als der Kurfürst Luther einen nicht unbedeutenden Jahresgehalt, erst 200, dann 300 Gulden aussetzte, auch sonst mancherlei Wohlthaten ihm zufließen ließ. Dazu kam noch ein Ehrengehalt vom König von Dänemark. Von den verschiedensten Seiten erhielt Luther Geschenke, doch nahm er auch diese nicht immer an. Zu dem ihm vom Kurfürsten geschenkten Klostergebäude und Garten hin kaufte Luther noch einige Güterstücke und endlich von einem verarmten Bruder seiner Frau das kleine Landgut Zulsdorf, wozu Vieh, Schweine, Pferde, Hühner, Bienenstöcke 2c. gehörten. Das war nun alles freilich mehr die Wonne seiner Frau, als daß es wirklichen Nutzen abgeworfen hätte. Luther selbst sah die Sache ganz richtig an, wenn er sagte, er halte zu groß Gesinde und bleibe darum billig im Register der Armen. Anfechten ließ er sich freilich auch solche Sorgen nicht. Nichts zeichnet schöner seine Gesinnung als das Wort, womit er einmal eines seiner Kindlein beim Schlafengehen segnete: „Geh hin und sei fromm! Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott."

Allgemeine Bedeutung von Luthers Ehe.

Es ist nun noch hinzuweisen auf die weittragende allgemeine Bedeutung von Luthers Ehe und Familienleben. Luthers Heirat machte ungeheures Aufsehen. Augenblicklich begannen von römischer Seite die Lästerungen, die bis auf den heutigen Tag nicht verstummt

): Da könne man sehen, daß der ganze Handel Luthers mit dem pste einzig darum angefangen sei, damit der Mönch „ein schön gtiken" zum Weibe kriege. Zur Bekräftigung wurden dem noch erlei Lügengeschichten über das Vorleben Luthers sowohl als er Frau beigefügt. Das thörichte Gerede widerlegt sich selbst. strichen doch von Luthers Thesenanschlag bis zu seiner Heirat nahe 8 Jahre. Sogar nach Veröffentlichung seiner Schriften er die Klostergelübde wartete er noch volle 3 Jahre. Da kann eigene Wunsch, zu heiraten, unmöglich sehr im Vordergrunde bei her gestanden sein.

Verachtung des Weibes und der Ehe.

Fast noch mehr als mit der persönlichen Verleumdung Luthers ehrten aber die Lobredner des seitherigen Zustands, Bischöfe, önche und andere, sich selbst damit, daß sie nun sogar geflissentlich Weib und den Ehestand überhaupt heruntersetzten.*) Damit chten sie sich zum Anwalt der ungesunden und schandbaren Zu- nde, die in den letzten Jahrhunderten eingerissen waren und ver- gerten nur die Gesundung ihrer eigenen Kirche. Denn im Zusam- nhang mit der völligen Verdrängung der Priesterehe seit dem 13. hrhundert und der massenhaften Zunahme der Mönche und Non- , in letzter Zeit auch infolge der überhandnehmenden Trunksucht r an die Stelle der Frauenverehrung der Hohenstaufenzeit allmäh- der „grobianische" Ton getreten. Die Frauen waren aller Ach- g verlustig gegangen. Nicht edle Weiblichkeit, sondern Derbheit) Unfläterei beherrschte den gegenseitigen Verkehr. Das Weib t im allgemeinen für wollüstig, hinterlistig, geizig und herrsch- htig. Unendlich ist noch im 16. Jahrhundert die Zahl der Schwänke d Erzählungen, welche die beständigen wüsten Kämpfe zwischen ann und Weib in der Ehe darstellen. Eine stehende Figur darin ist der Siemann", wie bald der Mann, bald die Frau genannt wird, um zeigen, wie Weiberlist und Bosheit auch noch über den groben ann triumphiert. Wohl brachten die Humanisten einen neuen chönheitsdienst auf; aber eine ehrliche Ehe verachteten und ver- mähten sie gleich den pfäffisch Gesinnten. Es galt für ausgemacht, ß ein weiser Mann nicht heirate. Für die reinen Freuden und habenen Pflichten des Familienlebens, für die Führung und Er- hrung Gottes auch unter Kreuz und Leiden der Ehe fand sich kein erständnis, kein Verteidiger.

*) Vergl. I, S. 357 unten und S. 226 Mitte.

Darum preisen wir billig unsern Luther, der es zuerst wieder wagte, den Ehestand als von Gott gestiftet zu erheben und zu heiligen. Wir leugnen nicht, daß manch begeisterter Kämpfer für Christus seit den Tagen des Apostels Paulus dadurch, daß er all seine Liebe, Zeit und Kraft ausschließlich Christo und der Ausbreitung seines Reiches widmete, für die Menschheit und Christenheit Großes geleistet hat. Nicht weniger Großes aber hat Luther dadurch geleistet, daß er allen Vorurteilen seiner Zeit zum Trotz mit Wort und Vorbild der rechtmäßigen Ehe und einem in Gott frohen Familienleben wieder Bahn gebrochen und damit einen wirksamen Anfang gemacht hat, den Schmutz im geistlichen wie im weltlichen Stande zu verdrängen. Es hob sich mit der ehrlichen Heirat der ganze geistliche Stand. Um einen reinern Familiensinn allgemein zu machen, dazu bedurfte es freilich noch der Arbeit und Kämpfe von Jahrzehnten.

Heiligung durch Luther.

Daß Luther selbst die Ehe Geist und Arbeitskraft geschwächt hätte, kann niemand behaupten. Wir haben im Gegenteil gesehen, wie er auch aus Ehe und Familie Gewinn fürs Reich Gottes zog.

Ich muß mir leider versagen, eine vollständige Darstellung der Lehre Luthers von der Ehe zu geben, wie er sie vergleicht einem von Gott selbst noch im Paradiese angelegten, durch den Zaun des 6. Gebotes wohl verwahrten Würz- und Rosengarten, wie er lehrt, sich seinen Ehegatten bei Gott zu erbitten, und den Ehestand nicht wider der Eltern Willen anzufangen, damit nicht nach wenigen Monaten schon Seufzen und Wehklagen an Stelle des Sturms der blinden Liebe trete und das schwarze Hündlein, das böse Gewissen, unaufhörlich belle und beiße. Nicht übergehen aber will ich die Worte, mit welchen Luther die scheinheilige und im Grunde unreine, selbstsüchtige und kreuzflüchtige Verachtung des Weibes und der Ehe bekämpft: „Halte fest, daß Mann und Weib Gottes Werk sind und schilt ihm sein Werk nicht und heiße es nicht böse, das er selbst dir gut heißt. Er weiß besser, was gut ist und dir nütz, denn du selbst, wie er spricht 1. Mose 2, 18: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei."

Die Welt spricht von der Ehe: „Eine kurze Freude und lange Unlust." Es ist aber viel ein ander Ding, ehelich sein und ehelich Leben erkennen. Wer ehelich ist und ehelich Leben nicht erkennt, der kann nimmermehr ohne Unlust, Mühe und Jammer drinnen leben, er muß klagen und lästern wie die Heiden und unvernünftigen Menschen. Die aber erkennen, daß Gott die Ehe selbst eingesetzt, Mann und Weib zusam-

engegeben, Kinder zu zeugen und warten verordnet hat, die haben
ust, Liebe und Freude drinnen ohn Unterlaß, wie Salomo sagt.
pr. 18, 22.

Wenn die natürliche Vernunft das eheliche Leben ansieht, so
mpft sie die Nase und spricht: „Ach sollte ich das Kind wiegen,
e Windeln waschen, Bette machen, Stank riechen, die Nacht wachen,
ines Schreiens warten, sein Grind und Blattern heilen, darnach
s Weibes pflegen, sie ernähren und arbeiten; hie sorgen, da sorgen,
e thun, da thun, das leiden und dies leiden und was denn mehr
nlust und Mühe der Ehestand lehrt; ei sollte ich so gefangen sein?
du elender, armer Mann, hast du ein Weib genommen? Pfui,
ui, des Jammers und Unlusts! Es ist besser, frei bleiben und
hne Sorge ein ruhig Leben geführt. Ich will ein Pfaff oder
onne werden, meine Kinder auch dazu halten."

Was sagt aber der christliche Glaube hiezu? Er thut seine
ugen auf und sieht alle diese geringe, unlustige, verachtete Werke
 Geiste an und wird gewahr, daß sie alle mit göttlichem Wohlge-
llen als mit dem köstlichen Gold und Edelsteine geziert sind und
icht: „Ach Gott, weil ich gewiß bin, daß du mich einen Mann ge-
affen und das Kind mir gegeben hast, so weiß ich auch gewiß,
ß dirs aufs allerbeste gefällt und bekenne dir, daß ich nicht wür-
 bin, daß ich das Kindlein wiegen solle, noch seine Windeln
schen, noch sein oder seiner Mutter warten. Ach wie gern will
 solches thun und wenns noch geringer und verachteter wäre.
n soll mich weder Frost noch Hitze, weder Mühe noch Arbeit ver-
eßen, weil ich gewiß bin, daß dirs also wohlgefällt."

Also soll auch ein Weib in ihren Werken denken, wenn sie mit
m Kind umgeht und wenn sie sonst arbeitet und ihrem Manne
lft und gehorsam ist: „Es sind alles eitel güldne, edle Werke.
uch in den unvermeidlichen Leiden, die der Ehestand mit sich
ingt, tröstet sie sich: „Ich weiß, daß solche Schmerzen von
emand als von einem frommen Gott herkommen; um seinetwillen
ill ichs also gern dulden; der göttliche Wille ist ja der beste."

Vernehmen wir noch, wie Luther das Wort auslegt: „Die
änner sollen ihre Weiber lieben als ihre eigenen Leiber." „Da
ört ihr, wie sich ein Mann gegen sein Weib halten soll, nicht als
äre sie ein Fußtuch, wie sie denn auch nicht aus einem Fuße ge-
haffen ist, sondern aus des Mannes Rippe, mitten im Leibe, daß

sie der Mann nicht anders halten soll als sich und seinen eigenen Leib. Und wie zärtlich er mit diesem umgehet — ist er schwarz, so verwirft er ihn nicht deshalben; ist er krank, so pflegt er sein und ob ers nicht allezeit gleich macht, so hält ers ihm zu gut — also soll es der Mann mit seinem Weibe machen. Und obgleich ein anderes Weib schöner, beredter, klüger ist, so sollst du doch die nicht so sehr lieben wie dein Weib. Nein! nein! sondern dein Weib sollst du über alle andern lieben. Und ob sie dirs nicht allezeit recht machen kann, so trage Geduld mit ihr wie mit deinem eigenen Leibe. Thue mit ihr wie die Weingärtner mit dem schwachen Weinstock. Wenn man den will anbinden, der sonst für ihn selbst schwach ist, wie ein Weib, daß er Früchte tragen soll, so nimmt der Weinmeister nicht dazu eine große eiserne Wagenkette oder einen groben, hanfenen Strick sondern ein fein behend Strohbändlein, damit bindet er ihn. So soll aber auch das Weib eines Weinstocks Art an sich haben, denn er läßt sich fein beugen und lenken wie der Weinmeister will."

Das klingt anders als die grobianische Art, die selbst bis in die Kirchen hinein sich verirrt hatte. Den Mann, der so lehrte und nach seiner Lehre selber that, lassen wir nicht einen Meister der Büberei und Liederlichkeit schelten, wie Luthers Gegner thaten. Nein, wir danken Gott, daß durch ihn Schriftwort, Vernunft und wahre Liebe ihr verlorenes Recht, auch in der Ehe, wieder gefunden haben.

7. Luthers Krankheiten und Lebensende.

Zur Vervollständigung unseres Bildes von Luther gehört notwendig der Hinweis auf seine mannigfachen, teils körperlichen, teils seelischen Leiden.

Schon in Luthers Studentenzeit hören wir von einer lebensgefährlichen Krankheit, in der ein alter Priester ihm Mut zusprach: „Mein Baccalaureus, seid getrost, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben. Unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viele Leute wieder trösten wird. Denn wen Gott lieb hat und daraus er etwas Seliges ziehen will, dem legt er zeitig das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzschul geduldige Leute viel lernen."

Wir wissen aus allen Lebensabschnitten Luthers, die uns bis jetzt vorgekommen sind, daß Krankheit und Todesgedanken ihn überhaupt nie ganz verlassen haben. Wir sehen das an als eine gött-

che Erfüllung der Bitte des 90. Psalms: „Lehre uns bedenken, daß wir
erben müssen, auf daß wir klug werden." Wie dem Apostel Pau-
us ein Pfahl ins Fleisch gegeben war, damit er sich der ihm ge-
ordenen hohen Offenbarung nicht überhebe, ähnlich unserm Luther.
n spätern Jahren peinigten ihn bald Steinleiden, bald Kopfweh.
ine Krankheit eigentümlicher Art aber kehrt in seinem ganzen Leben
om Jünglingsalter an von Zeit zu Zeit immer wieder: schwerste
ibliche Beengung infolge Blutandrangs gegen das Herz. Damit
erbindet sich seelische Angst und Anfechtung. Einen der heftigsten Krankheits-anfall
Anfälle dieser Art hatte Luther im Jahre 1527. Ich gebe die Be- 1527
chreibung desselben möglichst ausführlich nach Köstlin, da wir aus
erselben das von Luther selbst so sehr gefürchtete Leiden überhaupt
ennen lernen und dieselbe vielleicht auch dem einen und andern unter
ns, das von Anfechtungen geplagt ist, zum Troste dienen kann.

Am 6. Juli 1527, einem Samstag, wurde Luther plötzlich des
Morgens von einer außerordentlichen Seelenangst befallen. Er ließ
eshalb um 8 Uhr seinen Beichtvater Bugenhagen zu sich bitten,
eichtete ihm seine Sünden, begehrte Absolution und Trost aus Got-
es Wort und befahl sich und all das Seinige Gott mit großem
Ernste. Doch hoffte er, andern Tages der Gemeinde predigen und
nit ihr das heilige Abendmahl genießen zu können. Nun war Lu-
her mit Bugenhagen auf diesen Tag von dem sächsischen Erbmarschall
Hans Löser in ein Gasthaus zu Tische eingeladen. Er wollte weg-
leiben. Bugenhagen aber meinte, Gesellschaft werde ihm wohlthun
nd überredete ihn, hinzugehen. So kam er, aß und trank wenig,
ar jedoch unter den Gästen heiter. Um die zwölfte Stunde
ing er von der Mahlzeit weg in das Gärtchen des Justus Jonas, saß
und sprach mit diesem gegen zwei Stunden lang und bat ihn dann,
um Abendessen zu ihm zu kommen. Als Jonas erschien, hatte sich
Luther inzwischen aufs Bett gelegt, weil er sich sehr schwach fühlte.
Jetzt stand er auf, klagte jedoch über großes Brausen und Klingen
es linken Ohrs und ging deshalb wieder nach seiner Schlafkammer,
wohin Jonas ihm folgte. Auf der Schwelle wurde er ohnmächtig
und rief nach Wasser. Jonas goß ihm schnell kaltes Wasser ins
Gesicht und über den Rücken. Inzwischen fing Luther zu beten an:
„Mein Gott, wenn du es also willst, wenn dies die Stunde ist, die
du mir versehen hast, so geschehe dein Wille." Darauf sprach er
mit Inbrunst das Vaterunser und den ganzen 6. Psalm. Nachdem
unterdessen auch seine Frau herbeigeeilt war, ließ er sich auskleiden

und zu Bett bringen, klagend, daß er keine Kräfte mehr fühle. Der Arzt Schurf wurde herbeigeholt, der seinen ganz kalt gewordenen Leib mit warmen Tüchern, Kissen und andern Mitteln erwärmen ließ, ferner der Pfarrer Bugenhagen. Während die Schwäche bald ab-, bald zunahm, betete Luther mit kräftigen Worten und Sprüchen der Heiligen Schrift und bat die andern, ihm mit ihrer Fürbitte beizustehen. Er sprach davon, wie er nicht würdig gewesen sei, sein Blut um Christi willen zu vergießen, tröstete sich aber damit, daß diese Ehre nicht einmal dem Johannes widerfahren sei, welcher doch ein „viel ärger Buch“ denn er gegen den Antichrist geschrieben habe. Damit die Welt nicht nach seinem Ende lügen könne, er habe zuvor noch widerrufen, forderte er die Umstehenden auf, Zeugen seines Bekenntnisses zu sein: er sage mit gutem Gewissen, daß er recht und heilsam gelehrt habe von Glaube, Liebe, Kreuz, Sakrament und andern Artikeln aus Gottes Wort und nach dem Befehl Gottes, der ihn in dieser Sache geführt und ohne seinen Willen gezogen und gedrungen habe. Dann nahm er Abschied von seiner Frau und seinem allerliebsten Hänschen. Nachdem man ihn jedoch lange Zeit gerieben und erwärmt hatte, fühlte er allmählich seine Kräfte wiederkehren und geriet endlich in einen Schweiß. Hiemit ging die Gefahr vorüber und er konnte am Abend des folgenden Tages zur Mahlzeit wieder aufstehen.

Körperlich erholte sich Luther schnell wieder. Mit jenem Seelenzustand aber, der dem Ausbruch der leiblichen Krankheit voranging, hatte er noch lange schwer zu kämpfen, und auch in leiblicher Beziehung blieben von jenem schnell überwundenen Anfall doch Beschwerden und Schwächen zurück. Über eine Woche lang wurde er, nach seinem eigenen Ausdruck, in Tod und Hölle hin und her geworfen. Am 2. August schrieb er dem Melanchthon, er sei davon am ganzen Leib zerschlagen und zittere noch jetzt an allen Gliedern. Fast habe er Christum ganz verloren, umhergetrieben von den Fluten der Verzweiflung und Lästerung gegen Gott; aber auf die Bitten der Gläubigen hin habe Gott sich seiner erbarmt und seine Seele aus der Tiefe der Hölle gerissen. Er hoffte, sein Seelenkampf werde auch für andere etwas zu bedeuten haben, nach Gottes Willen auch andern zu gute kommen sollen.

Eben bei diesem Anfall äußerte Luther gegen Jonas: auch die leibliche Schwäche, die viel weniger hart gewesen sei als die geistliche Anfechtung, sei wohl nicht natürlich gewesen, sondern vielleicht

ein Leiden wie das des Paulus, als Satan denselben mit Fäusten geschlagen habe.

Körperliches Leiden und geistliche Anfechtung zusammen, wie Luther sie damals und öfters durchzumachen hatte, waren mithin für Luther derjenige Kampf mit dem Fürsten der Finsternis, den er selbst für einen ernstlichen und gefährlichen ansah, der auch allein einen Hintergrund in der Schrift hat. Daneben glaubte Luther allerdings auch in der Weise seiner Zeit an sonstigen Teufelsspuk mit unerklärlichem Lärm im Hause, Teufelserscheinungen in Gestalt von Tieren und drgl. Allein davor fürchtete er sich nicht; daraus machte er sich nichts. So wird erzählt, auf der Wartburg sei einmal ein großer schwarzer Hund in seinem Bette gelegen; Luther aber habe ihn ruhig genommen und zum Fenster hinausgeworfen, ohne daß die Bestie geschrieen hätte und ohne daß Luther über sie von andern etwas hätte erfahren können.

Bloße Lebensgefahr fürchtete Luther überhaupt nicht, mochte sie von Teufel, Menschen oder Krankheit herrühren. Dazu wußte er sich zu sehr allezeit in Gottes Hand. Mehrfach hat Luther in Zeiten der Pest oder anderer ansteckender Krankheit seinen hohen Mut bewiesen. Als z. B. im Jahre 1528 die ganze Universität von Wittenberg nach Jena übersiedelte, blieb er mit seiner Familie zurück, obwohl der Kurfürst selbst ihn in einem Briefe aufforderte, zu folgen. Luther schrieb damals einem Freunde: „Ich und Bugenhagen sind allein noch hier und wir sind nicht allein, sondern Christus ist mit uns, welcher triumphieren und uns in sich gegen den Satan beschützen wird, wie wir glauben und hoffen.“ In jener Zeit schrieb er auch die treffliche Schrift: „Ob man für dem Sterben fliehen möge.“ Ich führe nur ein paar Worte daraus an. Luther sagt bei solchen, welche ohne Beruf im Leben dastehen und welche niemand braucht, könne man nicht sagen, ein Christ dürfe in Sterbensläuften schlechterdings nicht fliehen. Es komme da auf den Glauben an: „Ein Starkgläubiger kann Gift trinken und schadet ihm nichts; ein Schwachgläubiger aber tränke den Tod daran.“ Mark. 16, 18; Matth. 14, 29 mit Vers 30. Die Meinung, die Pest sei eben Gottes Strafe, wen sie treffen solle, der werde ihr nicht entrinnen, wen aber Gott behüten wolle, den werde er behüten, auch wenn derselbe keine Arznei brauche und sich vor Ansteckung durchaus nicht in acht nehme, sei nicht Gott trauen, sondern Gott versuchen.

Luther in der Pestzeit.

1528

Für andere hinwiederum gelte das Wort Christi: „Ein guter

Hirte läßt sein Leben für seine Schafe; aber ein Mietling sieht den Wolf kommen und fleucht." Das beziehe sich nicht allein auf Prediger und Seelsorger, deren man im Sterben am notwendigsten bedürfe, sondern auch auf Richter und Obrigkeit, welche eine ganze Gemeinde nicht ohne Haupt und Regiment sitzen lassen dürfen. Es verbinde nicht weniger Stadtärzte, Stadtdiener, Eltern und Kinder, Herrschaften und Dienstboten zu gegenseitiger Hilfeleistung. Ja nach Christi Spruch: „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besucht," dürfe kein Nachbar den Nachbar, kein Christ den andern im Stiche lassen. „Das weiß ich wohl, wenn Christus selbst oder seine Mutter jetzt etwa krank läge, da wäre ein jeglicher so andächtig, daß er gern Diener und Helfer wollte sein. Da würde ein jeglicher wollen kühn und keck sein, niemand wollte fliehen, sondern alle zulaufen und hören doch nicht, daß er selbst spricht: „Was ihr den Geringsten thut, das thut ihr mir selbst." Luthers Glaube blieb auch hier nicht unbelohnt. Obgleich die Pest in seinem eigenen Hause einzog, blieben doch er selbst und seine nächsten Angehörigen verschont; und noch ein langjähriges reiches Wirken war Luther beschieden.

Doch der Mann, der in seinem Leben Riesenarbeit verrichtet hatte, alterte früh. Die unausgesetzten Kämpfe mit den Römischen und mit den Schweizern, Uneinigkeit und Zeichen sittlicher Verwilderung im eigenen Lager riefen in Luther eine allgemeine Verbitterung und einen Zustand größter Reizbarkeit hervor. Dennoch durfte er sein Leben noch mit einem edlen Friedenswerke beschließen.

Ehe wir dasselbe uns vor Augen führen, ist noch einer Flugschrift von

Lüge über Luthers Tod Luthers Tode Erwähnung zu thun, welche schon zu Luthers Lebzeiten

1545 erdichtet wurde, welcher ähnliche Lügen aber als Luthers thatsächliches Lebensende zu erzählen, gewisse katholische Schriftsteller auch der Gegenwart sich nicht geschämt haben. Luther selbst bekam das Machwerk, das italienischen Ursprungs ist, in seine Hände und ließ es drucken. Luther, hieß es darin, habe auf dem Totenbette noch das heilige Abendmahl genommen und gefordert, daß sein Leichnam auf einen Altar gesetzt und göttlich verehrt werde. Als man ihn aber beerdigt habe, sei ein schrecklicher Sturm und Rumor losgebrochen, als ob die Hölle untereinander stürzte. Die heilige Hostie aber, die er, der Unwürdige, zu genießen gewagt, habe man in der Luft hängen sehen, worauf man sie mit großen Ehren wieder in das Heiligtum gesetzt, und hiernach der Tumult sich gelegt habe. In der folgenden Nacht

ibe man noch größeren Lärm an seinem Grabe gehört und dann
eses leer gefunden, nur voll Schwefelgestankes, der alle Umstehen-
n krank gemacht habe. Dadurch seien viele zur Besserung des
ebens und zum heiligen katholischen Glauben wieder gebracht wor-
n. Luthers Nachwort bezeugte, er habe solch zorniges Gedicht fast
öhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslästerung, da solche Lüge
er der göttlichen Majestät zugeschrieben werde.

Luthers wirkliches Ende.

Zwischen Luther und seinen früheren Landesherren, den Grafen
on Mansfeld, hatten immer besonders gute Beziehungen geherrscht.
raf Albrecht namentlich hatte Luther viel Freundlichkeit bewiesen.
uther hatte seine Treue und Dankbarkeit nicht am wenigsten damit
zeigt, daß er dem Grafen, wo es not that, die Wahrheit sagte.
ls nun im Jahre 1545 alte Händel zwischen Albrecht und dessen
ruder und Vettern sich immer mehr verschärften, erbot sich Alb-
cht, gegen den hauptsächlich die andern wegen Beeinträchtigung
rer Rechte klagten, Luther als Vermittler und Schiedsrichter anzu-
ehmen. Luther reiste wiederholt in die Grafschaft Mansfeld, zum
ßten Mal im Januar 1546. Winterkälte, Eisgang und andere
ährlichkeiten erschwerten seine Reise und steigerten seine vielen Lei-
esgebrechen. Aber durch nichts ließ er sich von der Erfüllung
iner Liebespflicht abhalten. Die Verhandlungen wurden in Eisleben
eführt. Es beteiligten sich dabei auch noch andere fürstliche Per-
önlichkeiten. Man kam aber mehrere Wochen lang nicht zum Ziele.
denn auf beiden Seiten waren Verbitterung und Mißtrauen zu groß,
nd insbesondere wollten die Rechtsverständigen von ihrem Rechts-
andpunkt nichts aufgeben. Luther dagegen betonte unausgesetzt,
amentlich auch im persönlichen Gespräch mit den einzelnen Betei-
igten, daß um zu einer Versöhnung zu gelangen, man auf beiden
Seiten auf etwas verzichten und seine eigene Gerechtigkeit niederlegen
müsse; sonst gehe es wie bei jenem Müllers-Esel, der in eines
Fischers Kahn lief, worauf Esel und Kahn davon schwammen, jeder
der beiden Männer aber vom andern Schadenersatz haben wollte.
Endlich durfte Luther rühmen: „Gott hat große Gnade hie erzeigt"
und: „Also muß man mit Händen greifen, daß Gott ist Erhörer
des Gebets."

Luthers eigenes Befinden aber verschlimmerte sich zusehends.
„Zu Eisleben bin ich getauft; wie, wenn ich hier bleiben sollte?"
sagte er zu seinen Freunden. Am 17. Februar beteiligte sich Luther
noch fröhlich beim Abendessen. Man scherzte, führte aber auch sehr

ernste Gespräche von Tod und Wiedersehen in der Ewigkeit. Al
Luther sich in sein Stüblein zurückzog und wie er es gewohnt wa
am Fenster sein Gebet sprach, befielen ihn seine Brustbeklemmunge
Die anwesenden Freunde so wie Graf Albrecht und seine Gemahli
leisteten Beistand, so gut sie konnten. Mit den Söhnen Martin un
Paul umstanden sie alle sein Lager. Den Freunden schien ein aus
gebrochener Schweiß Gutes zu verkünden. Luther aber erwidert
es sei ein kalter Todesschweiß. Dann hub er an zu beten: „O mei
himmlischer Vater, ein Gott und Vater unseres Herrn Jesu Chris
du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Soh
Jesum Christum geoffenbart hast, an den ich glaube, den ich gepr
digt und bekannt hab, den ich geliebet und gelobet hab, welchen de
leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern
ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelichen befohlen
sein! O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und au
diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß
daß ich ewig bei dir bleiben und aus deinen Händen mich nieman
reißen kann." Dreimal sprach er deutlich die Worte Joh. 3, 16. au
Ps. 68, 21 und zuletzt: „Vater, in deine Hände befehle ich mein
Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott." Darauf wurde
stille. Als aber die Freunde ihm nochmals laut ins Ohr riefen
„Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ih
gepredigt, beständig bleiben?" antwortete er mit einem vernehmliche
† 18. Febr. 1546 „Ja". Nach einem kurzen Schlafe erbleichte er; Füße und Hä
wurden kalt. Mit einem tiefen, doch sanften Atemholen gab er seine
Geist auf.

Auf Verlangen des Kurfürsten wurde die Leiche nach Witten
berg übergeführt und dort in der Schloßkirche, nahe der Kanze
beigesetzt.

So durfte der unermüdliche Kämpfer mit den Waffen de
Geistes, dem Tod und Verderben von seinen Feinden seit viele
Jahren zugedacht war, im Frieden und Segen zu seiner Ruhe eingehe

Was er für unsere evangelische Kirche und für die ganze We
gewesen ist und geleistet hat, das wird sich erst übersehen lasse
nachdem wir auch sein Werk uns vor Augen geführt haben werde

Zweites Kapitel:

Die Reformation durch Luther oder: die Entstehung der evangelischen Kirche.

1. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christus der leitende Gedanke in Luthers ganzer Thätigkeit und die Grundlage der evangelischen Kirche.

Nach Gieseler und Luthers Schriften.

Wir haben im bisherigen gesehen, wie Luther darauf geführt urde, die im Papsttum eingerissenen Mißbräuche und am Ende ieses selbst zu bekämpfen und wie er diesen Kampf fortge- ihrt hat bis zu seinem letzten Augenblick. Dennoch ging sein Leben nd Streben durchaus nicht auf im Kampfe gegen das Papsttum, ndern viel wichtiger war ihm die Auferbauung der lebendigen Bausteine zum Hause Gottes. Mit solcher Arbeit hätte Luther am ebsten mögen umgehen. Er wußte, daß er die Gabe dazu hatte. llein er durfte in seinem Leben nicht anders bauen als die Juden, a sie die Mauer um Jerusalem aufrichteten: „mit der einen Hand jaten sie die Arbeit und mit der andern Hand hielten sie die Waffe." Luthers bauende Thätigkeit.

So finden wir denn teilweise sogar in den Streitschriften Luthers it dem Angriff eine Fülle der tiefsten religiösen Gedanken vereinigt. Das ist in den Ablaßthesen der Fall, fehlt nicht in der Schrift „An den ristlichen Adel" und zeigt sich am vollendetsten in der Schrift „Von der abylonischen Gefangenschaft der Kirche". Weiter aber begleiten die eftigsten Streitigkeiten immer rein erbauliche Schriften oder auch Briefe zur Klärung und Befestigung angefochtener Freunde. So ind vom Ablaßstreit veranlaßt die Sermone (zuerst Predigt, dann als Traktat herausgegeben) von Ablaß und Gnade, vom Sakrament der Buße, vom Bann. Den reformatorischen Hauptschriften des Jahres 1520 geht voran der sehr beachtenswerte Sermon von guten Werken. Sie schließen selbst ab mit der „Freiheit eines Christenmenschen." Dazu kommt endlich eine ganze Reihe von Gelegenheitsschriften, Trost n Krankheit und Todesnöten, Erklärungen einzelner Bibelstellen und ganzer biblischer Bücher, Predigtbücher und Katechismen und, das vichtigste von allem, die Übersetzung der Heiligen Schrift.

Ein großer Teil der eben angeführten Schriften ist ursprünglich lateinisch geschrieben. Viele wurden aber noch von Luther selbst übersetzt, andere sofort in deutscher Sprache ans Volk gerichtet ohne

Rücksicht darauf, ob andere in seiner Zeit, die sich gelehrt dünkten das verachteten.

Von der geschichtlichen Wirkung der reichen Prediger- und Schriftstellerthätigkeit Luthers auf Geistlichkeit, Gebildete und Vol wird im nächsten Abschnitt zu reden sein. Hier wollen wir un darauf beschränken, den einen Hauptgedanken herauszuheben, de

Der leitende Gedanke bei Luther.

Luther beim Kämpfen wie beim Bauen leitete, daß der Mensc gerecht wird allein durch den Glauben an Christus und durch nichts anderes.

Wir haben oben gesehen, wie dieser Gedanke sich zum ers Male vor ihm aufthat in der Stelle des Römerbriefs Kap. 1 V. 17: „Im Evangelium wird geoffenbart Gerechtigkeit Gottes aus Glauben in Glauben, wie geschrieben steht: Der Gerechte wird seines Glaubens leben."

Fortan war für Luther die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben das große Licht, das ihm die ganze Schrift erhellte.

„In diesem Artikel", sagt er, „versteht man erst alle andern Artikel unseres Glaubens und mit ihm stehen und fallen sie." Hier liegt ihm der Kern der Schrift, das eigentliche Evangelium, wie er so oft betont, daß seine Anhänger davon den Ehrennamen Evange lische tragen.

Die ganze Heilige Schrift wird nämlich in zweierlei Wor geteilt: Gesetz und Verheißung (Evangelium). Das Gesetz (oder da Alte Testament) lehrt wohl, was zu thun sei, giebt jedoch nicht di Kraft zur Erfüllung, ist vielmehr nur dazu geordnet, daß der Mensch darin sehe sein Unvermögen zum Guten und lerne an ihm selbst verzweifeln.

Wenn dann der Mensch aus den Geboten sein Unvermögen gelernt hat und ihm angst wird wegen der auf die Nichterfüllung gesetzten Verdamm nis, so kommt das Evangelium und spricht: „Willst du alle Gebote er füllen, deiner bösen Begierde und Sünde los werden, wie die Gebote zwingen und fordern; siehe da, glaub in Christum, in welchem ich dir zusage alle Gnade, Gerechtigkeit, Friede und Freiheit! Gläubst du, so hast du, gläubst du nicht, so hast du nicht."

Wert des Glaubens.

Luther preist nun den Glauben im allgemeinen als de höchsten Gottesdienst, den größten Gehorsam und das vollendetst Opfer. Denn der Glaube giebt Gott die Ehre, daß er ihn für wahrhaftig, weise, gerecht, barmherzig und allmächtig, kurz für den Urheber und Geber alles Guten ansieht. Der Glaube tötet di

türliche Vernunft (ratio), den allergrößten und unbezwinglichsten ind Gottes. Er ist so zu sagen der Schöpfer Gottes in uns, darum Weisheit aller Weisheit und aller Gerechtigkeit Gerechtigkeit. o dagegen kein Glaube ist, da bleibt Gott nichts von seiner Ma= tät und Göttlichkeit. Die Menschen behaupten, ihn zu ehren mit en selbstersonnenen Werken, in Wirklichkeit aber denken sie gering= ätzig von Gott, zeihen seine Verheißungen der Lüge, leugnen Chris= n und alle seine Segnungen. Kurz, sie reißen Gott von seinem jron und setzen sich an seine Stelle. Darum ist auch der Unglaube : größte Sünde.

Der von dem Christen insonderheit geforderte Glaube ist laube an Christus, Gottes Sohn und selber Gott, der für is Mensch geworden ist, gelitten hat und nun in alle Ewigkeit die errschaft führt. Dieser Glaube besteht in einem gewissen Vertrauen s Herzens und festen innerlichen Zugreifen nach Christus, so daß ı Glauben Christus selbst zugegen ist. Der Glaube hält Christum gegenwärtig und eingeschlossen wie der Ring den Edelstein. Aus r und ihm wird gleichsam Eine Person, die, wie aufs festeste zu= mmengekittet, sich nicht mehr auseinanderreißen läßt. Zuversicht= h kannst du sprechen: Ich bin Christus, d. h. Christi Gerechtigkeit, ieg, Leben 2c. ist mein. Und Christus hinwiederum sagt: Ich bin ner Sünder, d. h. seine Sünden, sein Tod 2c. sind mein. — So mmt das geistliche Leben im Herzen zustande, das der natürliche Mensch nicht faßt. Das Fleisch gilt nichts mehr, aber Christus giert darin mit seinem heiligen Geiste, sieht, hört, redet, handelt, idet und thut einfältig alles in ihm, obwohl das Fleisch sich da= ider regt. Ein solches Leben ist wohl im Fleisch, aber kein Leben es Fleisches mehr, sondern Leben Christi, des Sohnes Gottes, wel= jen der Christ im Glauben besitzt.

Bei wem Gott diese innere Verfassung findet, den achtet er erecht (Rechtfertigung). „Weil du an mich glaubst," spricht Gott Rechtfertigung. und dein Glaube Christum ergreift, den ich dir geschenkt habe, daß r dein Mittler und Hoherpriester sei, deswegen sollst du gerecht sein. Die Sünden, obgleich du noch deren hast, müssen dir nachgelassen ein, bis du durch den leiblichen Tod ganz davon frei wirst." So= mit ist diese Zurechnung (reputatio) oder dieses Geltenlassen acceptatio) höchst nötig, weil wir in diesem Leben thatsächlich nicht vollständig gerecht sind, noch werden, weil die Sünde (Unreinigkeit, Zweifel u. dergl.) noch im Fleische steckt. Dieser Sündenüberrest

wird von Gott gereinigt. Er wird zugedeckt und vergeben, so lange ich unter dem Schatten der Flügel Christi bin wie ein Küchlein unter den Flügeln der Henne. Zuweilen verläßt uns aber auch der heilige Geist und wir fallen wieder in Sünden wie Petrus, David und andere Heilige. Wir können jedoch immer wieder zu Christo zurückflüchten, haben immer wieder einen Regreß (Rückgriff) auf jenen Artikel, daß unsere Sünden zugedeckt sind und Gott sie uns nicht anrechnen will. Ps. 32 und Röm. 4.

Der Christ ein König und Priester.

Die Vereinigung der Seele mit Christo, die ihr Vorbild hat in der Vereinigung von Bräutigam und Braut, verschafft aber dem Christen nicht allein Sündenvergebung, sondern es werden dadurch auch alle weitern Güter und Eigenschaften Christi der Seele eigen. Er teilt mit ihr seine Herrschaft, Königreich und Priestertum. 1. Petr. 2, 9. 1. Kor. 3, 22.

Geistliche Freiheit.

So ergiebt sich der erste Satz von der „Freiheit eines Christenmenschen“: Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge. Das ist nicht so zu verstehen, als ob der Christ aller Dinge leiblich mächtig wäre, sie zu besitzen oder zu brauchen. Denn wir müssen dem Leibe nach sterben und kann niemand dem Tode entfliehen. So müssen wir auch vielen andern Dingen — äußerlich — unterliegen, wie wir an Christo und seinen Heiligen sehen. Aber inmitten der leiblichen Unterdrückung bleibt der Christ geistlich doch Herr über die Außendinge. Denn an der Seele und deren ewiger Seligkeit kann ihm nichts schaden, vielmehr kann er sich an allem bessern, so daß auch Tod und Leiden ihm zur Seligkeit dienen und nützlich sein müssen. Röm. 8, 28.

Diese Freiheit ist dem Christen geschenkt mit seiner Taufe. Fortan hat weder Papst noch Bischof, noch irgend ein Mensch das Recht, auch nur eine Silbe über einen Christenmenschen festzusetzen, Gebete, Fasten, Schenkungen 2c. von ihm zu fordern oder sonst Gesetze aufzulegen, es geschehe denn mit seiner eigenen Einwilligung.

Der Christ bedarf, um fromm und selig zu sein, keiner guten Werke mehr, sondern der Glaube bringts ihm alles überflüssig. Wo er so thöricht wäre und meinte, durch gute Werke fromm, frei, selig oder ein Christ zu werden, so verlöre er den Glauben mit allen Dingen, gleich als der Hund, der ein Stück Fleisch im Munde trug und nach dem Schatten im Wasser schnappte, damit Fleisch und Schatten verlor.

Hebt nun der Glaube das Thun guter Werke auf Von guten Werken.
r verbietet Luther gar, gute Werke zu thun? Nein, gewiß nicht. ıdern er lehrt erst recht die wahrhaft guten Werke. Denn nur den Glauben, das von Christo einzig geforderte gute Werk h. 6, 29) hat, kann gute Werke thun und thut unausgesetzt Gutes.

Luther war in seiner Jugend belehrt worden, um Vergebung er Sünden zu erlangen und der Eingießung der göttlichen Gnade dig zu sein, müsse man gute Werke thun. Durch die Schrift aber : er zur gegenteiligen Erkenntnis gelangt: „Die Sünden müssen vergeben sein, ehe gute Werke geschehen können.“ „Wir werden ht gerecht, wie Aristoteles meint, dadurch, daß wir recht thun ita agendo), sondern wir thun recht, thun gute Werke, wenn wir persönlich gerecht geworden sind (justi fiendo et essendo operamur a). Denn Christus spricht: „Machet den Baum gut, so wird auch Frucht gut.“ Matth. 12, 33.

Außer dem Glauben und außerhalb Christo ist menschliche ur viel zu schwach, gute Werke zu thun, Gott anzurufen, Geduld haben im Leiden, den Nächsten zu lieben, befohlene Ämter fleißig zurichten, gehorsam zu sein, böse Lust zu meiden. Solche hohe rechte Werke können nicht geschehen ohne die Hilfe Christi, wie selber spricht: „Ohne mich könnet ihr nichts thun.“ Deswegen mt aber Luther keineswegs in Widerstreit mit dem Wort: „Gott d geben einem jeglichen nach seinen Werken“ Röm 2, 6; 1. Petri 17, sondern sagt: „Dafür soll mans gewißlich halten, daß wo Glaube nicht ist, da auch kein gut Werk könne sein, und wieum, daß da kein Glaube sei, wo nicht gute Werke sind. Die rke sind allein Früchte des Baums, bei welchen man siehet, wo aube oder Unglaube ist. Darum wird dich Gott aus den Werken eilen und überzeugen, daß du geglaubt oder nicht geglaubt hast.“

Der zweite Satz der „Freiheit eines Christenmenschen“ heißt her: Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Äußerer Gehorsam und Liebe.
ermann unterthan. Wenn die Seele durch den Glauben rein ist d Gott liebt, so wollte sie gern, daß ebenso alle Dinge rein wären, uptsächlich ihr eigener Leib und jedermann Gott mit ihr liebte und bte. So hält sie den eigenen Leib in der Ordnung mit Fasten, achen, Arbeiten und mäßiger Zucht. Und wie Gott uns durch hristum umsonst geholfen hat, so kann der Glaube nun auch nicht ders als mit Lust und Liebe ins Zeug gehen, seinem Nächsten

ohne Unterlaß zu dienen.*) Das geschieht nur nicht ausschließlich und nicht hauptsächlich mit den von der Kirche seither so sehr bevorzugten Werken, Beten, kirchlichen Fasten, Stiftungen machen u. dergl. sondern auch mit ehrbarem Wandel, treuer Berufsarbeit und allen Werken der Nächstenliebe, womit der Glaubige thatsächlich alle Gebote erfüllt. Alle Werke im Glauben werden endlich noch übertroffen vom Leiden im Glauben, wenn der Mensch unter das von Gott ihm auferlegte Kreuz hinuntergeht und auch dann noch glaubt, daß Gott sein gnädiges Wohlgefallen an uns habe, wann er anscheinend sich ganz von uns zurückgezogen und uns verlassen hat.

Folgerungen aus der Rechtfertigungslehre.

Die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben war für Luther so wichtig, daß er darnach den Wert der einzelnen biblischen Bücher bestimmte. „Weil Johannes gar wenig Werke von Christo, aber gar viel seiner Predigten schreibt, wiederum die andern drei Evangelisten viel seiner Werke, wenig seiner Worte beschrieben, ist Johannis Evangelium das einige zarte, rechte Hauptevangelium und denen andern weit vorzuziehen und höher zu heben. Also auch St. Pauli und Peters Episteln weit über die drei Evangelien Matthäi, Marci und Lucä vorgehen. Summa, St. Johannis Evangelium und seine erste Epistel, St. Pauli Episteln, sonderlich die zu den Römern, Galatern, Ephesern und St. Peters erste Epistel, das sind die Bücher, die dir Christum zeigen und alles lehren, das dir zu wissen not und selig ist, ob du wohl kein ander Buch noch Lehre nimmermehr sehest noch hörest. Darin stimmen alle rechtschaffenen heiligen Bücher überein, daß sie allesamt Christum predigen und treiben. Auch ist das der rechte Prüfstein, alle Bücher zu tadeln, wenn man sieht, ob sie Christum treiben oder nicht, sintemal alle Schrift Christum zeigt, Röm. 3, 22 und St. Paulus nichts denn Christum wissen will, 1. Kor. 2, 2."

Indem Luther aus der Rechtfertigung die geistliche Freiheit des Christen ableitete, hatte er den richtigen Hebel gefunden, das Papsttum in seinen Grundfesten zu erschüttern. Daran hatte es bei allen früheren Kämpfen, — soweit sie innerhalb der Kirche blieben — gefehlt. Mochten Kaiser, Konzilien oder einzelne Theologen die Anmaßung und Verderbnis des Papsttums bekämpfen, so waren sie doch nicht imstande, das unbegrenzte Recht des Papstes zu be-

---

*) Man vergleiche die Schlußfragen zu den 10 Geboten im Katechismus und Württembergisches Lesebuch Nr. 174.

iten, in Glaubenssachen auch ihnen, seinen Feinden und Richtern, gebieten. Sie hatten bei ihrem Vorgehen gegen den Papst viel- ht nie ein ganz gutes Gewissen. Denn sie wußten sich nicht durch ristum befreit von Sünde und ewigem Gericht, sondern glaubten ihr ges Heil auch noch von dem zürnenden und gottlosen Papste abhängig.

Mit der Predigt von der Gerechtigkeit aus dem Glauben chte aber Luther nicht nur der unumschränkten päpstlichen Gesetz- bung und Lehrbestimmung ein Ende, sondern es war damit endlich h das Wort wiedergefunden, das von der lange vor der päpstli- n Alleinherrschaft aufgekommenen Gesetzlichkeit und Werk- eiberei und ihrem falschen Scheine frei machte. Der Rückfall in disches Satzungswesen begann schon im 2. Jahrhundert. Die Ver- rrung des echten alten Christenglaubens wurde vollendet durch das önchtum, das mit seiner selbstgemachten Heiligkeit die Sünde in) vernichten und den Himmel verdienen wollte.

Der Eigengerechtigkeit und Werkgerechtigkeit trat zum letzten ale in alter Zeit Augustinus mit seiner Lehre von der völligen rderbnis menschlicher Natur und der alleinigen Wirksamkeit der wählungsgnade für unser Heil nachdrücklich entgegen. Doch galt ch ihm als Grund unserer Rechtfertigung die Erfüllung des Ge- tes, welche der heilige Geist in uns wirke. Dagegen belehren ein- il Melanchthon und Luther in einem gemeinschaftlichen Schreiben 1 württembergischen Reformator Brenz: „Die Augustinische Vor- llung setzt unsere Gerechtigkeit in unsere Gesetzeserfüllung, in unsere einheit oder Vollkommenheit, obgleich dem Augustinus der Glaube s Erste und die Erneuerung erst eine Folge des Glaubens ist u aber wende deinen Blick ganz ab von jener Erneuerung und m Gesetze auf die Verheißung und auf Christum und denke, daß ir um Christi willen vor Gott gerecht, d. h. annehmbar (accepti) nd und Frieden des Gewissens finden, nicht aber wegen jener Er- euerung. — Die Erneuerung muß notwendig folgen; aber nicht e Liebe, welche des Gesetzes Erfüllung ist, macht gerecht, sondern lein der Glaube und dieser nicht, weil er eine Vollkommenheit Tugend) in uns wäre, sondern bloß weil er sich an Christum hält. - Wann könnte auch das Gewissen Friede und gewisse Hoffnung aben, wenn es annehmen müßte, wir werden erst gerecht geachtet, enn jene Erneuerung in uns vollkommen sein werde? Was wäre as anders, als aus dem Gesetz, nicht aber aus einer von Gott um- unst geschenkten Verheißung gerecht werden? Diesen Worten Me-

landchthons fügt Luther hinzu: Um die Sache besser zu verstehen, stelle ich mir nicht irgend eine Eigenschaft in meinem Herzen vor, mag man sie nun Glauben oder Liebe nennen, sondern ich setze an deren Stelle Christum und spreche: Der ist meine Gerechtigkeit."

Hiemit erst ist jeder Meinung, wir werden gerecht durch unsere Werke, die Wurzel abgeschnitten. Weder die Erfüllung der Mosesgesetze, noch die der kirchlichen Werke kann uns vor Gott gerecht machen. Es kann keine Rede davon sein, daß wir, wie man vom Mönchtum wähnte, gar noch mehr leisten könnten, als Gott fordert.

Vorzug von Luthers Lehre.

Ein Ende hat die unwürdige Vorstellung von Gott, als wäre er ein „Tröbler", der sich Himmel und Sündenvergebung abhandeln läßt.*) Gerade so hört die erniedrigende Auffassung von Thun und Lassen des Christen auf, als ob auch er noch ein Knecht oder Taglöhner wäre, der für jede einzelne Handlung oder Aufwendung Bezahlung fordert. Der Christ ist nicht mehr Knecht, sondern er ist Gottes Kind. Zwischen der Haushaltung des Vaters und dem Kinde aber besteht kein Aufschreibebuch, in das jede Stunde eingetragen würde, die das Kind dem Vater zu liebe gearbeitet oder gewacht hat, ebensowenig jede Kerze, die es für ihn verbrannt hat. Für Beschimpfung oder Schmerz, die es sich im Dienste des Vaters zugezogen hat, wird keine Entschädigungssumme festgesetzt. Vater und Kind thun sich gegenseitig alles zu lieb, ohne an Bezahlung auch nur zu denken. Am Ende bekommt das Kind doch den Lohn seiner Liebe und Treue, nicht den Lohn eines Knechtes, mit dem man seine Straße weiter zieht, sondern den Lohn eines Kindes, ewiglich im Hause bleiben zu dürfen.

Der gute Schein und die Menge der kirchlichen Werke wie der selbsterwählten Mönchswerke hört auf. Dafür werden Gottes Gebote, die über den kirchlichen Satzungen in Vergessenheit gekommen sind, wieder zu Ehren gebracht. Der evangelische Christ lernt wieder sein ganzes Leben fromm, d. h. nach Gottes Wohlgefallen führen, mit all seinem Thun und Leiden, mit Arbeit und Ruhe, Genuß oder Entsagung Gott dienen, indem er das eine wie das andere annimmt als von Gott geschickt, und Gott zur Ehre das eine braucht, das andere trägt.

Es ist kein Zweifel, Luther hat uns wieder den rechten Weg gewiesen. Das Luthersche Evangelium ist nicht Luthers Erfindung,

---

*) Vergl. I, 285.

dern es ist das Evangelium der Schrift. Nach dieser ist das etz aufgehoben mit seinen Satzungen, mit seinen Werken und em Zorn (Eph. 2; Röm. 10, 4). Das Haus Gottes erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus istus der Eckstein ist. Grundlage ist die große Liebesthat Gottes, er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn uben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. er Glaube rettet," darin stimmen Propheten, der Herr selbst und e Apostel aufs schönste überein. Man vergleiche nur z. B. bakuk 2, 4; Jes. 7, 9; Mark. 16, 16; Luk. 7, 50; 18, 9-14; m. 3, 23 ff; 1. Petr. 1, 5. Übereinstimmung mit der Schrift.

Wie schon Dürer ausgesprochen hat: niemand wird uns das ngelium klarer vortragen als Luther. Nur bleibt darum keinem uns erspart, selber auch im Worte Gottes zu forschen, sich von „durchglühen zu lassen wie das Eisen vom Feuer". Dann werden erst recht erkennen, wie tief Luther in den Geist der Schrift im ßen Ganzen eingedrungen ist. Einzelnes wird sich uns auch etwas ers darstellen, als es bei Luther erscheint. Ich erinnere nur sein Urteil über die drei ersten Evangelien, die, wenn sie schon Evangelium Johannis nachstehen mögen an Gedankentiefe Erfassung des Göttlichen in Christo, uns die äußere Erscheinung das Thun und Lassen des Heilandes trefflich und in ihrer Art ständiger zeigen als jenes Evangelium. Ebensowenig ist der obusbrief, der gerade mit den ersten drei Evangelien am mei Verwandtschaft zeigt, gering zu achten.

Einer Ergänzung bedarf Luther entschieden, soweit es sich it um heilsbegierige Seelen, sondern um die große Masse der Unndigen und „Hartmütigen" handelt. Für diese gilt eben nicht Evangelium, sondern das Gesetz 1. Tim. 1. Das hat Luther r wohl gewußt, aber er hat sich nicht bewegen lassen, mit Rücksicht sie für Gottesdienst, Leben und Zucht genauere Feststellungen zu chen, weil er damit in das jüdisch-römische Satzungswesen zurückallen und die Reinheit der evangelischen Verkündigung zu schädigen chtete. Davon wird im folgenden noch genauer geredet werden ssen.

2. Die Volksstimmung für und wider Luther und die Annahme des Evangeliums.

Quellen, außer den auf S. 2 angeführten: Kolde, Martin Luther. Egelhaa Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Roth, Die Einführung der R formation in Nürnberg. Rathgeber, Straßburg im 16. Jahrhundert. Koch, G schichte des Kirchenlieds.

a) Parteinahme für Luther bis zum Wormser Edikt.

Wirkung der Ablaßthesen.

Luther erzählt, als er seine Thesen gegen Tetzels Ablaßhan angeschlagen habe, da „liefen dieselben schier in vierzehn Tagen du ganz Deutschland." Dem fügt Mykonius hinzu: „In vier Wo hatten sie schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären di Engel selbst Botenläufer."

Dennoch war die erste Wirkung der Thesen weniger offen Beifall als Staunen und zugleich Bangen für den kühnen Man der es wagte, dem von aller Welt beklagten und doch durch da päpstliche Ansehen gedeckten Unfug auf den Leib zu rücken. Unte den wenigen, welche gleich anfangs Luther ermutigten, getrost for zumachen, war der Prediger Dr. Fleck. Er hatte kaum ein wenig den Thesen gelesen, so schrie er auf: „Ho, ho, der wirds thun, e kommt, darauf wir schon lange gewartet haben." Was die Kluge dachten, sprach ein ehrlicher Hamburger Theologe, Albert Kran beim Lesen der Thesen aus: „Du sagst die Wahrheit, guter Brude aber du wirst nichts ausrichten; geh in deine Zelle und sprich: Go erbarme dich meiner!" In ähnlichem Sinne schrieb Staupitz an Luth Die Vorsteher des Augustinerklosters in Wittenberg fürchteten bere für sich selber, kamen zu Luther und baten ihn, er solle doch de Orden nicht in Schande führen, denn die andern Orden hüpften scho vor Freuden, daß sie nicht allein in Schanden steckten*), die Augus tiner müßten nun auch brennen und Schandträger sein." Luthe aber antwortete ihnen: „Lieben Väter, ists nicht in Gottes Name angefangen, so ists bald gefallen; ists aber in seinem Namen ang fangen, so lasset denselbigen machen!"

Und Gott selbst hatte in der That das Feuer angezündet un das Wehen des Geistes Gottes trug es weiter in alle Lande.

Schon die Disputation in Heidelberg (S. 26) führte Luther

---

*) Man vergleiche über die Franziskaner I, 267. Den Dominikanern hatte die Verbrennung ihres Ordensbruders Savonarola (1498) und die Schlappe im Reuchlinschen Streit (I, 326) sehr weh gethan.

r entschiedene Anhänger und spätere Mitarbeiter aus dem Kreise Theologiestudierenden zu: Joh. Brenz, Erhard Schnepf, Theodor llicanus und Martin Butzer.

Mitarbeiter und Freunde

In Wittenberg selbst hatte Luther vorher schon großes Ansehen ter Lehrern und Studenten genossen. Jetzt trat zuerst der schon annte Dr. Karlstadt offen für ihn ein. Im Jahre 1518 aber rde Luther der Mann an die Seite gestellt, von dessen Gelehrsam- und klugem Verstand er selbst den größten Gewinn zog, dessen ätigkeit er sein Leben lang höher schätzte als seine eigene: Philipp *elanchthon*. Ein Neffe Reuchlins, gebürtig aus Bretten, hatte elanchthon schon mit 13 Jahren die Universität Heidelberg bezogen d mit 17 Jahren in Tübingen einen Lehrauftrag erhalten, wobei sich als ausgezeichneter Sprachkenner einen Namen machte. Ob- hl Humanist nach Neigung und Beruf, schloß er sich doch alsbald an Luther an. Er beschäftigte sich jetzt auch mit Theologie und rderte die Reformation nicht nur durch seine Sprachkenntnisse, ndern auch durch seine Klarlegung der schwierigsten theologischen agen.

Es ist nicht möglich, hier alle die alten und neuen Freunde thers zu schildern, welche sich für seine Sache gewinnen ließen. anche sind schon des öftern genannt worden, so Amsdorf, Bugen- gen, Justus Jonas und *Spalatin*, der Hofprediger des Kur- rsten Friedrich, welchem die ständige Vermittlerrolle zwischen dem gestümen Luther und dem wahrheitsliebenden, aber sehr bedächtigen irsten zufiel. Wichtiger ist es für uns, auf die *Stellung- ahme der verschiedenen Volkskreise* für und wider uther zu achten.

Das erste Verständnis fand Luther, wie wir schon bemerken nnten, bei *Theologen* und Theologiestudierenden. Die Zahl er *Studenten* in Wittenberg mehrte sich zusehends. Im Jahr 517 waren da noch 232 Studenten gewesen. Ihre Zahl stieg im ahre 1519 auf 458, im folgenden Jahre auf 579. *Stadtgeist- iche* und *Mönche*, namentlich aus dem Augustinerorden, fingen Deutschland und in den Niederlanden an, in Luthers Sinn von Buße, Glauben und Gottes Liebe zu predigen.

Anhänger unter den Theologen.

unter Geistlichen und Mönchen.

Selbst *Bischöfe* zeigten sich Luther geneigt. Offen sprach u seinen Gunsten Lorenz von Würzburg, der ihn auch auf der Reise nach Heidelberg freundlich aufnahm. Noch entschiedener schloß sich Johann Thurzo von Breslau seinen Anschauungen an. Leider

sind diese beiden Männer schon sehr früh, der eine 1519, der andere 1520 gestorben.

Humanisten. Am schnellsten öffneten sich Luther die Herzen derer, welche vom Humanismus (I, 324 f.) mehr oder weniger berührt waren. Das waren nicht etwa bloß Sprachgelehrte vom Fach, sondern Männer, vereinzelt auch Frauen, von allen Ständen. Der Humanismus war das Band, das in der ersten Zeit auch Bischöfe und Domherrn mit Luther verband. Humanisten waren vielfach die angesehensten Männer in den freien Reichsstädten, Ratsherrn, Stadtschreiber und Künstler, auch fürstliche und kaiserliche Räte. An manchen Orten hatten sich dieselben vorher schon zusammengeschlossen zu Gesellschaften zur Pflege echter Wissenschaft und Frömmigkeit. Teilweise geschah dies erst recht seit dem Auftreten Luthers und dem Erscheinen seiner Schriften. Man bezog dieselben und besprach sie gemeinschaftlich mit größtem Eifer, verschickte sie nach auswärts und wechselte Briefe darüber mit Luther selbst oder andern Gleichgesinnten. Mit innigster Teilnahme verfolgte man das Geschick des kühnen Augustinermönchs. Der hochangesehene Stadtschreiber Konrad Peutinger von Augsburg gab sich in Worms als Mitglied jener oben erwähnten Friedenskommission viele Mühe, den Frieden zwischen der Kirche und Luther zu erhalten. In ähnlicher Weise beschwichtigend wirkten viele treffliche Männer im Rat ihrer Stadt oder im Reich.

Einzelne Gelehrte, wie Gerbel in Straßburg, ließen Luthers Schriften nachdrucken, oder übersetzten sie dieselben, um sie auch unter dem Volke zu verbreiten. Schon vor dem Wormser Reichstag traten etliche auch in eigenen Schriften mutig für Luther und gegen dessen Hauptfeind, Eck, ein. Gegen letzteren veröffentlichte Wilibald Pirkheimer eine Spottschrift, von dem „Eck, dem man seine Ecken genommen hat;“ gegen denselben richtet sich die Schutzschrift Ökolampads in Augsburg „für die ungelehrten Domherrn“.

Die eigentlichen Wortführer der Humanisten hielten anfänglich mehr an sich. Doch haben wir ja wiederholt gefunden, wie ihr vielvergöttertes Haupt, Erasmus, durch günstige Äußerungen über Luther diesem nützte.

Ulrich von Hutten und andere beachteten Luther zuerst gar nicht. Jener freute sich als Gelehrter nur deshalb über den Streit Luthers mit Tetzel, weil er davon hoffte, die bildungsfeindlichen Mönche werden sich „untereinander auffressen.“ Allein mit der Zeit erkannte der für die Befreiung Deutschlands vom römischen Joche glühende

Mann doch, welche Kraft in Luther liege, welch wertvoller Bundesgenosse er für die Bestrebungen der Vaterlandsfreunde sei und noch werden könne.

Ähnlich ging es andern berühmten Humanisten, so Crotus Rubianus, dem Hauptverfasser der „Briefe von Dunkelmännern." Er lernte Luthers Schriften in Italien kennen und versah von dort aus Luther mit wichtigen Nachrichten. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er ein lauter Verehrer Luthers.

Das bedeutsamste ist, daß die vorher in ihrem Ton oft so leichtfertigen, in ihrem Gelehrtenstolze über alles erhabenen Männer sich vor Luther so weit beugten, daß sie ihm zu lieb anfingen, in der Bibelsprache zu reden. Das ging nun freilich nicht bei allen sehr tief. Andere aber waren so sehr im Innersten erfaßt, daß sie den bereits ergriffenen Lebensberuf aufgaben und in Wittenberg Theologie studierten. Einer von diesen war Justus Jonas, damals bereits 1519
Doktor der Rechte, nachher einer der nächsten Freunde und Mitarbeiter Luthers.

Wie die Ritter es sich zur Ehre rechneten, den mutigen Mönch nicht in die Hände seiner Feinde fallen zu lassen, haben wir Ritter.
oben gesehen. Sie fühlten sich namentlich auch während des Aufenthaltes Luthers in Worms nicht ganz mit Unrecht als eine Art Schutzwache für ihn.

Viele Freunde hatte der Mönch und Bauernsohn von Anfang an unter dem Volke, hauptsächlich unter den Bürgern der Städte. Anteilnahme des Volks.
Schon bei der Reise Luthers nach Augsburg waren alle Festlichkeiten, welche dem Kardinal Cajetan zu Ehren veranstaltet wurden, der Bevölkerung nicht so wichtig, als es ihnen war, den Mann zu sehen, der ein solch großes Feuer angezündet hatte. Im darauffolgenden Jahre (1519) sagte Miltitz zu Luther: „Wenn ich 25,000 Bewaffnete hätte, so würde ich mir nicht einbilden, dich mit Gewalt nach Rom führen zu können. Denn ich habe auf der ganzen Reise die Stimmung der Leute über dich erkundet: Wo ich Einen auf des Papstes Seite fand, standen allemal drei auf deiner Seite gegen den Papst." Das verhehlten sich auch die Luther abgeneigten Fürsten nicht. Je weniger sie Luther kannten, desto mehr mußten sie von jeder Ungerechtigkeit und Gewaltthat gegen ihn, den von allem Volke Verehrten, den allergefährlichsten Aufruhr fürchten. Luthers Standhaftigkeit in Worms weckte allenthalben neue Begeisterung für ihn. Da er sich erboten hatte, seine Lehre zu widerrufen, wenn man ihn wider-

legen würde, niemand aber darauf eingegangen war, so schien der Beweis geliefert, daß man ihn nicht widerlegen könne. Der Trauer über Luthers Verschwinden folgte allgemeiner Jubel, wohin die Kunde drang, daß er lebe.

Wurde Luther verstanden?

So war es hauptsächlich der Mann selbst, der die Menge für sich einnahm. Bis zu einem gewissen Grade fehlte es aber auch unter dem Volke nicht am Verständnis seiner Lehre und seiner Schriften. Wenn man Katholiken über die Reformationszeit reden hört, so könnte man denken, Luther habe mit seinen heftigen Angriffen gegen Papsttum, Klerus, Mönche und katholische Gebräuche das Volk in seinen heiligsten Gefühlen verletzt. Mit nichten. Gerade mit seinem Kampf gegen das eingerissene Unwesen wurde er allgemein sehr wohl verstanden. Wer war nicht unwillig über die „welsche Ablaßschinderei“? Wie viele redlichen Leute hatten sich nicht schon geärgert und beschwert gefühlt durch die Geldgier, Gewaltthätigkeit, Härte und Rechthaberei der Geistlichkeit, durch ihre Sittenlosigkeit und Vernachlässigung der Seelen? Aber wer durfte den Mund dawider aufthun? Darum war der Luther mit seinem Mannesmut so hoch geachtet.

Ein zweites, was die Leute ergreifen mußte, war der lange nicht mehr verspürte, warme Ton, der Pulsschlag eigenen religiösen Lebens, der schon in den Ablaßthesen uns entgegentritt. Das war nicht die schulmäßige Abhandlung eines zünftigen Theologen, da war nichts von dem unfrommen Spott der Humanisten; daraus klang nicht wie sonst meist bei den Klagen wider Rom Angst und und Zorn wegen der Bedrohung des eigenen Geldsacks; sondern da war heiliger Ernst, tiefste sittliche Entrüstung, verbunden mit kindlichem Glauben. Da redete ein Mann, der dachte wie jeder Redliche im Volk, der mitfühlte mit seiner Leibes- und Seelennot, der nicht wie die andern „Questum (Gewinn) suchte, sondern vielmehr Christum.“ Dazu nehme man die volkstümliche Sprache, das dem Volke so lange vorenthaltene Deutsch, das ihm so lieblich in den Ohren tönte, so wird man verstehen, warum Hans Sachs den Lutherton dem wonniglichen Gesang der Nachtigall vergleicht, die den verirrten Schafen nach langer, banger Nacht den Tag ankündigt.

Man empfand es viel tiefer, als wir Evangelischen von heute es nachfühlen können, wie die Lehre Luthers der Vernunft sich empfahl, wie das Gewissen aufatmete von schwerem Druck der

---

*) Vergl. auch S. 36 und 46.

Satzungen und Ewigkeitsfurcht. Welche Seligkeit muß es gewesen sein, wenn die vorher so schwer Geängsteten zum ersten Male in Christo wieder den Heiland preisen hörten, der mit einem Male und umsonst — umsonst gab es damals nicht das Kleinste im Christentum — den Sünder gerecht macht! Denn dieselbe Kirche, welche den Leichtfertigen Himmel und Sündenvergebung um Geld verkaufte, trieb gewissenhafte Leute in die größte Angst und Seelennot hinein, ohne imstande zu sein, ihnen auch den Ausweg wieder zu zeigen. Luther selbst ist nicht der einzige gewesen, der dies an sich erfahren hat.*)

Fortgehender Katholizismus.

Man muß nur nicht denken, mit dem Lesen einer und der andern Schrift von Luther oder mit dem Anhören etlicher evangelisch gehaltener Predigten, oder gar mit dem bloßen Hörensagen von Luther sei vor der Menge und sogar vor den Gebildetsten alles wie mit einem Schlage licht und helle geworden. Noch viel weniger war man mit dem ersten Empfinden der göttlichen Gnade gleich auch in jeder Beziehung frei von all den Satzungen und Werken, die das ganze Leben durchzogen, in die man von Kind auf sich eingelebt hatte. Wie ist es Luther selbst ergangen? Wie langsam hat das ihm längst aufgegangene Licht evangelischer Erkenntnis alle Finsternis um ihn her zerstreut, wie sehr allmählich hat er sich von seiner katholischen Denk- und Lebensweise losgemacht!

So hören wir von den begeistertsten Anhängerinnen Luthers in Nürnberg, daß sie noch im Jahr 1519 ihn nicht besser ehren zu können glaubten, als indem sie ihm ein Meßgewand für sein Kloster schickten und weitere ähnliche Geschenke in Aussicht stellten. Väter machten um dieselbe Zeit noch Klosterstiftungen oder schickten sie ihre eigenen Töchter ins Kloster; darauf meldeten sie es Luther voller Freude. Noch im Jahre 1521 ist der Glaube an die Heiligen kaum erschüttert. Luther selbst wird wie ein Heiliger verehrt. Man küßt seine Büchlein, stellt ihn hoch über den ehemaligen Sünder Augustinus. Auf vielen Bildern, die von ihm verkauft werden, schwebt über ihm der heilige Geist. Man hält in Luther sehr nahestehenden Kreisen noch Bittgänge (Prozessionen) und handelt um Reliquien.

Man konnte Bücher für Luther schreiben und sich selbst dennoch für einen treuen Sohn der katholischen Kirche halten. Wohl wußte

---

*) Obige Ausführungen decken sich mit der spätestens im Jahr 1519 von dem Nürnberger Ratsschreiber Spengler verfaßten „Schutzschrift für Luthers Lehr."

man, daß der verderbte römische Hof Luther grolle; aber man ließ sich die Hoffnung nicht rauben, daß ein künftiges Konzil die Lehre des trefflichen katholischen Professors noch für die echt christliche erklären werde. Viele ließen sich nicht einmal durch die Bannbulle aus solchem Traume reißen. Man sah in ihr noch nicht des Papstes letztes Wort, schrieb sie dem bösen Eck auf die Rechnung.

b) Entscheidung für oder wider das Evangelium.

Da zerstreute das Wormser Edikt mit seiner Acht über Luther und dessen Anhänger den letzten Zweifel darüber, was ein katholischer Christ von Luther zu halten habe. Er war von der weltlichen Macht gerade so wie von der obersten geistlichen Gewalt für einen Erzketzer erklärt. Die Annahme seiner Lehre und die Freundschaft für ihn war dasselbe todeswürdige Verbrechen.

Teilweise Abwendung von Luther.

Jetzt konnte man nicht mehr ein Bewunderer Luthers und dabei ein guter Katholik sein. Vielmehr, wer an Luther festhielt, sagte sich ebendamit ein für allemal von Rom los. Welchen Gefahren er sich damit aussetzte, wußte jeder. Hatte daher schon die Bannbulle etliche, welche vorher für Luther gewesen waren, von ihm abgewendet, so noch mehr das Wormser Edikt. Namentlich höhere Geistliche wollten meistenteils nicht Amt und Einkommen verlieren wegen Parteinahme für Luther. Andere ließen sich durch die Hoffnung auf Lohn und Ehre locken, auf die Seite Roms zu treten und sich zu seinen Verteidigern aufzuwerfen. Denn Rom war klug genug, jetzt einträgliche Kirchenstellen nicht mehr an römische Komödianten und Stallknechte wegzuwerfen, vielmehr sie armen begabten Deutschen in Aussicht zu stellen. Der sittliche Ruf eines manchen unter den alten und neuen Eiferern für Rom war nicht fein, der des lärmenden Murner so wenig als der des unedlen und trunksüchtigen Eck.

Die rein irdische Sorge um Reichtum, Land und Leute hielt auch Angehörige anderer Stände auf der Seite des Papstes und des Kaisers, so einzelne Fürsten, gerade wie die reichsten Kaufleute, z. B. in Augsburg. Diese hatte Luther mit seinen Angriffen auf das Angebot und den übertriebenen Verbrauch ausländischer Waren, auf Handelsmonopolien, Wucher u. dergl. persönlich angetastet, wogegen sich mit Kaiser und Papst vorteilhafte Geschäfte machen ließen. Die Lage ihrer Güter inmitten streng katholischer Herrschaften war ein weiterer Grund zu vorsichtiger Zurückhaltung.

Humanisten entschuldigten ihren Abfall von der Sache der

Wahrheit jetzt vielfach mit der angeblichen Sorge, durch die Lutherschen Neuerungen möchte die den Wissenschaften nötige äußere Ruhe gestört werden. Der tiefste Grund, der sie aus geheimen Freunden zu offenen Gegnern der Reformation werden ließ, war bei manchen, so zweifellos bei Erasmus, persönliche Ängstlichkeit. Für einzelne verlor die Sache Luthers darum ihren Reiz, weil jetzt das gemeine Volk sich ihr zuwendete.

Begreiflich ist die Furcht derer, welche in unmittelbarer Nähe und Abhängigkeit von römisch gesinnten Herren lebten. Denn diese legten alsbald Hand an Verdächtige, oder nötigten sie zur Flucht aus ihrem Gebiet.

Bei den von Herzen römisch Denkenden waren Gründe der Abkehr von Luther und dem von ihm verkündigten Evangelium: Mißbilligung der scharfen Sprache Luthers, Treue gegen die Kirche, in der sie geboren und erzogen worden waren, abergläubische und blinde Furcht vor allem, was die Kirche mit dem Namen „ketzerisch“ belegte, persönliche Abneigung gegen alle Neuerungen in Lehre, Gottesdienst oder Leben, in denen man nichts anderes als Hochmut sehen zu können glaubte. Wohl der häufigste Grund der Feindschaft gegen Luther war das Mißverstehen seiner Lehre vom Glauben und christlicher Freiheit, wovon man die Vernichtung aller guten Werke, fleischliche Ausschreitungen und Aufruhr fürchtete. Solches waren insbesondere die Gedanken vieler Fürsten, und die päpstlichen Sendlinge waren arglistig genug, dieselben zu nähren. „Wie sie's des Papstes Gesetzen und Bullen gemacht haben, so werden sie's euch und euren Gesetzen auch machen“, hieß es. Hätte man die Wahrheit gesucht, so hätte man freilich erfahren können, daß das Gegenteil von dem allem aus der evangelischen Lehre folgte.

Daher warens auch nicht viele, die von Luther bloß Böses dachten und gar nichts vom Luthertum angenommen hätten. Mußte doch selbst Ferdinand, des Kaisers Bruder, gestehen: „Unter tausend ist heute nicht einer ganz frei.“

Ja die evangelische Wahrheit hatte bereits zu tiefe Wurzeln im Herzen des deutschen Volkes geschlagen, als daß ein kaiserliches Edikt, so gefahrdrohend es war, sie wieder ganz hätte ausreißen können. Wohl wurde im Anfang über dem offenbar ungerechten Urteil jedermann stutzig. Es gab einen Augenblick einen Stillstand. Nur die Mutigsten, so namentlich die Ritter, dachten jetzt ernstlich an bewaffneten Widerstand. Als aber das Verschwinden Luthers und die Abreise des Kaisers nach Italien die unmittelbare Gefahr für die Person Luthers beseitigt hatte, da faßten sich die aufgeregten

Verstärkter Zug zum Evangelium.

oder geängsteten Gemüter. Jetzt konnte man in Ruhe überlegen, was man an Luther gehabt habe, nämlich einen Befreier von der unerträglich gewordenen päpstlichen Tyrannei und Wiederbringer des zugedeckten Wortes Gottes und der evangelischen Wahrheit. Durch den vermeintlichen Verlust Luthers vollzog sich in den Herzen seiner Anhänger die höchst wichtige Scheidung von Luthers Person und Luthers Predigt. Von seiner Person wurde man freier. Um so unschätzbarer erschien das von ihm verkündigte Evangelium. Über Luther wollte man mit den Römischen nicht streiten; aber die reine evangelische Lehre sollte kein Drohen von Kaiser und Papst den Hungernden und Dürstenden mehr vorenthalten.

Darum sieht man nun in den nächsten Jahren allenthalben das Volk an geistliche oder weltliche Obrigkeit das Verlangen nach Predigern des lautern Wortes Gottes stellen.

Ausbreitung des Evangeliums durch Prediger.

An solchen ist kein Mangel. Außer denen, welche seither schon unerschrocken die Wahrheit verkündigt hatten, ringen sich jetzt solche, die bisher innerlich unklar oder verzagt gewesen waren, zur vollen evangelischen Erkenntnis und mutigem Bekenntnis durch. Ökolampad, der als Domherr in Augsburg schon für Luther und gegen den Dünkel des Klerus aufgetreten war, bedurfte erst noch des Eintritts in die Stille des Klosters, um der evangelischen Wahrheit ganz gewiß zu werden. Wolfgang Kapito hatte als Hofprediger Albrechts von Mainz und später als Propst in Straßburg seine Aufgabe darin gesucht, den Eifer Luthers und anderer zu kühlen und zwischen beiden Teilen zu mitteln. Als er aber einst solche Vorstellungen dem Straßburger Prediger Matthis Zell machte, hörte ihn dieser erst ruhig an,
1523 dann erwiderte er ihm: „Lieber Propst, Ihr redet als einer, dem die Sach nit viel angelegen und der die Heilige Schrift für eine Kunst und nit für eine Gab Gottes hält. Sie ist mir aber das Wort Gottes in der Wahrheit, das will nit hinlässig, noch weniger schimpflich oder höfisch gehandelt werden. Wie ich red, so mein ichs auch. Ihr Gesellen gedenket mit dem Wort einen Namen, Gunst und Willen bei der Welt zu schöpfen; darum müsset ihr viel Umständ bedenken, dies möchte diesen, dies jenen verletzen; auf diese Weise bringts dir Verkleinerung und könnte dir Feindschaft machen bei der Obrigkeit, bei der Priesterschaft oder bei dem gemeinen Haufen, und also machet Ihr mit eurer Klugheit das Wort Gottes matt und kraftlos. — Wir bedenken, was wir schuldig sind zu thun als Diener des Worts und christlicher Freiheit und sehen nit an, was für Nutzen

wir erlangen mögen. Gott schick es, wie er wölle, so wissen wir, was unser Pflicht ist und lassen Gott walten." Das schlug durch. Jetzt predigte Kapito selber das Evangelium und trat mutig für andere um ihres Glaubens willen Bedrängte ein.

Die größte Predigerschar stellten die von Wittenberg ausgehenden Studenten und die um diese Zeit aus den Klöstern ausgetretenen Mönche. Dazu kamen hin und wieder um ihres Glaubens willen vertriebene Geistliche, für welche namentlich Sickingens Feste, die Ebernburg, einen Zufluchtsort und Sammelpunkt bildete, bis ein neuer Wirkungskreis sich ihnen aufthat. Wo es an Geistlichen fehlte, legten Bauern und Handwerker das Wort Gottes aus.

Stand keine Kirche zur Verfügung, so predigte man auf der Straße, auf Marktplätzen und Kirchhöfen.

Außer Luthers Schriften wurden jetzt eine ganze Menge volkstümlich geschriebener Traktate verbreitet, welche den gemeinen Mann vollends aufklären sollten über das Treiben seiner seitherigen geistlichen Führer und über das, was Dr. Luther eigentlich lehre. Da wird z. B. in einem „Bauerngespräch zwischen Fritz und Kunz" ein Tübinger Professor Lemp durchgehechelt, der das Lesen über des Apostel Paulus Schriften verboten hatte. Eine Klage über die „Totenfresser" geißelt die mannigfache Bereicherung der Geistlichkeit an den Verstorbenen. Besonders wertvolle, sehr ernst gehaltene Volksschriften lieferte außer andern Johann Eberlin von Günzburg, ein ehemaliger Franziskanermönch. Michael Stiefel, ein Augustiner in Eßlingen, verfaßte ein Lied, „Von der christförmigen, rechtgegründten Lehre Dr. Martin Luthers." Etwas später sang der Nürnberger Schuster und Dichter, Hans Sachs, sein Lied von der Wittenbergischen Nachtigall, gab auch zu weiterer Begründung und Vertiefung evangelischer Lehre und evangelischen Lebens etliche Gespräche heraus, darunter eines „zwischen einem Chorherrn und seinem Schuhmacher."

Volksschriften 2c.

seit 1521

Schmachbilder gegen Papst und Geistlichkeit, die wohl wahr sein mochten, aber zum Teil über das, was wir für anständig halten, weit hinaus gehen, dienten zu weiterer Verdeutlichung.

All dies wurde vom Volk allenthalben in Baderstuben und Wirtshäusern besprochen.

Während die Buchdrucker für katholische Schriften keinen Absatz mehr fanden, konnten sie von Luthers Schriften und den eben genannten Flugschriften nicht genug nachdrucken. Reisende Bücherhändler durchzogen damit das Land und fanden reißend Absatz. Auch

in den Städten boten Buben sie auf der Straße feil. In Nürnberg werden als weitere Verkäufer genannt: ein Apotheker, ein altes Fräulein, die „Sünderin", eines Briefmalers Weib.

Neues Testament.

Wie dann vollends das Neue Testament erschien, da stürzte man sich mit einem wahren Heißhunger auf die lange vermißte Lebensspeise. Es gab Leute, die, um das Wort Gottes zu erhalten, in ihren alten Tagen noch das Lesen erlernten; andere erbettelten sich das Geld, um es kaufen zu können. So groß das Format des Buches war, man nahms in die Kirche mit, um die Worte des Predigers aus der Schrift prüfen zu können. Cochläus*) jammert darüber, daß die Lutherischgesinnten sich mit dem Evangelium so vertraut machen, daß nicht nur Männer aus dem Volke, sondern sogar Frauen die Schrift besser kennen als katholische Geistliche, Mönche und selbst Doktoren der Theologie und sich nicht schämen dürfen, mit diesen über den Glauben und das Evangelium zu disputieren.

Der Glaube an das Evangelium, an Christus unsere Gerechtigkeit, jetzt vollends durch das eigene Lesen der Schrift bestätigt und weiter aufgehellt, war eben zur innersten Überzeugung, und zur treibenden Kraft im Leben — nicht aller, aber — sehr vieler geworden. So mußte der Mund übergehen von dem, des das Herz voll war. Die Äußerungen von Fürsten der Reformationszeit, daß sie lieber Leib und Leben, Land und Leute lassen wollten, als von Gottes Wort weichen, sind bekannt. Dieselbe Gesinnung beherrschte vorher schon viele im Volk. Dasselbe Evangelium von des Christen Gerechtigkeit und Freiheit, das, wie wir sahen, ein Stein des Anstoßens für die einen geworden war, erwies sich für die andern als der Fels des Heils, der ewig steht, von dem sie sich durch nichts in der Welt mehr abdrängen ließen.

Verfolgungen.

Wenn man jetzt hörte, wie da und dort die Glaubensgenossen wegen ihres offenen Bekenntnisses zu den Lehren des Evangeliums gefangen, verbrannt oder sonst gemordet werden, so konnte das den Mut und die Treue der übrigen nicht mehr erschüttern. Im Gegenteil die neuen Märtyrer fachten gerade wie in der Zeit der ersten Christenheit die Glaubensglut erst recht an. Luther selbst hat dem in einem schönen Lied auf die in Brüssel verbrannten Augustinerbrüder,
1. Juli 1523 Heinrich Voes und Johann von Essen, Ausdruck gegeben. Darin heißt es:

*) Vergl. S. 62.

„Ein neues Lied wir heben an
Das walt Gott unser Herre
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre. —

Zwei große Feur sie zündten an,
Die Knaben sie herbrachten.
Es nahm groß Wunder jedermann,
Daß sie solch Pein verachten:
Mit Freuden sie sich gaben drein
Mit Gottes Lob und Singen. —

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen:
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden:
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen."

Kirchenlied seit 1524

Endlich ist unter den Mitteln zur Ausbreitung des evangelischen Glaubens hier schon das deutsche Kirchenlied zu erwähnen. Im Jahrhundert der Reformation selbst bezeugt ein evangelischer Theologe: „Mir zweifelt nicht, durch das eine Liedlein Lutheri: „Nun freut euch liebe Christengmein" (sein erstes) werden viel hundert Christen zum Glauben bracht sein worden, die sonst den Namen Lutheri vorher nicht hören mochten, aber die edlen teuren Worte Lutheri haben ihnen das Herz gewonnen, daß sie der Wahrheit beifallen mußten, so daß meines Erachtens die geistlichen Lieder nicht wenig zur Ausbreitung des Evangelii geholfen haben." Damit stimmen Jesuiten und andere katholische Ordensleute überein, deren einer sagt: „Es ist äußerst zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Luthertum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache haufenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden." Die Lieder konnte man den Evangelischen nicht so leicht wegnehmen wie Bücher. Sie ließen sich leichter verbergen, gingen von Mund zu Mund und hafteten im Gedächtnis. Luthers Lieder drangen teilweise sogar in den katholischen Gottesdienst ein. In der Hofkapelle Herzog Heinrichs von Wolfenbüttel, eines abgesagten Feindes von Luther, sang man: „Es woll uns Gott gnädig sein", „Wir glauben all an einen

Gott", „Ein feste Burg ist unser Gott". Als ein Priester dem Herzog vorstellte, er dürfe keine Lutherschen Lieder im Gottesdienst dulden, fragte der Herzog, was er denn für Lieder meine. Der Priester antwortete: „Gnädiger Herr, sie heißen: „Es woll uns Gott gnädig sein ꝛc." Da fiel ihm der Fürst rasch ins Wort: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig sein?" Wer soll uns denn sonst gnädig sein, denn Gott allein?" So sind Luthers Lieder hier fortgesungen worden und haben den Platz behalten.

Mit dem evangelischen Kirchenlied sind wir bereits über die Annahme der evangelischen Lehre hinausgekommen und bei einer wichtigen Neuerung im Gottesdienst oder bei den äußeren Wirkungen der geänderten Lehre angelangt.

3. Trennung von der römischen Kirche. Abthun ihres Gottesdienstes und ihrer Satzungen.

Weitere Quellen: Hassencamp, Hessische Kirchengeschichte. Tschackert, Herzog Albrecht von Preußen. Calwer Kirchenlexikon und Württembergische Kirchengeschichte.

Mit der vollen evangelischen Erkenntnis, daß der Mensch allein durch den Glauben gerecht wird, und daß dem von Christus Freigemachten von Menschen keine selbsterfundenen Satzungen aufgelegt werden dürfen, konnte sehr viel von dem bisherigen Gottesdienst und von den vielgepriesenen kirchlich guten Werken nicht mehr zusammenbestehen. Man hatte nur vor dem Wormser Edikt gezögert, diese Folgerungen mit der That zu ziehen, da man das Recht zu Änderungen des kirchlichen Gottesdienstes und christlichen Lebens nur der Gesamtkirche, genauer deren Vertretung, einem christlichen Konzile, zuschrieb. Noch erwarteten ja viele Freunde Luthers von einem Konzil die Anerkennung der Lehre Luthers. Daraus hätten Änderungen in Gottesdienst und Leben von selber hervorgehen müssen.

Nun hatte aber der Wormser Reichstag die päpstliche Bannbulle bestätigt. Luther und all seinen Anhängern war die Kirchengemeinschaft gekündigt und das Todesurteil gesprochen worden. In diesem Augenblicke gab es für sie kein Konzil, keine Wiederaussöhnung mit der allgemeinen Kirche mehr. Recht geben konnten sie dem Urteil des Papstes und der Kirche nicht. Auf römische Gesetzgebung und das Wohlgefallen Roms hatten sie schlechterdings keine Rücksicht mehr zu nehmen. Was war nun natürlicher, als daß sie sich im eigenen Hause so einzurichten suchten, wie es sie selber Gottes Wort gemäß und recht deuchte, daß sie jetzt ernstlich darauf dachten, um

des eigenen Seelenheils willen alle kirchlichen Einrichtungen und Werke von sich zu thun, die den Weg zum ewigen Leben bloß hindern und die Seele gefährden.

An das Abthun des schädlichen Alten machten sich die Anhänger Luthers in Wittenberg bald nach dessen Verbringung auf die Wartburg. Wittenberger Unruhen.

Am drückendsten erschien der Priestercölibat und der Klosterzwang. Gegen diese beiden Einrichtungen wandte sich der erste Angriff.

Ein zweites, was schwere Bedenken erregte, war der Opfergottesdienst der Messe und die Verweigerung des Kelches für die Laien. Außerdem erschienen verwerflich Fasten, Ohrenbeichte und die vielen Altäre und Bilder in den Kirchen.

Obgleich der Forderung nach Abstellung der genannten Dinge ein wirkliches Bedürfnis zugrundelag, so regte sich, nachdem einmal mit den Änderungen begonnen war, eine Art von Neuerungswut, die in Fällen, wo allerdings etwas geändert werden sollte, das Kind mit dem Bade ausschüttet und sich darauf besinnt, was alles noch geändert werden könnte, die sich auch auf Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten wirft, und aus ihren Fündlein einen Zwang für alle machen will. So hatte man nicht genug an dem Laienkelch für alle Abendmahlsgäste, sondern man verlangte, daß ein jeder Brot und Kelch mit seinen eigenen Händen berühren müsse. Mit dem Zwang zur Ohrenbeichte verwarf man die Beichte überhaupt; ohne alle Ordnung ging man zum Abendmahl. Ja sogar die ganze Seelsorge hörte auf. Nicht einmal die zum Tode verurteilten Verbrecher geleitete mehr ein Geistlicher zur Richtstätte.

Ging man so mit den Neuerungen überhaupt zu weit, und viel zu rasch voran, so war die Art, wie die Änderungen durchgedrückt wurden, noch verwerflicher. Die ersten Augustiner, die ihr Kloster verließen, ertrotzten den Austritt zur großen Mißbilligung Luthers. Nov.
Geistliche und Klöster, die bei der alten Weise blieben, wurden von 1521
Studenten- und Volkshaufen thätlich angegriffen. Ärgerlich für viele war die Art, wie man die Fasten brach und dann vollends der allgemeine Sturm auf Bilder und Altäre. Vergl. I, 398.

Aber nicht bloß in Wittenberg stießen sich die Freunde der Ordnung an solcher Art von Reformation, sondern in ganz Deutschland und besonders in Nürnberg, dem Sitz des Reichsregiments und

des damals tagenden Reichstags wies man, halb mit Besorgnis, wenn der Aufruhr von Wittenberg aus sich weiter verbreiten sollte, halb mit Schadenfreude auf diese Früchte des neuen Geistes. Es stand so, daß einsichtige Katholiken den Luther selbst wieder herwünschten.

Wer trug denn die Schuld, daß die ersten an sich berechtigten Versuche, die Verkehrtheiten mittelalterlicher Frömmigkeit abzuthun, so übel ausfielen? Es war vor allem der sich selbst überstürzende Eifer Dr. Karlstadts, der ehe eines auch nur halbwegs in Ordnung gekommen war, bereits ein zweites und drittes auf die Bahn brachte. Es lag das so in seiner Gemütsart. Zu ganz besonderer Hast trieb ihn aber der Ehrgeiz, in Luthers Abwesenheit es diesem zuvorzuthun. Ihm ähnlich an Eifer war der Augustiner Gabriel Zwilling, der durch seine feurigen Predigten die Menge zu unbedachtem Thun hinriß.

Die Anstifter.

Die Verwirrung stieg aber aufs höchste, als die sogenannten Zwickauer Propheten, ein Tuchweber Nikolaus Storch und ein ehemaliger Theologe, Markus Stübner, nach Wittenberg kamen und mit ihrer Berufung auf das ihnen gegebene „innere Wort" Karlstadt und andere vollends ganz um den Verstand brachten. Jetzt ging der vorher so wissensstolze Karlstadt zu den Bürgern in die Häuser und fragte sie, wie sie den und jenen Spruch verstünden. Denn, sagte er, den Weisen und Klugen sei das Verständnis der Schrift verborgen und nur den Unmündigen geoffenbart. Sein Gesinnungsgenosse, der Schulmeister More, bat vom Schulfenster aus die Leute um Gotteswillen, die Kinder aus der Schule zu nehmen. Die Schule löste sich in der That auf. Dasselbe Geschick drohte der Universität. Denn einzig und allein „der Geist" sollte alle Erkenntnis geben, Lernen und Bücherschreiben nur verderblich sein. Karlstadt hat später, als seine Rolle in Wittenberg ausgespielt war, sich ein Bauerngut auf einem Dorfe gekauft und da als Naber Enders (Nachbar Andreas) unter den Bauern gelebt, bis es ihm selbst entleidete.

Nun, Luther hat, wie wir wissen, dem ungesunden und gefährlichen Treiben rasch ein Ende gemacht. Die Unruhestifter verließen die Stadt. So sehr die Wittenberger Unruhen die Sache des Evangeliums gefährdet hatten, ebensosehr stieg infolge ihrer raschen Beseitigung das Ansehen Luthers und erwuchsen dem Evangelium aufs neue günstige Aussichten. Die Grundsätze für die Vornahme von Änderungen aber, welche Luther bei diesem Anlasse ausgesprochen hat, bildeten für die nächstfolgenden Jahre die Richtschnur des Reformierens überhaupt.

Luthers Grundsätze.

Luther wies die Wittenberger nachdrücklich darauf hin, daß beim Abthun von Mißbräuchen neben Glauben und Erkenntnis auch die Liebe walten muß. Diese will nicht allein gen Himmel fahren, sondern den zurückbleibenden Bruder auch mitnehmen. Derer sind viele, welche fürs Evangelium noch gewonnen werden können. Das geschieht aber nicht, wenn man sie bei den Haaren von den Irrtümern abziehen will. Ich kann niemand mit Knütteln gen Himmel schlagen. Wird das außer acht gelassen, so giebt es ein bloßes Spiegelfechten, ein Affenspiel und äußerliches Wesen. Da fallen dieselben Leute heute uns zu, morgen der Gegenseite. Denn sie wissen nicht, was recht oder unrecht ist. Folgen sie, so sind sie eben Gleisner; das Herz ist doch nicht gut.

Deshalb ist vor allen Dingen das Herz zu fahen, nicht aber mit äußern Ordnungen vorzugehen. — Denn das Reich Gottes steht nicht in äußerlichen Dingen, die man greifen oder empfinden kann, sondern im Glauben, und der Glaube will nicht in äußern Ordnungen gefangen und gebunden sein.

Das Herz kann gewonnen werden durch Predigen und Schreiben. Das und nichts weiter hat Luther gethan gegen den Ablaß. Während er dann schlief,*) während er mit seinem Philippus und Amsdorf wittenbergisch Bier trank, hat das Wort alles gehandelt und ausgerichtet. Das Papsttum ist also schwach geword n, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Luther hätte in Worms, wenn er zur Gewalt hätte greifen wollen, ein Spiel können anrichten, daß der Kaiser nicht sicher gewesen wäre. „Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wär es gewesen und ein Verderbnis an Leib und Seele."

So ist denn Luthers Rat derselbe, den schon der Apostel Paulus gegeben hat, zwar den Gewaltthätigen gegenüber, die einen zwingen wollen, die eigene Freiheit zu behaupten in solchen Dingen die wir brauchen oder lassen dürfen, also ihnen zum Trotz Fleisch zu essen oder eine Mönchskappe abzulegen. Dagegen auf die Gutherzigen, im Glauben Schwachen ist Rücksicht zu nehmen. Damit sie nicht zu etwas verführt werden, wozu sie den Glauben noch nicht haben, muß der im Glauben Starke auf seine eigene Freiheit verzichten. Nur sagen soll ers ihnen, daß er sie für unfrei hält und für sie beten. Vergl. Röm. 14 mit Gal. 2.

---

*) Vergl. Mark. 4, 26 ff.

Die Abstellung der Messe*) z. B. müßte in der Weise geschehen, daß man dawider predigt. Dann wird heute der, morgen ein anderer innerlich von ihr los, und wenn endlich alle in ihrer Gesinnung eins geworden sind, so thue man das ab, bei dem aller Gemüt und Herz nicht mehr ist.

Zum äußern Abthun aber ist die ordentliche Obrigkeit zu Hilfe zu nehmen.

Wo man solche Vorsicht nicht gebraucht, kann man nur dem Teufel eine Freude machen, der die Unordnung weiter schüren oder auch den einzelnen in seiner Sterbestunde schwer anfechten wird, wenn er sich etwas herausgenommen hat, ohne durch starke, klare Sprüche der Schrift dazu ermächtigt zu sein.

Luther hat daher auch manches Alte, was während der Zeit seiner Abwesenheit abgeschafft worden war, wieder eingeführt oder ließ er es neben dem Neuen fortbestehen. So wurde beim Abendmahl, je nachdem es die Leute begehrten, das eine Mal nur Brot, ein andermal Brot und Wein gereicht. Priester, welche die Messe in der alten Weise halten zu müssen glaubten, wurden vorläufig noch nicht daran gehindert. Erst nach ein paar Jahren, als die Erkenntnis von der Verwerflichkeit der Messe allgemein geworden war, drang Luther mit Nachdruck darauf, daß die letzten Meßpriester in Witten-
1524 berg, die Stiftsherrn, vollends auf die Stillmesse verzichten. Trotz dem Widerstand des Kurfürsten hatte er auch endlich damit Erfolg da Rat, Gemeinde und Universität sein Verlangen unterstützten.

Reformation in den Städten.

Ebenso schrittweise wie in Wittenberg vollzog sich die Loslösung vom katholischen Wesen in den meisten freien Reichsstädten und andern bischöflichen und fürstlichen Städten, die stark genug waren, ihrem Fürsten zu widerstehen, wie Magdeburg und später Braunschweig. Als Reichsstädte, die zuerst mit der Reformation entschieden
nach vorgingen, nenne ich: Nürnberg, Straßburg, Bremen, Frank-
1523 furt a. M., Schwäbisch Hall, Ulm, Reutlingen, Memmingen.

Der Gang der Ereignisse ist so ziemlich überall folgender:

Unter den städtischen Geistlichen ist der eine oder andere der Reformation geneigt und predigt unerschrocken das Evangelium. Da außerdem lutherische Schriften in der Stadt verbreitet werden und angesehene Leute zu Gunsten der evangelischen Richtung sprechen, so
Das Volk. strömt das Volk nicht nur zu der dargebotenen evangelischen Predigt

*) Vergl. über die Bilder I, 398 f.

sondern es begehrt mehr oder weniger stürmisch von seinen Kirchenpatronen oder vom Rat weitere evangelische Prediger.

Durch die evangelische Predigt wird die Erkenntnis von den einzelnen Schäden des seitherigen Kirchenwesens allgemein, und in nicht mißzuverstehender Weise zeigt das Volk sein Verlangen, da und dort etwas geändert zu sehen. In Augsburg fand eine der ersten Priesterhochzeiten statt. Der Rat wies den Wunsch des nur vorüber- **1523** gehend in der Stadt sich Aufhaltenden, seine Ehe in der Kirche einsegnen zu lassen, ab. Da veranstalteten 32 Bürger den Neuvermählten in einem Wirtshause ein Mahl, wobei ein Geistlicher eine Ansprache hielt. Der Rat wagte nun nicht, den Priester zu strafen. Nur die Veranstalter des Mahles wurden wegen Übertretung der Hochzeitsordnung mit einer geringen Geldstrafe belegt.

Der Rat.

Im städtischen Rat hatten in der Regel einzelne Altgläubige neben verschiedenen Anhängern des Evangeliums ihren Sitz. Andere nahmen eine vermittelnde Stellung ein. Die einen wie die andern mußten Rücksicht nehmen einerseits auf die Befehle und Drohungen des Kaisers oder katholischer Nachbarn, andererseits auf die Stimmung in der eigenen Bevölkerung. So ist im Anfang das Verhalten des Rats fast durchgängig ein sehr vorsichtiges, bedächtiges. Er läßt sich die Gestattung der kleinsten Änderung eigentlich abringen. Wenn schließlich da und dort rascher als man gedacht oder gewollt, die Entscheidung ganz zu Gunsten der Reformation ausfiel, so trug daran häufig die Schroffheit der Römischen, seiens nun Hetzereien und Schimpfereien von Mönchen und Nonnen oder bischöfliche Strafurteile, die Schuld. Denn dadurch wurde die Volksmenge aufs äußerste erregt und wenn ein Aufruhr vermieden werden sollte, so war die unvermeidliche Sühne die Gewährung irgend eines lange gehegten Wunsches der Freunde der Reformation.

Die Änderungen.

Am wenigsten Schwierigkeit bereitete die Abstellung anerkannten Mißbrauchs oder Unfugs, wie des Aufrichtens von Ablaßfahnen in der Fastenzeit oder des Herumsingens der Schüler mit dem Palmesel. Wenn Passionsspiele aufgehoben wurden, welche am Karfreitag und Osterfest stattfanden, oder wenn die Ausstellung von Reliquien verboten wurde, so ließ sich das damit begründen, daß diese Dinge offenkundig zu Ärgernis und Leichtfertigkeit führten. Fronleichnamsprozessionen und dergleichen mußten verboten werden, wenn zu befürchten stand, daß das Volk sich durch seinen Widerwillen dagegen zu Ausschreitungen hinreißen lassen könnte.

Weit schwerer nahm der Rat die Aufhebung eigentlicher Kirchengesetze, wie des Fastens, oder Änderungen im Gottesdienst, so vieles auch den geänderten Zeitanschauungen nicht mehr entsprechen mochte: Messe und Abendmahlsfeier, das unverständliche Latein, Marien- und Heiligenbilder und deren Verehrung, die vielen Feiertage, heiliges Salz, Salböl, Kerzen u. dergl. In diesen Dingen schob der Rat manchmal einen Riegel vor, wenn Bürgerschaft oder evangelische Prediger schon die Neuerung begonnen hatten. Aber dieselbe Forderung wurde immer wieder vorgebracht. Gewerbetreibende fügten sich dem Herkommen nicht mehr. Konnte der Rat die Metzger strafen, wenn sie in den Fasten schlachteten, so war es schon schwieriger, die Bäcker zu zwingen, daß sie Fastenbrezeln backen.

Ließ sich endlich das Abthun des Wichtigsten im katholischen Gottesdienst, der Messe, in einzelnen Kirchen nicht mehr aufhalten, so kam es zum Bruch mit der nächstvorgesetzten geistlichen Behörde, dem Bischof. Nun riß sich die Stadt als solche von ihm los. Der Rat übernahm selbst die höchste Gewalt und die Fürsorge in den geistlichen Angelegenheiten, sowie die so lange vermißte Gerichtsbarkeit über die Geistlichen. Jetzt hielt ihn nichts mehr ab, Gottesdienst und Leben innerhalb der von der Heiligen Schrift gegebenen Grundlinien neu zu gestalten.

Verbot des katholischen Gottesdienstes.

Nur eine Frage war noch zu lösen, ob man nämlich die Fortdauer des katholischen Gottesdienstes für die noch übrigen Katholiken innerhalb des städtischen Gebietes dulden wolle oder nicht. Die meisten freien Städte entschieden sich für völlige Entfernung. Nur ein kleiner Teil ließ katholische und evangelische Weise nebeneinander bestehen, wurde also paritätisch.

Die Einleitung zum Verbot des katholischen Gottesdienstes bildeten häufig Religionsgespräche zwischen den beiderseitigen Theologen, welche teils von diesen selbst herbeigeführt waren, teils vom Rat veranstaltet wurden, um eine Verständigung zwischen beiden Teilen herbeizuführen. Dazu konnten die öffentlichen Streitunterredungen natürlich nicht helfen. Um so größern Eindruck machte es, wenn da und dort die Römischgesinnten in Verlegenheit, Feigheit und Trotz schwiegen oder durch unredliche Künste den Schein, gesiegt zu haben, hervorrufen wollten.

Einen Beweis, mit welcher Weisheit und Mäßigung jedoch der Rat auch in diesem letzten Stadium zu Werke zu gehen pflegte, giebt uns die Geschichte von der Aufhebung der Messe in Straßburg.

Schon im Jahr 1525 hatte die Bürgerschaft in einer Bittschrift die Abschaffung der Messe und Bilder begehrt. Der Rat schränkte aber die Messe nur ein und befahl, im Münster das „ewige Licht" auszulöschen und die Monstranz vom Hochaltar zu entfernen, so lange der evangelische Gottesdienst währte. Im März 1528 wurde die Bitte um gänzliche Abschaffung des Meßgreuels von seiten der Bürger wiederholt. Als diese auch nichts fruchtete, reichte eine Anzahl Weiber eine Bittschrift ein, worin sie erklärten, man solle sie nur machen lassen; sie wollten schon „mit ihren Händen und mit ihren Kunkelstöcken die Meßpfaffen vertreiben". Der Rat ermahnte zur Mäßigung. Nur wenige Katholiken waren noch in der Stadt; aber diese drohten mit Gewalt. Der Bischof von Straßburg (der übrigens schon lange vor der Reformation seinen Sitz außerhalb der Stadt hatte aufschlagen müssen), schickte mehrere kaiserliche Gesandtschaften über die Straßburger, von welchen sich diese aber nicht einschüchtern ließen. In jeder der wöchentlichen Ratssitzungen wurde die Angelegenheit besprochen Endlich ergab eine Abstimmung im Rate ein Mehr für die Abschaffung. Das Ergebnis wurde aber geheim gehalten und beschlossen, auch die Schöffen abstimmen zu lassen. Diesen wurde zu dem Zwecke ein Bedenken übergeben, das die Gründe für und wider die Abschaffung enthielt. Jeder Ratsherr mußte das Bedenken auf seiner Zunftstube vorlesen. 6 Wochen sollten die Schöffen Zeit haben, sich darüber zu besinnen. Am Tag der Abstimmung erschienen von 300 Schöffen 279; davon stimmten 184 für Abschaffung, 94 für Zuwarten, einer für Beibehaltung der Messe. Als darauf der Ammeister verkündete: „Die Messe ist aberkannt," vernahm das vor der Pfalz versammelte Volk die Entscheidung mit endlosem Jubel und Freudengeschrei. 20. Febr. **1529**

Unter dem Drucke der Volksstimmung, ja sogar der Volksleidenschaft, erfolgte namentlich auch vielfach die A u f h e b u n g d e r K l ö s t e r. Mönche und Nonnen hatten sich in dem der Reformation vorausgehenden Jahrhundert an sehr vielen Orten einen übeln Namen gemacht durch Habgier, Liederlichkeit und Aufruhrgeist. Das war ihnen nicht vergessen, währte auch teilweise noch fort trotz allen Warnungen, die sie durch Reformation und Bauernkrieg erhielten. Jetzt erregte sich der Geist der Zeit hauptsächlich gegen den Müßiggang und den Bettel der Klosterleute. Flugschriften befaßten sich auch mit dieser Frage. Hochangesehene Persönlichkeiten schrieben Briefe an ihre Verwandten im Kloster, um sie von demselben loszumachen. Aufhebung der Klöster.

Auch ganz gewöhnliche Frauen hielten es für Christenpflicht, durch Briefe und Besuche die Klosterbewohner aufzuklären über die Seelengefahr, in der sie sich befinden. Die Mönche, ohnedies die heftigsten Gegner der Reformation, soweit sie sich nicht selbst durch die Predigt des Evangeliums innerlich oder äußerlich hatten frei machen lassen, vermehrten auf solche Angriffe hin ihr Schimpfen und Drohen. Nicht weniger böses Blut machten die geheimen Umtriebe und bittern Klagen der Nonnen, welche auch die Ratsmitglieder nicht schonten. Da konnten nur noch entschiedene Maßregeln zur Auflösung der Klöster Gewaltakte gegen die Kuttenträger verhindern. Das Klostereigentum wurde aufgeschrieben, den Mönchen wurde Predigt und Seelsorge verboten, die vorlautesten wurden aus der Stadt ausgewiesen. Schließlich sahen sie keinen andern Ausweg mehr, als ihr Kloster gegen das Versprechen eines Leibgedings, d. i. einer jährlichen Rente für die Zurücktretenden, an den Rat zu übergeben. Einzelne Klöster fristeten ihr Dasein noch Jahrzehnte hindurch, verarmten aber immer mehr, da ihre seitherigen Einnahmequellen versiegten; endlich starben sie ganz aus, weil sie keine neuen Mitglieder aufnehmen durften. Die Nonnen haben im allgemeinen ihren Stand mit größerer Zähigkeit verteidigt. Wenn sie der evangelischen Prediger oder Seelsorger, die man ihnen setzte, sich nicht länger erwehren konnten, so zeigten sie doch diesen in Jahren nicht die geringste Empfänglichkeit. Man könnte die Überzeugungstreue mancher edleren Nonnen heute noch achten und wegen der Verunglimpfung, die sie bei dem gezwungenen Anhören evangelischer Predigt von dem Prediger sowohl als von dem hohnlachenden Pöbel erfahren mußten, sie bemitleiden, wenn nicht ihre allzu spitze Zunge und die Sucht, Märtyrerinnen zu werden, unsere Teilnahme für sie wieder mindern würde.

Behandlung der Pfarrer.

Ähnlich wie mit den Klosterleuten verfuhr man mit den Weltgeistlichen. Nachdem einmal die Reformation eingeführt war, wurde — so in Nürnberg — den Geistlichen kurzer Hand befohlen, Haushälterinnen, welche irgend zu beanstanden waren, binnen 8 Tagen entweder fortzuschicken oder sie zu heiraten. Erkannten sie die neue Ordnung der Dinge an, so wurde ihnen ihre Pfründe belassen. Solche, welche sich nicht fügten, mußten die Stadt verlassen, behielten aber trotzdem lebenslang den Genuß ihrer halben Pfründe oder eine sonstige Rente.

Verwendung von Kloster- und Kirchengut.

Das Klostergut, wie auch die bei den Kirchen vorhandenen Güter, Stiftungen und sonstigen Schätze gingen in die Verwaltung

des Rates über. Im großen Ganzen wurde der Zweck, zu dem sie gestiftet worden waren, im Auge behalten.

Wo die Stifter oder arme Anverwandte derselben noch lebten und das Gestiftete zurücknehmen wollten, wurde es ihnen überlassen. Die evangelische Kirche war zu stolz, an sich zu nehmen, was man ihr nicht gern lassen wollte. Zum weitaus größten Teil wurde aus diesen Schätzen eine Kasse, „der gemeine Kasten", gebildet oder wurden sie mit einem schon bestehenden „Almosen" vereinigt. Diese Kassen hatten dann allen kirchlichen Aufwand für Gebäude, Pfarrbesoldungen, Pensionen von katholischen Geistlichen und Klosterleuten zu bestreiten, außerdem aber die Armen zu versorgen. Manches Kloster wurde unmittelbar umgewandelt in eine Armenanstalt, eine Waisenhaus, ein Spital oder eine Schule. Teilweise mußten die Klöster und ihre Schätze auch rein bürgerlichen Zwecken dienen, was da nicht zu tadeln ist, wo solche Reichtümer vorhanden waren, daß man sie für kirchliche Zwecke nicht aufbrauchen konnte. Wenn vereinzelt Kloster- und Kirchengut verschleudert oder veruntreut wurde, wenn da und dort, ohne daß lang Rechenschaft darüber gegeben worden wäre, aus einem Priestergewand ein Kleidungsstück gemacht, oder ein Altarkelch umgeschmolzen wurde zum Trinkbecher einer Zunftstube u. dergl., so loben wir das gewiß nicht, aber solche Vorkommnisse sind Ausnahmen, die eben einzelnen zur Last fallen.

Im bisherigen ist der Loslösung der Städte von Rom besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, weil sich hier die innere Beteiligung des Volkes am besten nachweisen läßt. Mag der Rat der Städte da und dort sehr kühl und nach Nützlichkeitsgründen seine Entscheidung für Rom oder Wittenberg abgewogen haben, die tiefe Erregung des Volkes, das Fehlen jeglicher Art von Druck der weltlichen Gewalt auf den gemeinen Mann liegt hier am Tage. Wieweit bei der Bewegung des Volks und bei seinen Leitern, den Predigern, die Liebe zu Wahrheit und Recht, wieweit ein weltlicher Freiheitsdrang und fleischlicher Eifer ausschlaggebend gewesen ist, soll an dieser Stelle nicht untersucht werden. Immerhin ist es ein gutes Zeichen, daß das oftmals in hohem Grade erregte Volk sich mit seltenen Ausnahmen für seine Wünsche auf den Weg der Ordnung und des Rechts hat weisen lassen.

Reformation durch Fürsten.

Wir müssen nun aber auch noch einen Blick auf die Vorgänge in fürstlichen Ländern werfen, die ja an räumlicher Ausdehnung das Städtegebiet weit übertreffen.

Reformationsländer.

Länder, in denen die lutherische Reformation zuerst festen Boden gefaßt hat, sind außer Kursachsen: Ostfriesland, Pommern, Schlesien, Preußen, Mecklenburg, und ganz außerhalb des deutschen Reichs Livland, Dänemark und Schweden. Bald wurde die Reformation eingeführt in Hessen durch Landgraf Philipp (1526), etwas später in Württemberg durch Herzog Ulrich (1534). Zwei Länder, in denen besonders heftige Feinde der Reformation regiert hatten, Kurbrandenburg und das Herzogtum Sachsen, wurden ebenfalls evangelisch (seit 1536 und 1539). Kleinere Gebiete können nicht alle angeführt werden, ebensowenig alle außerdeutschen Länder,*) welche von der Reformation mehr oder weniger erfaßt wurden. Wir werden gelegentlich noch manchen Namen von gutem Klange hören. Als ein Land, das für die Geschichte des evangelischen Deutschlands besondere Bedeutung gewonnen hat, muß noch genannt werden die Kurpfalz (seit 1552.)

Die Fürsten.

Die Fürsten haben im allgemeinen mit offenem Bekenntnis zur Sache des Evangeliums lange gezögert. Obgleich es sicher ist, daß teilweise ihre Räte solche Zurückhaltung empfahlen mit dem Hinweis auf die vom Kaiser drohenden Gefahren, so würden wir doch fehlgehen, wollten wir ihnen ihr Zuwarten als Mangel an Glaubensmut auslegen. Man muß vielmehr bedenken, daß in damaliger Zeit der Landesfürst mit der Entscheidung, die er traf, zugleich für alle seine Unterthanen entschied. Wo so sehr aller Leibes- und Seelenwohl auf dem Spiele stand, durfte ein Fürst sich seiner eigenen Ansicht wohl ganz gewiß werden, ehe er diesen Schritt that. Friedrich

† 1525 der Weise hat erst in seiner Sterbestunde sich offen auf die Seite der Evangelischen gestellt, indem er sich da das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen ließ. Um den Schein zu meiden, als wäre er ein Anhänger Luthers, und wohl auch, um wirklich nicht in Abhängigkeit von ihm zu geraten, hat er in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal eine persönliche Unterredung mit Luther gehabt. Aber schwerlich hat ein anderer deutscher Fürst sich größere Verdienste um die Reformation und zugleich den Frieden Deutschlands erworben als Friedrich in seiner Rolle eines unparteiischen Beschützers seines

*) Von dem Hereingreifen der Schweizer Reformation nach Deutschland später.

Universitätslehrers Luther und der ganzen von ihm hervorgerufenen Bewegung. Wenn sowohl Albrecht von Brandenburg als Philipp von Hessen den richtigen Augenblick für den von ihnen längst beschlossenen Übertritt zur evangelischen Sache abwarten wollten, so wird kein billig denkender Mensch sie darob tadeln. Es wird sogar zu entschuldigen sein, wenn der von verschiedenen Seiten bedrängte Hochmeister von Preußen den ihn argwöhnisch beobachtenden Papst und dessen Gesandten eine Zeit lang täuschte.

Stand dagegen einmal der Entschluß zur Reformation fest, dann gingen die Fürsten rascher und planmäßiger zu Werke, als wir es wenigstens bei den zuerst übergetretenen Städten gefunden haben.

Auch in den fürstlichen Ländern war jedoch das Verfahren verschieden. Hatte, wie in Kursachsen, schon mehrere Jahre hindurch eine freie Thätigkeit für das Evangelium stattgefunden, so schien es mehr nur einer Visitation zu bedürfen, wieweit das Papsttum abgestellt und an dessen Stelle evangelische Lehre, Gottesdienst und Leben getreten sei. Die Visitation in Kursachsen, welche von 1526—28 währte und bei welcher außer weltlichen Beamten hauptsächlich Melanchthon, vorübergehend auch Luther, thätig war, lieferte jedoch ein sehr trauriges Ergebnis. Da traf man Pfarrer in Menge, welche von Haus aus Handwerker gewesen waren, Leineweber, Böttcher, Kürschner, Barbiergesellen 2c. Sie stammten noch aus der gut römischen Zeit, waren auf geraden und krummen Wegen ins Pfarramt gekommen. Ihre Unwissenheit war so groß, daß einer die Zehn Gebote für ein ihm bisher unbekanntes Buch hielt, ein anderer den Glauben und das Vaterunser nur mit gebrochenen Worten beten konnte. Dem entsprach der Zustand der Gemeinden. Es gab Bauern, denen das Vaterunser zu lernen schon zu lang war. Vom Evangelium hatten die meisten keinen bessern Verstand, als daß es mit den guten Werken nichts sei und Vergebung der Sünden gepredigt werden müsse. Davon, daß zur Sündenvergebung auch nach dem Evangelium ein geänderter Sinn und hernach ein neuer Wandel gefordert werde, wollten sie nichts wissen. Gottesdienst wurde in der allerverschiedensten Weise gehalten. Gutsherrn hatten wohl sehr häufig das Kirchengut an sich gezogen; aber für die Unterhaltung von Pfarrern, Kirchengebäuden 2c. wollten sie so wenig mehr etwas beitragen als ihre Bauern. Gab es doch solche, welche aus Furcht vor gesteigerten Ansprüchen an ihre Kasse das Heiraten der Pfarrer und die Austeilung des Abendmahlkelchs an die Laien zu hintertreiben suchten.

Verfahren in Kursachsen.

Für die Reformatoren ergab sich hieraus die Erkenntnis, daß unter solchen Verhältnissen mit Änderungen im Gottesdienst nur sehr langsam vorgegangen werden könne. Das viele Eifern gegen Papst und Priester mußte eingeschränkt und vielmehr das Neue thunlichst auf dem Alten aufgebaut werden. Ehe man die evangelische Freiheit aufrichten konnte, mußte mit allem Nachdruck Buße gepredigt werden, um dadurch erst das Sündenbewußtsein zu wecken.

An der Unordnung und Verwirrung in Sachsen, der Wiege der Reformation, trug der Standpunkt des Gehenlassens, den der verstorbene Kurfürst eingenommen hatte, viele Schuld. Daraus zogen sich andere Fürsten und Städte, welche die Reformation jetzt erst einzuführen gedachten, wichtige Lehren.

Späteres Verfahren.

Man erbat sich zuerst Gutachten von Wittenberg, von Luther und besonders auch Melanchthon, wie die Sache anzufangen sei. Da diese beiden außerordentlich in Anspruch genommenen Männer ihren Posten selbst nicht verlassen konnten, wenigstens nicht auf längere Zeit, so berief man einen oder zwei andere hervorragende Männer zu Reformatoren. Nach Preußen wurden außer tüchtigen weltlichen Räten und Humanisten die Prediger Brießmann, Poliander und Paul Speratus berufen, nach Hessen der Franzose Lambert, neben welchem besonders Adam Kraft thätig war. In verschiedenen Städten und Ländern Norddeutschlands hat Bugenhagen die Reformation eingeführt. In Süddeutschland waren viel begehrt Martin Butzer von Straßburg, Johannes Brenz in Hall, Erhard Schnepf und Ambrosius Blarer. Die letztern drei haben die Reformation in Württemberg ein- und durchführen helfen.

Teilweise ging der Reformation eine eigentliche Evangelisation voraus. Die Reformatoren und andere tüchtige Prediger durchzogen das Land, um das Volk zuerst mit dem Evangelium überhaupt bekannt zu machen. In Hessen wurden sie dabei von eifrigen Laien und Brüdern vom gemeinsamen Leben unterstützt. Zu demselben Zwecke der Verbreitung richtiger Erkenntnis unter dem katholischen Landvolk wie unter den Priestern wurden an etlichen Orten, so in Königsberg und in Marburg, Druckereien unter fürstlichem Schutze eingerichtet, welche Volksschriften und pfarramtliche Bücher zu drucken hatten. Denn gerade z. B. in Hessen war das Evangelium zuvor ziemlich unbekannt, das Verlangen darnach geringer als in Ländern mit streng katholischen Herrschern. Die einzigen günstigen Vorbedingungen für die Reformation waren hier die Gleichgül-

tigkeit gegen das katholische Kirchenwesen und das persönliche Vertrauen des Volks zu dem Landgrafen.

In Ländern mit streng katholischer Herrschaft war oft gerade deren Vorgehen gegen die Bekenner des Evangeliums der größte Reiz zu demselben. So ging das Württemberger Volk während der Vertreibung Herzog Ulrichs und der Regierung Ferdinands von Östreich in die Reichsstädte, um die evangelische Predigt zu hören oder lief es den Schwarmgeistern und Winkelpredigern nach. Mit Freuden nahm das Volk die Reformation seines in der Verbannung evange- 1534
lisch gewordenen Herzogs an. Auch der Adel war dem Evangelium günstig, widerwillig waren nur die hohe Geistlichkeit und „die Ehrbarkeit", die Angesehenen und Reichen in den Städten.

Das Reformationswerk selbst wurde meist eingeleitet mit einem Landtag oder einer Synode, worauf dann ähnlich wie in Sachsen eine aus weltlichen Räten und Theologen gemischte Kommission das Land bereiste, um die Pfarrer zu prüfen, untüchtige oder widerspenstige abzusetzen, das Pfarreinkommen festzusetzen, Kirchspiele neu abzugrenzen und katholische Weise soweit wie möglich abzuthun.

In die Art, wie man dabei mit den altgläubigen Pfarrern verfuhr, läßt uns die württembergische Reformationsgeschichte einen Blick thun. Da beriefen die Reformatoren die Geistlichen an den Sitz des Vogts und verlangten von ihnen Predigt des Evangeliums, Abstellung der Messe, als eines Opfers, und Aufgeben der Anrufung der Heiligen, sowie der Lehre vom Fegfeuer. Ein Teil verstand sich dazu und wurde dafür im Amte bestätigt. Andere gingen außer Landes und suchten dort Anstellung. Die alten und kränklichen Geistlichen schonte man. Die Messe wurde von den zurückgebliebenen Pfarrern schon nach wenigen Monaten ohne besondern Befehl abgethan.

Darauf erfolgte ein allgemeines Verbot der Messe im Lande und des Besuchs derselben in katholischen Nachbarorten. Einmaliger Besuch der evangelischen Predigt an Sonn- und Festtagen wurde bei Strafe von 1 fl befohlen. Die häusliche Andacht und die religiöse Überzeugung des einzelnen blieb unangetastet. In Sachsen waren bei der Kirchenvisitation vom Kurfürsten diejenigen, welche sich nicht bekehren wollten, mit Landesverweisung bedroht worden. Da aber eine derartige Maßregel ganz gegen Luthers und Melanchthons Sinn war, so war die wirkliche Ausführung dieser Verordnung eine sehr sparsame und milde.

Mit den Klöstern und ihren Insassen, mit Kloster- und Kirchen-

gut verfuhren die Fürsten ganz ähnlich wie die Städte. Nur in seltenen Fällen mußte der Widerstand von Mönchen, Stiftsherrn oder Ordensrittern mit Gewalt gebrochen werden. Einsperrung von Äbten und Chorherrn scheint nur da erfolgt zu sein, wo dieselben Stiftungsgut auf die Seite zu bringen suchten.

Die Loslösung der einzelnen Länder von der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe und des Erzbischofs ging unter dem Druck der Zeitverhältnisse leichter von statten, als nach den sonstigen Gesinnungen der geistlichen Würdeträger zu erwarten war. So verzichteten Albrecht von Mainz und sein Nachfolger auf ihre Rechte in Hessen und Sachsen bis zu einem zu erwartenden Nationalkonzil.

Eigentümliche Verhältnisse in Preußen.

Nur in einem Lande sind die Bischöfe der Reformation selbst beigetreten unter Aufgabe ihrer eigenen landesherrlichen Rechte, nämlich in Preußen, was für die dortige Reformation sehr förderlich war. Auch der eigentliche Reformator Preußens, Albrecht von Brandenburg, war ein geistlicher Fürst. Zum Hochmeister des Deutschordens*) gewählt in sehr schwieriger Zeit, hatte er bald einen Krieg mit Polen zu führen, den im Jahr 1521 ein 4jähriger Waffenstillstand vorläufig beendete. Diese Zeit der Ruhe benützte Albrecht, um sich in Deutschland und andern Nachbarreichen nach Hilfe für sein bedrängtes Ordensland umzusehen. Es war jedoch keine Hilfe zu finden. Zugleich krankte der Orden so sehr an inneren Gebrechen, daß selbst Papst Leo und noch mehr dessen Nachfolger Hadrian dem Hochmeister befahlen, den Orden zu reformieren. Inzwischen war Albrecht, vermutlich durch Osiander in Nürnberg, fürs Evangelium gewonnen worden. Das veranlaßte ihn, sich um Rat, wie seinem Orden und seinem Lande zu helfen sei, an den Mann zu wenden, der es mit der Reformation am ernstesten nahm, an Luther. Er suchte Luther persönlich in Wittenberg auf. (Herbst 1523) Dieser sagte ihm unter Zustimmung Melanchthons, er möge die thörichte und verkehrte Ordensregel ganz fahren lassen, ein Weib nehmen und aus dem Ordenslande Preußen ein weltliches Fürstentum machen. Der Hochmeister lächelte nur und antwortete nichts. Bald aber kam diesem Gedanken ein Antrag der polnischen Regierung entgegen, wenn Albrecht das Hochmeisteramt niederlegen würde — das einzige, was ihm übrig zu sein schien, da er zum Kriege gegen Polen keinen Bundesgenossen fand — so möge er es niemand anders als dem polnischen Könige übergeben. Aus

*) Vergl. I, 249 ff.

beiderlei Anregungen ging dann im Jahr 1525 ein Friede mit Polen hervor, in welchem der Deutschorden für aufgehoben erklärt wurde und der seitherige Hochmeister Preußen als erbliches Herzogtum unter polnischer Oberhoheit erhielt. Wenige Monate später bekannte sich Albrecht öffentlich zur Reformation. 1525

In der gar nimmer zu vermeidenden Unterwerfung Preußens unter polnische Herrschaft kann nur der eine Untreue gegen das deutsche Reich sehen, der sich absichtlich verblendet gegen die Gleichgültigkeit des damaligen Kaisers von Deutschland für das Wohl und Wehe der deutschen Länder. Das Recht zur Aufhebung des Ordens aber kann man nicht besser begründen, als es Luther zuvor schon in einer an die Ordensritter gerichteten Schrift gethan hat, worin er sagt, daß der Orden in seinem gegenwärtigen Stande „schier weder Gott noch der Welt etwas nütze sei."

Die Hoffnungen, welche manche in Deutschland gehegt hatten, daß jener andere Albrecht von Brandenburg, der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, sich für die Reformation werde gewinnen lassen, erwiesen sich als eitel.

Köln.

Dagegen hat ein anderer edler Erzbischof, der beinahe siebzigjährige Hermann, Graf von Wied, Kurfürst von Köln, geistliche Würde und weltliches Fürstentum für die Reformation dran gegeben. Schon war alles vorbereitet, Butzer zur Reformation berufen, ein Landtag in Köln zur rechtlichen Durchführung versammelt. Aber während die drei weltlichen Stände für den Plan eintraten, weigerte sich die Geistlichkeit, besorgt um ihr gutes Einkommen. Sie rief den Kaiser herbei, der das Land bekriegte und schließlich Hermann verjagte.

Berechtigung der Reformation.

Überblicken wir nochmals die Reformation in Städten und Fürstentümern Deutschlands, soweit sie bis jetzt zur Besprechung kam, so läßt sich auch daraus schon feststellen: die weltliche Obrigkeit that, was schon längst von geistlichen und weltlichen Hirten vereint hätte geschehen sollen, aber fast*) nirgends geschehen oder von Rom wieder verhindert worden war; sie griff die Schäden in Verfassung, Lehre, Gottesdienst und Leben der Kirche mit ganzem Ernst an. Was wider Vernunft und menschliches Recht und wider Gottes Wort streitet, hat keinen Anspruch auf Fortdauer, wenn es sich schon mit heiligen Titeln schmückt. Es kann sich nur darum handeln, daß

*) Vergl. I, 126 ff.

diejenigen, welche Schaden und Unrecht abstellen wollen, nicht selber fehlen in der Art, wie sie es thun. Und die Art der Anfassung der alten Schäden und Irrtümer hätte — das gestehen wir unumwunden zu — hin und wieder noch mehr dem Evangelium entsprechend sein dürfen. Die Reformation hat sich nicht ganz freigehalten von mittelalterlichem Glaubenszwang, allgemein menschlicher Habgier, Leidenschaft und Selbstsucht. Niemand hat aber deutlicher, kräftiger und auch mit so vielem Erfolg gezeigt wie Luther, was das Evangelium für die Änderung des seitherigen Gottesdienstes, für Behandlung der Irrgläubigen, für rechte Verwendung des Kirchen- und Klosterguts an die Hand giebt. So können Vorwürfe auf diesen Vater unserer Reformation und damit auf das Evangelium selbst nicht zurückfallen.

Wenn nun dagegen römische Katholiken, welche ihre eigene Inquisition verteidigen, bei der evangelischen Reformation über Gewaltthat und Raub schreien, so müssen sie grobe Heuchler und Verleumder sein. Wollten sie ehrlich sein, so könnten sie das Verfahren evangelischer Obrigkeit höchstens schwächlich und ungenügend finden. Denn, soviel uns bekannt, ist damals kein Katholik, auch kein katholischer Priester und Mönch bloß um seines Glaubens willen gefangen, gefoltert oder getötet worden. Wir selbst können es nach unserer fortgeschrittenen christlichen Erkenntnis nicht billigen, daß in der Reformationszeit überzeugungstreue Katholiken ihres Gottesdienstes beraubt und zum Anwohnen bei evangelischer Predigt gezwungen, daß einzelne um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden sind. Allein all diese Gewaltmaßregeln halten doch keinen Vergleich aus mit den späteren Dragonaden in Frankreich oder denen der Lichtensteindragoner in Schlesien. Die Landesverweisungen schrumpfen zusammen gegenüber den Massenaustreibungen Evangelischer in katholischen Ländern.

Wo ist es katholischen Inquisitoren je eingefallen, irrgläubige Geistliche in ihrer Besoldung zu lassen und sie bloß vom Amt abzusetzen oder auch mit einer Leibrente sie zu verabschieden? Wohin sind die Vermögen gekommen, welche die heilige Inquisition eingezogen hat? Man braucht diesen Vergleich gar nicht beizuziehen, sondern kann schlechtweg sagen: Bei der Einziehung des Kirchen- und Klosterguts in der Reformationszeit ist es im großen Ganzen sehr ehrlich zugegangen. Es soll nicht geleugnet werden, daß bei einzelnen, namentlich kleinern Herrn, Habgier sogar die Triebfeder des Reformie-

rens war, aber im allgemeinen ist die Art, wie das überkommene Kirchengut von der evangelischen Obrigkeit verwendet wurde, ein ehrendes Zeugnis für die Reformation. Der von den Jesuiten besonders verlästerte Landgraf Philipp ließ es sich ein heiliges Anliegen sein, von den geistlichen Gütern nicht einen Pfennig zu berühren. Er sagte einem Ritter, der nach Kirchengut lüstern war: „Fordere und begehre, was mein ist und nicht was Gottes und der Kirche ist.“ Herzog Ulrich von Württemberg hat das Kirchengut für die fürstliche Rentkammer eingezogen und viel davon für weltliche Zwecke, für kirchliche jedenfalls zu wenig verwendet. Aber sein Sohn und Nachfolger, Herzog Christoph, hat das glänzend gut gemacht, indem er das ganze Kirchenvermögen für geistliche Zwecke absonderte und unter besondere Verwaltung stellte. In Württemberg, Hessen, Preußen wurden Privatpersonen und Gemeinden noch besonders in Anspruch genommen für die Versorgung von Armen, die Heranbildung von Geistlichen und die Besoldung von Pfarrern. Das vorhandene Kirchenvermögen reichte hiefür gar nicht zu. Über die Verwendung des Kirchenguts im einzelnen wird später noch zu sprechen sein. Nur eine Geschichte stehe hier zum Beweise, daß die Reformation in Wahrheit das Kirchengut seinem ursprünglichen edlen Zwecke wieder zugeführt hat, nachdem die mittelalterliche Kirche es demselben entfremdet hatte. Landgraf Philipp hatte in das reiche, üppige Cisterzienserkloster Haina dessen Bewohner durchaus nicht weichen wollten, einen Spital eingelegt. Als nun auf die Klagen der Mönche eine kaiserliche Kommission erschien, um das Kloster wieder ganz für die Mönche in Besitz zu nehmen, da ließ der verdiente Vorsteher des Hospitals, der edle Ritter Heinze von Lüders, alle seine Gebrechlichen und Geisteskranken in zwei langen Reihen sich aufstellen und antwortete auf die harten Vorwürfe der kaiserlichen Gesandten: die Mönche müssen sich selbst sagen, daß das Kloster bis dahin ein Wohnplatz fauler, hoffärtiger und zanksüchtiger Menschen gewesen sei. Und wenn nun jetzt Seine Majestät der Kaiser oder sie, seine Abgeordneten, es vor Gott verantworten könnten, diese Armen ins Elend zurückzuweisen, so könne er es nicht hindern, er schiebe es aber den Gesandten ins Gewissen. Durch den Anblick der vielen Unglücklichen wurden die kaiserlichen Kommissäre so gerührt, daß sie nicht Lust hatten, anstatt ihrer die feisten Mönche wieder einzusetzen.

4. Evangelischer Gottesdienst.

Weitere Quellen: H. A. Köstlin, Geschichte des christlichen Gottesdienstes, Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Gottesdienst im Geist.: Die persönliche Frömmigkeit Luthers war so sehr eine innerliche, sein Umgang mit Gott ein Gottesdienst im Geist, daß für ihn die äußeren Formen des Gottesdienstes keinen besonderen Wert hatten, daß seitherige Weise abzuthun ihm weniger als andern Gewissenssache war, eine neue Weise des Gottesdienstes aufzustellen aber ihn einen schweren Entschluß kostete. Doch verkannte er den Unterschied zwischen Geisteschristen und erst werdenden Christen innerhalb der Kirche nicht.

Hätte Luther viele Geisteschristen gekannt und hätten diese darauf gedrungen, einen gemeinsamen Gottesdienst, etwa in einem Privathause eingerichtet zu bekommen, so hätte er mit Freuden sein Bestes dazu gethan. Sie hätten können miteinander beten, Gottes Wort lesen, in ihrem Kreise Taufe und Abendmahl spenden. Vielen und großen Gesänges hätte es da nicht bedurft, ebensowenig umständlicher Tauf- und Abendmahlsliturgie. Hier hätte können der Hauptnachdruck aufs Wort, aufs Gebet und die Liebe gelegt werden. Deswegen hätte eine derartige Gemeinschaft auch die urchristliche Zuchtübung und Armenversorgung unter sich einführen können.

Allein solcher Christen, die mit Ernst das Wort meinen, boten sich ihm zu wenige dar, und mit der äußeren Veranstaltung nach seinem Kopf anzufangen, hielt er nicht für rätlich. Er fürchtete, es könnte eine Rotterei daraus werden.

Bedürfnis einheitlichen Gemeindegottesdienstes. Dagegen konnte sich Luther dem Bedürfnis der großen Menge nach einem eigenen, soviel wie möglich einheitlichen evangelischen Gottesdienst nicht entziehen. Denn redliche Christen stießen sich daran, und die Katholiken spotteten darüber, daß die Evangelischen in jeder Kirche wieder auf andere Weise Gottesdienst hielten. Dieses allein hätte nun Luther nicht viel ausgemacht. Denn seine Ansicht war: „Wenn nur die Einigkeit des Geistes im Glauben und im Wort vorhanden ist, dann mag die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in äußeren Dingen so groß sein, als sie will." Allein manches Katholische, was schlechterdings unstatthaft war, war noch nicht überall ausgemerzt. Anderswo hatte man abgeschafft, was sehr wohl hätte erhalten bleiben dürfen. Mancher Pfarrer nahm Neuerungen vor, vielleicht recht ungeschickte, bloß um seine Weisheit damit ins Licht zu stellen. So mußte sich Luther entschließen, die in seinem eigenen Gottesdienst beobachtete Weise noch

sorgfältiger auszugestalten und sie dann durch den Druck zu veröffentlichen. Nachdem er schon früher mehr allgemeine Ratschläge erteilt hatte, that er dies ausführlich in der Schrift: „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes zu Wittenberg vorgenommen.“ 1525

Auch jetzt wollte Luther nicht Einerleiheit, sondern nur Ordnung schaffen, nicht einen Zwang aufrichten, sondern mehr nur ein Vorbild aufstellen. Deswegen beginnt er die genannte Schrift mit den Worten: „Für allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes willen, daß alle diejenigen, so diese unsere Ordnung im Gottesdienst sehen oder nachfolgen wollen, ja gar kein nötig Gesetz daraus machen, noch jemandes Gewissen damit verstricken oder fahen; sondern, der christlichen Freiheit nach, ihres Gefallens brauchen, wie, wo, wann und wie lang es die Sachen schicken oder fordern.“ Luther war gar nicht der Meinung, daß ganz Deutschland ein und dieselbe Ordnung haben müsse. Wer vorher schon eine gute Ordnung hat oder durch Gottes Gnade in stand gesetzt wird, eine bessere zu machen, soll darauf der Wittenberger Ordnung zu lieb ja nicht verzichten.

Darf kein Zwang werden.

Dagegen hielt er es für unumgänglich, daß ein und dieselbe Stadt und wo möglich auch jede Landesherrschaft die gleiche Ordnung habe. Darin ging er so weit, daß ihm das Fortbestehen katholischen Gottesdienstes neben evangelischem an einem Orte für ausgeschlossen galt.

Geknechtet soll darum die Stadt oder das Land durch die einmal angenommene Ordnung nicht sein. Vielmehr, wenn ein Mißbrauch daraus entsteht, soll mans flugs abthun und eine andere machen. Denn die Ordnungen sollen zu Förderung des Glaubens und der Liebe dienen und nicht zum Nachteil des Glaubens. Ordnung ist ein äußerlich Ding; sie sei wie gut sie will, so kann sie in Mißbrauch geraten. Dann aber ists nicht eine Ordnung, sondern eine Unordnung. So konnte sich Luther auch über das Abthun einer von ihm selbst bisher gehaltenen Ordnung, wie der Elevation (in die Höhe heben) des Abendmahlskelches, freuen, allein darum, „daß solche Zeremonien nicht unsere Herrn sein mußten, als wäre es Sünde, anders zu thun.“

Darin sah er den größten Fehler des Papsttums, daß es aus seinen gottesdienstlichen Ordnungen Gesetze, Werke und Verdienst gemacht und damit den Glauben verdruckt habe; „sie sind selbst daran kleben geblieben und halten sie als ihnen selbst nütz und nötig zur Seligkeit“.

kein zur Seligkeit unerläßliches Werk.

Zweck der Reizung. Für Luther hatte die äußere Gestalt des Gottesdienstes keine andere Bedeutung als die, das junge Volk und die Menge der Einfältigen damit zum Glauben und Christentum zu rufen und zu reizen, beziehungsweise sie dazu anzuleiten und hineinzuziehen, wie man Kinder auch sonst in schwere Aufgaben und ernste Gedankenarbeit spielend einführt. „Um solcher willen muß man lesen, singen, predigen, schreiben und dichten, und wo es hilflich und förderlich dazu wäre, wollte ich lassen mit allen Glocken dazu läuten und mit allen Orgeln pfeifen und alles klingen lassen, was klingen könnte.“ Luther verhehlte sich darum nicht, daß es Leute giebt, welche auch durch solchen sinnenfälligen Gottesdienst nur eine Weile angezogen werden. „Die lasse man fahren. Gott gefallen doch gezwungene Dienste nicht und sind vergeblich und verloren.“

Der Meinung war Luther jedoch nicht, „daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistlichen fürgeben,“ sondern „er wollt alle Künste, sonderlich die Musika gerne sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat.“ Wenn der äußerliche Schmuck den rechten Gottesdienst nur nicht hinderte oder verdunkelte, so konnte auch er ein Mittel werden, die Leute in die rechte Stimmung, die gläubige Andacht, zu versetzen. Andacht. Daran war Luther eben viel gelegen, Leuten, deren Sinn nicht täglich und stündlich auf Gott gerichtet ist, auch durch die äußere Umgebung und Einkleidung des Gottesdienstes dazu zu helfen, daß sie Gottes größte Gaben, Wort und Sakrament, in der richtigen Weise begehren und empfangen. Die äußeren Formen sollten das ermöglichen, was das wesentliche im Gottesdienst ist, „daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“ Deswegen sagt Luther auch: „Die Zeremonien, wiewohl sie niemand gerecht machen, sind sie doch nötig. Denn es soll in äußerlichen Zeremonien, Gebärden und Sitten auch eine Reverenz und Ehrerbietung gehalten werden, daß man fein ehrlich und züchtig zusammenkomme an dem Ort, da das Wort gelehrt wird, da man betet und Gott anrufet und da sonsten der andere Gottesdienst geschieht. — Wir sollen uns ja in der Kirche, da man zum Gottesdienst zusammenkommt, nicht also halten, wie in der Schenke; sondern dazu gehöret ein Ernst und rechter Wohlstand (Anstand).“

Stellung zum katholischen Gottesdienst. Damit hängt es zusammen, daß Luther mit den seitherigen katholischen Formen nicht jäh gebrochen haben wollte. Teilweise

waren sie ihm selbst wertvoll und ehrwürdig, so weit sie noch aus den ältesten Zeiten der christlichen Kirche herstammten, wie sogar einzelne Meßgebete. Anderenteils hatte er für diese alten Formen noch keinen genügenden Ersatz, so für die lateinischen Gesänge. Überhaupt meinte Luther nicht, wie viele andere, das Latein müsse so schnell wie möglich ganz aus den Kirchen hinausgeworfen werden. Er sah darin eine gute Übung für die Jugend und ein Einheitsband für verschiedensprachige Christen. Die einfältigen Laien durften freilich nicht im unklaren bleiben über den Sinn ihres Gottesdienstes. Darum sorgte Luther für deutsche Bibel, Predigt, Abendmahls-, Tauf- und Trauungshandlung. Aber er behielt doch, besonders für die Festtage, lateinische Gesänge und Gebete und für die Schülergottesdienste Lesen aus der lateinischen Bibel mit nachheriger Übersetzung vorläufig bei.

Wo Leute, welche im katholischen Gottesdienst herangewachsen waren, ihre Frömmigkeit von den seitherigen Formen nicht trennen konnten, da hielt er es nicht für heilige Pflicht, solche Gefühle so schroff wie nur möglich zu mißbilligen und zu verletzen; vielmehr schonte er ihre Empfindung, soweit sie nicht geradezu Widergöttliches festhalten wollten. In diesem Punkte war Luther von wirklich großartiger Freiheit. Noch im Jahr 1541 schrieb er: „Es sind, gottlob, unsere Kirchen in den Neutralibus (Dingen, für welche es kein besonderes göttliches Gebot oder Verbot giebt) so eingerichtet, daß ein Laie oder Welscher oder Spanier, der unsere Predigt nicht verstehen könnte, wenn er sähe unsere Messe, Chor, Orgeln, Glocken, Caseln (geistliche Kleidung) [Lichter ꝛc.] würde er müssen sagen, es wäre eine rechte päpstische Kirche und kein Unterschied, oder gar wenig gegen die, so sie selbst untereinander haben.“ Etliche Jahre zuvor schon hatte er an den Propst Buchholzer in Berlin geschrieben: „Daß Ihr Euch beschwert, die Chorkappe in der Prozession ꝛc. zu tragen, darauf ist dies mein Rat: Wenn Euch der Markgraf will lassen das Evangelium lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz, so geht in Gottes Namen mit herum und tragt ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand. Und hat Euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anzieht, so zieht derer drei an wie Aaron. Haben auch Ihre Kurfürstlichen Gnaden nicht genug an einem Umgang oder Prozession, so geht siebenmal mit herum wie Josua. Und hat Euer Herr ja Lust dazu, mögen Ihre Kurfürstlichen Gnaden vorher springen und tanzen wie David, bin

damit sehr wohl zufrieden. Denn solche Stücke, wenn nur abusus (Mißbrauch) davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts."

Überall sind es daher nicht Namen und äußere Formen des seitherigen Gottesdienstes, was Luther seiner Aufmerksamkeit unterzieht, sondern es ist der Sinn, der ihnen untergelegt wird.

Von den Sakramenten der katholischen Kirche schaffte er nur Firmung und letzte Ölung ganz ab. Ohrenbeichte, kirchliche Trauung und Priesterweihe behielt er der Sache nach bei, nur befreite er sie von unevangelischem Beiwerk. Nach dem, was über alle diese Dinge schon früher (I, 354 ff. und 280 ff.) gesagt worden ist, Privatbeichte. ist bloß Luthers Lehre von der Ohrenbeichte und Einzelabsolution noch genauer anzuführen.

„In der Beicht sind zwei Stücke. Erstlich die Sünde erzählen, in welchem Stück wir die Gewissen auch haben durch Gottes Gnade erlöset von der unerträglichen Last und unmöglichen Gehorsam des päpstlichen Gesetzes, darin er gebeut, alle Sünde zu erzählen. — Neben dieser Freiheit behalten wir die Weise, daß ein Beichtkind erzähle etliche Sünde, die ihn am meisten drücken. Und das thun wir nicht um der Verständigen willen; denn unser Pfarrherr, M. Philippus und solche Leute, die wohl wissen, was Sünde ist, von denen fordern wir der keines. Aber weil die liebe Jugend täglich daher wächst und der gemeine Mann wenig verstehet, um derselben willen halten wir solche Weise, auf daß sie zu christlicher Zucht und Verstand erzogen werden. Wo will man aber das besser thun und wo ists nötiger, denn so sie sollen zum Sakrament gehen? — Das andere Stück in der Beichte ist die Absolution, die der Priester spricht an Gottes Statt und darum ist sie nichts anders denn Gottes Wort, damit er unser Herz tröstet und stärkt wider das böse Gewissen und wir sollen ihr glauben und trauen als Gott selber.

Wer sich nun mit den Sünden beißt und derer gern los wäre, will er einen gewissen Trost und Spruch hören, damit er sein Herz stille, der gehe hin und klage seine Sünde insgeheim seinem Bruder, bitte ihn um Absolution und um ein tröstlich Wort." Der Bruder muß nicht unter allen Umständen ein Pfarrer sein: „Wo ein Priester nicht ist, thut ebensoviel ein jeglich Christenmensch, ob es schon ein Weib oder Kind wäre. Denn welcher Christenmensch zu dir sagen kann: „Dir vergiebt Gott deine Sünde

in dem Namen Christi" und du das Wort kannst fahen mit einem festen Glauben, als spräch es Gott zu dir, so bist du gewiß in demselben Glauben absolviert."

Über die kirchliche Einrichtung der Einzelbeichte aber sagt Luther weiter, daß er sie sich nicht wolle nehmen lassen, obschon er niemand dazu zwinge, sondern sie einem jeglichen frei anheimstelle. „Wir brauchen der Beicht als einer christlichen Übung. Im ersten Stücke (Sünde erzählen) üben wir uns am Gesetz, im andern (Absolution) am Evangelio. Denn im ersten Stück lernen wir des Gesetzes Werke recht brauchen (wie St. Paulus redet), nämlich die Sünde erkennen und hassen. Im andern Stück üben wir uns am Evangelio, lernen Gottes Verheißung und Trost recht fassen und bringen also ins Werk, was man auf der Kanzel predigt."

So blieb denn in der lutherischen Kirche Privatbeichte und Absolution erhalten, diente auch als eine Art Einzelprüfung der jungen Leute über die Katechismuswahrheiten. Gegen sie erhoben sich zuerst die Pietisten im 17. Jahrhundert, und im 18. Jahrhundert ersetzte sie der Rationalismus ganz durch die allgemeine und öffentliche Beichte, die wir jetzt noch in der evangelischen Kirche haben.

An der Taufe, wie sie seither üblich war, wollte Luther „nichts sonderliches ändern, damit man nicht klage, er wolle eine neue Taufe einsetzen."

Den Namen Messe behielt Luther auch später noch für den sonntäglichen Hauptgottesdienst der Gemeinde bei. Allein sie war Abendmahl.
nicht mehr eine Opferhandlung des Priesters, sondern umschloß die sonntägliche Abendmahlsfeier der Gemeinde. Beim Abendmahle selbst suchte man sich der Einsetzung des Herrn möglichst zu nähern, gestattete aber selbst noch in der sächsischen Kirchenvisitation vorübergehend den Empfang unter einerlei Gestalt. Darreichung des Abendmahls an Werktagen wollte Luther selbstverständlich nicht verbieten, aber auf besonderes Bedürfnis der Gemeinde ausgesetzt sein lassen.

Treiben und zwingen wollte Luther zum Besuch des heiligen Abendmahls so wenig als zur Ohrenbeichte. „Aber das soll man dennoch wissen," schreibt er in seinem großen Katechismus, daß solche Leute für keine Christen zu halten sind, die sich so lange Zeit (länger als ein Vierteljahr oder Jahr) des Sakraments äußern und entziehen, wenden vor, es sei nicht vonnöten, und sei genug, daß sie sonst gläuben. Denn Christus hat es nicht darum eingesetzt, daß mans für ein Schauspiel handle, sondern seinen

Christen geboten, daß sie es essen und trinken und sein darüber gedenken. Das ist gewißlich wahr, wenn man sich also davon zeucht, daß man von Tag zu Tag je mehr roh und kalt wird und gar in den Wind schläget."

Feste. Neben dem Sonntag wurden auch noch einzelne Festtage und Festzeiten wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten beibehalten. Auch die Fastenzeit wurde anerkannt, aber jeder Zwang zum Fasten aufgehoben. Feste wie der Palmsonntag, an welche allerlei Gaukelwerk sich angehängt hatte, wurden von demselben gereinigt, desgleichen die Gebete und Legenden für besondere Tage der sehr notwendigen Sichtung empfohlen.

Einige Feste, wie Fronleichnam, Allerheiligen und sonstige Heiligentage wurden als dem Evangelium gänzlich zuwider abgeschafft.

Der sonntägliche Gottesdienst. Mit großer Sorgfalt hat Luther den sonntäglichen Hauptgottesdienst (die deutsche Messe), nach seinen einzelnen Teilen, Gesang des Predigers und des Volks, Gebet, Predigt und Abendmahlsfeier ausgebildet. Für den musikalischen Teil zog er kurfürstliche Sangmeister zu Rat. Dem Hauptgottesdienst ging aber schon morgens um 5 oder 6 Uhr ein Frühgottesdienst vorher, der besonders fürs Gesinde berechnet war. Nachmittags folgte nochmals ein Predigtgottesdienst.

An die Stelle der täglichen Messe, welche ganz abgeschafft war, sollten tägliche Morgen- (und Abend-) gottesdienste treten, an welchen wenigstens die Schüler und die künftigen Geistlichen sich zu beteiligen hatten.

Auf Einzelheiten können wir nicht eingehen. Dagegen müssen etliche Hauptpunkte besonders hervorgehoben werden.

Wichtigkeit des Wortes Gottes. Wo immer die Gemeinde sich versammelte, da war für Luther die Hauptsache die Verkündigung des Wortes Gottes. Wo das nicht geschehen kann, „ists besser, daß man weder singe, noch lese, noch zusammenkomme." Der Mangel an Gottes Wort hat aus den bisherigen Gottesdiensten eine Leier und Ohrensummen gemacht. Wo dagegen Gottes Wort im Schwange geht, da richtet es die Seelen immer wieder auf und erquickt sie, daß sie nicht laß werden. Christus selbst hat schon gesagt: „Eines ist not, nämlich daß Maria zu Christi Füßen sitze und höre sein Wort täglich." „Dazu hilfts aus der Maßen gewaltiglich wider den Teufel, Welt, Fleisch und alle böse Gedanken, so man mit Gottes Wort umgehet, davon redet und dichtet, daß auch der erste Psalm selig preiset die, so Tag und Nacht vom

Gesetze Gottes handeln." Dabei wünscht Luther, daß Altes und Neues Testament auf die verschiedenen Sonntags- und Wochengottesdienste verteilt werden. Besonders zu berücksichtigen sind jedoch außer den Perikopen „das ganze Evangelium Matthäi und Johannis nebst dem Katechismus."

Die Hauptstücke des Katechismus, Zehn Gebote, Glauben, Vaterunser fand Luther in allen Zeiten der Kirche als die wichtigsten Gegenstände des christlichen Unterrichts herausgehoben. In seiner Zeit aber war es mit der Kenntnis derselben traurig bestellt (vergl. S. 113). Darum stellte er sie aufs neue in einem kleinen Büchlein*) zusammen, versah sie mit einer gemeinfaßlichen Erklärung und fügte als zwei weitere Hauptstücke die Belehrung über Taufe und Abendmahl hinzu. An den Schluß kam eine Anweisung zum häuslichen Gebet und eine Zusammenstellung von Bibelsprüchen über die Pflichten der verschiedenen Stände (Haustafel) mit dem Schlußreim:

Katechismus.

1529

Ein jeder lern sein Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.

In seiner Vorrede zum Kleinen Katechismus sagt Luther: „Diesen Katechismum oder christliche Lehre in solche kleine, einfältige Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Not, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war. Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind, zu lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sakramente genießen, können weder Vaterunser noch den Glauben oder Zehn Gebot, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue, und nu das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernet haben, allerlei Freiheit meisterlich zu mißbrauchen."

Um die Pfarrer zu weiterer Erklärung des Kleinen Katechismus zu befähigen, schrieb er für sie den Großen Katechismus. „Viele

---

*) Johannes Brenz in Hall und Lachmann in Heilbronn hatten schon das Jahr zuvor Katechismen herausgegeben. In Württemberg wurde später der Luthersche und Brenzsche Katechismus in der Art verbunden, daß Luthers Fragen und Antworten den Grundstock unseres Katechismus bilden. Am meisten verschieden ist die Behandlung von Taufe und Abendmahl. An die Stelle der von Luther später noch eingeschobenen Beichtanweisung haben wir ein 6. Hauptstück „Von den Schlüsseln des Himmelreichs." Auch ist die Aufeinanderfolge der Hauptstücke eine andere.

meinen, der Katechismus sei eine schlechte, geringe Lehre, welche sie mit einem Mal überlesen und dann alsbald können, das Buch in Winkel werfen und gleich sich schämen, mehr drinnen zu lesen." Denen sagt er: „Ich bin auch ein Doktor und Prediger, ja so gelehrt und erfahren als die alle sein mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben; noch thu ich wie ein Kind, das man den Katechismum lehrt und lese und spreche auch von Wort zu Wort des Morgens und wenn ich Zeit habe die Zehn Gebot, Glauben, das Vaterunser, Psalmen &c. Und muß noch täglich dazu lesen und studieren und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gerne wollte und muß ein Kind und Schüler des Katechismus bleiben und bleibs auch gerne." So wenig Luther jemand zwingen wollte zum Glauben, so empfiehlt er dennoch Eltern und Hausherrn, daß sie denen, welche den Katechismus nicht lernen wollen, „Essen und Trinken versagen und ihnen anzeigen, daß solche rohe Leute der Fürst aus dem Lande jagen wolle. Dahin soll man den Haufen halten und treiben, daß sie wissen, was recht und unrecht ist bei denen, bei welchen sie wohnen, sich nähren und leben wollen. Denn wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, das er genießen will, Gott gebe, er gläube oder sei im Herzen für sich ein Schalk oder Bube."

Trotzdem wollte Luther aus dem Lernen der Religionswahrheiten durchaus nicht eine geistige Qual und leibliche Marter für alle Kinder machen. Er verstand es vielmehr selber trefflich, mit den Kindern ein Kind zu werden, um sie zu lehren und zu ziehen, wie auch Christus, da er Menschen ziehen wollt, mußte Mensch werden. So hat Luther schon in der Deutschen Messe auch den Eltern Anweisung gegeben, wie sie könnten den Kindern Freude und Geschmack am Katechismus beibringen. Wann sie Zeit haben, etwa über dem Essen, sollen sie die Kinder und das Gesinde vornehmen, sie abfragen und das Auswendiggelernte ihnen zu verdeutlichen suchen. Haben sie einmal einen gewissen Vorrat von Kenntnissen, so können die Eltern ihnen sagen: „Alles, was du gelernt hast, das fasse im Herzen als in zwei Säcklein. Das eine Säcklein heißt Glauben, das andere Liebe. Des Glaubens Säcklein habe zwei Beutelein. In dem einen Beutelein stecke das Stück, daß wir glauben, wie wir durch Adams Sünde allzumal verderbt, Sünder und verdammt sind. Im andern stecke das Stücklein, daß wir alle durch Jesum Christ von solchem verderbten, sündlichen, verdammten Wesen erlöst sind.

Der Liebe Säcklein habe auch zwei Beutelein; in dem einen stecke das Stück, daß wir jedermann sollen dienen und wohlthun, wie uns Christus gethan hat, im andern stecke das Stücklein, daß wir allerlei Böses gern leiden und dulden sollen." Bringt nun an einem Tage das Kind aus der Schule die Sprüche mit Röm. 5, 12; Ps. 51, 7, so kann Vater oder Mutter zu ihm sagen: „Sieh, das sind 2 rheinische Gülden in das erste Beutelein vom Glauben." Hat das Kind an einem andern Tage Röm. 4, 25 oder Joh. 1, 29 gehört, so sprich: „Das wären 2 gute ungarische Gülden in das zweite Beutelein."

Faßt man die Goldstücke ins Säcklein vom Glauben, so nimmt das Säcklein Liebe die Silberstücke auf. Die Sprüche 1. Petri 4, 10; Matth. 25, 40 sind 2 silberne Groschen in sein erstes Beutelein. Matth. 5, 11; Ebr. 12, 6 sind 2 Schreckenberger in Beutelein 2.

Wollt Gott, schließt Luther, daß solch Kinderspiel wohl getrieben würde, man sollt in kurzer Zeit sehen, daß reiche Seelen in der Schrift und Erkenntnis Gottes würden, bis daß sie selbst dieser Beutelein mehr machten und die ganze Schrift darein faßten.

Merkwürdig ist auch, was Luther, der starke Beter, vom Gebet sagt: „Wo das Volk nicht zuerst von Gott unterrichtet ist, da ist es unmöglich, zu beten; ja es wird keiner für sich selbst recht beten können, wo er ihm nicht zuvor entweder selbst den Glauben oder einen andern Spruch in der Schrift vorprediget von Gottes Gütigkeit, als der nicht allein zu beten befohlen, sondern auch zugesaget habe, daß er erhören will; und durch eine solche Predigt, die ihm einer selbst thut, wird das Herz beweget und erwecket zum Gebet. Solches geschieht aber alles öffentlich in unsern Kirchen. Und ist hier der Vorteil dabei, wenn die Christen also zusammenkommen, daß das Gebet noch einmal so stark gehet als sonsten. Man kann und soll wohl überall, an allen Orten und Stunden beten; aber das Gebet ist nirgend so kräftig und stark, als wenn der ganze Haufe einträchtiglich miteinander betet." Gebet.

Auf „Frau Musika" hat Luther folgendes Loblied gedichtet:

Für allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb mit meinem Singen
Und mit manchem süßen Klingen.

Sie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut.
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß und Neid,
Weichen muß alles Herzeleid,
Geiz, Sorg und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.

Auch ist ein jeder des wohl frei,
Daß solche Freud kein Sünde sei,
Sondern auch Gott viel baß gefällt,
Denn alle Freud der ganzen Welt.
Dem Teufel sie sein Werk zerstört
Und verhindert viel böser Mörd.

Das zeugt David, des Kön'ges That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem süßem Harfenspiel,
Daß er in großen Mord nicht fiel.

Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht sie das Herz still und bereit;
Solches hat Elisäus bekannt,
Da er den Geist durchs Harfen fand.

Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein;
Himmel und Erden ist der voll,
Viel gut Gesang da lautet wohl.
Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang.
Des muß sie haben immer Dank,
Vielmehr der liebe Herre Gott,
Der sie also geschaffen hat,
Zu sein die rechte Sängerin,
Der Musicen ein Meisterin.

Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
Seins Lobes sie nichts müde macht.
Den ehrt und lobt auch mein Gesang
Und sagt ihm ein ewigen Dank.

Aus solchem Lob der Musik mag man ersehen, warum Luther so großen Wert darauf legte, sie auch im Gemeindegottesdienst zu erhalten und erst recht wirksam zu machen. Die Gemeinde war ihm im katholischen Gottesdienst zu sehr von der Mitthätigkeit ausgeschlossen.*) Im Gesang zum mindesten konnte sie mehr eingreifen. Von Herzensgrund aber konnte sie sich nur beteiligen in einem deutschen Lied, das zum Gegenstand hatte was alle anging, und aussprach was alle dachten, erfahren hatten oder ersehnten.

Deutsches Kirchenlied.

Was die Gemeinde demnach brauchte, war ein geistliches Volkslied oder Kirchenlied, „ein deutscher Psalm". Von dem, was von früher her da war, ließ sich nur sehr weniges verwenden. Freunde, welche Luther darum anging, daß sie ihm passende Lieder dichten sollen, lieferten ihm nicht, was er verlangte. Da machte er sich selbst ans Werk. Im Herbst 1523 dichtete er das erste evangelische Kirchenlied: „Nun freut euch, liebe Christengmein." Zu Anfang des

*) Vergl. I, S. 347.

nächsten Jahres erschien bereits ein kleines Gesangbüchlein mit 8 Liedern, darunter 4 von Luther, 3 von Paul Speratus. Ende 1524 war die Zahl der Gesänge, darunter auch Übersetzungen altkirchlicher Hymnen und Umdichtungen von Psalmworten oder vorhandenen deutschen Liedern, bereits auf 24 gestiegen. Von Luther selbst hat man 37 Lieder. Nachdem aber einmal der rechte Ton gefunden war, fehlte es dem deutschen evangelischen Volke nicht mehr an Sängern. Im Jahr 1566 wurde schon ein Gesangbuch mit 400 Liedern herausgegeben. 1524

Das berühmteste aller Lutherlieder, „Ein feste Burg ist unser Gott", stammt wahrscheinlich aus dem Jahr 1529, aus der Zeit der Zurüstungen zum Augsburger Reichstag. Während desselben wurde Luther auf der Feste Koburg zurückgelassen. Da sang er diesen Psalm täglich mit der Laute am Fenster stehend und gen Himmel schauend, „weil ihn die Feinde auffressen wollten". Bei dem genannten Liede schuf Luther mit dem Texte auch die Sangesweise. Beide sind daher wie aus einem Guß. Für andere Lieder entlehnte er bereits vorhandene Melodien sowohl von Kirchenliedern als von gewöhnlichen, wohl singbaren Volksliedern, mochtens auch Jäger- oder Liebeslieder sein. Luther nahm daran so wenig Anstoß, daß er im Gegenteil hoffte, mit den neuen Liedern der Jugend etwas darzubieten, das sie die leichtsinnigen und abscheulichen Texte vergessen lasse.

Daß sich Luther mit seinem Vertrauen auf die Macht des Gesangs nicht getäuscht hat, haben wir schon oben (S. 101) gesehen. In manch entscheidungsvollem Augenblicke, wenn das evangelische Lied, einem Sturme gleich, durch die Kirche brauste, riß es auch die Unentschiedenen mit fort. Von einem einzelnen Sänger in Haus, Feld oder Wald zum ersten Male vernommen, schmeichelte sich mit der Melodie der evangelische Gedanke in das Herz dieses und jenes Hörers ein.

Proben aus dem Schatze des evangelischen Kirchenliedes zu geben ist nicht nötig. Jedes hat ja eine reiche Beispielsammlung in seinem Gesangbuch.*) Ob unsere Gesangbuchlieder alle den Namen eines Kirchenliedes verdienen oder ob sie bloß geistliche Lieder zu nennen sind, ob der Kunstforscher ihnen den Namen eines Singliedes

*) Eine genauere, gute Besprechung des Kirchenliedes findet man im Calwer Kirchenlexikon, eine kürzere im württembergischen Lesebuch für die Fortbildungsschulen.

verweigert und sie bloße Leselieder heißt, das kümmert uns wenig, obgleich der eine oder andere Mangel allerdings ihre allgemeine Verwendbarkeit beeinträchtigen kann. Allein unser Gesangbuch muß bei Jungen und Alten, bei Gesunden und Kranken gar vielen Bedürfnissen dienen. Willig räumen auch wir den Liedern Luthers und Paul Gerhardts und mancher ihrer Zeitgenossen den Vorzug ein vor vielen später gedichteten. Aber auch ein Tersteegen und Hiller, ein Gellert und Spitta und noch viele andere sind mit Recht durch ihre Lieder Lieblinge unseres Volkes geworden. Daß auch ein Lehrgedicht und Lehrpsalm, womit am meisten man Gellerts Lieder vergleichen kann, ihr Recht und ihren hohen Wert haben, beweist uns die Schrift selbst. Die tiefe Empfindung und die Verinnerlichung der christlichen Wahrheiten bei vielen Späteren ist unendlich viel lebensvoller und biblischer als die trockene Wiedergabe des evangelischen Bekenntnisses bei manchen Liedern des 16. Jahrhunderts. Im übrigen mag es für unser eigenes geistliches Leben förderlich sein und uns helfen, Einseitigkeiten abzulegen, wenn auch wir einmal unsere Gesangbuchslieder auf die Zeit ihrer Abfassung ansehen wollten und als unterscheidende Merkmale der verschiedenen Jahrhunderte uns etwa folgendes merken würden: Im 16. Jahrhundert ist der Inhalt des Kirchenliedes das neugewonnene Evangelium, das Herzensleid der Sünder und die Freude an dem himmlischen König und Heiland. Das 17. Jahrhundert, in dem sich der dreißigjährige Krieg abspielt, giebt uns die meisten Kreuz-, Sterb- und Trostlieder. In diesen beiden Jahrhunderten steht im Mittelpunkte des Liedes Gott mit seinen Heilsthaten in Vergangenheit und Gegenwart; in den beiden folgenden dagegen tritt mehr, teilweise über Gebühr, hervor das Ich mit seiner Vernünftigkeit und Lehrhaftigkeit, mit seinen Gefühlen und Phantasien.

Geltung der Wittenbergischen Ordnung.

Blicken wir noch einmal zurück auf die Wittenbergische Gottesdienstordnung, so wurde dieselbe weithin in Deutschland eingeführt, aber nicht überall. In Süddeutschland, besonders in Württemberg und den oberländischen Städten wirkte die schweizerische Auffassung stark ein, welche mit katholischen Zeremonien, Bildern u. dergl. viel gründlicher aufräumte und den eigenen Gottesdienst aufs allereinfachste gestaltete.

Wollten nun diejenigen, bei welchen längst die katholisierenden Formen Luthers abgethan sind und niemand sie vermißt, Luther zu lieb sie neu einführen, so würden sie Luthers Sinn sehr wenig

entsprechen. Jede bloße Augenweide und jedes leere Wortgeklingel, das weder von Herzen kommt, noch das Herz ergreift, ist gerichtet durch das Wort des Herrn Matth. 15, 8 f. Unseren Vätern gings von Herzen; so dienten sie Gott damit. Wes Herz sich darein nicht mehr finden kann, der kann auch Gott nicht damit dienen.

Immerhin müssen auch wir von Luther lernen, die Belebung unserer Gottesdienste uns angelegen sein zu lassen, um derer willen, welche nicht imstande sind, in jeder Art von Gottesdienst sich zu erbauen, weil sie Christum nicht im Herzen haben. Verkehrt wäre es zu meinen, erst im Werden begriffene Christen dadurch am besten ins Geisteschristentum einzuführen, daß man den Gottesdienst vollends jeden äußeren Schmuckes und Sinnenreizes beraubt. Man könnte mit solchem Thun auch das Gegenteil erreichen und ihnen jeden Geschmack an Gottesdienst und Kirchenbesuch aus dem Herzen reißen. Als unanfechtbare Reizmittel zum Kirchenbesuch dürften sich in der Gegenwart besonders empfehlen: Würdige Gestaltung des gottesdienstlichen Raumes und der gottesdienstlichen Feier, Pflege, vielleicht weniger des Kunstgesangs, als eines schönen, andächtigen Gemeindegesangs, einiger Wechsel in der Person der Prediger, also namentlich auch Einführung von Gastpredigten oder Reisepredigt auf den Dörfern, deren Gemeinden jahrelang, Sonntag für Sonntag dieselbe Stimme ähnliche Gedanken aussprechen hören.

Auch den Kirchengebeten dürfte mehr Aufmerksamkeit zu schenken sein. Unsere Kirchengebete sind durch allerlei Einschiebungen im Lauf der Jahrhunderte vielfach zu lang geworden, so daß die Gemeinde nicht mehr folgen kann und Matth. 6, 7 nicht beachtet ist. In frühern Jahrhunderten der evangelischen Kirche hatte man viel mehr kurze Gebete. So hat noch das württembergische Kirchenbuch von 1713 ein eigenes kurzes Gebet zu jedem Sonntagsevangelium. Die unentbehrlichen, unsern Gemeinden sehr wertvollen Fürbitten am Schluß des Gottesdienstes waren früher durch Zwischenreden unterbrochen. Damit machen sie viel weniger den Eindruck trockener Aufzählungen, als so wie wir sie haben, und Pfarrer und Gemeinde bekommen Zeit, sich für jede Bitte wieder besonders zu sammeln. In der württembergischen Kirchenordnung von 1660 beginnt die längere Form des sonntäglichen Kirchengebets mit einer kurzen Vorrede über die Notwendigkeit von Gebet und Fürbitte und die denselben gegebene Verheißung.

Dann geht es weiter: „Hierauf laßt uns aus wahrem Vertrauen zu göttlicher Barmherzigkeit durch unsern Herrn Jesum Christum bitten für die gemein christlich Kirch und derselben

Diener." Bittet also: „Allmächtiger Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns ernstlich befohlen hat, daß wir Dich um Arbeiter in Deine Ernte bitten sollen, wir bitten Deine grundlose Barmherzigkeit, Du wollest uns rechtschaffene Lehrer und Diener Deines göttlichen Wortes zuschicken 2c.

Lasset uns treulich bitten auf Befehl unsers Herrn Jesu Christi und seiner Apostel für alle weltliche Obrigkeit, daß wir ein ruhiges, stilles Leben in aller Gottseligkeit führen mögen. Bittet also: Allmächtiger, ewiger Gott, in welches Hand besteht aller Menschen Gewalt und Obrigkeit, von Dir zu Straf der Bösen und Wohlfahrt der Frommen eingesetzet, in welches Hand auch stehen alle Recht und Gesatz aller Reich auf Erden, wir bitten Dich, siehe gnädiglich auf alle Deine Diener, den römischen Kaiser 2c." Nach der Fürbitte für allerlei Bekümmernis und Anfechtung geht es weiter:

„Lasset uns auch gar ernstlich um einen gemeinen Landfrieden bitten, daß der rechte Gottesdienst unter uns aufwachse und christenliche Zucht zunehme. Bittend also: „Allmächtiger, ewiger Gott, ein König der Ehren und ein Herr Himmels und der Erden, durch welches Geist alle Ding regiert und durch welches Vorsehung alle Ding geordnet werden, Du bist ein Gott des Friedens, von dem allein alle Einigkeit zu uns kommt. Wir bitten Dich durch unsern Herrn Jesum Christ, Du wollest uns unsere Sünd vergeben, und mit Deinem göttlichen Fried und Einigkeit begnaden, damit wir in Furcht und Zittern Dir dienen zu Lob und Preis Deines Namens. Amen." Darauf kommen noch einige weitere Fürbitten.

Ich weiß wohl, daß diese Art des Kirchengebets noch länger ist als die bei uns üblichen Gebete; aber sie ist weniger ermüdend. Das Gebet wird wieder mehr ein Hauptstück des Gottesdienstes, statt ein bloßer Anhang zu sein, den man möglichst rasch abmacht.

Auch beachte man, daß hier über der Menge der Bitten die Anbetung (das eigentliche Gebet) nicht vergessen ist, worin man vor Gott im Geist niederfällt und ihm die Ehre giebt. 1. Tim. 2, 1; Phil. 4, 6. Da liegt vielleicht der größte Mangel unserer gegenwärtigen Gebete. Wenn diesem großen Fehler abgeholfen würde, so könnte manche Predigt dafür etwas gekürzt werden, wodurch deren Wirkung anerkanntermaßen nur gewinnen würde, wie auch Luther wohl gewußt und gefordert hat.

Wenn unser vielfach totes Kirchengebet wieder mehr Leben bekäme, dann müßte auch die gegenwärtig so sehr verdunkelte Er-

kenntnis wieder allgemeiner werden, daß jedes Gebet und jede gottesdienstliche Handlung durchaus wahr sein muß, sowohl im Munde des Pfarrers als in den Gedanken der Gemeindeglieder. Es ist nicht notwendig und niemals möglich, daß bei denselben Worten alle sich dasselbe*) denken, aber einen berechtigten Sinn müssen alle Worte und Handlungen in der Kirche haben. Wo etwas wider jemandes Überzeugung wäre, da darf er in keiner Weise mitthun.**)

5. Evangelische Kirchenverfassung und Kirchenzucht.

Weitere Quellen: v. Moser, Vertraute Briefe über die Grundsätze des protestantischen geistlichen Rechts. Rümelin, Reden und Aufsätze.

Mit der Verfassung der evangelischen Kirche hat es dieselbe Bewandtnis wie mit dem Gottesdienst. Wo lauter Leute wären, die wie in der Apostelzeit mit ihrem eigenen Willen und mit ganzem Ernst Christen sind, da würden die einfachen Ordnungen, die wir aus dem Neuen Testamente kennen, vollständig zureichen. Da wäre Glaube, Friede und Einigkeit unschwer aufrecht zu halten. Denn alle würden vom Herrn gelehrt sein und sich selbst bemühen, den Forderungen des himmlischen Herrn zu entsprechen, sie würden seinem Worte freiwillig sich unterwerfen und denen, welche er als Hirten und Lehrer über sie gesetzt hat, gehorchen. Wo sie sich verfehlt hätten, würde bloße brüderliche Bestrafung (nach Matth. 18) schon einen tiefen Eindruck auf sie machen. Ausschluß aus der Gemeinde, innerhalb welcher sie ihre ewige Seligkeit zu haben glaubten, wäre die allerhärteste Strafe für sie, der kräftigste Antrieb zu gründlicher Umkehr.

Neutestamentliche Gemeinden.

Nun ist aber die christliche Kirche seit den Zeiten Konstantins ganz anderer Art. Sie ist nicht mehr eine Auswahl aus der Welt, sondern sie ist eine Massenkirche, welche die Welt mit ihrer Weltlust und Sündenlust, mit ihrer Gleichgültigkeit und ihrer bewußten oder unbewußten Feindschaft gegen Gott in sich aufgenommen hat. Die Leute, welche damals und später, z. B. in Deutschland, in die Kirche hereingezogen wurden, hatten einst ihre religiöse Versorgung im heidnischen Gottesdienst gehabt. Dieser ist gefallen, so hat die christliche Kirche die Verpflichtung übernommen, sie religiös zu beraten und zu versorgen. Ähnliche Verpflichtungen hat die Kirche gegen diejenigen, welche sie als Kinder getauft hat. So wenig alle Verheißungen,

Massenkirche.

*) Man vergleiche I, S. 286 ff. **) I, S. 278 f.

welche der Herr den Auserwählten und Wiedergeborenen gegeben hat, auch den bloßen Namen-, Gewohnheits- und Zwangschristen gelten können, ebensowenig läßt sich diese Massenkirche unter eine rein evangelische Verfassung mehr bringen, mit rein geistlichen Mitteln bei Glaube, Liebe und Zucht erhalten. Den ganzen geschichtlich gewordenen Zustand der Kirche zu ändern, verbietet uns klar und deutlich der Herr selbst. Matth. 13.*) Die Absonderung kleiner Häuflein (Sekten) von dieser Massenkirche ist nur da zu billigen, wo der Austritt nicht gesucht, sondern durch göttliche Führung und vielleicht durch die feindliche Kirche selbst herbeigeführt wird, wie wir bei Waldensern und böhmischen Brüdern sahen.

Luther fand dagegen nicht einmal eine so große Anzahl ganz ernster Christen, daß er ihnen auch nur hätte mögen einen besondern Gottesdienst innerhalb der Gemeinde einrichten. Andererseits war in ihm das Gefühl der Verpflichtung gegen die Schwachen und die Jugend sehr stark. So konnte auch seine Kirche von den seither erprobten Einrichtungen der katholischen Massenkirche nicht allzuweit abweichen. Von eigenen Erfindungen und Machereien war er kein Freund.

Zuhilfenahme der weltlichen Obrigkeit.

Nachdem die Herrschaft des Papstes und der katholischen Bischöfe gänzlich abgeschüttelt, damit aber für das Volk auch jede geistliche Obrigkeit und Autorität (Ansehen) gefallen war, wußte er sich keinen andern Rat als an die weltliche Obrigkeit, also Fürsten und Stadträte, sich zu wenden, daß sie um der christlichen Liebe willen der Kirche ihr weltliches Ansehen und Macht leihen sollten.**)

Die Forderung, der Unordnung und dem Verderben in der Kirche zu wehren, für Pfarramt und Schulen zu sorgen, hatte Luther schon zu der Zeit, als er noch innerhalb der katholischen Kirche stand, an die weltliche Obrigkeit gestellt. Das Recht obrigkeitlicher Personen

---

*) Vergl. I, 10. **) Im Jahr 1526 schreibt Luther an Kurfürst Johannes: Nu aber in E. Kurf. Gn. Fürstentum päpstlich und geistlicher Zwang und Ordnung aus ist, und alle Klöster und Stift E. K. Gn. als dem obersten Haupt in die Hände fallen, kommen zugleich mit auch die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen; denn sichs sonst niemand annimmt, noch annehmen kann noch soll. Wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat E. K. Gn. Macht, sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollten sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun noch bedenken, so ist E. K. Gn. da, als oberster Vormund der Jugend und aller, die es bedürfen und soll sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen; gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken Steg und Weg oder sonst zufälliger Landesnot geben und dienen müssen. Im Unterricht der Visitatoren von 1528 heißt es: „Demnach, so uns jetzt das Evangelium durch

hiezu hat er abgeleitet aus dem Priestertum*) aller Christen. Er konnte sich ferner berufen auf Kaiser Konstantin, der „die Bischöfe nach Nicäa forderte, da er nicht leiden wollt noch sollt die Zwietracht, so Arius unter den Christen im Kaisertum hatte angerichtet.“ Mit nicht weniger Kraft und Umsicht und mit bestem Erfolg hatte Karl der Große in das Kirchenwesen seiner Zeit eingegriffen. Teilweise ernstliche Reformen hatten katholische Fürsten noch im 15. Jahrhundert vorgenommen. Es war daher sehr naheliegend, daß Luther auch für die Ordnung des evangelischen Kirchenwesens die Hilfe der Landesobrigkeit in Anspruch nahm. So kam es, daß die evangelische Landes- und Stadtobrigkeit in ihrem Gebiet reformierte, daß sie ebensowohl den katholischen Mißbräuchen ein Ende machte, als die evangelische Predigt und neue kirchliche Ordnungen einführte. Luther hatte auch darin gewiß nicht unrecht, wenn er es als eine Pflicht des Staates bezeichnete, die Unterthanen mit der christlichen Religion überhaupt bekannt zu machen, während er ihn über die Seele nicht regieren, den Glauben des Herzens nicht durch ihn richten lassen wollte. Die Aufgabe, für gute Sitte, Ordnung und Friede im Lande zu sorgen, lag zweifellos schon im eigenen Pflichtenkreis der weltlichen Obrigkeit.

Auch dachten sich die Reformatoren das Eingreifen der Fürsten und der weltlichen Obrigkeit ins Kirchliche nicht als etwas Bleibendes. Luther nannte einmal den Kurfürsten „unsern Notbischof, weil sonst kein Bischof uns helfen will.“ In der Stille hoffte man immer noch, daß an mehreren Orten Deutschlands Bischöfe dem Evangelium sich zuwenden würden und man dann ihrer Dienste zur Kirchenaufsicht sich bedienen könnte. Denn man verbarg sich nicht die Gefahr,

---

unaussprechliche Gnade Gottes barmherziglich wiederkommen, hätten wir auch dasselbige rechte bischöfliche und Besuchsamt als aufs höchst vonnöten, gerne wieder angerichtet gesehen. Aber weil unser keiner dazu berufen, oder gewissen Befehl hatte und St. Petrus nicht will in der Christenheit etwas schaffen lassen, man sei denn gewiß, daß Gottes Geschäft sei, hat sichs keiner für dem andern mögen unterwinden. Da haben wir des gewissen wollen spielen und zur Liebe Amt, (welches allen Christen gemein und geboten) uns gehalten, und demütiglich mit Bitten angelangt den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Johann, Herzog zu Sachsen als den Landesfürsten und unser gewisse weltliche Oberkeit, von Gott verordnet, daß S. K. Gn. aus christlicher Liebe (denn sie nach weltlicher Obrigkeit nicht schuldig sind) und um Gottes willen, dem Evangelio zu gut und den elenden Christen in S. K. Gn. Landen zu Nutz und Heil gnädiglich wollten etliche tüchtige Personen zu solchem Amt fordern und ordnen.“

*) Vergl. S. 34. **) Vergl. S. 128.

daß einmal ein ungeistlicher Fürst die ihm verliehene Gewalt über die Kirche mißbrauchen und da mit seinen weltlichen Machtmitteln in seinem Sinn könnte herrschen wollen. Wie aber der Augsburgische Religionsfriede die Gerichtsbarkeit der katholischen Bischöfe über die evangelischen Länder bleibend beseitigte, wurde die oberste Leitung der evangelischen Kirche zu einem ständigen Rechte des evangelischen Landesfürsten. Der evangelische Landesfürst wurde der oberste Bischof, summus episcopus, seines Landes. Man wollte dieses Recht — freilich ohne Grund — aus der Heiligen Schrift beweisen, die im Alten und Neuen Testament ganz andere Verhältnisse voraussetzt, als unsere Landeskirchen darbieten. Mehr als durch alles andere wird jedoch die geistliche Stellung des evangelischen Landesherrn gestärkt worden sein durch die beiden Hauptgrundsätze desselben Religionsfriedens, daß der Landesherr zwischen der katholischen Religion und der Augsburgischen Konfession die freie Wahl haben und die Religion der Unterthanen von der des Landesherrn abhängig sein soll.

Verbindung der Evangelischen.

Das Landeskirchentum ließ das Verlangen nach einer einheitlichen Zusammenfassung der evangelischen Kirche nicht aufkommen. Nur die gemeinsamen äußern Interessen verbanden die evangelischen Gebiete zu gemeinsamer Beratung und Beschlußfassung auf den Reichstagen. Als Corpus Evangelicorum (Gesamtheit der Evangelischen) traten sie da dem Corpus Catholicorum gegenüber. Im übrigen führte man weder den gleichen Gottesdienst noch die gleiche Verfassung in den einzelnen Landeskirchen ein, obschon die Religionsgrundsätze im allgemeinen, als derselben Quelle entsprungen, sich überall ähnlich waren. Nur in einem Stücke gab es eine Einheit bei den Evangelischen: in der Lehre, sofern alle sich zur Augsburgischen Konfession und der größte Teil noch weiterhin zu der sogenannten Konkordienformel, als den „Zeugnissen und Erklärungen unseres Glaubens" (Symbolen) bekannten.

Der Summepiskopat.

Das Bischofsamt des Landesfürsten bezog sich selbstverständlich nicht auf Predigt und Sakramentsverwaltung. Er hatte nur die äußere Kirchenleitung und die Pflicht der Fürsorge für ihren äußern Bestand. Erhaltung und Förderung ihrer Einrichtungen, wie auch der bestehenden Lehre und Zucht, Stellenbesetzung u. dergl. lagen dem Fürsten ob. Neufassung evangelischer Lehre oder Aufstellung neuer kirchlicher Gebräuche konnte nur durch das Zusammenwirken von Geistlichkeit, Fürsten und weitern Vertretern der Gemeinde aus dem Laienstande geschehen.

Aber auch die genannten Rechte konnte der Fürst nicht alle

in Person ausüben. Er war, wie wir wissen, zuerst angegangen worden um die Bestellung einer Visitationskommission zum Zweck der Überleitung von Gottesdienst, Pfarrern und Gemeinden in die neue Ordnung. Landesvisitatoren gab es auch später noch für außerordentliche Fälle. Daneben erwies sich jedoch schon sehr früh die Aufstellung von Superintendenten (Dekanen) notwendig, welche innerhalb kleinerer, leicht übersehbarer Bezirke über Lehre und Leben der Pfarrer, Gottesdienst und kirchliche Ordnung in den Gemeinden eine ständige Aufsicht übten und in der Anfangszeit jede Gemeinde zweimal jährlich visitierten.

Ehesachen, welche nach evangelischer Auffassung in erster Linie Sache der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates sind, daneben aber mehr als anderes die Gewissen berühren und ohne Rücksicht auf Gottes Wort nicht in einer Christen befriedigenden Weise geordnet werden können, führten zuerst zur Aufstellung eines aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern gemischten Gerichts. Daraus wurde eine ebenfalls ständige, kirchliche Oberbehörde, das Konsistorium (Kirchenrat), welchem außer den Ehesachen alle kirchlichen Rechtsfragen zugewiesen wurden. Den Theologen und Juristen in den Konsistorien lag teils gemeinschaftlich, teils gesondert ob: die Prüfung der Pfarrer, die Aufsicht über ihre Lehre und ihr Leben, Stellenbesetzung, Sorge für ihr Einkommen und ihre Wohnung, Schutz gegenüber Gemeinden und weltlichen Beamten. Geradeso wachten sie über der Erhaltung der rechten Lehre, der kirchlichen Ordnung und der Sittenzucht in den Gemeinden. Anfänglich unterstand, z. B. in Württemberg,*) dem Kirchenrate das gesamte höhere und niedere Schulwesen bis hinaus auf die Schulen für Stadtschreiber und Rechner und die Sorge für das Vorhandensein studierter Ärzte und Wundärzte. Beim ganzen Armenwesen Armenanstalten und frommen Pflegschaften kam dem Kirchenrate nicht etwa nur ein geistliches Mitaufsichtsrecht zu, sondern sogar die jährliche Rechnungsprüfung.

Konsistorien.

nach 1537

Schwierigere Fälle waren teils an den Fürsten selbst, teils an dessen höchste weltliche Beamten zu bringen.

Das Bindeglied zwischen Konsistorium und Einzelgemeinden bildeten 4 Generalsuperintendenten, welche von den Spezialsuperintendenten regelmäßige schriftliche Visitationsberichte erhielten, nach

*) Die folgende Darstellung hält sich an „Summarischer und einfältiger Begriff, wie es mit der Lehre und Zeremonien unseres Fürstentums gehalten werden soll 1660." (Wiederabdruck der großen Kirchenordnung von 1582 bezw. 1559.)

wichtigeren Dingen aber auch an Ort und Stelle sehen konnten. Sie traten alljährlich mit dem Konsistorium zu gemeinsamer mündlicher Besprechung der vorliegenden Berichte zusammen.

Wechselwirkung von Geistlichen und weltlichen Beamten.

Besonders beachtenswert ist aber das beständige Zusammenwirken und die wechselseitige Aufsicht von Geistlichen und weltlichen Beamten in einem Ort und Bezirk. Zeuge bei der Investitur eines Pfarrers ist neben einem Nachbarpfarrer der Amtmann selbigen Orts. Von der beabsichtigten Visitation einer Gemeinde hat der Spezial zuerst dem Amtmann Mitteilung zu machen, damit „er selbst anheimisch bleiben und die notwendigen Personen, Unteramtleute &c. gleichergestalt anhalten mög." Bei der Visitation werden der Magistrat und etliche andere gutherzige Leute des Pfarrers und anderer Kirchendiener halben befragt. Gerade so fragt aber der Spezial auch, wie sich die Ober- und Unteramtleut, desgleichen Gericht und Rat, auch Stadtschreiber mit Besuchung der Predigt und Empfahung der Sakrament halten, ob sie die Kirchen-, Land- und Ruggerichtordnung halten, Laster und Vergehungen strafen oder gar selbst darin stecken.

Kirchenzucht.

Die Amtleute haben nämlich bei den Ruggerichten, welche sie mehrmals im Jahr an jedem Orte halten, gerade so wie nach Übertretung polizeilicher Anordnungen und allgemeiner Sittengebote auch nach Lästerung von Gottes Namen und Gottes Wort, Versäumnis der Predigt und des Katechismusunterrichts, Sektiererei, Zauberei u. dergl. zu forschen und dafür weltliche Strafe eintreten zu lassen. Die Bestrafung ist zum Teil streng. Eine Mannsperson, welche am Tage des Abendmahlsgenusses sich betrinkt oder an leichtfertigem Tanz sich beteiligt, wird 41 Tage mit Wasser und Brot ins Narrenhäuslein gesteckt, eine Frauensperson, jung oder alt, für dasselbe Vergehen 8 Tage lang. Desgleichen soll der Amtmann Eltern, welche ihre Kinder trotz freundlicher Mahnung des Pfarrers nicht zum Katechismo schicken, endlich mit Turnstraf dahin treiben.

Auf Anregung Johann Valentin Andreäs, der gern schweizerische Kirchenzucht bei uns heimisch gemacht hätte, wurde dieselbe Art von Sittenpolizei einer aus Pfarrer, Schultheiß und etwa 2 Orts-
1644 richtern zusammengesetzten Ortsbehörde, dem Kirchenkonvent, übertragen, welcher erst in unsern Tagen durch die Einführung des neuen Polizeistrafgesetzes unmöglich geworden ist. Der Kirchenkonvent sollte die Thätigkeit des Ruggerichts ergänzen. Monatlich sollte er zusammentreten und Versündigungen wider die erste oder zweite Ge-

setzestafel vornehmen, also z. B. Gotteslästerung, Sonntagsentheiligung, Nachlässigkeit im Kirchenbesuch von alt und jung, Versündigungen wider das 4. Gebot, Ehe- und Nachbarschaftshändel, Mangel an Zucht der jungen Leute in Häusern oder auf den Gassen. Solche Dinge werden auf dem Lande meist von selbst kund. Außerdem waren aber geheime oder öffentliche Sittenwächter bestellt, welche auf diese Vergehen aufmerken und sie zur Anzeige bringen mußten. Das „junge Gesindlein" ließ der Kirchenkonvent mit Ruten züchtigen und abstreichen; ältere Personen wurden meist mit Geld, zuweilen auch mit dem Turn oder Zuchthäuslein bestraft. Übrigens war es bei den Kirchenkonventen nicht eben durchaus aufs Strafen abgesehen, sondern „die Leut auch von ihrem Unwesen abzuwarnen."

Neben solchen Ordnungsstrafen geistlich-weltlicher Behörden übte aber die ältere evangelische Landeskirche auch mehr geistliche Zucht in der Privatbeichte, Prüfung der vorgeschlagenen Taufpaten durch den Pfarrer, Verwarnung einzelner Personen durch Pfarrer und Dekan (insbesondere zum Zweck der Verhütung unwürdigen Abendmahlsgenusses), endlich Ausschluß vom heiligen Abendmahl (Exkommunikation oder Kirchenzensur).

Wenn bei einer Person, Mann oder Weib, alle vorangegangenen Warnungen und Strafen vergeblich gewesen sind, so verhängt das Konsistorium mit den Prälaten über sie die Kirchenzensur. Da wird sie auf einen bestimmten Sonntag nach der Predigt vor allem Kirchenvolk in den Chor ihrer Pfarrkirche gestellt. Der Pfarrer stellt sich neben sie oder auf die Kanzel und liest: „Ihr Lieben in Christo, dieser (diese) N. ist im Laster der Gotteslästerung (Trunkenheit ꝛc.) bisher eine lange Zeit verhaftet gewesen. Und wiewohl vielfältige Ermahnung und Strafen, beide durch Gottes Wort und weltliche Obrigkeit, an ihm versuchet, so hat doch solches alles ihn nicht zu christlicher Besserung bewegen wollen. Damit nun nicht durch ein räudiges Schaf eine ganze Herde verderbet und das bös, ärgerlich Exempel gemeiner christlicher Versammlung schädlich und nachteilig sei, daß auch Gottes Zorn und Strafe verhütet werde, so haben die Verordneten zur Administration (Regierung) der Kirchen diesen N. nach genugsamer Erfahrung aller Handlung erkennt, daß er bis auf seine öffentliche und beweisliche Besserung von der christlichen Kirche abgesondert und als des heiligen Nachtmahls unsers lieben Herrn Christi unwürdig, davon ausgeschlossen sein soll. Daß er auch zu keinem Gevatter in Kindstauf gebraucht und zu keiner christlichen

Versammlung (außerhalb der Predigt Gottes Worts) zugelassen werde. Der allmächtige, barmherzige Gott wolle ihm seine Sünde zu erkennen geben, rechte Reue in ihm schaffen und zur Besserung des Lebens erwecken. Amen."

„Nach Verlesung dieses Spruches soll der Mesner die fürgestellte Person öffentlich aus der Kirchen führen und ihres Pfads ziehen lassen.

Sobald solches durch den Pfarrherrn verrichtet ist, soll unser Amtmann solcher Person alle Hochzeit, Wirtshäuser und andere ehrliche Gesellschaft oder Gespielschaft, auch alle Wehr verbieten und darüber den andern unsern Unterthanen verkündigen, wo einer oder mehr erfunden, so mit derselben in den Wirtshäusern oder andern ehrlichen Versammlungen Zechen halten, die sollen nach ihrer Gebühr gestraft werden; darnach wisse sich männiglich zu richten. Doch soll solcher Person ihre weltliche Hantierung mit Kaufen oder Verkaufen nicht abgestrickt sein.

Es soll auch ein sonderlich Gestühl in der Kirche bestimmt werden, da die exkommunizierte Person alle Sonntag und Feiertag zur Zeit der Predigt stehen muß und auf die Sonntag, da das Nachtmahl gehalten wird, soll allwegen der Mesner solche Person nach der Predigt und Gebet vor Anfang des Nachtmahls aus der Kirche durch das Volk hinausführen, bis der Sünder sich lernet schämen und einen züchtigen christlichen Wandel an sich nehmen."

Giebt die ausgeschlossene Person Proben ernster Besserung, so soll darüber anläßlich der nächsten Visitation an den Kirchenrat berichtet werden, der darauf ihre Wiederaufnahme verfügen wird. „Fällt sie vorher in tötliche Krankheit, so soll der Pfarrherr abermals allen Fleiß anwenden, daß sie ihre Sünde erkenne und derselben von wegen Jesu Christi ledig gesprochen zu werden begehre, auch Besserung ihres Lebens verspreche. Geschieht dies, so soll der Pfarrherr sie absolvieren und auf ihr Begehr mit dem Nachtmahl Christi tröster und versehen. Im Fall aber, daß die exkommunizierte Person ohne Besserung aus diesem Leben abschiede, so soll das Pfarrvolk nicht bei derselben Begräbnis sein, sondern sie als ein von der heiligen christlichen Kirche abgeschnitten Glied vergraben lassen."

Dieses letzte Mittel der kirchlichen Zucht, auch der große Bann genannt, hat nun aber am wenigsten gut gewirkt. Schon Luther hat vorhergesehen, daß z. B. Hofleute sich darunter nicht werden beugen wollen. Aber auch andere vermögliche Leute in Stadt und

Land wußten sich durch Geldbußen davon zu befreien. So blieb Kirchenbuße und kirchliche Schandbank nur für die armen Sünder, welche diese Strafe mehr als alles fürchteten. Man war nicht sicher, ob sie nicht bloß um solcher Schmach zu entgehen, sich zu Verbrechen verleiten ließen. So wurde die Kirchenbuße immer seltener angewendet. Ihre gänzliche Abschaffung (in Württemberg durch den König, 1806) war keineswegs zu bedauern.

In einigen evangelischen Landeskirchen wurde der ernstliche Versuch gemacht, eine Synodalverfassung einzuführen, so in Pommern und Hessen. In letzterem Lande nahmen die Superintendenten am meisten die Stelle der alten Bischöfe ein. Ein neuer Superintendent wurde in der Art gewählt, daß die Pfarrer einer Diöcese einen Vorschlag machten, die vorhandenen Superintendenten die Wahl trafen und der Landesherr die Wahl bestätigte. Alljährlich versammelten sich die Pfarrer eines Sprengels mit ihrem Superintendenten zur Diöcesansynode. Die Generalsynode war gebildet aus den 6 Superintendenten und je 2 Pfarrern einer Diöcese. Sie beriet und beschloß nach vorheriger Verständigung des Landesherrn. Synodalverfassung.

Besonders beachtenswert ist aber die Art, wie hier Kirchenzucht geübt wurde. In jeder Gemeinde wurden durch Gerichtsherr und Gemeinde Laienälteste (Presbyter) aus allen Klassen der Bevölkerung dem Seelsorger an die Seite gestellt, um ihn in der Aufsicht über die Gemeindeglieder und durch brüderliche Vermahnung derselben zu unterstützen. In gemeinschaftlicher Beratung des Presbyteriums mit dem Pfarrer wurde über die Abstellung offenbarer Schäden in der Gemeinde beraten. Vor unberufenem Eindringen in die Geheimnisse der einzelnen oder ihrer Familien hütete man sich. Zu dem Fehlenden wurde zuerst einer der Presbyter oder sonst ein Freund geschickt, um in aller christlichen Sanftmut und Lindigkeit, aber auch mit treuem und freundlichem Fürhalten der so reichen Gnade und des so strengen Gerichtes Christi ihn auf einen bessern Weg zu führen. Gab der so Verwarnte kein Gehör, so wurde er vor das Ältestenkollegium berufen und ihm da ein Vorhalt gemacht. Gegen Unbußfertige wurde Ausschluß von der Gemeinschaft des Tisches Christi (die Exkommunikation) ausgesprochen. Nach Bestätigung des Banns durch den Superintendenten wurde derselbe meist im Presbyterium, und bei gar zu großem öffentlichem Ärgernis in Gegenwart der Gemeinde verkündigt. Die Unbußfertigen durften nicht zu Gevattern zugelassen werden, ihre Kinder aber, „weil sie mehr der Kirche denn ihnen geboren,“ sollten durch gläubige Freunde zur Kirchenzucht.

Taufe gebracht, wo möglich auch in anderer christlicher Leute Haus aufgenommen und erzogen werden. Ein Gebannter sollte von der Obrigkeit zu keinem ehrlichen Amte zugelassen, und wenn er sterbe, ohne Mitwirkung der Kirche beerdigt werden.

Die Aufsicht der Gemeindeältesten erstreckte sich aber auch auf der Pfarrer Lehre und Leben, damit das Gericht anfange am Hause Gottes. Deren eigentliche Vermahnung und Bestrafung fiel freilich nicht den Ältesten, sondern dem Superintendenten und in schwereren Fällen der Synode zu.

1539 Diese hessische (Ziegenhainer und Kasseler) Ordnung ist unter Einwirkung Butzers zustande gekommen, wie derselbe auch schon in Straßburg mit Erfolg für Einführung christlicher Zucht thätig gewesen war und später in der deutschen Fremdengemeinde in London ähnliche Einrichtungen anregte. Butzer unterschied — was bei den württembergischen Einrichtungen nicht der Fall ist — genau zwischen Polizeiordnung und einer in Christi Namen geübten kirchlichen Zucht. Von deren Notwendigkeit war er aufs tiefste durchdrungen. Sie schien ihm geboten durch die Selbstliebe der Kirche, welche vernichten muß, was sie zu zerstören droht; ebenso aber war sie ihm gefordert durch die Liebe zu dem fehlenden Gliede, welches durch die Zucht nicht verderbt, sondern gerettet werden soll. Es ist sehr zu bedauern, daß diese einzig dastehende, echt evangelische Kirchenzucht nicht mehr Nachahmung und Pflege gefunden hat in einer Zeit, wo die Gemeindeglieder mit wenigen Ausnahmen sich ihr unterworfen haben würden. Hatte man auch in der Mehrzahl der Gemeinden die Leute noch nicht, die geeignet waren, als Älteste eine wirklich christliche Sittenzucht zu üben, so hätten sie sich vielleicht mit der Zeit doch da und dort gefunden.

Lehren für die Gegenwart.

Diese Art von Kirchenzucht verdient heute noch unsere ernstliche Beachtung. So wie die Dinge jetzt stehen, hat der evangelische Pfarrer kaum ein anderes Zuchtmittel mehr als die öffentliche Verkündigung des Wortes Gottes. Ich schlage dies Mittel hoch an. Freimütige Predigt in der Kirche oder auf Kirchhöfen ist noch keineswegs ganz umsonst. Einzelne wenige Gemeindeglieder lassen auch den Geistlichen zu einem Wort der Vermahnung persönlich an sich herantreten. Allein wir dürfen uns nicht verhehlen, daß eine Zeit kommen kann, wo der Kirchenbesuch noch schlechter wird als gegenwärtig und wir noch seltener als bisher zu den Leuten reden können, wo viele von Kirche und Pfarrer gar nichts mehr wissen wollen. Es ist möglich, daß die Hilfe

und der Schutz des Staates der Kirche vollends ganz entzogen wird, daß die Gottlosigkeit in Gesetzgebung und Lebensweise noch ganz anders als bisher um sich greifen wird. Dann wird nur die Kirche sich behaupten können, welche in ernster Zucht sich selbst zusammenfaßt und so allen Wahrheit und Gerechtigkeit Liebenden einen Halt und Anschluß gewährt. Denn christliche Kirchenzucht ist durchaus nicht bloß für Frevler da, sondern sie ist in erster Linie ein Bewahrungsmittel auch für die Guten und für die Besten. Zur dereinstigen Einführung der beschriebenen Kirchenzucht in Hessen hat die von den Wiedertäufern häufig abgegebene Erklärung, sie würden zur Kirche zurücktreten, wenn diese bessere Zucht hielte, sehr viel beigetragen.

Zu evangelischer Zuchtübung könnten in unserer Zeit nur einzelne freiwillig sich verbinden. Wie es in Amerika Gemeinden mit eigentlichen, eingeschriebenen Gliedern und nicht eingeschriebenen, nur lose und äußerlich zu der betreffenden Kirche sich haltenden Personen giebt, so könnten auch bei uns Gemeindeangehörige von einem gewissen Lebensalter an unterschriftlich oder wie immer sich verpflichten, zum Zweck der Förderung ihres christlichen Lebens brüderlicher Aufsicht, Seelenleitung und Zucht sich zu unterwerfen und dieselbe in ihrem Teil an den andern Gliedern der Vereinigung zu üben. Zum Eintritt in eine solche engere Gemeinschaft des Glaubens, der Liebe und der Zucht dürfte niemand gedrängt werden. Zur heiligen Pflicht müßten die Mitglieder und ebenso die Pfarrer es sich machen, die Nichteintretenden nicht zu verachten oder zu versäumen, im Gehorsam gegen des Herrn Wort und eigenes Vorbild.

Daß christliche Gemeinschaften, deren Glieder sich untereinander Brüder und Schwestern nennen, zu solch christlicher Zucht in ihrem Kreise verpflichtet sind, davon wird später noch die Rede sein. Allein es ist mir manchmal schon der Wunsch aufgestiegen, daß auch innerhalb unserer evangelischen Gemeinden, wo gerade die Leute dazu sich fänden, durch den Pfarrer selbst ein Versuch gemacht würde, in der angegebenen Weise einen Grundstock ernster Christen zu sammeln, damit sie ein Salz seien für die andern und ein Halt für Zeiten schwerer Versuchung.

Denken wir jedoch wieder an den großen Haufen, so behält Luther allerdings recht damit, daß er für seine Zeit und noch für die folgenden Jahrhunderte die Sorge für die Erhaltung von Religion und Zucht nicht nur der Kirche, sondern auch dem Landesherrn zugewiesen hat. Nicht einmal die Synoden haben sich in unsern Landeskirchen

gehalten. Sie sind in Hessen und Pommern ebenso von den fürst
lichen Konsistorien verdrängt worden, wie die Bischöfe in Branden
burg und Preußen. Nur in Jülich, Cleve, Berg erstarkte die Syno
dalverfassung, so lange das herzogliche Haus katholisch war, un
mußte aus äußern Gründen auch von den spätern Besitzern de
Landes geachtet werden. Es mag aber nicht allein Willkür de
Landesherren die Synoden zerstört haben, sondern auch der Mange
an einer gehörigen Anzahl solcher Synodalmitglieder, die mit eigene
christlicher Erkenntnis ebensowohl die nötige Festigkeit als die Be
reitwilligkeit verbanden, dem Wohle des Ganzen die eigene Meinun
unterzuordnen.

Vorzüge des fürstlichen Kirchenregiments.

So kann man wohl sagen: das fürstliche und konsistorial
Regiment hat sich als die *geeignetste Verfassungsform* für
die evangelischen Landeskirchen bewährt.

Man klagte freilich zu Zeiten über Willkür und eigennützige
Eingriffe der Landesherren ins kirchliche Gebiet. Allein die einmal
gegebene Kirchenordnung war doch stark genug, dauernde und wesent-
liche Schädigungen abzuwehren. Blieb doch in Kursachsen und im
alten Herzogtum Württemberg das evangelische Landeskirchentum
unversehrt selbst unter dem Konfessionswechsel des Herrscherhause
Namentlich in älterer Zeit hat es nie ganz an mutigen Geistliche
gefehlt, die dem Fürsten selbst die bittere Wahrheit sagten und ih
das Gewissen wieder schärften.

Auch über die Konsistorien gab es von jeher zu klagen. Luthe
schon war nicht gut zu sprechen auf die Juristen, die mit ihrem eige
sinnigen Festhalten an dem römischen Kirchenrecht der Billigkeit, de
gesunden Menschenverstand und dem ganzen Geist des Evangelium
so oft zuwider waren. Bis auf unsere Tage tadelt man hin un
wieder an den Konsistorien auf der einen Seite die Langsamkeit i
Einführung wirklicher Verbesserungen und die Gleichgültigkeit gege
schwere sittliche Schäden, andererseits das Hinaufsitzen auf den Buch
staben der Verordnung, den Gewissenszwang gegen solche, welche i
der Lehre abweichen. Früher namentlich wurde nicht selten der leben
dige Geist, der in einzelnen Pfarrern, Laien oder ganzen Gemeinde
sich regte, mit äußern Gewaltmitteln niederzuhalten versucht.

Aber im großen Ganzen und in vielen einzelnen Fällen ist da
landesherrliche Kirchenregiment und die Konsistorialverfassung ein
Schutz und Segen für die evangelische Kirche gewesen. Wieweit
persönliche Frömmigkeit und Sittlichkeit durch die landeskirchliche

Ordnungen gefördert oder gehemmt wurde, davon wird im nächsten Abschnitt geredet werden müssen. Ebendaselbst werden wir sehen, wie viel höheres und niederes Schulwesen der evangelischen Kirche verdankt. Wenn die geistvollen Männer, die das Schulwesen in ihrer Zeit in die Höhe brachten und neues Leben ihm einhauchten, später nicht mehr so häufig wie früher zugleich Kirchenmänner und Kirchenregenten gewesen sind, so darf man doch nie vergessen, daß die evangelische Kirche zuerst der Schule allerorts die Wege geebnet, ihr die Stätte bereitet und für ihren Bestand wie für sich selbst gesorgt hat. Ebenso ungerecht wäre es, Geist und Methode erst im Schulwesen des 18. Jahrhunderts oder allenfalls noch bei Amos Comenius zu finden, dagegen in den von der Kirche ausgehenden, dem Leben entnommenen Schulordnungen des Reformationsjahrhunderts davon gar nichts sehen zu wollen.

Besonders dankbarer Erwähnung wert ist der Schutz, den die Pfarrer am Staat gehabt haben. Man muß die Gemeinden kennen und darf sich nur an die von der sächsischen Kirchenvisitation aufgedeckten Zustände erinnern, um gehörig würdigen zu können, was der evangelische Staat that, indem er die Sorge für Besoldung und Wohnung der Pfarrer in die Hand nahm, indem er ihn und seine Hinterbliebenen schützte gegen Unbilden und Geiz der Ortsobrigkeit oder Ortsbevölkerung. Wenn der Staat z. B. in Württemberg die Geistlichen den weltlichen Beamten nicht nur unter-, sondern in mancher Hinsicht auch überordnete, wenn er Prälaten in die Ständekammer hereinnahm, so hat er seine eigenen Interessen damit gefördert, sicherlich aber auch die Geltung der Kirche und ihrer Leiter wesentlich erhöht. Darf solch äußere Versorgung, Schutz und Ansehen einem echt evangelischen Geistlichen nicht das höchste sein, so ist um so höher zu achten die Freiheit, mit der wir unter dem Schutze des Staates das Wort Gottes in unsern Gemeinden verkündigen dürfen. Mancher Pfarrer dürfte die Wahrheit nicht halb so laut sagen, wenn nicht immer noch die Furcht vor der weltlichen Obrigkeit die Schreier, die ihn dafür hassen, in Schranken hielte. So wie in dem freien Amerika können doch die Wirtshausbrüder nicht einem wahrhaft frommen und ehrenwerten Pfarrer den Stuhl vor die Thüre setzen. Ebenso ist der Staat auch wieder ein Schutz, nicht nur für die freie Forschung der Ungläubigen, sondern ebenso für die Wiederaufrichtung entschwundener Bibelwahrheit, welche die jeweilig herrschende Glaubensrichtung mit ganz anderer Leidenschaft als ein über den Parteien stehendes, langsam und ruhig abwägendes Konsi-

storium zu verhindern sucht. Wenn ein fürstliches Konsistorium unserer Tage vornehm und evangelisch zugleich erklären kann: „Wir inquirieren nicht," so ist das bei örtlicher Laienaufsicht über die Pfarrer nicht auch der Fall. Redet man von Opfern konsistorialen Regiments in der Kirche, so wäre die Zahl dieser Opfer unendlich viel größer, wenn Gesetzgebung und Gericht bei Synoden*) stünde, deren Beschlußfassung auch bei gutem Willen viel weniger sorgfältig von jedem einzelnen Gliede erwogen ist, oftmals von einem überwältigenden Geiste durchgerissen wird, nicht so selten auch eingegeben ist vom Parteistandpunkt oder von der Ungeduld, etwas durchzudrücken, so lange man am Ruder ist.

Wohl können Konsistorien nicht mit dem Bibelbuchstaben regieren, sondern müssen sich nach den Landesgesetzen und den obwaltenden Verhältnissen und insbesondere nach dem Glaubens- und Sittenstand der ihnen anvertrauten Massenkirche richten; aber sie können doch die Grundsätze evangelischer Wahrheit und Freiheit sich persönlich die oberste Richtschnur sein lassen. Eine Landeskirche kann und soll nicht „die Kirche Christi"**) sein. Sie soll nur das Wort Luthers nicht vergessen, daß sie „ihre Ordnung nicht um derer willen macht, welche bereits Christen sind. Denn die bedürfen der Dinge (kirchlicher und gottesdienstlicher Ordnungen) keines, sondern sie leben um unsertwillen, die noch nicht Christen sind, daß sie uns zu Christen machen."

Wenn wir jetzt in den meisten evangelischen Landeskirchen neben Landesbischof, Konsistorium, Superintendenten und Pfarrern, örtlichen Kirchengemeinderat, Bezirks- und Landessynode haben, um das Wohl der Kirche mitzuberaten, in gewissen Dingen selbständig zu beschließen sowie Wünsche und Beschwerden vor die oberste Kirchenleitung zu bringen, so ist das eine zweckmäßige Ergänzung unserer Kirchenverfassung. Allein mit einem rein synodalen Kirchenregiment möchten wir unsere seitherige Verfassung nicht vertauschen.

Auch da, wo das Amt des evangelischen Landesbischofs aufhören muß, weil wie in Württemberg später ein katholischer Fürst den Thron einnehmen wird, muß unsere erste Sorge die Einrichtung einer ständigen, unabhängigen und kräftigen Kirchenleitung sein.

Freiheit vom Staat.

Ob es sich für uns empfiehlt, bei dieser Gelegenheit die Kirche ganz vom Staat frei zu machen, womit die Feinde des evangelischen Glaubens uns locken, ist eine andere Frage. Ein reines Landes-

---

*) Vergl. I, 304. **) Vergl. S. 135 f.

irchentum, in welchem alle Unterthanen nur einer Konfession angeören, jedenfalls nur den landesüblichen Gottesdienst ausüben dürfen, iebt es ja überhaupt seit der Napoleonischen Zeit nicht mehr. Der enuß aller bürgerlichen Rechte ist nicht mehr abhängig von Konession und sogar Religion. Aber doch genießen die katholische, vangelische und reformierte Kirche noch wesentliche Vorrechte in den inzelnen deutschen Ländern. Diese Bevorzugung erhält uns vor llen Dingen noch einen größern Einfluß auf die Religion in der chule, was nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Besoldung, nsehen und Schutz der Pfarrer und der Kirche gegen Übergriffe nd Antastungen von verschiedenen Seiten, somit innern und äußern rieden, haben wir dem Staate immer noch zu danken. Möchte eine blösung der Pflichten des Staates gegenüber der Kirche für die letztere och so vorteilhaft ausfallen, so werden die einzelnen Kirchenglieder och ganz anders als bisher zu den kirchlichen Ausgaben beigezogen erden müssen. So würden mit der Trennung der Kirche vom taat manche laue evangelische Christen ihrer Kirche vollends ganz n Rücken kehren. Rom würde mit zeitlichen und ewigen Verheiungen die Gleichgültigen und Mißvergnügten an sich locken. Die estehenden Sekten würden sehr geschäftig werden und neue Sekten ürden sich bilden.

Andererseits aber könnten und müßten die gläubigen und eifgen Evangelischen mit ganz anderer Kraft und Nachdruck auf ein nerliches und bekenntnistreues Christentum hinarbeiten. Manches ıentschiedene Kirchenglied würden sie besser als seither festhalten, ıdere sogar aus sonstigen Religionsgemeinschaften herüberziehen. ie Frommen könnten äußerlich auch verlieren, schwere Kämpfe und gar Leiden dürften an die Stelle des seitherigen Friedens treten; ber an innerer Kraft und Wahrheit und darum auch Befriedigung nd Heilsgewißheit dürften sie eher gewinnen. Matth. 16, 18.

So lange daher keine Nötigung von außen für uns eintritt, ird die Kirche Luthers um der Jugend, um der Schwachen und albgläubigen willen die Verbindung mit dem Staate nicht von sich us abbrechen. Sie wird sich aber auch vor einer Trennung nicht ürchten, wenn sie von anderer Seite ins Werk gesetzt wird, und sie ird wohl daran thun, jetzt noch in verhältnismäßig guter Zeit sich ür die mögliche Trennung einzurichten.

VI. Religiöse und sittliche Wirkungen der Reformation.

Weitere Quellen: Beyschlag, „Protestantismus und Volksschule". Beyschlag, Philipp Melanchthon. Hummel, Was giebt der evangelische Protestantismus den ihm zugehörigen Völkern vor den römischkatholischen voraus? Uhlhorn, Armenpflege in Haucks Realencyklopädie. Uhlhorn, Liebesthätigkeit III. Stacke, Deutsche Geschichte.

Wichtiger als alle Änderungen, welche die Reformation in Lehre, Gottesdienst und Kirchenverfassung herbeigeführt hat, ist die Frage: Ist mit der Reformation die persönliche Frömmigkeit, ist Glaube und Liebe zu Gott und Menschen gefördert und den Sünden der Menschen besser gewehrt worden als früher? Wir antworten: Ja, obgleich nicht überall und nicht für immer.

Viele haben durch das Evangelium erst das lange vergeblich gesuchte Licht über Gott und Ewigkeit, haben Friede für Herz und Gewissen und Kraft zu neuem, geistlichem Leben gefunden. Von Anfang an fielen die Besten und Frömmsten in Deutschland mit wenigen Ausnahmen dem Evangelium zu.

Daneben gab es aber allerdings auch solche, auf welche die neue Lehre nur einen vorübergehenden Eindruck machte, die nur zuzeiten von der allgemeinen Begeisterung sich hinreißen ließen, ohne zu wirklicher eigener Erkenntnis und neuen Geistestrieben zu gelangen. Ja es gab einen großen Haufen, der in der Reformation nur die Erleichterung vom irdischen Druck der seitherigen Priesterherrschaft empfand und nach der vermeintlich gepredigten Freiheit des Fleisches verlangte. Freitags und in den Fasten Fleisch essen, heiraten in verbotenen Graden oder seine Ehe scheiden lassen, dem Priester weder Ehre noch Gebühr oder freiwillige Opfer mehr geben, über die Pfaffen schimpfen, Bilder und Klöster stürmen, der Obrigkeit den Gehorsam verweigern, das dünkte sie lutherisch und evangelisch.

Anfänglicher Rückgang.

So war im großen die nächste auffallende Folge der Losreißung von Rom, daß Kirchen und Pfarrhäuser zerfielen, Schulen und Armenanstalten eingingen. „Junker, Städte und Dreckstädtlein wollen jetzt ihren Pfarrern sagen, daß sie nicht sollen auf der Kanzel die Sünde und Laster strafen, oder wollen sie sie verjagen und erhungern." Da das geistliche Amt keine irdische Versorgung und Ehre mehr versprach, man auch anfing, Handarbeit und gewerbliche Thätigkeit höher zu schätzen als bisher, so leerten sich insbesondere auch die Universitäten. In den Jahren 1524—26 ließen sich selbst in Wittenberg einmal nur 40, ein andermal gar nur 12 Studenten

ieu einschreiben. In Heidelberg waren nach Janssen um dieselbe Zeit mehr Lehrer als Studenten vorhanden.

Wenn nun aber der genannte „Geschichtschreiber" die einzige Schuld für solche traurige Veränderungen dem Evangelium aufbürdet, o übersieht er ganz, wie viel davon im Gegenteil der seitherigen Volkserziehung zur Last fällt. So wenig hatte Rom eine Liebe zum Guten selbst in den Leuten geweckt, so sehr nur durch die Verheißung irdischen und himmlischen Lohns oder durch die Furcht vor den schrecklichen Strafen der Kirche seine Einrichtungen aufrecht erhalten, daß alles zusammenbrach, als diese äußere Lockung und Drohung wegfiel. Die ehemaligen Mönche und Nonnen, die durch ihr freches und liederliches Wesen besonders Ärgernis erregten, sind nicht durch den evangelischen Glauben schlecht geworden; sie sinds vorher schon gewesen. Jetzt trat ihr wahres Wesen nur an die Öffentlichkeit. Die Anfangszeit der Reformation hat in dieser Hinsicht eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Auszug der Kinder Israel aus Ägypten. Nicht nur daß sich auch hier ein Pöbelvolk an die entstandene Bewegung anhängt, das innerlich ihr fern steht; sondern auch die Menge der ungebildeten Alten, die noch unter römischer Knechtschaft geseufzt hatte, war unfähig, das neue Licht und die neue Freiheit zu ertragen. Von diesen Alten war wenig Gutes mehr zu hoffen; sie mußten erst einem jüngern Geschlechte Platz machen, ehe sich wirkliche Früchte der Reformation zeigen konnten.

Kampf gegen das Verderben.

Während nun aber viele Gebildete (Humanisten) von diesen betrübenden Erscheinungen sich so sehr ärgern ließen, daß sie dieselben zum Vorwand nahmen, um von der Reformation sich ganz zurückzuziehen, der sie als die ersten zugefallen waren, verzagten die geistlichen Führer der Reformation nicht, sondern sie wandten sich mit der ihnen innewohnenden Geisteskraft wider die Auswüchse in der eigenen Kirche und suchten, ein neues zu pflügen. Schon die oben (S. 99) genannten Volksschriftsteller legten rücksichtslos den Finger auf diese Wunde an der guten Sache des Evangeliums. So hat Hans Sachs zwei Gespräche geschrieben, worin er die Laster straft, die bei den sich lutherisch Nennenden auftauchen, insbesondere Geiz, mangelnde Beherrschung des fleischlichen Sinnes, Streitsucht. Er sagt darin unter anderem: „Es ist einmal wahr, wenn ihr Lutherischen solchen züchtigen, unärgerlichen Wandel führtet, so hätte eure Lehre ein besseres Ansehen vor allen Menschen. Die euch

jetzund Ketzer nennen, würden euch wohl sprechen, die euch jetzund verachten, würden von euch lernen."

Am wenigsten waren Luther und Melanchthon blind gegen die Sünden und Verkehrtheiten ihrer Anhänger. Melanchthon sagt einmal: „Sehr viele predigen die Gerechtigkeit des Evangeliums so, daß eine neue Art von Gottlosigkeit entsteht." Die eigene größte Sorge der Reformatoren ging daher dahin, in die Herzen der Jugend einen bessern Samen zu pflanzen und tüchtigere Prediger und Jugendlehrer heranzuziehen.

Katechismusunterricht.

Aus diesem Bestreben waren Luthers beide Katechismen hervorgegangen. Zwei Tage im Wochengottesdienst hat Luther bestimmt, „daß sie den Katechismum erhalten und stärken in seinem rechten Verstand." Als besonders gute Gelegenheit, den jungen Leuten nahe zu kommen, hat er, wie wir wissen, das Abendmahlexamen angesehen. In vielen Kirchen scheint bald ein sonntäglicher Katechismusunterricht für die jungen Leute eingeführt worden zu sein. Leider wurde dieser Unterricht zum Teil mit Katechismuspredigten, die dem Kinde weniger nahe kommen, vertauscht oder hörte er ganz auf. Anderswo aber wurde die Pflicht, den Katechismusunterricht an Sonn- und Werktagen zu halten, den Pfarrern immer wieder eingeschärft, so in Straßburg und in Württemberg. In unserem Lande waren früher „alle ledigen Gesellen und Töchter, bis sie das vierundzwanzigste Lebensjahr erreicht", zum Besuch dieses Unterrichts verpflichtet.

Fürsorge für Schulen.

Die Reformatoren begnügten sich jedoch nicht mit der Unterweisung der Jugend durch den Pfarrer, sondern von Anfang an drangen sie auf Verbesserung und Vermehrung der Schulen. Im Jahr 1524 hat Luther eine Schrift geschrieben „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen". Darin legt er dar, wie die Kinder der Eltern größter Schatz seien, ihre Seelen zu verabsäumen aber das größte Verbrechen. Die Eltern kennen zum Teil ihre Pflicht zur Erziehung ihrer Kinder nicht, zum Teil haben sie auch das rechte Geschick oder die Zeit nicht dazu. Darum soll die Ortsobrigkeit sich um Unterricht und Erziehung der Jugend annehmen; denn sie darf doch nicht ungezogene Leute zu einer Pest für die andern werden lassen. Gelehrte und geschickte Männer und Frauen sind auch eine Zierde und ein Segen für jeden Ort, die einen fürs weltliche Regiment, die andern für Haus und Familie. Die Deutschen brauchen nicht „die deutschen Bestien" zu bleiben, wie andere Völker sie schimpfen, weil sie nicht

önnen als kriegen, fressen und saufen; nein, sie sollen zeigen, daß ie auch Menschen und Leute sind.

Es brauchen durch die Schule nicht alle zu Gelehrten zu wer- ien. Für künftige Handwerker, Hausväter und Hausmütter mag ein äglicher Unterricht von 1—2 Stunden genügen. So viel Zeit läßt ich überall der Arbeit und dem Spiel abbrechen. Den Ausbund inter den Schülern aber, der sich zum Geistlichen- oder Lehrerberuf ignet, mag man mehr und länger bei der Lernarbeit lassen.

Es ist ja ein großer Fortschritt, daß man zum Unterschied von rüher gelernt hat, aus dem Lernen eine Lust und ein Spiel für die Kinder zu machen, und daß die Lehrer selbst mit viel, viel bessern Kenntnissen, insbesondere in den Sprachen ausgerüstet sind. Die viederaufgekommenen Sprachen sind das Mittel gewesen, die rechte Erkenntnis des Evangeliums zu schaffen. Nur wenn die Sprachen erner gepflegt werden, kann das Evangelium erhalten bleiben. Da- jer ist für Luther der erste und letzte Grund für die Pflege der Schulen die Dankbarkeit gegen Gott und die Verantwortung vor Gott, nachdem r so viele wunderbare Anstalten getroffen hat, um unser Volk wieder einem Lichte zuzuführen. „Lieben Deutschen," ruft Luther aus, kauft, weil der Markt vor der Thüre ist, sammlet ein, weil es scheint und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er st bei den Juden gewesen; aber hin ist hin, sie haben nu nichts. Paulus brachte ihn in Griechenland: hin ist auch hin; nu haben sie den Türken. Rom und Lateinischland hat ihn auch gehabt: hin ist hin; sie haben nu den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greif zu und halt zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben."

Wohl keine andere Mahnung Luthers hat so viel Früchte ge- tragen wie die, Schulen aufzurichten und zu pflegen. Er wendete sich mit derselben an die Ratsherren. Denn „Fürsten und Herren solltens thun; aber sie haben auf dem Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen und sind beladen mit hohen, merk- lichen Geschäften des Kellers, der Küchen und der Kammer." Diesen Zweifel Luthers haben die evangelischen Fürsten zu Schanden gemacht. Schon die Fürsten seiner Zeit ließen sich die Errichtung von hohen und niedern Schulen angelegen sein. Die größten Verdienste um

das Schulwesen ihrer Länder und ihrer Zeitgenossen haben sich hernach erworben: Herzog Christoph von Württemberg und Ernst der Fromme von Gotha, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I von Preußen und Friedrich der Große. Im Schulwesen gehen die evangelischen Länder den katholischen weit voran. Nur in Deutschland suchen auch die Katholiken ihnen darin nachzukommen. Um 1880 zählte man unter je 100 jungen Leuten, welche zum Dienst im Heere gemustert wurden, sogenannte Analphabeten, d. h. Leute, welche nicht lesen noch schreiben können:

in Baden und Württb.	0,02	in Bayern	0,08
in Sachsen	0,15	in Frankreich . . .	14,89
in Dänemark. . . .	0,36	in Belgien . . .	17,48
in Schweden. . . .	0,4	in Österreich . . .	38,9
in Preußen	1,97	in Italien	47,74

Im päpstlichen Kirchenstaat konnte im Jahr 1869 von 100 Laien gerade einer lesen (also 99% Analphabeten).

Wie vielen in evangelischen Ländern ist die Fähigkeit zu lesen, also auch das Wort Gottes sich selber zu verschaffen, und schon ihre eigentliche Schulzeit zu reichem, geistlichem Segen ausgeschlagen! Gegenwärtig müssen wir uns nur hüten, daß wir nicht das Schulwissen überschätzen und darüber den Glauben und christliche Zucht verlieren, die allein einen Menschen dauernd glücklich und ewig selig machen können. Mit dem bloßen Wissen kann man auch raffinierte Spitzbuben heranziehen, wogegen heute noch das alttestamentliche Wort gilt: „Des Herrn Furcht ist der Weisheit Anfang."

Die erste Sorge der Reformationszeit galt der Verbesserung und Vermehrung der Lateinschulen und der Universitäten. Lateinschulen wurden in Württemberg für alle großen und kleinen Städte verordnet. Wegen der oft beklagten mangelhaften Vorbildung der Lateinschüler fing man an, zwischen Lateinschule und Universität eine Mittelstufe einzuschieben, das Gymnasium oder Pädagogium. Die ersten Gymnasien wurden in Nürnberg und Straßburg eingerichtet, jenes durch Melanchthon, dieses durch den weitgereisten Schulrektor Johannes Sturm. Demselben Zwecke dienten die evangelischen Klosterschulen.

Mit der Errichtung der von Luther mehrfach gewünschten Volksschulen ging es langsam. Sehr anerkennenswert ist die Leistung von Straßburg, welches auf die Anregung seines trefflichen
1535 Staatsmanns, Jakob Sturm, 10 Knaben- und 4 Mädchenschulen zu

gründen beschloß, denen „deutsche Lesemeister und Lehrfrauen, ehrbare Wittiben" vorstehen sollten. Im übrigen wächst die Volksschule allmählich heraus aus der Gewohnheit, zur Einübung von Katechismus und kirchlichen Gesängen, den Pfarrern den Küster (Mesner) als Gehilfen beizugeben. Es geschah dies zuerst in Lübeck und wurde dann 1531
allgemeiner Brauch. Die Küster unterrichteten anfangs eben am Sonntag nachmittag und noch etwa auf einen Tag in der Woche. Da aber viele Eltern selbst darauf aus waren, daß ihre Kinder auch schreiben und lesen lernen und die Menge solcher Schüler, die nichts weiter begehrten, die Lateinschulen beschwerte, so verlangten die spätern Kirchenordnungen (in Württemberg 1559, Preußen 1568, Kursachsen 1580), daß mit allen Mesnereien oder wenigstens denen der bedeutenderen Orte ein täglicher Schulunterricht von ein paar Stunden verbunden werde. Bis diese Verordnungen jedem Dorfe zu gute kamen, stand es freilich noch Jahrhunderte an; allein ein entschiedener Anfang wurde doch noch in der Reformationszeit gemacht.

Der größte Fehler bei diesen älteren Volksschulen war wohl der, daß man die Vorbildung der Lehrer für ihren Beruf versäumte und nicht dafür sorgte, daß sie ihre ganze Kraft der Schule widmeten. Nur so viel sah man ein, daß man dem Mesner das früher mit seinem Dienste verbundene Amt des Ortsbüttels und Fleckenschützen abnehmen müsse. Aber noch im vorigen Jahrhundert trieben sehr viele Lehrer als Hauptberuf ein Handwerk. Die Besoldung für ihren Lehrerberuf war so unbedeutend, daß wir lesen können, wie ein Schulmeister auch in Nachbarorten sich als Sargschreiner anbietet. Die Schule versahen diese Lehrer nebenbei, namentlich im Winter. Manche gingen als Lehrlinge bei einem andern in die Schule und lernten gerade so viel, als dieser selbst wußte. Galt es ein neues Fach, z. B. Rechtschreiben, in der Schule einzuführen, so mußte es der Pfarrer vormachen. In Preußen wurde auf Anregung A. H. Franckes das erste Schullehrerseminar gegründet. Allgemein aber wurde die seminaristische Bildung der Lehrer und infolge davon auch die bedeutende Erweiterung des Lernziels der Volksschule erst in unserem Jahrhundert. Wenn nun der Volksschullehrer unserer Tage in keiner Hinsicht mehr verwechselt werden will mit dem „Schulmeister" früherer Zeiten, so hat er vollkommen recht. Unrecht aber thäte er, wenn er um deswillen, daß die Reformationszeit ihm noch nicht die vollständige Ausbildung und gebührende Ehrenstellung verschafft hat, den Dank gegen das Evangelium selbst vergessen wollte.

das seinen edeln Beruf ins Leben gerufen hat und heute noch seinem Wirken die besten Kräfte und die rechte Richtung verschafft.

Heranbildung von Geistlichen. Bei der Einrichtung von höheren Schulen und Universitäten war das erste Absehen darauf gerichtet, die Gelegenheit zur Heranbildung eines tüchtigen Pfarrstandes zu schaffen. Daran fehlte es gar sehr, und nur mit einem solchen konnte man hoffen, die Errungenschaften der Reformation sich zu wahren. Zwar fing man an, die Notwendigkeit besserer Schulbildung auch bei andern Ständen zu fühlen, z. B. bei Stadtschreibern (Notaren) und Ärzten. Man sorgte auch ihnen in bescheidenem Maße für die Gelegenheit zu lernen. „Armen unvermöglichen Knaben, so gute und fruchtbare ingenia (Köpfe)", sollte zum Zweck des Übergangs auf höhere Schulen aus dem gemeinen Kirchenkasten ein subsidium oder Hilfe gereicht werden. In ausgezeichneter Weise aber wurde für die künftigen Kirchendiener (Pfarrer und Lehrer) gesorgt. Sachsen und Württemberg verwandelten seitherige Klöster in evangelische Klosterschulen. Stipendien zur Unterstützung der Theologiestudierenden wurden wohl allgemein von Fürsten und Städten gereicht. Auch einzelne Bürger machten hochherzige Stiftungen für diesen Zweck. Peter Buffler, ein christlicher und aufgeklärter Mann aus Isny in Oberschwaben, begeisterte sich so sehr für die Bemühungen Butzers um Hebung der straßburgischen Unterrichtsanstalten, daß er sich erbot, auf seine Kosten 6 Jünglinge in Straßburg studieren zu lassen unter der Bedingung, daß 6 andere schwäbische Städte aus ihren Mitteln ebenfalls je 1 Studenten unterhalten würden. Landgraf Philipp von Hessen verband mit der von ihm gegründeten Universität in Marburg ein Pädagogium und ein evangelisches Seminar, worin die Stipendiaten
1527 unter besonderer Aufsicht studieren und jährliche Stipendien von 15 fl. erhalten sollten. Als eine ähnliche Stiftung Herzog Ulrichs in Tübingen auch nach Überlassung des ehemaligen Augustinerklosters zur Wohnung an die Stipendiaten sich ungenügend erwies, sorgte Herzog Christoph 150 Stipendiaten für vollständigen Unterhalt, Aufsicht und Studienleitung daselbst.*)

Auch nach der Universitätszeit blieben angestellte Pfarrer und

---

*) Es ist selbstverständlich, daß eine solche Anstalt auch bei den trefflichsten äußeren Einrichtungen nur dann vollen Nutzen schaffen kann, wenn der rechte Geist in ihr gepflegt wird, was mit den Zeiten wechselt. Im ganzen aber wird man sagen dürfen, daß von dem Tübinger Stift bis auf die Gegenwart ein steter, reicher Segen auf unsere Landeskirche ausgegangen ist, nicht nur deshalb, weil hier fortwäh-

nicht angestellte Kandidaten unter beständiger genauer Aufsicht. Zu den Fragepunkten bei den dekanatamtlichen Visitationen gehörte, ob der Pfarrer bei der reinen Lehre bleibe, ob er seine Studien fortsetze, welcher Art sein Wandel sei. Selbst auf seine und der Seinigen Kleidung, auf Erziehung und Beschäftigung seiner Kinder sollte der Spezial ein Auge haben. Wie genau man seit der Reformation die Pfarrer unter die Lupe nahm, möge uns eine mit einer Synode in Straßburg verbundene Prüfung der Geistlichen zeigen. „Von Anton Engelbrecht wurde geklagt, daß sein Wandel kein feiner und erbaulicher sei, er sei ein übler Haushalter, zeche gern; auch erscheine er nie im Kirchenkonvent. Dem Meister Matthis (Zell) wurde der Vorwurf gemacht, er predige zu lang. Kapito wurde vorgeworfen, er habe zu viel in der Buchdruckerei zu schaffen; dazu hatten ihn seine gedrückten Vermögensumstände gezwungen. Über Butzer wurde geklagt, er wolle nicht gleich jeden in seinem Anliegen hören und seine Predigten seien zu hoch für das Volk. Steinlin und Schultheiß wurden ermahnt, um ihrer mangelhaften Ausbildung willen die theologischen Vorlesungen noch zu besuchen. Zwei Lehrern wurde vorgehalten, sie seien zu nachlässig im Schulhalten, die Frau des Dr. Brunfels, die von Adel war, bilde sich zu viel auf ihre Herkunft ein und mache einen zu großen Kleideraufwand, was sich für die Frau eines Lehrers nicht schicke."

Leben.

1533

Mag uns manches, was wir über die an den Pfarrern geübte Aufsicht lesen, jetzt sehr beengend und teilweise kleinlich erscheinen, so war es doch nur so möglich, sie aus der vorherigen Zuchtlosigkeit herauszureißen. Die Calwer Kirchengeschichte Württembergs sagt: „Die Diener der Kirche, wie anders waren sie doch seit Beginn der Reformation geworden! Ein Vergleich zwischen den Priestern, wie sie 1519—21 in den Akten des Bistums Konstanz erscheinen und den Pfarrern, wie sie vor und nach dem Interim in den Visitationsakten geschildert sind, zeigt den ganzen Umschwung der Dinge. Mochte auch der Wein noch vielfach eine Gefahr für die Kirchendiener sein, im ganzen erhält man den Eindruck ihrer Pflichttreue, ihres Ernstes und ihrer Sittenreinheit, vollends neben den Interims-

um 1550

rend die besten Kräfte aus allen Ständen Gelegenheit zu gründlichster Ausbildung erhielten, sondern auch aus dem Grunde, weil die württembergischen Theologen in ihrem Zusammenleben und Zusammenarbeiten sich auch bei verschiedenem religiösem Standpunkt gegenseitig besser, als sonst der Fall gewesen wäre, verstehen und schätzen lernten.

priestern. Jene Pfarrfrauen, über deren Ausgelassenheit in den ersten Jahren der Reformation noch zu klagen war, als die übergetretenen Priester ihre Mägde geheiratet, waren verschwunden. Die Gemeinden finden es schon auffallend, wenn die Pfarrerin einen „räsen, herben Mund hat und das Maul gegen die Leute braucht."

Nur eine große Untugend wird allgemein bei den Pfarrern im Ausgang des 16. Jahrhunderts: die geistliche Streitsucht. Aber im dreißigjährigen Kriege haben sich diese streitbaren Geistlichen als treue Seelenhirten bewährt. Sie sind nicht mit versunken in die Roheit der Zeit, sondern haben die überkommene Lehre und Ordnung mit bewundernswerter Zähigkeit festgehalten und hinübergerettet in die Folgezeit. So hat der evangelische Pfarrersstand — zum großen Unterschied von den der Reformation unmittelbar vorausgehenden Jahrhunderten — sich eine persönliche Ehrenstellung in Kirche und Welt errungen und, Ausnahmen abgerechnet, bis auf die Gegenwart erhalten. Das evangelische Pfarrhaus im allgemeinen ist ein Vorbild und Segen für die Gemeinden geworden, nicht am wenigsten durch die große Anzahl trefflicher Männer und Frauen, welche als seine Kinder in Kirche und Welt gewirkt haben.

Kein Vorwurf ist den Pfarrern der Reformation mit mehr Unrecht gemacht worden als der, welchen Erasmus einmal erhob, daß sie „aus Eigennutz die katholische Kirche verlassen hätten."
Vermögensverhältnisse. Martin Butzer konnte ihm darauf antworten: „3 Gulden wöchentlich, womit wir nebst Weib und Kind leben müssen, das sind unsere Reichtümer." Kapito wurde mit seinem Übertritt zum Evangelium, wie er sich selbst ausdrückt „aus einem hohen Prälaten ein armer,
1524 verachteter Pfarrer." In einer Bittschrift der lutherischen Geistlichen Nürnbergs um Erhöhung ihres Einkommens wird darauf hingewiesen, daß in beiden Pfarren kein Getränk, Holz, Schmalz oder anderer Vorrat vor Augen sei; sie müssen Schmalz, Salz und anderes nach dem Pfennigwert einkaufen, Fleisch, Fische und Brot borgen, „machen täglich viel Schulden, reißen dazu ihre Kleider und Hausrat ab, versetzen es zum Teil, damit sie zu leben haben, und ist fürwahr noch Armut vorhanden, mehr als jemand glauben kann." Auch von den Pröpsten ist gesagt, „sie haben jetzund weder Heller noch Pfennig einzukommen und sollen täglich Geld ausgeben." In Kursachsen brachten es die Landpfarrer höchstens auf 60 Gulden (900 Mk.) im Jahre. „Wie kann der Lehre warten," klagt ein säch-
1565 sischer Geistlicher, „welcher pflügen muß und die Ochsen mit der

Geißel treiben, wie es jetzt gemeiniglich allen Dorfpredigern geht." Ähnliches wird aus Mecklenburg berichtet, und die brandenburgische Visitationsordnung ermahnt die Pfarrer, „mit ihren Stipendiis zu- 1573
frieden zu sein, und da sie gleichwohl etwas geringe seien, Gott um Hilfe und das tägliche Brot zu bitten; der werde sie, desgleichen ihre Weiber und Kinder, sonder Zweifel, wie er andern gottesfürchtigen frommen Kirchendienern und treuen Predigern, die sein Wort lauter und rein gepredigt und ihres Berufes mit Fleiß gewartet, allewege gethan, mit allerlei dieses Lebens Notdurft gnädiglich versehen." Wenn die Papisten höhnten, daß sich die „Evangelischen", weil sie die äußern guten Werke verachten, sich selbst das Brot vom Munde wegpredigen, so geben sie ihnen damit wider Willen das schönste Zeugnis. Die Pfaffen des Mittelalters genossen den gegenteiligen Ruf.

Ja mehr noch als eine gute Leibesversorgung setzten die evangelischen Pfarrer für ihren Glauben ein. Wie viele wurden von katholischen Herren aus dem Lande gejagt oder gefangen gesetzt und mit dem Tode bedroht! Aber gerade, die so selbst wie der Vogel auf dem Zweige saßen und die Sorgen der Nahrung oft und viel an sich selbst erfahren hatten, hatten ein mitleidiges Herz und eine offene Hand für alle Armen, Notleidenden und Verfolgten. Von Luthers Wohlthätigkeit haben wir schon gehört. Er war aber auch ein Anwalt aller Armen und Unterdrückten, wie es Eberlin von Günzburg als Ideal (Strebeziel) des evangelischen Pfarrers aufstellt: „Es soll kein Mensch in eurem Kirchspiel sein, der nicht Dienst, Rat, Hilfe und Trost von euch empfange. Ein Pfarrer soll die letzte Zuflucht sein der Betrübten und Geängsteten auf Erden." Über Melanchthon, mit dem seine Frau in diesem Stücke eins war, äußerte einmal Jonas: „Ich wollte, daß ihm niemand Geld schenkte, denn es hilft weder ihm noch seinen Kindern; sobald seine Besoldung kommt, giebt er davon weg, bis kein Heller mehr übrig ist." Durch ihr Wohlthun besonders berühmt war Frau Katharine Zell, die Gattin des schon mehrfach genannten Straßburger Reformators. An ihrer Thüre zuerst klopften flüchtige Predigerfamilien. Als im Jahr 1524 in Einer Nacht 150 Bürger von Kenzingen im Breisgau um des Glaubens willen vertrieben wurden, fanden deren 80 bei ihr eine Zuflucht. Als im Jahr 1525 „nach dem Totschlag der armen Bauern so viel elende, erschrockene Leute gen Straßburg kamen," nahm sie sich ihrer in Gemeinschaft mit dem Almosenschaffner

Lux Hackfurt und einigen Witwen kräftig an, sammelte für sie Almosen, diente ihnen und Hunderte dankten ihr das Leben."

Armenversorgung. Der Geist des Evangeliums lenkte die Herzen allgemein auf eine christlichere Art, die Armen zu versorgen. Im Mittelalter wimmelte es von Bettlern, solchen, welche frommen Brüderschaften angehörten, und gemeinen Bettlern. Die Frömmigkeit der Zeit sah die Sache so an, daß der Bettler dem Almosenspender eine größere Wohlthat erweise als dieser ihm, sofern der Arme dem Reichen Gelegenheit gebe, seine Sünden zu tilgen und den Himmel zu verdienen. Daneben lag der tiefe innere Schaden, den die Bettelkunst den Armen brachte, auf der Hand und für Länder und Städte war der Bettel eine schwere Plage geworden. Nun warf Luther mit seiner Lehre den Wahn von der Verdienstlichkeit der guten Werke um; andererseits lag ihm das Leibes- und Seelenwohl des Nächsten mehr am Herzen als den mittelalterlichen Frommen, deren Wohlthun in erster Linie sich selbst suchte. So machte er schon in der Schrift: „An den christlichen Adel" den Vorschlag, daß der Bettel abgeschafft werden und jede Gemeinde ihre Armen selbst versorgen solle. Diesem Gedanken trat man zuerst in Augsburg nahe durch Aufstellung einer
1522 neuen Almosenordnung. Jetzt nahmen die Sammlung von Gaben sogenannte Almosenherren in die Hand. Die Armen wurden in ihren Häusern aufgesucht und nach Bedarf versorgt. Das Beispiel fand allenthalben Nachahmung. Überall in evangelischen Städten wurde ein „Armenkasten" oder „gemeiner" Kasten errichtet. In denselben flossen auch die Einkünfte aus Kloster- und Kirchengütern. Von des Landgrafen Philipp Spital in Haina haben wir schon gehört. Dort wurden über 500, bisweilen gegen 1000 Personen verpflegt. Breslau ernährte 500 arme Bürger allein im Spital. Augsburg versorgte in einem Jahre 800 Personen, in einem andern gar 4000. Stiftungen von Wohnungen für Waisenkinder, für Arme, für alte Seeleute finden wir in den Hansestädten.

Freilich nahmen dem gemeinen Kasten anfänglich die Pensionen an katholische Geistliche und Ordensleute sehr viel weg (in Thüringen fast $^{4}/_{5}$). Aus demselben waren die Besoldungen der evangelischen Pfarrer und die gegen vorher namhaften Ausgaben für die Schule zu bestreiten. So blieb für die Armenversorgung nicht überall hinreichend übrig. Im Anfang ergänzten reiche Kollekten den Mangel. In Nürnberg sammelte man in 3 Jahren gegen 13 000 Gulden an freiwilligen Gaben. Allein die erste Liebe ließ nach. Zu der sorg-

fältigen Pflege von Kindern und Kranken, wie wir sie kennen, fehlte die Erfahrung, es fehlten auch die richtigen Leute, und etwas einem Mönchs- oder Nonnenorden auch nur entfernt Ähnliches einzurichten, fürchtete man sich. So hat man es leider zu bald wieder aufgegeben, dem einzelnen Armen und seinen Bedürfnissen nachzugehen. Die Almosenverteilung ging wieder wie in alter Zeit mehr nach Köpfen und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kehrt auch der Bettel wieder. Aber umsonst war die von der Reformation gegebene Anregung zu einer Versorgung der Armen von Gemeinde- und Staatswegen nicht. Sie wurde später in evangelischen und katholischen Herrschaften wieder aufgegriffen.

Die Zuchtübung der evangelischen Landeskirchen ist schon im vorigen Abschnitt beschrieben worden. Es bleibt nur noch ein Wort zu sagen über ihren Geist und ihren Erfolg. Sittenzucht.

So viel ist aus all den alten Kirchenzuchtordnungen zu entnehmen, daß bei der Obrigkeit selbst mehr als unter der frühern päpstlichen Kirchenherrschaft ein ernstlicher Wille da war, der Sünde unter dem Volke zu wehren, damit zugleich dem Ärgernis für andere zu steuern und Gottes Zorn und Gericht abzuwenden. Zu beklagen bleibt, daß die Fürsten selbst ihr eigenes Leben nicht durchaus dem Evangelium gemäß umgewandelt haben und trotz allem, was sie sonst für sich daraus lernten, durch Festhalten an gewissen Lieblingssünden vielfach ein schlimmes Beispiel gaben. Dies gilt insbesondere von dem ausschweifenden Landgrafen Philipp, den sein unglücklicher Versuch, durch Nachahmung alttestamentlicher Doppelehe Gesundheit und gutes Gewissen wieder zu erlangen, um die vorherige Achtung bei Katholiken und Protestanten gebracht hat. Mehrere evangelische Fürsten frönten der Unsitte des Trinkens in unsinniger Weise. Nur muß man sich nicht von einem Janssen zu der Meinung verleiten lassen, als ob solche Laster erst in der Reformationszeit aufgekommen und von den Evangelischen vornehmlich gepflegt worden wären. Die Völlerei war damals so sehr im Schwange, daß am kaiserlichen Hofe die wichtigsten Regierungsgeschäfte oft nicht erledigt werden konnten, daß fremde Gesandte warten mußten, weil die Räte schon in den Frühstunden betrunken waren. Auf dem Wormser Reichstag (1521) tranken 72 vornehme Herren bei einem nächtlichen Bankett 1200 fränkische Maß Wein.

Die Kirche der Reformation hat in den Sitten ihrer Zeit ein

böses Erbe angetreten. Wenn wir das bedenken, werden wir ihren eigenen sittlichen Eifer höher anschlagen.

Man begnügte sich nicht mit der Bestrafung der gröbsten Ausschreitungen, sondern suchte die Gelegenheit zur Sünde einzuschränken. So trat man in Preußen nicht nur dem eigentlichen Fluchen und der Gotteslästerung entgegen, sondern verbot schon „religiöse Gespräche ohne Zucht an unpassenden Orten." Das ausgelassene Treiben um Fastnacht wurde thunlichst beschränkt. Einzelne Glücksspiele (an manchen Orten Karten- und Würfelspiel) wurden ganz verboten, das Kegeln, womit besonders die ausgetretenen Mönche sich vergnügten, für Werktage. Die werktägliche Arbeit wurde gefördert. Während Eberlin von Günzburg um den Beginn der Reformation annahm, daß von 15 Menschen immer nur einer arbeite, wurde jetzt das Nichtsthun geächtet. Die Menge der Klöster und der Bettler verschwand, die Zahl der Feiertage wurde beschränkt. Wenn auf sonntäglichen Kirchenbesuch gedrungen wurde, so geschah damit nichts Neues. Dagegen wurde besser als bisher auf Sonntagsheiligung hingearbeitet. In Straßburg wurde bei Geldstrafe verboten, ehe die Mittagspredigt im Münster beendigt sei, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, in einem Wirtshaus zu zechen oder zu spielen, auf den Gräben oder in der Stadt spazieren zu gehen oder nach der Scheibe zu schießen. In den spätern württembergischen Kirchenkonventsprotokollen wird ein beständiger Kampf geführt gegen Bauern, die ihr Vieh schon vor der Kirche austreiben und gegen die Köhler, welche ihren Meiler so anzünden, daß er über den Sonntag brennt.

Überall werden Verbote erlassen gegen das völlerische Zutrinken. In Straßburg müssen die Wirte um 9 Uhr Feierabend machen. Auch der Üppigkeit bei Hochzeiten wird durch bestimmte Verordnungen entgegengetreten. Da seit der Verbindung der Habsburgischen Kaiser mit den Niederlanden und mit Spanien die verwegensten Trachten von den Deutschen nachgeahmt wurden, stellte man Kleiderordnungen auf.

Der Lockerung der Sitten zu wehren, wurde eingeschritten gegen leichtfertige Lieder der Spielleute, gegen schandbare Schriften und Bilder. Häufig ist die Bedrohung der Kuppelei. Gegen die öffentlichen Frauen wird ein ernster Kampf geführt. Da manche nach dem Aufhören der bischöflichen Ehegerichtsbarkeit, wo die Leute nicht nur „an Gut, sondern auch an Leib und Seel belästigt wurden,"

de Art von Ehe für erlaubt hielten, so wurden neue Eheordnungen mit strengen Strafen für die Übertreter aufgestellt.

Das Ergebnis dieser Sittenzucht war zweifellos gute Kirchlichkeit nd ein gewisses Maß von äußerer Ehrbarkeit bei unsern evangeichen Gemeinden im allgemeinen. Zeiten völliger Auflösung aller ande der Ordnung, wie die des dreißigjährigen Kriegs, müssen außer erechnung bleiben. Daß trotz der strengen Zucht schlimme Sünden ı geheimen fortgetrieben wurden, ist ebenso wahrscheinlich, als das ndere gewiß ist, daß einzelne durch alle Zuchtmittel sich nicht wirkh bessern ließen. Andere aber fürchteten sich wenigstens vor der fentlichen Bestrafung, hüteten sich und ihr Haus vor dem, was eine lche hätte herbeiführen können. Manche Sünden freilich konnten von eser Art von Kirchenzucht überhaupt nicht oder nur in ihren äußersten uswüchsen getroffen werden wie z. B. Unversöhnlichkeit oder Geiz. enn eine Zucht mit äußeren staatlichen Mitteln kann sich immer ur auf offenkundige äußere Handlungen, niemals aber auf die Genung des Herzens erstrecken. Erfolg.

Mag man die Zucht der frühern evangelischen Kirche tadeln, iß sie zu wenig geistlich, viel mehr eine staatliche Zucht war, so leibt es andererseits ein unleugbares Verdienst, daß die Kirche den taat zu solch ernster Erfassung seiner sittlichen Aufgabe gebracht hat. ie gute Wirkung der alten Sittenzucht läßt sich auch bis auf unsere eit verfolgen. Denn noch vor wenigen Jahrzehnten unterschied sich angelische Bevölkerung sichtlich von katholischer durch ein mehr ch innen gekehrtes, ernstes Wesen. Die Kleidung war viel einfacher, isterer. Man wußte viel weniger von Wirtshauslaufen und lärenden Vergnügungen. Verkleidung und Narrheiten um Fastnacht aren verpönt. Mag manches hievon ein Verdienst des spätern ietismus sein, der Grund wurde jedenfalls durch unsere alten Kirenordnungen gelegt. Wohl ist der moderne Staat in mancher Hincht vernünftiger, geordneter, gerechter, fast könnte man sagen, christcher geworden, als das Staatswesen der Reformationszeit war; r besorgt einzelnes besser, als er es einst in der Zeit der engen erbindung mit der Kirche that. Aber heute noch wäre es gut, wenn an die alte Zucht nicht auf einmal hätte fallen lassen, wenn wir ur an den nächtlichen Straßenunfug und das Leben vieler jungen eute vor der Verheiratung denken. Daß unser evangelisches Volk o viel von katholischer Äußerlichkeit annimmt, ist eine nicht zu unterchätzende Gefahr.

Es liegt mir sehr fern, die altevangelische Kirchlichkeit mit Herzensfrömmigkeit und wahrer Tugend zu verwechseln. Ich bin vielmehr überzeugt, daß gerade die äußerliche Zucht manche zu Heuchlern gemacht, andere dem Christentum innerlich entfremdet haben wird. Ebenso werden wir noch finden, wie das Alleingeltenlassen des Pfarrers und des kirchlichen Christentums lebendiger Frömmigkeit vielfach in den Weg getreten ist und dieselbe sogar teilweise verfolgt hat.

Eigenart der evangelischen Frömmigkeit.

Unsere evangelischen Gemeinden sind keineswegs Mustergemeinden, wie man zuzeiten etwa die Gemeinden des kleinen Häufleins der böhmischen Brüder nennen könnte. Es ist vielmehr eine Eigentümlichkeit der alten evangelischen Kirche, daß sie weder einzelne Heilige, noch in die Augen fallende christliche Institute (seiens Orden oder Gemeinden) hervorgebracht hat und auch nicht hervorbringen wollte. Luther selbst fürchtete nichts mehr als eigene Gerechtigkeit aufzurichten, sich selbst zu einem Heiligen nach dem Vorbild der alten, gemalten Heiligen zu machen. Ebenso wollte er für andere nicht ein neues Gesetz, Lebensregel oder dergleichen aufstellen. Er hätte da gegenüber von Gottlosen und Unmündigen auf Grund von 1. Tim. 1, 9 entschieden weiter gehen dürfen. Allein es war ihm alles daran gelegen, die Wahrheit, daß unsere Gerechtigkeit vor Gott allein ruhe auf dem Glauben an Christum, ja nicht wieder verloren gehen zu lassen. Das danken wir ihm heute noch. Kam darüber die feine, äußerliche Zucht bei den lutherischen Gemeinden etwas zu kurz, stellt sich das evangelische Christentum aus diesem Grunde heute noch weniger vorteilhaft dar, indem ihm die Schaustücke fehlen, so dürfte in Gottes Augen das Urteil vielleicht doch anders lauten, als bei den Menschen, die nur sehen, was vor Augen ist.

Daneben hat die Reformation eine umgestaltende Wirkung auf die Welt geübt, wie man es seit der Apostel Zeit nicht mehr erlebt hatte. Während die alte, katholische Frömmigkeit seit der Ausscheidung des Klerus und dem Auftreten des Mönchtums die Laien, oder die Welt verachtet und verabsäumt, und ihnen nur so viel Anteil an Gott und seiner Seligkeit zuspricht, als der Gehorsam gegen den Klerus und die Mitteilung von den Verdiensten der Heiligen ihnen verschafft, zerstört Luther die selbstgemachte Herrlichkeit der Priester und Mönche, er spricht jedem wahrhaft Glaubigen denselben Anteil an Gott und seiner Gnade in Christo zu und lehrt die Weltleute den von Gott ihnen zugewiesenen weltlichen Beruf als einen Gottesdienst

ben. Damit hat Luther viel Gottlosigkeit beseitigt, Gottes Ehre in er Welt wiederhergestellt, der Welt selbst aber bisher nicht gekannte räfte zugeführt. Viel besser als die mittelalterliche Kirche ist er em Worte des Herrn gerecht geworden, daß die Christen ein Salz er Erde und ein Licht der Welt werden müssen und das Reich Gottes ie Welt wie ein Sauerteig durchdringen soll.

Wie Luther den Ehestand wieder geheiligt hat, haben wir ben*) gesehen. Dem sei hier noch ein besonders schönes Wort eigefügt, das alle Stände auf sich anwenden dürfen. „Die ganze Welt könnte überall voll Gottesdienst sein, nicht allein in den Kirchen, ondern auch im Hause, Küche, Keller, auf dem Felde, wenn wir ns nur wollten recht drein schicken. Da könnte eine Dienstmagd die reude im Herzen haben und sagen: „Ich koche jetzt, ich mache das ett, ich kehre das Haus. Wer hat michs geheißen? Mein Herr id Frau. Wer hat nun ihnen solche Macht über mich gegeben? s hats Gott gethan. Ei so diene ich ja Gott im Himmel." Wie e Geringsten, so lehrte Luther auch die Höchsten auf Erden, die ürsten, „was ihr Stand wäre vor Gott." Denn „dazumal wußte emand etwas von der weltlichen Obrigkeit, woher sie käme, was r Amt oder Werk wäre oder wie sie Gott dienen sollte. Die Aller-elehrtesten hielten die weltliche Obrigkeit für ein heidnisch, menschlich, ngöttlich Ding, als wäre es ein fährlicher Stand zur Seligkeit. ürsten und Herren hielten ihren Stand und Amt für nichts und r keinen Gottesdienst, wurden rechte Pfaffen und Mönche, wollten e Gott dienen, so mußten sie in die Kirche."

Aus dieser neuen Weltanschauung entspringen die innern und ußern Vorzüge des Protestantismus im allgemeinen: neue Freude n Gott und seiner Welt, Vertrauen auf den Heiland statt auf eigene der anderer Menschen Werke, Abkehr von bloß äußerlichem Gottes-ienst und Bemühung um Andacht und Wahrhaftigkeit des Herzens ie des Mundes. Der Protestant ist weniger abhängig vom Priester, lbständiger in seinem Denken und Handeln, hat mehr das Bewußt-in der eigenen Verantwortung vor Gott. Darum strebt er ebenso ach eigener Erkenntnis des Willens Gottes aus der Schrift wie ach Vervollkommnung und Treue in seinem irdischen Beruf. Aus ieser Quelle entspringt die höhere Volks- und Schulbildung bei den vangelischen. Darauf erbaut sich ein neues Familienleben**) mit

*) S. 70 ff. **) Vergl. I, 125 mit II, 70 ff.

mehr und reinerer Liebe und ebenso der neue, von priesterlicher Bevormundung freie, aber seiner eigenen Pflichten und Verantwortung von oben bis unten klarer bewußte Staat. Die Unterthanen werden in der Liebe und Treue gegen König*) und Vaterland, durch die Religion nicht mehr gestört, sondern gestärkt. Während die Niederhaltung des Geisteslebens und die furchtbare Inquisition katholische Länder wie Spanien, Italien, Südamerika teilweise auch Österreich entkräftete und entvölkerte, haben protestantische Länder und Bevölkerungen einen nie geahnten Aufschwung genommen, am auffallendsten Holland, England, das Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Preußen.

Hat die evangelische Kirche keine Heiligen im Sinn des Mittelalters aufzuweisen, so doch ganze Christen, die ihren Gott und Heiland mutig und vor aller Welt bekennen, die in ihm und für ihn leben und eher Eigentum, Weib und Kind und das eigene Leben lassen, ehe sie ihren Glauben und die Wahrheit verleugnen. Luthers eigenes erhabenes Vorbild haben wir kennen gelernt. Die folgenden Kapitel werden uns die unerschütterliche Glaubenstreue der Fürsten der Reformation und ganzer Länder zeigen.

Die Gefahren, die der Protestantismus seinen Bekennern bringt, vergessen wir nicht, daß aus der Tüchtigkeit für Welt und Wissenschaft ausschließliche Weltliebe und Unglauben hervorgehen kann, aus der Selbständigkeit Uneinigkeit, daß der edle Glaube, der uns gerecht macht vor Gott, zur versteinerten Rechtgläubigkeit oder in der That zum „leichten Glauben" werden kann, über den die Katholiken so gerne spotten.

Luther hat die Kirche nicht ein für allemal reformiert. Für jedes Menschengeschlecht und für jeden einzelnen Menschen folgen auf Zeiten**) der Erhebung wieder Zeiten des Niedergangs. Darum dürfen wir nie aufhören, über uns selbst zu wachen. Je freier wir sind von äußern Satzungen, um so notwendiger müssen wir uns innerlich binden an Gott, an unsern Heiland und sein Wort. Thun wir das nicht, dann allerdings wird unsere vermeintliche Glaubensgerechtigkeit zu einer neuen Ungerechtigkeit. Lassen wir aber wie unser Luther alle Tage durch Gottes Wort uns erleuchten, reinigen und neu kräftigen, dann werden wir nimmermehr zu Schanden werden.

---

*) Vergl. I, 125. **) Vergl. I, 25.

Drittes Kapitel:

Störungen der Reformation.

Quellen: Gieseler. J. Köstlin, Martin Luther. Kolde, Martin Luther. Vogt, Bauernkrieg, in Haucks Realencyklopädie. Calwer Kirchengeschichte Württembergs. Roth, Einführung der Reformation in Nürnberg und Augsburger Reformationsgeschichte. Rathgeber, Straßburg im 16. Jahrhundert. Uhlhorn, christliche Liebesthätigkeit. Dittmar, Geschichte der Welt.

Originalaktenstücke zur Kenntnis der Münsterischen Wiedertaufergeschichte nach Hermann Kerssenbrock. Egli, die Züricher Wiedertäufer. G. Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte. Menno, in Herzogs Realencyklopädie.

Von der Geschichte Luthers und der Reformation durch Luther müssen wir nun übergehen zur Darstellung gleichzeitiger Bewegungen, welche einerseits Fühlung mit dieser Reformation suchten, andererseits sie hemmten und schwer gefährdeten. Es ist dies der Bauernkrieg und das Täufertum. Auf die neben der deutschen Reformation herzehende schweizerische Reformation werfen wir den Blick erst, wann wir mit der Geschichte der deutschen Reformation ganz abgeschlossen haben werden. Bleibt uns doch in den nächsten Kapiteln noch die Auseinandersetzung der reformierenden Herrschaften mit der obersten Reichsgewalt zu betrachten, welche nach kurzem Frieden in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, hauptsächlich infolge Eingreifens der Jesuiten im 17. Jahrhundert zu einem Kampf auf Tod und Leben wird, am Ende aber den Evangelischen dauernden Frieden und volle Gleichberechtigung verschafft.

1. Der Bauernkrieg.

Die tiefste und eigentliche Ursache des Bauernkriegs liegt nicht in der Reformationszeit, sondern viel weiter zurück. Man kann sie mit einem Worte nennen: es ist das Herabsinken der freien deutschen Bauern zum Stande von Hörigen oder gar Leibeigenen. Freie Bauern im vollen Sinn gab es um 1500 nur noch in Tirol und in Friesland. Sonst überall hatten sie ihre Freiheit an weltliche oder geistliche Herren (auch Städte) verloren. Sie brauchten bei dem mangelhaften Landfrieden deren Schutz. Dafür mußten sie ihr Eigentum „pfleghaft“ machen lassen; sie wurden Zinsbauern. Oder wo bei starker Bevölkerungszunahme Bauernsöhne Land zu eigener Bebauung begehrten, erhielten sie solches von den Herren in Erb- oder Zeitpacht. Haupt-ursache.

Der Leistungen, die den Bauern damit aufgeladen wurden, waren sehr viele. Sie mußten dreierlei Zehnten geben. Wenn der

hörige Bauer starb, so nahm der Grundherr das Besthaupt oder den Sterbfall von seiner Hinterlassenschaft. Sein Nachfolger, der neue Lehensmann, mußte den Handlohn geben. Neben seinem Feld mußte er das des Grundherrn bauen und ihm in Person oder mit seinem Vieh noch weitere Frondienste leisten. Im Krieg mußte er ausrücken.

Fraglich genug war der Schutz, den er für all das von seinem Herrn genoß. Denn diese Herren, besonders kleine, lagen in steter Fehde miteinander. Während sie sich selbst vor feindlichem Überfall in ihre festen Burgen zurückzogen, zerstampften die Kriegsrosse die Saaten der Bauern, die Feinde trieben ihr Vieh weg und zündeten ihnen Haus und Scheuer an.

Die Rechtspflege war langsam und schlecht. Hart und willkürlich verfuhren die Amtleute mit den armen Bauern. Keiner konnte sich durch Wegzug der Schinderei entziehen. Selbst die Erlaubnis zum Heiraten mußte der Leibeigene erkaufen.

Um es kurz zu sagen, die Bauern waren großenteils zum Bedauern arm, waren fast recht- und ehrlos. Der deutsche Bauer war aber von jeher weit entfernt, solchen Zustand als einen unvermeidlichen und gottgewollten anzusehen. Er litt darunter als unter einer „unrechten Gewalt" und vergalt die schamlose Behandlung mit bitterem Grimm. Sagt doch noch der Sachsenspiegel, das alte deutsche Rechtsbuch: Gott hat alle Menschen erschaffen und alle durch seinen Tod erlöst; der Arme gilt ihm so viel als der Reiche. Denselben Grundsatz spricht der Schwabenspiegel aus: „Wir haben es in der Schrift, daß niemand soll eigen sein."

Frühere Bauernaufstände.

Unter solchen Umständen durften die Herren sich nicht mehr viel herausnehmen, um das Maß der Geduld bei den Hartbedrückten zu erschöpfen. Seit dem Jahr 1476 hatten die Bauern angefangen, bald da, bald dort, im Würzburgischen und in Kempten, im Elsaß und in Württemberg, in Kärnten und in der Wendischen Mark sich zusammenzuschließen, um das von den Herren unbarmherzig ihnen verweigerte Recht sich mit Gewalt zu erzwingen. Der Anlaß zu diesen früheren Bauernaufständen, wobei sich die armen Leute gern unter einem besondern Zeichen, wie dem Bundschuh, oder bedeutungsvollen Namen wie „der arme Konrad" (=koin Rat) zusammenscharten, war in Einzelheiten gelegen. So war der „arme Konrad" in Württemberg (1514) hervorgerufen gewesen durch die Forderung einer Abgabe von Wein, Fleisch und Brot von den Gewerbetreibenden und

die Verminderung von Maß und Gewicht, um dafür Wirte, Metzger und Bäcker schadlos zu halten.

Jetzt litt der Bauer in ganz Deutschland an gemeinsamen Übelständen. Die folgenschwerste, aber am wenigsten verstandene Änderung in der Zeit war „der Übergang von der Natural- zur Geld- und Kreditwirtschaft" und die Verschiebung des Besitzes von einem Stand auf den andern. In früheren Zeiten hatte der Reichtum hauptsächlich in Grundeigentum bestanden. Mit Früchten, Vieh 2c. hatte man viele Abgaben an weltliche Herren und an die Kirche entrichtet. In der Form von Geld hatte man hauptsächlich sein Erübrigtes aufbewahrt. Infolge des sehr emporgekommenen Handels mit ausländischen Waren (Kleidern, Gewürzen 2c.) wurde das Geld das Haupttauschmittel und ging viel Geld ins Ausland. Die Waren waren aber begehrt. So trugen die Leute ihr Geld den Kaufleuten zu. Was ihnen diese nicht abnahmen, begehrte die Kirche. Dadurch entstand ein bedeutender Geldmangel. Bei den großen Kaufleuten allerdings sammelte es sich. Diese häuften große Reichtümer an. Dagegen gebrach es den Herren, die an Kleiderpracht und Wohlleben hinter den Städtebürgern nicht zurückbleiben wollten. Ihre bisherigen Geldzinse reichten nicht mehr. So drückten sie aufs neue die vorher schon ausgepreßten Bauern, wollten sie auch um ihre Allmend (Gemeindewald und Gemeindeland) betrügen, die erblichen Lehen in sogenannte Schlupflehen (bloß persönlich übertragene) verwandeln, um daraus weitere Einnahme zu erzielen. Woher aber sollte der Bauer Geld nehmen? Wohl brachten die gesteigerten Lebensmittelpreise auch dem größern Bauern Geld; bei günstiger Gelegenheit steigerte er seine Einnahmen durch Kornwucher. Dafür wollte aber auch er besser leben, Wein trinken wie die Reichen, statt dem Zwilchkittel kostbare Kleider und goldene Ketten tragen und auf schönen Pferden reiten. So kam er doch nicht voran, lernte sogar das Schuldenmachen. Mußte er aber Geld aufnehmen, so wurden unerschwingliche Zinsen von ihm gefordert.

Ursachen im 16. Jahrh.

In diese Zeit des schwersten wirtschaftlichen Drucks fiel nun die mächtige Geistesbewegung der Reformation. Da wurde der Pfaffen Betrug und Tyrannei aufgedeckt, da sah man den Einen Luther dem Papste und der ganzen Reichsmacht die Stirne bieten. Da hörte man, daß ein jeglicher Christenmensch ein freier Herr sei aller Dinge. Das stieg den Bauern in die Köpfe. Flugs machten sie von dem allem die Anwendung auf ihre eigenen Verhältnisse. Auf

ihrer ersten Seite schon schien ihnen die Bibel des Menschen Rechte zu zeigen; mit der Loskaufung durch Christum schien ihnen ihre eigene Leibeigenschaft unvereinbar.

In solcher Auffassung des Evangeliums wurden sie bestärkt durch Reden und Schriften von Wiedertäufern und entlaufenen Mönchen. Daß Fürsten und Bischöfe die Predigt des Evangeliums nicht dulden wollten, schien ihnen der sicherste Beweis, daß man sie nur in Unkenntnis von den durch das Evangelium eingeräumten Freiheiten halten wolle.

Die früheren Versuche, das vorenthaltene Recht sich mit Gewalt zu nehmen, waren noch nicht vergessen. Das Beispiel der Ritter, die unter Sickingens Führung angestürmt waren gegen die sie immer mehr einengende Macht der Fürsten und mit den Reichtümern der Kirche ihrer Geldnot aufzuhelfen gedachten, war ein neuer Antrieb. War der Aufstand der Ritter gerade so wie die früheren Aufstände der Bauern unglücklich ausgefallen, so glaubten die letzteren sich dadurch nicht abschrecken lassen zu dürfen. Denn diesmal hofften sie durch Vereinigung der ganzen Bauernschaft eine die Herren erdrückende Macht zusammenzubringen. Sie wußten, daß die armen Handwerker in den Städten gleich ihnen unter dem Druck ihrer Herren seufzten und wider dieselben aufgebracht waren. Gelang es diesen, die Macht an sich zu reißen, so bekam man die mit Mitteln reich versehenen Städte auf die Seite der Bauern. Unter der Geistlichkeit, unter Rittern, Beamten und Ratsherren gab es einzelne, die aus Gerechtigkeitssinn oder weil sie Gründe hatten, mißvergnügt zu sein, ihnen recht gaben. Diese konnten, wenn es zum Kampfe kommen sollte, als Führer nützliche Dienste leisten. Und sollte denn nicht gerade jetzt der rechte Augenblick zum Losschlagen sein, wo Prophezeiungen in Menge umliefen, die nach dem Umsturz aller bestehenden Verhältnisse eine neue herrliche Zeit ankündigten? Mit banger Sorge schreckten diese Weissagungen die Herrenpartei. Den Bauernfreund aber erfüllten sie mit neuer Hoffnung und neuem Mute.

1523

Wie ernst es den Bauern war mit dem Glauben, daß ihre Sache gerecht und in völliger Übereinstimmung mit dem Worte Gottes sei, sieht man aus den 12 Artikeln, welche das sogenannte Bauernparlament in Memmingen aufstellte.

Die 12 Artikel der Bauern.

Der Inhalt der Artikel, welche wohl große Änderungen verlangen, aber immer noch maßvoll und in bescheidenem Ton gehalten sind, ist kurz folgender:

1. Eine ganze Gemeinde soll einen Pfarrherr selbst wählen, und wenn er sich ungebührlich halten würde, wieder entsetzen dürfen.

Der Pfarrherr soll das heilige Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen Zusatz, Lehre und Gebot.

2. Den Kornzehnten wollen sie fernerhin gern geben zu ausreichendem Unterhalt für den Pfarrer und für die Ortsarmen und zur Ansammlung eines Fonds für Kriegsnot, welcher die Umlage einer Steuer auf die Armen entbehrlich macht.

Wo ein Dorf seinen Zehnten verkauft hat, wollen sie ihn ablösen.

Den kleinen Zehnten aber wollen sie nicht mehr geben; denn Gott hat das Vieh frei dem Menschen beschaffen.

3. Daß man sie für „eigen Leut" gehalten hat, ist zum erbarmen, angesehen, daß Christus alle mit seinem kostbaren Blut erlöst und erkauft hat, den Hirten gerade so gut wie den Höchsten. Obrigkeit wollen sie damit nicht verworfen haben.

4. Unziemlich, unbrüderlich und wider Gottes Wort (1. Mose 1, 28) dünke es sie, daß der arme Mann nicht Gewalt haben solle, Wildpret, Geflügel oder Fisch im fließenden Wasser zu fangen. Wider Gott und den Nächsten sei es, wenn sie müssen dazu still schweigen, wie an etlichen Orten das von der Obrigkeit ihnen zum Trotz und Schaden gehegte Wild wegfrißt, was Gott zu der Menschen Nutzen hat wachsen lassen.

5. Auch der Wald, so weit sich der Ankauf durch einzelne nicht nachweisen läßt, soll wieder der ganzen Gemeinde zufallen und jedermann mit bloßem Vorwissen der Aufsichtsbehörde sich seinen Bedarf an Brenn- und Bauholz umsonst holen dürfen.

6—8 verlangt Minderung der Frondienste 2c.

9. Man soll sie strafen „nach alter geschriebener Straf" und nicht immer wieder neue Satzung machen, das einemal aus großem Neid, das anderemal aus großem Gunst.

10. Die den Gemeinden widerrechtlich abgenommenen Allmendstücke sollen ihnen zurückgegeben werden.

11. Witwen und Waisen sollen nicht durch den „Todfall" schändlich beraubt werden.

12. Von jedem Artikel, der dem Wort Gottes nicht gemäß wäre, wollen sie jetzt oder später abstehen, weitere Artikel, die aus der Schrift zu erweisen wären, sich vorbehalten haben.

Diese 12 Artikel sind wahrscheinlich von dem Memminger Kürschner Sebastian Lotzer unter dem Einflusse seines Gevattermanns,

des Prediger Schappeler, verfaßt. Zur Bekräftigung der im letzten Artikel ausgesprochenen Gesinnung schickte man sie an die hervorragendsten Reformatoren und die bekanntesten oberschwäbischen Prediger, deren Ausspruch man sich unterwerfen wollte.

Luthers Mahnung zum Frieden.

In dem Gutachten, das Luther ausstellte, sagt er beiden Teilen, Herren und Bauern, freimütig wie immer die ganze Wahrheit. Er mißt die erste Schuld an dem drohenden Sturme den Fürsten und Herren und der römischen Geistlichkeit zu, „die nicht aufhören, zu toben und zu wüten wider das heilige Evangelium, im weltlichen Regiment aber nichts mehr thun, als daß sie schinden und schatzen, ihren Pracht und Hochmut zu führen, bis der arme, gemeine Mann nicht kann, noch mag länger ertragen.“ Er erinnert sie an das Psalmwort 107, 40, und heißt sie, nicht aus Furcht vor den Bauern, sondern vor Gottes Zorn und Gericht, den Weg gütlicher Vergleichung einschlagen. Von den 12 Artikeln sind etliche so billig und recht, daß ihre Zurückweisung die Herren vor Gott und Menschen ins Unrecht setzen müßte. An den Bauern gefällt ihm am besten, daß sie sich wollen aus der Schrift belehren lassen, und um sie zu gewinnen, redet er sie noch als seine lieben Freunde an. Mit ihnen will er über Recht und Unrecht der einzelnen Artikel nicht streiten. Darüber sollten Erwählte aus dem Adel und den Städten einerseits und den Bauern andererseits miteinander verhandeln und dabei jeder Teil von den allzuhoch gespannten Forderungen ablassen. Dagegen spricht nun Luther den Bauern völlig das Recht ab, sich eine christliche Rotte oder Vereinigung zu nennen. Christen sind überhaupt seltene Vögel; es wäre gut, sie wären rechtliche Menschen. Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz und nichts anderes ist der Christen Recht. Wo, wie in der Bauern Artikeln, sich fast alles um den eigenen Nutzen und darum handelt, daß sie Leib und Gut frei bekommen, da muß man vom Evangelium nicht reden. Wider sie ist vor allem das Schriftwort: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.“ Auch wenn die Obrigkeit böse ist, wird dadurch Rotterei und Aufruhr nicht entschuldigt. Niemand darf sein eigen Richter sein, sondern er muß Gott die Rache überlassen. Sie mögen nun sehen, wie sie's treiben. Aber wenn sie Gewalt brauchen und dennoch sich als Christen ausgeben wollen, dann müßte er sie als Feinde ansehen und mit Wort und Gebet zu Gott bekämpfen.

Der Gang der Ereignisse.

Luthers Ermahnung zum Frieden konnte den Gang der Ereignisse nicht mehr aufhalten. Sie erschien im Mai. Die Feind-

seligkeiten waren aber schon im April ausgebrochen. Nur einzelne Städte vom Aufruhr fern zu halten oder wenigstens beruhigend einzuwirken, gelang etlichen treuen evangelischen Predigern im Bunde mit ihrer Obrigkeit, so Alber in Reutlingen, Brenz in Hall, ebenso den Nürnberger Predigern. Anderswo, z. B. im Elsaß, redeten sie vergebens zum Frieden. Als der Straßburger Magistrat in derselben Absicht zwei Ratsherrn zu einem Bauernheere schickte und diese bei den Bauernhauptleuten vorgelassen zu werden begehrten, hieß es: „die Herren seien beim Essen und wollen nicht gestört sein.“ Als ihnen endlich Zutritt verstattet wurde, wies man ihre wohlmeinenden Warnungen kurzerhand ab mit den Worten: „Man hat uns lange genug für Bauersleute gehalten, wir wollen einmal sehen, ob wir nicht der Zinse, Gülten und Fronen frei werden können. — Zieht wieder heim, ihr Herren, sonst werden wir euch eine andere Antwort geben.“

Daß es zu friedlicher Lösung der Bauernfrage im ganzen nicht kam, daran trugen übrigens nicht die Bauern, sondern die Herren die Schuld. Die bedeutendste Macht in Süddeutschland stellte damals der Schwäbische Bund dar. Diesem, welcher seinen Bundesrat in Ulm hatte, hatten die Bauern ihre Artikel vorgelegt. Aber der Bundesrat nahm die Verhandlungen über die Artikel nur zum Schein auf, um Zeit zu gewinnen, sein Heer zu sammeln und zu verstärken. Zurückzuführen ist diese seine Haltung auf die volks- und freiheitsfeindlichen Umtriebe des bayrischen Kanzlers Leonhard v. Eck, der nach einer Gelegenheit suchte, mit der Bauernschaft den ganzen Geist der Zeit zu treffen und niederzuschlagen.

So gelang es dem Führer des Bundesheeres, Georg Truchseß von Waldburg, die oberschwäbischen Bauernhaufen durch allerlei, auch unlautere Mittel auseinanderzuhalten und getrennt zu schlagen. Damit war zwar für die Herren die große Gefahr einer Vereinigung sämtlicher Bauernverbände beseitigt. Denn die Oberschwaben waren die vernünftigsten und am besten geleiteten. Hätten sie gesiegt und, nach Norden vordringend, immer weitere Massen mit sich vereinigt, so hätten die Fürsten einen schweren Stand bekommen.

Die von Schwaben ausgegangenen Artikel hatte die Bauernschaft in ganz Deutschland angenommen. Dagegen blieben jetzt die übrigen Bauernhaufen nicht mehr bei diesen Artikeln stehen, sondern verstatteten weitern Bestrebungen Zugang. In Heilbronn wurde unter der Führung Wendel Hiplers und Friedrich Weigands, zweier vormals fürstlichen Beamten, eine „Ordnung und Reformation

zu Nutz, Frommen und Wohlfahrt aller Christenbrüder“ aufgestellt. Darin war eine ganz neue Reichsverfassung ins Auge gefaßt. Die zahllosen kleinen Fürsten und Herren sollten beseitigt werden und der Kaiser allein Herr in Deutschland sein, gleiches Recht, Münze, Maß und Gewicht eingeführt, die Zölle aufgehoben werden. Das waren an sich auch keine unvernünftigen Gedanken, bedrohten aber schon viel mehr die bestehenden Rechte und gingen über das Bedürfnis des Augenblicks weit hinaus. Dem entsprach auch das Gebahren dieses Haufens, zu welchem Schwaben, Franken und Pfälzer gehörten. Sie hausten sehr übel in Klöstern und Schlössern, die sie eroberten und verbrannten. Die Beute führten sie auf Wagen weg. Den Wein in den reichgefüllten Kellern aber tranken sie; was sie nicht bewältigen konnten, ließen sie auslaufen. Beim Kloster Eberbach lagerte ein Haufe vier Wochen lang, ohne nüchtern zu werden. Das größte Entsetzen verbreitete die Einnahme von Weinsberg durch die Bauern. Dort lag Graf Ludwig von Helfenstein, der den Bürgern zur Hilfe gesandt war, mit einer Anzahl von Rittern. Gesindel, das sich in die Stadt eingeschlichen hatte, öffnete den stürmenden Bauern die Thore, und nun wurde Helfenstein mit etwa 70 Rittern gefangen. Zur Rache für die im Oberland gefallenen Brüder beschloß der Bauernrat alle umzubringen. Fußfällig bat die Gräfin mit ihrem zweijährigen Söhnlein auf dem Arme um das Leben ihres Gatten. Höhnend stieß man sie zurück, riß ihr das Geschmeide ab und verwundete ihr Kind mit einem Spieß. Dann umringten die Bauern die sämtlichen Edelleute und zwangen sie, wider ihre vorgehaltenen Spieße zu rennen, bis sie tot niederfielen. Ein ehemaliger Diener des Grafen blies zu diesem Todeslaufe die Pfeife. Jetzt erkannte selbst Hipler, daß die Bauern auf solche Weise ihr Ziel nicht erreichen würden und suchte durch Beiziehung adeliger Führer (Göz von Berlichingen) den Bauern eine bessere Ordnung zu geben. Allein die Bauern fügten sich keiner Zucht. Die „ganze Landschaft südlich vom Main war vom Feuer gerötet. 179 Schlösser mit 28 Klöstern gingen in den Flammen auf.“

Vom Main rückte der Aufruhr weiter vor gegen Thüringen und Sachsen. Selbst Erfurt mußte den Bauern seine Thore öffnen, nicht wenige vom Adel mußten ihnen Heerfolge leisten. In Mühlhausen schlugen sich die Wiedertäufer unter Thomas Münzer und Pfeifer auf ihre Seite. Heftiger als sonst irgendwo geschehen war, wurde von diesen der Haß gegen Fürsten und Geistlichkeit und die

ganze bestehende Ordnung angestachelt. Münzer führte die Seinen an auf ihren Verheerungszügen, er ließ Kanonen von ungewöhnlicher Größe gießen und schrieb blutdürstige Briefe bald da bald dorthin, welche er unterzeichnete: „Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideons." In einem der von Mühlhausen ausgehenden Aufrufe heißt es: „Laßt euch nicht erbarmen! Schmiedet pinkepank auf den Ambossen Nimrods. Es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der menschlichen Furcht solltet leer werden. Man kann euch von Gott nichts sagen, solange sie über euch regieren. Dran, dran, die ihr den Tag habt! Gott geht euch voran, folget!"

Um jene Zeit lag Friedrich der Weise im Sterben. Wie er immer ein Mann des Zuwartens gewesen war, so hatte er auch hier die Gewaltanwendung bis zum äußersten hinausschieben wollen. Allein jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Darum griff jetzt Luther in der Art in die Bewegung ein, daß er schwache und schwankende Fürsten in ihrer Pflicht, dem Rauben, Morden und Zerstören der Bauern entgegenzutreten, stärkte. Mit Gefahr seines eigenen Lebens reiste er unter den Bauern umher, überall gegen die Empörung predigend. Allein er vermochte nichts über sie. „Je mehr er mahnte und lehrte, desto störriger, stolzer und toller wurden sie." Nun gab er eine kurze, aber sehr scharfe Schrift heraus: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern." Darin nimmt er den vorigen Vorwurf, daß sie ihre greuliche Sünde mit dem Evangelium decken wollen, wieder auf und sagt, daß sie für ihren Eidbruch gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit und als öffentliche Straßenräuber und Mörder wohl zwiefältig den Tod verdient haben. Über dem „zwingen und dringen sie viel frommer Leute, die es ungern thun, zu ihrem teuflischen Bunde und machen dieselben also teilhaftig aller ihrer Bosheit und Verdammnis." Daher bittet Luther: „Fliehe vor den Bauern, wer da kann!" Die Herren aber redet er an: „Löst hie, rettet hie, helft hie, erbarmt euch der armen Leute, steche, schlage, würge hie, wer da kann. Bleibst du drüber tot, wohl dir, seliglichern Tod kannst du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Worts und Befehls und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Höllen und Teufels Banden."

Luthers Eingreifen.

Um die Bekämpfung des Aufruhrs machte sich besonders Landgraf Philipp verdient. Nachdem er denselben von seinen eigenen Grenzen abgewehrt und sein eigenes Volk unschwer zur Ruhe ge=

Die Bauern unterliegen.

bracht hatte, eilte er seinem Schwiegervater, Herzog Georg, und dem neuen Kurfürst Johann zu Hilfe. Bei Frankenhausen standen die Fürsten einem Haufen von 8000 Bauern mit einem an Anzahl kleineren, aber besser gerüsteten Heere gegenüber. Albrecht von Mansfeld, der seine eigenen Bergleute durch Abstellung von Beschwerden von den Bauern abgezogen hatte, und Kurfürst Johann wünschten nochmals Friedensverhandlungen. Aber Münzer hintertrieb sie. Um den Bauern alle Hoffnung auf Gnade zu benehmen, ließ er einen aus dem fürstlichen Lager abgesandten jungen Ritter niederstechen und darauf das Lied: „Komm, heilger Geist" anstimmen. Er hatte den Bauern verheißen, er werde alle Büchsensteine, welche der Feind auf sie schießen werde, mit seinem Rockärmel auffangen. Aber nur die ersten Schüsse trafen nicht und bald verspürten die Bauern die Kugeln und Schwertschläge der Angreifer. Da stürzten sie sich unaufhaltsam in die Flucht. Dennoch wurden gegen 5000 niedergemacht. Münzer legte sich auf einem Dachboden in ein Bett, als wäre er krank. Aber durch seine Brieftasche verraten, wurde er festgenommen. Nachdem er gefoltert worden war, trat er, vielleicht um sein Leben zu retten, zur katholischen Kirche zurück, wurde aber trotzdem hingerichtet und starb kleinmütig und verzagt.

Die übrigen Bauernhaufen unterlagen gleichfalls, die meisten dem Schwerte des Truchseß, der nacheinander in heißen Schlachten die Württemberger, die Neckarthaler und Odenwälder und die fränkischen Bauern, zuletzt nochmals seine Landsleute, die Oberschwaben schlug und nun der „Bauernjörg" hieß.

Furchtbar war die Bestrafung der Bauern. An Grausamkeit gaben jetzt die Herren den tollen Bauern nichts nach. Der Truchseß zündete Weinsberg an. Den Spielmann bei dem oben geschilderten Todestanze ließ er mit einer Kette an einen Baum binden, dann rings um ihn herum Feuer anlegen, von dessen Glut gepeinigt er hin und hersprang, bis er mit verbrannten Gliedern tot niederfiel. Der Erzbischof von Trier stach mit eigener Hand mehrere Bauern tot. Allein im Elsaß verloren in einer Woche gegen 20 000 Bauern das Leben. Im ganzen sollen im Bauernkriege mindestens 150 000 Bauern umgekommen sein. Auch wurden die Überlebenden nachher nur noch ärger gedrückt und mißhandelt als zuvor. Der Schadenersatz, den die Bauern zu leisten hatten, machte manchen zum armen Mann; solche, welche nicht bezahlen konnten, mußten als Bettler mit Weib und Kind von ihrem Hause und Hofe abziehen.

Luther hat später die Erfahrungen des Bauernkriegs in die [b]eachtenswerten Worte zusammengefaßt: „Obrigkeit ändern und Obrig[ke]it bessern sind zwei Dinge, so weit von einander als Himmel und [E]rde. Ändern mag leichtlich geschehen, bessern ist mißlich und ge[f]ährlich. Warum? Es stehet nicht in unserm Willen oder Vermö[g]en, sondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel [a]ber fragt nicht viel, wie es besser werde, sondern nur, daß es [a]nders werde. Wenn's denn ärger wird, so will er abermals ein [a]ndres haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt [H]ornissen für Hummeln. Und wie die Frösche vorzeiten auch nicht [m]ochten den Klotz zum Herrn leiden, kriegten sie den Storch dafür, [d]er sie auf den Kopf hackte und fraß sie." Wem diese Lehre der [B]auernkrieg noch nicht eindringlich genug predigt, der betrachte die [G]eschichte der französischen Revolution und Napoleons I, der dort [F]rieden machte!

Übrigens hat der Bauernkrieg nicht nur die Bauern geschädigt, [so]ndern auch die Reformation. Was Luther von Anfang an von der [u]nseligen Berufung der Bauern auf das Evangelium gefürchtet hatte, [tr]at ein: Es gab nun doch Leute, besonders unter dem Adel, welche [je]tzt Reformation und Revolution für gleichbedeutend hielten und der [S]ache des Evangeliums gegenüber sich, wenn nicht feindselig, so doch [z]urückhaltender benahmen. Viele katholische Herrschaften, unter den [F]ürsten besonders Georg von Sachsen und Ferdinand von Österreich, [h]ielten nicht nur in grausamer Weise Gericht über die Bauern, sondern [si]e benützten auch die Gelegenheit, gleichzeitig *die Evangelischen [z]u treffen*. Sie ließen Leute hinrichten, welche in keiner Weise am [A]ufruhr sich beteiligt, sondern nur das evangelische Bekenntnis an[g]enommen oder evangelische Bücher im Hause hatten. Das unter [ö]sterreichischer Herrschaft stehende Württemberg durchritt der Profos [A]ichelin. Wo er einen des Evangeliums verdächtigen Pfarrer fand, [j]a wenn einer nur als fleißig und den Studien ergeben bekannt war, so [h]ängte er ihn, so daß in kurzer Zeit mehr als 40 Pfarrer an den Bäumen endigten.

Schaden für die Reformation.

Den Vorwurf, daß „*der Aufruhr von den Lutherischen* hergekommen sei", hat schon der um jene Zeit noch nicht zur evangelischen Kirche übergetretene Landgraf Philipp in einem Briefe an seinen Schwiegervater, Herzog Georg, treffend widerlegt. „Ich habe keinen Lutherischen mit dem Schwert gestraft," schreibt er ihm, „sondern bloß aufrührerische Leute, die sich nach Luthers Lehre

nicht gehalten haben, wie das seine vielfältigen Bücher ausweisen. So bringt das Evangelium keinen Bauernaufruhr, sondern allen Friede und Gehorsam. So ist auch in deren Leut und Gebieten, die dem Evangelio — welches jetzt muß Luthers Lehr heißen — anhangen, weniger Aufruhr, und an eins Teils Orten gar keiner, denn in denen, die das Evangelium verfolgen." Da wo das Evangelium unterdrückt wurde, hatte man von Luther nicht mehr als einige Schlagwörter aufgegriffen, so namentlich von der „Freiheit des Christenmenschen." Man legte aber dieser Freiheit einen ganz andern Sinn unter als Luther.*) Wo dagegen Luthers Lehre ganz verkündigt wurde, da gewann die Obrigkeit aus ihr auch in diesen schwierigen Zeiten Licht und Kraft, einerseits wirkliches Unrecht auch bei sich selbst zu erkennen und abzustellen, andererseits den Aufruhr mit kräftiger Hand niederzuhalten. Die Unterthanen aber waren für vernünftigen Zuspruch wenigstens nicht ganz unempfänglich.

Luther hatte sich freilich auch gegen den umgekehrten Vorwurf zu verantworten, daß er durch seine heftigen Worte gegen die Bauern deren grausame Bestrafung verschuldet habe. So schrieen nicht nur seine Feinde. Darin war er sogar vielen seiner Freunde unverständlich, weil sie mit den zweimal mißhandelten Bauern Mitleid hatten. Gegen diese Beschuldigung rechtfertigte sich Luther mit den Worten: „Ich sag es noch einmal und sag es zum dritten Mal, daß ich allein den Obrigkeiten, die da christlich fahren wollen, geschrieben habe, daß sie flugs in den Haufen der Aufrührerischen schlagen sollen — und ob sie gleich Unschuldige (mit) treffen, daß sie sich kein Gewissen sollen machen. Hernach aber, wenn sie gewonnen haben, daß sie dann Gnade erzeigen, nicht allein den Unschuldigen, auch den Schuldigen." Für die unsinnigen, wütenden, rasenden Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blutes satt werden, sei sein Büchlein nicht geschrieben gewesen.

Die evangelischen Herrschaften haben auch darin Luther wohl verstanden. Der einzig grausame Markgraf Kasimir von Brandenburg ließ sich durch seinen Bruder Albrecht von Preußen zu einem Generalpardon bestimmen. Im übrigen zeichneten sich die evangelisch gesinnten Fürsten aufs vorteilhafteste vor katholischen, auch Bischöfen aus. Durchzog doch der Bischof von Würzburg mit gemieteten Scharfrichtern und Henkern sein Land. Dagegen haben Landgraf Philipp und Johann von Sachsen ihre Länder mehr mit Milde als mit Strenge beruhigt. Die großen evangelischen Städte, so Nürn-

*) Vergl. S. 37 und 84 f.

rg und Straßburg, haben nicht nur ihre eigenen Bauern gelinde
straft, sondern auch Verdächtigungen nicht gefürchtet, wenn es galt,
fährdete Bauern oder andere kleinere Städte, welche höchstens halb-
willig den Bauern sich angeschlossen hatten, vor der Rache der
erren zu schützen.

Thatsächlich hat der Bauernkrieg allerdings die Vertrauens-
llung, welche Luther im ganzen deutschen Volke genoß und die Aus-
ht auf Eine deutsche Kirche zerstört. Daran trägt aber Luther keine
chuld, das war mehr ein Verhängnis, ein Stück göttlichen Planes,
irch die Gegenüberstellung beider Konfessionen die emporstrebenden
vangelischen vor Verweltlichung und Versumpfung zu bewahren.
So sehr wir die unglücklichen Bauern bedauern mögen, bleiben wir
abei: Luther hatte vollständig recht, wenn er erklärte, daß ein Christ
ne gemeinschaftliche Sache mit den Aufrührern machen darf, und
nn ihr Unternehmen den besten Namen und Schein trüge. Wenn
in einem gewissen Augenblick zu unbarmherziger Strenge gegen
geraten hat, so mag uns wieder die Geschichte der französischen
evolution lehren, daß es eben Augenblicke giebt, wo Unbarmherzig-
t gegen die Empörer die beste Nächstenliebe ist. Hätte Ludwig XVI
n Frankreich einen einzigen Mann an seiner Seite gehabt, der ihm
izeiten den Arm gestärkt hätte, das Schwert gegen die Empörer zu
auchen, so hätten nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa
tröme von Blut nicht fließen müssen, die hernach von der Revolu-
n und von ihrem schauervollen Sohn und Bezwinger, Napoleon I,
rgossen worden sind.

2. Die Wiedertäufer (Anabaptisten und Baptisten).

Weitere Quellen: Uhlhorn, Anabaptisten und Hofmann, Baptisten in Haucks
ealencyklopädie.

Unter denen, welche durch Luther in Wittenberg oder durch
wingli in Zürich von der römischen Kirche losgemacht wurden, gab
von Anfang an solche, denen beide in ihrem Reformieren nicht Radikale Reformer.
isch genug voranmachten und nicht weit genug gingen. Wenn sie
ie Zustände in der bestehenden Kirche und Welt mit den Worten
nd Schilderungen der Schrift verglichen, fanden sie einen großen
bstand, ein völlig verändertes Bild. Diese Kluft schien ihnen weder
uther noch Zwingli auszufüllen; auch deren Kirche stand der römi-
chen weit näher als der urchristlichen. So sahen sie es als die
ringendste Aufgabe aller wahrhaft Gläubigen an, die Zustände in

der Urkirche wieder herzustellen und die Verheißungen der Schrif
ihrer Verwirklichung entgegenzuführen. Daß die Duldung des gegen
wärtigen gemischten Zustands der Kirche auf einem klaren Schrift
grunde (Matth. 13, 28—30) beruhe, fiel ihnen so wenig bei als da
andere, daß die echten Christen immer nur eine kleine Herde bildete
und daß die Herbeiziehung aller Menschen und Völker zum Reich
Gottes und die Erfüllung der Schriftweissagungen einer höhern Han
vorbehalten ist.

Es war ganz recht, daß sie in Glaubenssachen die Schrif
allein entscheiden lassen wollten. Das that Luther auch. Aber si
fielen zu ungestüm auf die einzelnen Schriftworte hinein, verstande
es weder, das Wort der Wahrheit recht zu verteilen,*) noch konnte
sie auf die Erfüllung warten,**) wie die Schrift ebenfalls lehrt und
worin Luther†) wiederum Meister war. Gefiel ihnen ein Wort,
so nahmen sie's buchstäblich, wenn es noch so sonderbar klang; sie
schimpften darüber, wenn die Pfarrer solche Worte durch Bei
ziehung anderer Stellen erklären wollten.††) Entsprach dagegen di
Schrift ihren Voraussetzungen und Wünschen nicht, so sagte
sie, die Schrift müsse ergänzt und korrigiert werden durch for
gehende Offenbarungen des Geistes Gottes. Solche glaubten s
selbst zu haben in innern Stimmen und Trieben (das „inner
Wort") sowie in Träumen und Gesichten.

Wie das Warten auf den Geist zur Verwerfung aller Wissen
schaft und alles menschlichen Lernens führte, haben wir schon ob
(S. 104) gesehen. Ebendaher konnten und mußten unter diesen Le
ten neben solchen, welche früher studiert hatten, der Bauer hint
dem Pflug und der Handwerker das Wort Gottes verkündigen. „D
Laien müssen unsere Prälaten werden," hatte Münzer gleich anfang
gepredigt. Wie einer den Trieb in sich fühlte, unterbrach er plötzli
den Prediger in der Kirche und wenn dieser sich darauf einließ, führt
er ein Zwiegespräch herbei über Taufe, Berufung der Prediger
Auf dem Markte und an Kreuzwegen stellten sie sich, schon dur
sonderbare Kleidung auffällig, auf, um zu predigen, oder stürmten s
durch die Stadt, wie einmal durch Zürich, mit dem Rufe: Weh
wehe, wehe über Zürich!" Als sie durch erlittene Verfolgunge
gewitzigt waren, hielten sie ihre Versammlungen in Wäldern, Gärte
oder Kellern.

---

*) 2. Tim. 2, 15. **) Mark. 4, 27 ff; Luk. 8, 15; 2. Petri 3, 1
†) S. 105. ††) Vergl. I, S. 331 unten.

Als neue Propheten gaben sich die Führer selbst aus in Namen.
wickau und in Wittenberg. In der Schweiz hieß man sie „Geistes-
änner" oder „Spirituöser." Seit der Berührung des sächsischen
ropheten Münzer mit den Schweizern, der sich im Jahr 1524 in
r Nähe von Waldshut aufhielt und da von den Zürichern aufge-
cht wurde, vereinigte beide ein gemeinsames äußeres Zeichen: der
ampf gegen die Kindertaufe. Zuerst hatte man nur gezweifelt, ob
der Schrift gemäß sei. Sobald man aber ihre Kraft bestritt,
gab sich als weitere Folge, daß die Gläubigen sich nochmals taufen
ßen. Damit ging man in Zürich voran. Fortan hatten die Geis- Dez. 1524
smänner bei ihren Gegnern den Namen Wiedertäufer (Ana-
ptisten). Sie selbst ließen diesen Namen niemals gelten; war ihnen
ch die Kindertaufe gar keine Taufe. Dagegen gaben sie sich je
ch der Wichtigkeit, welche sie der Erwachsenentaufe beilegten, den
amen Täufer oder Taufgesinnte (Baptisten), sonst einfach „Brüder",
ch „Bundesgenossen" ꝛc.

Trotz der Verbindung, in welche die sächsischen und schweizeri-
jen Wiedertäufer miteinander traten, ist es nicht notwendig, für Ursprung.
ide einen gemeinsamen Ursprung, sei es nun in den Taboriten
öhmens oder in mittelalterlicher Mystik zu suchen. Zwar liegt
wickau nahe bei Böhmen und die vielfache Übereinstimmung*) der
chsischen Wiedertäufer mit den „Pikarden" ist den Zeitgenossen sofort
ifgefallen. Ebenso hat das Täufertum große Ähnlichkeit sowohl
it der weltflüchtigen Mystik**) als mit deren sinnlicher Entartung.
aß die Reformation die Erinnerung an Taboriten und Mystik neu
ifwachen ließ, ist auch sonst bekannt. Andererseits weist aber ge-
ade das völlig gleichzeitige Auftauchen ähnlicher Gedanken in Sach-
n und in der Schweiz und die Übereinstimmung vieler dieser Ge-
anken mit dem, was Sekten aller Art in alter und neuer Zeit auf-
estellt haben, darauf hin, daß der Hauptgrund der Gemeinschaft der
Viedertäufer unter sich und mit den genannten älteren Richtungen
ichts anderes als die ähnliche Art der Schriftbenützung und Schrift-
uffassung sein kann. Wo mehrere Leute mit denselben fleischlichen
der kurzsichtigen Augen in die Schrift hineinsehen, ist es keineswegs
erwunderlich, wenn sie dasselbe herauslesen. Übrigens haben die
Täufer nicht lauter Irrtum aus der Schrift hervorgebracht, sondern
wirkliche Einfalt und Freiheit gegenüber kirchlichen Vorurteilen ließ

*) Vergl. I, 193 f. **) I, 320 ff.

sie auch manche Wahrheit finden, welche zu beherzigen ihre Gegner wohl gethan hätten.

Versuchen wir einmal die Hauptpunkte der täuferischen Lehre zusammenzustellen, soweit Sachsen und Schweizer übereinstimmten.

Lehre. Die bestehende Kirche und Welt ist ganz verderbt und dem Untergang geweiht.

Mit den Menschenerfindungen der römischen Kirche, Bildern, Messe (statt Abendmahlsfeier), Kindertaufe sollte viel rascher und gründlicher aufgeräumt*) werden, als in der evangelischen bezw. reformierten Kirche geschieht.

Hier wird wohl etwas vom Wort Gottes gelehrt, aber es bessert sich niemand und alles ist voll von Sünden und Lastern.

Die Predigt ist viel zu leichtfertig. „Sie lehren, Christus habe für die Sünde genug gethan und der Mensch werde fromm vor Gott durch den Glauben und nicht durch die Werke, da man doch bei dieser bösen Welt nichts mehr treiben sollte als die guten Werke. So lehren die Prediger auch, es sei dem Menschen nicht möglich, das Gesetz zu halten, da doch die ganze Schrift heiße, das Gesetz halten."

Die Pfarrer selbst entsprechen den Anforderungen der Schrift (1. Tim. 3, 1 ff; Matth. 10) nicht. Sie arbeiten nicht mit den Händen, sondern nehmen Besoldung. Auch bei ihnen predigt nur Einer, während es doch heißt: „So eine Offenbarung geschieht einem andern, der da sitzt, so schweige der erste."

Durchaus verwerflich ist ihr Zusammengehen mit einer Obrigkeit, die in den Händen der Gottlosen ist und Dinge duldet und treibt, welche durch Gottes Gesetz verboten oder wenigstens im Neuen Testamente abgethan sind, wie Zinsen nehmen, Zehnten fordern, Eid schwören lassen.

So lautet das Urteil über Luther und Zwingli genau ebenso wie über den Papst, daß sie Diebe und Mörder Christi sind. Die Pfaffen sind die falschen Propheten, vor denen man sich hüten soll.

Die ganze bestehende Ordnung muß daher vernichtet, das gegenwärtige Geschlecht ausgerottet werden und an ihre Stelle eine reine Kirche treten, „darin ein christliches Volk aufs allerunschuldigste lebt."

Das Strafgericht erwarteten viele von den Türken, von denen Prophezeiungen umliefen, daß sie Deutschland einnehmen werden.

*) Vergl. I, 398 f; II, 103 f.

Für die Aufrichtung der neuen Kirche von Heiligen scheint
an schon frühe auf das Kommen des Messias gehofft zu haben.
e und je fallen Äußerungen, daß er in der Nähe sei. Die Aus-
utung der Offenbarung Johannis und der Hinweis auf ihre dem-
ächstige Erfüllung wurde bald ein Hauptstück ihrer Lehre. Im
brigen hielt man es für die Sache aller wahrhaft Gläubigen, an
r Herstellung dieser Kirche mit dem größten Eifer zu arbeiten.

In der Kirche der Täufer sollte niemand geduldet werden, der
cht weiß, daß er ohne Sünde ist.

In ihr sollten „alle Dinge gemein sein und zusammen-
eschüttet werden. Von dem Haufen sollte ein jeder nehmen, was
jm gebreche und anliege."

Wer nachher wieder sündigt, soll in den Bann gethan werden.

Die Aufnahme in die Kirche der Täufer aber erfolgt eben
rch die Taufe, welche zur Abwaschung und Nachlassung der
ünden dient und das Zeichen der Bekehrung und Versöhnung ist.
ie kann aber nur denen erteilt werden, welche zuvor das Evange-
um hören konnten, es verstehen und glauben, die Taufe begehren
d nun willens sind, den alten Adam zu töten und in einem neuen
eben zu wandeln.

Ohne Glauben nützt die Taufe nichts. Ebensowenig wird der-
nige, der nicht getauft ist, bloß wegen dieses Mangels verdammt.
ark. 16, 16. Den Kindern gilt schlechtweg: Ihrer ist das Reich
ottes. Sie brauchen die Taufe nicht; denn Christus nennt die
aufe eine „Gerechtigkeit" und einen „Rat Gottes" (Matth. 3, 15;
uk. 7, 30). Von beidem wissen Kinder nichts und der Buße be-
ürfen sie nicht. Es ist zu vergleichen Röm. 6, 4 – 6. Kinder kön-
en weder ihre Glieder zur Ungerechtigkeit begeben, noch in einem
euen Leben wandeln.

„Die Kindertaufe ist von Menschen erdacht, und
as von den Menschen kommt, das ist aus dem Teufel."
lls Beweisstellen dafür, daß die Kindertaufe im Neuen Testa-
ente weder im Brauch gewesen, noch für gültig erachtet worden
ei, werden angeführt Apstg. 2, 38; 8, 37; 19, 5 mit 3 f. Die
Berufung auf die alttestamentliche Beschneidung ist ganz verkehrt.
Diese Art von Bund hat Gott ausschließlich mit den Juden gemacht.
Auch gab es eine Beschneidung bloß für die Knaben.

In den angeführten Punkten also besteht eine annähernde Über-
einstimmung zwischen sächsischen und schweizerischen Wiedertäufern,

wobei nur zu bemerken ist, daß die letztern auf ihre Taufe größeres Gewicht legten als Münzer, dem sie mehr oder weniger Nebensache war. Dagegen gingen nun Sachsen und Schweizer weit auseinander bezüglich der Art, wie sie sich die Umgestaltung der Weltverhältnisse dachten. Münzer und Genossen wollten dieselbe mit Gewalt herbeiführen. Sie predigten, daß Fürsten und Herren, welche ihren Forderungen sich nicht fügen, geköpft oder gehängt werden müssen. Die Schweizer dagegen verstanden besser, womit einst die Apostel die Welt überwunden hatten, und wollten von keinem andern Wege als dem des Predigens, Taufens, Duldens und Leidens wissen.

Vermöge solcher Anschauungen haben die sächsischen und thüringischen Wiedertäufer in den Bauernkrieg eingegriffen. Die Wühlereien dieser „Mordpropheten" im Norden und Süden Deutschlands trugen sogar eine bedeutende Mitschuld an seiner Entstehung. Wie sie infolge davon auch in den Untergang der Bauern hineingezogen wurden, haben wir gesehen. Im Augenblick war ihr Geschick auch eine Warnung für die übrigen Täufer.

Aber der Lügen- und Mordgeist schaffte in der Stille weiter und führte endlich in Münster in Westfalen Zustände herbei, bei deren Betrachtung sich der Leser in ein asiatisches Märchen versetzt glaubt. In Münster hatte Bernhard Rottmann (oder Rothmann), ein begabter, aber nicht ganz lauterer Prediger, sich von der evangelischen Kirche weg und den Wiedertäufern zugewandt und damit ihre Partei wesentlich gestärkt. Der Rat ließ sich durch Luther vor der Sekte warnen, wandte sich auch an den Landgrafen von Hessen mit der Bitte um evangelische Prediger, welche den Täufern entgegenarbeiten sollten. Aber viele vom Volk, namentlich Weiber, nahmen offen Partei für Rottmann. Als der Rat endlich sich dazu ermannte, einige der Täufer aus der Stadt weisen zu lassen, führte sie ein Haufe von Gesinnungsgenossen triumphierend durch ein anderes Thor wieder ein. Die Täufer zeigten sich jetzt überall mit den Waffen; sie warteten nur noch auf den geeigneten Augenblick, ihrerseits die Stadt von dem „Auswurf" d. i. Katholiken und Lutherischen zu reinigen. Unter ihnen waren jetzt zwei Holländer, Jan Matthiesen, ein Bäcker aus Haarlem, und Johann Bockelsson, ein Schneider aus Leyden, welche sie wie vom Himmel geschickte Propheten (Henoch und Elias) verehrten.

Die Wiedertäufer in Münster. — *1532* — *15. Januar 1534*

Eines Tages begann zuerst ein sechzehnjähriges Mädchen, in einem Gewölbe sitzend, eine ganze Stunde lang zum Volk zu sprechen

und zwischen hinein Weherufe auszustoßen. Darauf liefen Johann Bockelsson und ein anderer mit entblößtem Haupte und gen Himmel erhobenen Augen durch die Straßen und riefen nichts als: „Buße, Buße!“ Nachdem sie geendet, schrie der Vater des Mädchens: „Sehet Brüder, sehet und erhebet eure Häupter! Ich sehe Gott in den Wolken glorreich glänzen und die Siegesfahne in der rechten Hand halten. Wehe euch Gottlosen! Ich sehe, wie der himmlische Vater mit vielen tausend Engeln euch droht. Bekehret euch und lasset euch mit dem Charakter des Bundes (der Taufe) bezeichnen, wenn ihr der Rache Gottes entgehen wollt.“ Mehrere junge Leute, unter ihnen der spätere Geschichtschreiber Hermann Kerssenbrock, schauten allenthalben den Himmel an. Da sie nichts sahen, haben sie die Täufer herzlich ausgepfiffen. Aber am andern Morgen bemächtigte sich ein Haufe von mehr als 500 Täufern sämtlicher Stadtthore und der Waffen im Rathaus. Noch hätte man sie bezwingen können, da es gelang, sie zu überlisten und Bewaffnete von auswärts herbeizuziehen. Aber der erste Bürgermeister wollte Blutvergießen vermeiden und brachte einen Vergleich zustande, wonach ein jeder in der Stadt glauben konnte, was und wie er wollte und nur dem Magistrat Gehorsam zu leisten schuldig sein sollte.

Den Täufern aber war es mit dem Frieden nicht ernst. Rottmann schrieb jetzt an alle seine Anhänger: „Kommet, wenn euch euer Heil angelegen ist, kommet mit Weibern und Kindern, um das neue Jerusalem und Zion, den wahren Salomonischen Tempel zur ewigen Verehrung Gottes herzustellen!“ Darauf kamen Männer, Weiber und Kinder, Adelige und Nichtadelige aus Holland, Friesland, Brabant und aus der nähern Umgebung. Von den Stadtbürgern hatten viele sich geflüchtet. Der Fürstbischof von Münster aber schickte sich an, die aufrührerische Stadt mit Gewalt zu unterwerfen. Da predigte Matthiesen: „Durch weiseste Verfügung des himmlischen Vaters hat die christliche Gemeinde glücklich angefangen; da sie aber bei so vielerlei Meinungen unmöglich ruhig bleiben kann, so ist der Wille des Vaters, daß dieses neue Jerusalem und das Heiligtum von dem Unflat gereinigt, mithin alle Papisten, Lutheraner ꝛc. getötet werden.“ Dieser Rat wäre ohne Zweifel sofort ausgeführt worden, wenn nicht Knipperdolling, ein Einheimischer, ihn durch den andern Vorschlag beseitigt hätte, alle zur Annahme der Taufe aufzufordern und diejenigen, die sich weigern, gleich am nächsten Tage aus der Stadt zu jagen. So geschah es. In Regen und Schnee,

Wind und Kälte mußte eine große Anzahl abziehen, Gesunde, Schwache und Kranke. Ihre zurückgelassene Habe wurde als Gemeingut erklärt und verwaltet. Jetzt fühlten sich die Täufer erst recht sicher. Mit großer Umsicht und Begeisterung ergriffen sie alle Maßregeln zur
1. März Verteidigung der Stadt. Die feindlichen Soldaten hatten bei ihrer
1534 Ankunft gespottet, dieses Dörflein zu bezwingen, sei keine große Kriegsrüstung vonnöten. Das wollen sie schneller erobern, als 3 Brote essen. Aber die Täufer ließen niemand heran. Mit Erdwerken entkräfteten sie die feindlichen Geschütze. Die Aufführung eines Dammes gegen die Stadt wußten sie zu verhindern. Alle Stürme schlugen sie heldenmütig ab. Auch die Weiber halfen die Stürmenden zurückzutreiben, indem sie brennenden Kalk auf sie herabschütteten und brennende Pechkränze ihnen um den Hals warfen. Der Bischof mußte andere deutsche Fürsten um Geld, Mannschaft und Kriegsmaterial gegen die Münsterer bitten. Die Stadt mußte rings eingeschlossen werden, um sie durch Hunger zu bezwingen. 16 Monate lang währte die Belagerung.

In dieser ganzen Zeit spielten die „Propheten" ihre Rolle in der Stadt unentwegt weiter. Als Matthiesen bei einem Ausfall getötet worden war, riß Bockelsson die Herrschaft an sich, für all sein Thun göttliche Offenbarungen vorgebend. Zuerst ernannte er einen neuen Magistrat von 12 ihm ergebenen Männern. Derselbe suchte der Bevölkerung, „den Israeliten," vor allem den Spruch einzuprägen: „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst." Er bedrohte jede Übertretung eines Schriftworts mit dem Tode, Geiz und Unlauterkeit gerade so wie Gotteslästerung oder Ungehorsam gegen Eltern und Obrigkeit. Knipperdolling durfte als Scharfrichter überall umhergehen und jeden, der über einer Gesetzesübertretung betroffen war, auf der Stelle strafen. Nach einiger Zeit aber bekam
Juli der Prophet Dusentschur die Offenbarung, daß Johann Bockelsson
1534 ein König der ganzen Welt sein werde. Dem Willen Gottes mußte Bockelsson sich doch selbst unterziehen. Auch die andern bedeutete er gleich bei der Annahme der Königswürde: „Keiner sei in dieser heiligen Stadt lasterhaft und widerstrebe dem Willen des himmlischen Vaters, wenn er dem Schwertstreich entgehen will." Johann „der Gerechte" umgab sich nun sofort mit königlichem Hofstaat und entfaltete allen Prunk eines Königs. Er ließ Münzen prägen und begann eine neue Zeitrechnung. Die Wochentage bezeichnete er mit den 7 ersten Buchstaben des Alphabets. Zwei Frauen ernannte er zu

töniginnen. Dabei hatte er noch 15 Nebenfrauen. Jede Unzufriedenheit ind Empörung wußte er durch Klugheit oder Schrecken zu unterdrücken. llle Friedensanerbietungen der Belagerer wies er mit Entrüstung zurück.

Welche Gesinnungen unter den Eingeschlossenen herrschten, eigt die Geschichte einer sehr schönen und liebenswürdigen Frau, lamens Hilla. Diese verließ, anscheinend als Flüchtige, die Stadt. Zon den Soldaten aufgegriffen, begehrte sie vor den Bischof eführt zu werden, damit sie sich von ihm einen Paß erbitten und ugleich ihm Mitteilungen machen könne, wie sich die Stadt ohne Schwertstreich gewinnen lasse. Als Beweis ihrer redlichen Absichten eigte sie Geschenke für den Fürsten vor, Geld, kostbare Ringe und in sehr feines Handtuch. Durch einen wirklichen Überläufer wurde un aber verraten, daß sie von den Wiedertäufern ausgeschickt sei, m als eine zweite Judith den Bischof mit ihrem Geschenk zu verısten und so die Stadt auf einmal von der Belagerung zu befreien. luf der Folter bekannte sie und fügte hinzu, sie hätte Gott sehr zu eleidigen geglaubt, wenn sie dieser Eingebung des Geistes nicht efolgt wäre, und sie wolle lieber in die Hände der Gottlosen als ı das Gericht Gottes fallen.

Einmal sandte der König auf eine Offenbarung Dusentschurs in 27 Apostel aus in alle Welt mit dem Befehle, ihm den Weg u bereiten und mit der Versicherung, daß ihnen kein Haar gekrümmt verden solle. Draußen angekommen, fanden sie freilich rasch ein hlimmes Ende. Als bei zunehmender Hungersnot das Volk anfing u murren, daß der König in Wohlleben schwelge, während die Menge sich schon von Katzen, Hunden, Ratten, Mäusen, Baumrinde . dergl. nährte, bestellte der König 12 Hauptleute mit dem Befehl, as Volk scharf zu überwachen und die leiseste Zusammenrottung der Verräterei niederzuhalten. Womit entflammte er aber den Eifer ieser Wächter über sein Reich? „Wie der Jäger in Äsops Fabeln ie Haut des Bären verkaufte, ehe er ihn gefangen hatte,“ so verchenkte König Johann an sie die deutschen Fürstentümer. Der eine ekam Sachsen, der andere Köln u. s. w.

Endlich jedoch trieb die schreckliche Not unter andern einen Mann aus der Stadt, der früher im Heer der Belagerer gedient hatte, dann nach Münster übergelaufen und dort wegen seiner großen Schlauheit zum Wachtmeister vorgerückt war. Da es ihm nicht gelang, unbemerkt zu entkommen, so erbot er sich gegen das Versprechen der Begnadigung, mit 400 Mann in die Stadt einzudringen und sie den Belagerern in die

Wind und Kälte mußte eine große Anzahl abziehen, Gesunde, Schwache und Kranke. Ihre zurückgelassene Habe wurde als Gemeingut erklärt und verwaltet. Jetzt fühlten sich die Täufer erst recht sicher. Mit großer Umsicht und Begeisterung ergriffen sie alle Maßregeln zur
1. März Verteidigung der Stadt. Die feindlichen Soldaten hatten bei ihrer
1534 Ankunft gespottet, dieses Dörflein zu bezwingen, sei keine große Kriegsrüstung vonnöten. Das wollen sie schneller erobern, als 3 Brote essen. Aber die Täufer ließen niemand heran. Mit Erdwerken entkräfteten sie die feindlichen Geschütze. Die Aufführung eines Dammes gegen die Stadt wußten sie zu verhindern. Alle Stürme schlugen sie heldenmütig ab. Auch die Weiber halfen die Stürmenden zurückzutreiben, indem sie brennenden Kalk auf sie herabschütteten und brennende Pechkränze ihnen um den Hals warfen. Der Bischof mußte andere deutsche Fürsten um Geld, Mannschaft und Kriegsmaterial gegen die Münsterer bitten. Die Stadt mußte rings eingeschlossen werden, um sie durch Hunger zu bezwingen. 16 Monate lang währte die Belagerung.

In dieser ganzen Zeit spielten die „Propheten“ ihre Rolle in der Stadt unentwegt weiter. Als Matthiesen bei einem Ausfall getötet worden war, riß Bockelsson die Herrschaft an sich, für all sein Thun göttliche Offenbarungen vorgebend. Zuerst ernannte er einen neuen Magistrat von 12 ihm ergebenen Männern. Derselbe suchte der Bevölkerung, „den Israeliten,“ vor allem den Spruch einzuprägen: „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.“ Er bedrohte jede Übertretung eines Schriftworts mit dem Tode, Geiz und Unlauterkeit gerade so wie Gotteslästerung oder Ungehorsam gegen Eltern und Obrigkeit. Knipperdolling durfte als Scharfrichter überall umhergehen und jeden, der über einer Gesetzesübertretung betroffen war, auf der Stelle strafen. Nach einiger Zeit aber bekam
Juli der Prophet Dusentschur die Offenbarung, daß Johann Bockelsson
1534 ein König der ganzen Welt sein werde. Dem Willen Gottes mußte Bockelsson sich doch selbst unterziehen. Auch die andern bedeutete er gleich bei der Annahme der Königswürde: „Keiner sei in dieser heiligen Stadt lasterhaft und widerstrebe dem Willen des himmlischen Vaters, wenn er dem Schwertstreich entgehen will.“ Johann „der Gerechte“ umgab sich nun sofort mit königlichem Hofstaat und entfaltete allen Prunk eines Königs. Er ließ Münzen prägen und begann eine neue Zeitrechnung. Die Wochentage bezeichnete er mit den 7 ersten Buchstaben des Alphabets. Zwei Frauen ernannte er zu

Königinnen. Dabei hatte er noch 15 Nebenfrauen. Jede Unzufriedenheit und Empörung wußte er durch Klugheit oder Schrecken zu unterdrücken. Alle Friedensanerbietungen der Belagerer wies er mit Entrüstung zurück.

Welche Gesinnungen unter den Eingeschlossenen herrschten, zeigt die Geschichte einer sehr schönen und liebenswürdigen Frau, Namens Hilla. Diese verließ, anscheinend als Flüchtige, die Stadt. Von den Soldaten aufgegriffen, begehrte sie vor den Bischof geführt zu werden, damit sie sich von ihm einen Paß erbitten und zugleich ihm Mitteilungen machen könne, wie sich die Stadt ohne Schwertstreich gewinnen lasse. Als Beweis ihrer redlichen Absichten zeigte sie Geschenke für den Fürsten vor, Geld, kostbare Ringe und ein sehr feines Handtuch. Durch einen wirklichen Überläufer wurde nun aber verraten, daß sie von den Wiedertäufern ausgeschickt sei, um als eine zweite Judith den Bischof mit ihrem Geschenk zu vergiften und so die Stadt auf einmal von der Belagerung zu befreien. Auf der Folter bekannte sie und fügte hinzu, sie hätte Gott sehr zu beleidigen geglaubt, wenn sie dieser Eingebung des Geistes nicht gefolgt wäre, und sie wolle lieber in die Hände der Gottlosen als in das Gericht Gottes fallen.

Einmal sandte der König auf eine Offenbarung Dusentschurs hin 27 Apostel aus in alle Welt mit dem Befehle, ihm den Weg zu bereiten und mit der Versicherung, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden solle. Draußen angekommen, fanden sie freilich rasch ein schlimmes Ende. Als bei zunehmender Hungersnot das Volk anfing zu murren, daß der König in Wohlleben schwelge, während die Menge sich schon von Katzen, Hunden, Ratten, Mäusen, Baumrinde u. dergl. nährte, bestellte der König 12 Hauptleute mit dem Befehl, das Volk scharf zu überwachen und die leiseste Zusammenrottung oder Verräterei niederzuhalten. Womit entflammte er aber den Eifer dieser Wächter über sein Reich? „Wie der Jäger in Äsops Fabeln die Haut des Bären verkaufte, ehe er ihn gefangen hatte,“ so verschenkte König Johann an sie die deutschen Fürstentümer. Der eine bekam Sachsen, der andere Köln u. s. w.

Endlich jedoch trieb die schreckliche Not unter andern einen Mann aus der Stadt, der früher im Heer der Belagerer gedient hatte, dann nach Münster übergelaufen und dort wegen seiner großen Schlauheit zum Wachtmeister vorgerückt war. Da es ihm nicht gelang, unbemerkt zu entkommen, so erbot er sich gegen das Versprechen der Begnadigung, mit 400 Mann in die Stadt einzudringen und sie den Belagerern in die

Hände zu liefern. Sein Plan wurde angenommen. Bei einem entsetzlichen Unwetter, das die Täufer an der sonstigen Wachsamkeit hinderte, drangen die Feinde ein und nach einem erbitterten Straßenkampf,
25. Juni den bald ein Sturm von draußen unterstützte, wurde die Stadt über-
1535 wältigt. Die Wiedertäufer wurden meist niedergemacht, der König, der Scharfrichter Knipperdolling und der Kanzler Krechting wurden gefangen und nach einiger Zeit zum Tode verurteilt. Keiner glaubte sich vor Gott schuldig. Sie wurden nun mit glühenden Zangen gezwickt und endlich getötet, ihre Leichname aber wurden zum warnenden Zeichen in eisernen Käfigen auf dem höchsten Turme aufgehängt.

Die aus der Stadt ausgewanderten Bürger durften zurückkehren, mußten aber katholisch werden und einer strengen Herrschaft sich unterwerfen.

Die Schweizer. Im Gegensatz zu Thomas Münzer und den Wiedertäufern von Münster war es von Anfang an Überzeugung bei den meisten Schweizern, daß dem Christen jede Art von Gewaltanwendung verboten sei. Ihnen ist in den Krieg ziehen Sünde. Keine Obrigkeit soll mit dem Schwerte strafen. Unter Christen sollte Ausschluß aus der Gemeinschaft die einzige Strafe sein. Im höchsten Fall soll die Obrigkeit die Leute verwahren bis zu ihrer Bekehrung. Da in den gegenwärtigen obrigkeitlichen Ämtern diese Grundsätze verletzt werden und sie außerdem der Gleichheit aller Christen widerstreiten, so soll kein Christ ein obrigkeitliches Amt annehmen.

Der bestehenden Obrigkeit gehorchen darf ein Christ nur so weit, als der Geist Gottes ihn nicht davon abhält. Keiner Obrigkeit steht es zu, das Gotteswort mit „ihrer Gewalt“ zu handhaben; sie kann auch niemand nehmen, was ihm Gott in sein Herz gegeben. „Wollet mir mein Gewissen nicht beschweren,“ ruft ein Wiedertäufer, „dieweil der Glaube eine freie Gabe und Schenkung des erbarmenden Gottes und nicht jedermanns Ding ist. Das Geheimnis Gottes liegt verborgen und ist gleich einem Schatz im Acker, den niemand finden kann, er werde ihm denn vom Geist des Herrn gezeigt. So bitt ich euch, ihr Diener Gottes, ihr wollet mir den Glauben lassen freistehn. Ich weiß wohl, daß der Glaube nicht aufzunehmen ist wie ein Stein.“ Hört nun aber die Obrigkeit auf solche Bitten nicht, so gebührt dem Christen nicht Aufruhr zu machen, sondern zu dulden und zu leiden.

Auch in der Schweiz fehlte es nicht an einzelnen groben Ausschreitungen und Sonderbarkeiten. Aus Sankt Gallen werden schwärmerische Greuelscenen berichtet. Da kam es vor, daß einer wie auf

Befehl Gottes seinem eigenen Bruder das Haupt abschlug. In einer Landschaft war große Neigung bei den Täufern, sich am Bauernkrieg zu beteiligen. Diese nannten sich „freie Brüder“ und dehnten die Freiheit bis zur Weibergemeinschaft aus. Sie waren aber bei den andern Täufern als „die groben, wüsten Brüder“ verpönt. Manche, die sich als Häupter besonders hervorthaten, wie Grebel, Blaurock, Balthasar Hubmaier, der Pfarrer von Waldshut, und andere sind von Unlauterkeit nicht ganz frei zu sprechen. So kam es vor, daß die gefangenen Züricher Täufer mehrmals aus dem Gefängnis ausbrachen. Da begünstigten sie selbst das Gerede, ein Engel habe sie aus dem Gefängnis befreit. Hubmaier leistete einmal in Zürich eine Art von Widerruf, wodurch er sich die Freiheit erkaufte. Nachher prahlte er mit dem von ihm gewonnenen Sieg. Wenn die Führer der Täufer den evangelischen und reformierten Predigern gegenüber vorsichtig waren, so ist ihnen das nicht zu verdenken. Allein mehrmals zeigten sie sich geradezu unaufrichtig oder falsch. Dies ist z. B. von dem hochbegabten ehemaligen Schulrektor Johann Denk, „der Wiedertäufer Abt“, und seinem Gesinnungsgenossen, Ludwig Hetzer, zu sagen.

Man hat sich aber in der Schweiz, nachdem alle gütlichen und gelinden Mittel, die Täufer zu Ruhe und Gehorsam zu bringen, erschöpft waren, ihrer ziemlich rasch mit Gewalt durch Hinrichtung oder Verbannung entledigt.

Innere Entwicklung der Täufer.

In ganz Deutschland vermischten sich Schweizer und die versprengten Anhänger Münzers nicht nur miteinander, sondern auch mit allen möglichen andern Irrlehrern. So leugneten manche Täufer die Allgemeinheit der Sünde, ließen Christum nur als Prophet und Vorbild, nicht aber als Erlöser gelten, bestritten die Dreieinigkeit und lehrten eine endliche Bekehrung des Teufels. In ihrem Geistesdünkel erklärten sie: „Die Schrift ist nicht den Gläubigen gegeben, sondern den Gottlosen, daß sie überwunden werden.“ Der berühmte Chronist Sebastian Franck sagt daher von ihnen: „Sie haben unsäglich viel Sekt und Meinung unter ihnen, die ich nicht alle wissen und erzählen kann, und ist schier keiner mit dem andern in allen Stücken eins.“

Besser als die Lehre war das Leben wenigstens eines Teils der Täufer, wie denn schon Landgraf Philipp zwischen aufrührerischen und einfältig frommen Wiedertäufern wohl unterschied. Auch die Gegner müssen den letzteren einen „glänzenden Schein des äußeren Lebens“ zugestehen. Wo sie ganz beim Bibelbuchstaben blieben, konnten daraus allerdings auch Albernheiten entstehen. So soll einer

die Leute gelehrt haben, sich in Gebärden und in andern Dingen wie die kleinen Kinder zu stellen. Andererseits wurden durch das Bleiben beim Wort der Schrift manche auch zu wirklicher Einfalt und Treue des Glaubens geführt. Hin und wieder suchten sittlich anrüchige Persönlichkeiten bei ihnen Anschluß. Eine Brücke dazu bildete der von manchen Täufern vorgetragene Grundsatz, daß ein Christ sich von seinem ungläubigen Ehegatten scheiden müsse. Daher ist Vielweiberei nicht allein in Münster vorgekommen. Aber zur Ehre mancher täuferischen Gemeinschaften ist zu sagen, daß, wo sie die fleischliche Lust durchschauten, sie sich von solchen Leuten abwendeten. Kapito urteilte, „daß etliche von den Wiedertäufern wahre Knechte Gottes wären, Märtyrer oder Zeugen Christi und der Rechtgläubigen liebe Brüder." Seb. Franck schreibt: „Etliche unter ihnen wollen, es sei so ein heiliges, einfältiges, unsträfliches, abgestorbenes, vollkommenes Ding um einen Christen, daß er nach dem Fleisch nimmer lebe, noch das auf Erden sei, suchen möge." Deshalb dürfe er nichts Weltliches mehr achten, Sterben müsse ihm gleich gelten als Leben, ja sogar als ein Gewinn, Reichtum für Kot. Der Welt Freude, Wollust, Ehre, Leben müsse er für Leid, Unlust, Schande und Tod achten. Ein Christ sei, der seinen Feind liebt, benedeit, die ihn vermaledeien, in dem Gott allezeit seinen Platz und Werk möge haben, der willig und gern Gewalt leide, das Seine, mit Gewalt genommen, nicht wieder fordere, der jedermann gern gebe und leihe, allerdinge nicht schwöre, nicht vor Gericht handle, keine Waffen trage, der kein weltlich Herrschaft, Zins oder Knecht möge haben, der als ein allen Dingen abgestorbener Mensch einhergehe ohne allen Geschmuck, der nichts Eigenes möge haben und nichts mit der Welt gemein, als Gastung, Freudenmal, Händel, Zunft, Gesellschaft, Wirtschaft, Hochzeit, Tänze, (Lachen) 2c."

Es ist nicht denkbar, daß die Wiedertäufer eine so große Verbreitung gefunden hätten, wenn sie nicht dem eigenen Sehnen vieler von Herzen Frommen entgegengekommen wären. Thatsächlich bildeten sie an Orten, wo die Predigt des Evangeliums entweder gar nicht geduldet oder nur mangelhaft durchgeführt wurde, einen Ersatz. In evangelischen Gegenden zogen sie diejenigen an, welchen die Reformation zu wenig that für die Erneuerung des christlichen Lebens und welche sich abgestoßen fühlten durch das viele Schimpfen auf den Kanzeln gegen die Papisten und Zwinglianer oder umgekehrt gegen Papisten und Lutheraner.

Ausbreitung.

Großen Anklang fanden die Wiedertäufer in Süddeutschland,

namentlich im Österreichischen und in den Reichsstädten, so in Augsburg, wo man einmal 1100 Mitgieder der Sekte zählte. nach 1524

Auf einmal wurde man auf sie aufmerksam. Der schwäbische Bund ließ wie seiner Zeit auf die Bauern, so auch auf die Täufer streifen und ohne Recht und Urteil einen jeden hinrichten. Die in ihrem Glauben Beharrlichen wurden verbrannt, Reuige enthauptet oder ertränkt. Tausende sind damals, hauptsächlich in Österreich und Bayern, verhältnismäßig wenigere in den Reichsstädten mit dem Tode bestraft worden. Eine Zufluchtsstätte fanden viele in Straßburg, dem die Täufer eine zeitlang die Rolle des neuen Jerusalems zugedacht hatten, welche später Münster spielte. Aber lange war ihres Bleibens nirgends. Flüchtig irrten viele von Basel bis zur Nord- und Ostsee hin und her, täglich und stündlich in Gefahr, entdeckt und hingerichtet zu werden. Verfolgung 1527

Bei den Täufern aber erwachte mit der Gefahr auch der Zeugenmut. Offener als vorher bekannten sie ihren Glauben, in dem Verlangen, Christo im Leiden und Sterben nachzufolgen. Die Gegner schalten's Hartnäckigkeit, wenn einer „lieber den Scheiterhaufen und das Feuer leiden, als hinweggehen und es verhüten will.“ Die Täufer selbst aber wurden durch die Todesfreudigkeit ihrer Führer gleich den ersten Christen zu neuem Eifer entflammt. Als Manz in Zürich ertränkt werden sollte, hat er „Gott im Ausgehen hoch gelobet, dessen Wahrheit er mit seinem Tode versiegeln sollte“, und die eigene Mutter und seine Brüder haben ihn gestärkt. Eine vorübergehende Zufluchtsstätte fanden Täufer in Mähren, andere in den Niederlanden, Ostfriesland und Holstein.

Hier im Norden hat Menno Simons, ein ehemaliger katholischer Priester, die durch die Vorgänge in Münster Verwirrten und Erschreckten gesammelt und zu rechter Einfalt des Glaubens und Sittenstrenge zurückgeführt. Die nach seinem Namen Mennoniten Genannten fanden zuerst in den Niederlanden, später auch in Deutschland öffentliche Duldung und erfreuen sich als „Stille im Lande“, wo sie anzutreffen sind, heute noch großer Achtung. Mennoniten.

Von den Mennoniten (Taufgesinnten) sind zu unterscheiden die Baptisten (Untertaucher). Diese sind in England und Amerika gleichzeitig aus Independenten oder Puritanern hervorgegangen. Äußerlich unterscheiden sie sich von den Mennoniten dadurch, daß sie den Täufling untertauchen und zwar meist in der Art, daß er — ähnlich einer Grablegung — stehend nach hinten ins Wasser eingesenkt wird. Auf die Lehre der Baptisten, welche bei den einzelnen Gemeinschaften verschieden ist, können wir nicht eingehen. Baptisten. nach 1630

Den englischen Baptisten gehört an Bunyan, der im Gefängnis seine Pilgerreise verfaßt hat (vor 1672), ferner William Carey, der Gründer der ersten neueren Heidenmissionsgesellschaft (1792) und endlich Spurgeon, welcher in unsern Tagen mit seiner außerordentlichen Beredsamkeit und seinem lebendigen, echt evangelischen Glauben alle Vorurteile gegen den Täufer und Sektenmann überwunden hat und unter allen, die sich evangelisch nennen, auch nach seinem Tode noch andächtige Schüler findet.

Die amerikanischen Baptisten sind seit der Zeit der Unabhängigmachung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche ihnen die Ausdehnung über die Grenzen Rhode Islands und Pennsylvaniens ermöglichte, an Zahl sehr bedeutend gewachsen. Wenn wir von den Parteiunterschieden absehen, giebt es dort gegenwärtig etwa 5 Millionen Baptisten. Von einem amerikanischen Baptisten

In Deutschland 1834

ließ sich ein aus England herübergekommener Prediger Oncken in Hamburg taufen, nachdem er schon 4 Jahre zuvor über dem eigenen Bibellesen zu baptistischen Anschauungen gekommen war. Bald darauf wurde er von einer amerikanischen Gesellschaft als Missionar in Deutschland angestellt. Aber nur in Preußen fanden die Baptisten einigermaßen Duldung. In den andern deutschen Ländern wurde ihnen der Zugang schwer gemacht, bis sie mit der Gründung des deutschen Reichs fast allgemein Freiheit der Religionsübung fanden. Die Baptisten gehören unter den Sekten Deutschlands zu den eifrigsten, aber auch wenigst versöhnlichen.

Beurteilung des (Ana)baptismus.

Gehen wir zum Schlusse zur Beurteilung der Täufer über! Wenn ich damit etwas lange bei der Geschichte dieser Sekte verweile, so werde ich mich dafür in der spätern Sektengeschichte um so kürzer fassen können, sofern sich bei andern Sekten und Gemeinschaften sehr vieles wiederholt, was wir hier angetroffen haben. Auch eignet sich gerade die Geschichte der alten Täufer, die wir völlig unparteiisch ansehen können, vorzüglich als Spiegel zur Selbstprüfung für alle, welche in der Gegenwart mehr und besseres begehren, als die Kirche ihnen darzubieten scheint.

Lehre von der Taufe.

Gehen wir zuerst ein auf die oben (S. 183) beschriebene Lehre von der Taufe, so ist zuzugeben:

Was die Täufer über das Verhältnis von Glauben und Taufe sagen, entspricht der Schriftlehre: Der Mangel der Taufe allein verdammt so wenig Kinder als Alte. Nur der wäre verdammt, der die ihm angebotene Taufe mit Bewußtsein, aus Unglauben, zurückweisen würde.

Die Kindertaufe*) läßt sich im Neuen Testamente nicht nachweisen. Es entspricht auch gar nicht dem Geiste des Neuen Testaments, mit der Handlung der Taufe ein neues Gesetzeswerk einzuführen, das durch den bloß äußern Vollzug den Menschen zu einem Gotteskinde machen würde, auch wenn er selbst nichts davon weiß, versteht oder wissen will. Gal. 3, 2; Joh. 1, 13.

Ferner ist kein Zweifel, daß der Mensch, an welchem die Taufe erst in dem Augenblick vollzogen würde, wo er anfängt, seine Sünde zu erkennen und zu bereuen, die Kraft der Taufe zur Abwaschung seiner Sünden und die göttliche Beihilfe zu seinem Vorsatz, fortan in einem neuen Leben zu wandeln, ganz anders empfinden würde, als ein anderer, der nur an die in seiner Kindheit unbewußt an ihm vollzogene Taufe erinnert**) werden kann.

Andererseits ist im Neuen Testamente auch nirgends eine untere Altersgrenze für den Empfang der Taufe angegeben. Wenn Origenes die Kindertaufe einen von den Aposteln überkommenen Brauch nennt, so können wir ihn nicht geradezu widerlegen, können bloß bezweifeln, ob alle Apostel Kinder getauft haben.

Auch ist Abwaschung von Sünden zwar ein wesentlicher Zweck auch der christlichen Taufe, jedoch nicht der einzige und Hauptzweck. Hauptzweck ist vielmehr die Einsenkung in den Namen d. i. in die Gemeinschaft des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Matth. 28, 19; Gal. 3, 27; Röm. 6, 3. Daß dies bei jungen und allerkleinsten Kinder undenkbar sei, darf doch nicht behauptet werden, wo wir Stellen haben wie Mark. 10, 14; Luk. 1, 15; 1. Joh. 2, 13.

Wollten Freunde der Täufer aus dem Thun und Denken der Masse der Kirchenchristen den Thatbeweis führen, daß diese den Geist nicht haben können, weil da nichts anderes als Früchte des Fleisches (Gal. 5, 19 ff.) zu sehen sind, so streiten wir dagegen nicht. Allein wir sagen: Sehet zu, daß ihr euch hiebei nicht ebenso täuschet wie viele in der Kirche. Auch ihr scheinet zu glauben, daß der Eingang des Geistes und die Wiedergeburt zeitlich zusammenfallen müsse mit der Wassertaufe. Der Herr will aber Joh. 3, 5 nicht sagen: „Mit dem Wasser der Taufe geht gleichzeitig der Geist in den Menschen ein," sondern er sagt: „Zum Eingang ins Reich Gottes ist eine Neugeburt aus Wasser und Geist unentbehrlich." Die Taufe mit Wasser und die Taufe mit dem heiligen Geist fallen aber nicht notwendig

---

*) Vrgl. I, 367. **) Dies geschieht am kräftigsten von Luther in der Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft."

in einen Augenblick zusammen. Jesu Apostel waren wohl meist von Johannes mit Wasser getauft worden. Joh. 1. Die Geistestaufe empfingen sie mehrere Jahre nachher am Pfingstfest, ohne vorher nochmals getauft zu werden. Jesus hat sogar eine Wiedertaufe ausdrücklich abgewiesen. Joh. 13, 10. Es mag sein, daß die Tausende, welche an diesem Pfingsten sich taufen ließen, unmittelbar darauf den heiligen Geist empfingen. Apostelgesch. 2, 38—41. Aber auch nachher wurden Leute in Samaria von dem frommen Evangelisten Philippus getauft, bekamen aber den Geist erst bei einem spätern Apostelbesuch. Apostg. 8, 12—17. Kornelius und die Seinen empfingen zuerst den Geist und dann die Wassertaufe. Daraus folgt ein doppeltes: Taufe im Kindesalter ist kein Hindernis für spätern Geistesempfang; ebensowenig aber bietet die Taufe in späterem Alter eine Gewähr für gleichzeitigen Geistesempfang und Wiedergeburt. Der Geist läßt sich den Zeitpunkt seines Kommens in keinem Fall von den Menschen bestimmen, sondern kommt, wie er will. 1. Kor. 12, 11; Joh. 3, 8.

So lassen sich auch für die Kindertaufe gute Gründe anführen. Verwerflich und ganz und gar unevangelisch ist bloß das, wenn man die Leute zwingt, ihre Kinder taufen zu lassen. Ebensowenig sind wir aber irgendwie genötigt, die Kindertaufe abzuschaffen. Sie steht für den gegenwärtigen Kirchenzustand zum mindesten auch unter göttlicher Duldung. Wollte man sie plötzlich aufgeben, so wäre zu befürchten, daß dadurch viele Schwach- und Halbgläubige am Christentum vollends irre gemacht würden. Während jetzt doch noch viele durch ihre Kindertaufe und nachfolgende Konfirmation sich an die christliche Kirche gebunden halten, wenn sie auch vorläufig noch keine ganzen Christen sind, würden andere von ähnlicher Herzensstellung ein für allemal jede Beziehung zur Kirche abbrechen, weil sie von Taufe und Konfirmation nichts wüßten.

Zwar hat man schon in der Reformationszeit an Orten, wo die Kindertaufe freigegeben wurde, wie in Waldshut und Nördlingen, an deren Stelle einen schönen Brauch damit gesetzt, daß man die Kinder in die Kirche brachte, um sie in Jesu Namen segnen zu lassen. Allein auch ein derartiger Ersatz kann die Gefahr des Ärgernisses für die Andersdenkenden nicht völlig beseitigen. Wenn jemand eines besondern göttlichen Auftrags, in solchen Dingen Änderungen vorzunehmen, sich nicht klar bewußt ist, so gilt der von Luther so oft betonte Grundsatz, daß an Glauben und Liebe mehr gelegen ist, als an äußern Bräuchen.

Gerade die Geschichte der Wiedertäufer kann uns lehren, daß der Hauptgrund, ob man für Erwachsenentaufe oder Kindertaufe sich entscheidet, nicht in der Taufe selbst liegt, sondern in dem Verlangen nach einer reinen Kirche. Nicht die Erwachsenentaufe, sondern die reine Kirche war der Ausgangspunkt der Täufer. Sobald man aber nur Erwachsene tauft, kann man nicht anders als sie in christliche Zucht nehmen, um sie vor neuen Sünden zu bewahren. Die Nichtgetauften aber sind noch keine vollen oder gar keine Kirchenglieder mehr. So würde man mit Abschaffung der allgemeinen Kindertaufe der ganzen gegenwärtigen Kirchenform am sichersten den Todesstoß geben. Dessen waren sich die ersten Wiedertäufer schon bewußt. Das aber wollen und dürfen wir nicht unternehmen. Warum nicht, davon ist genug geredet worden.*) Nur ein schönes Wort Zwinglis noch anzuführen, kann ich mir nicht versagen. Das Rotten, sagt er, werde die Kirche nicht säubern, ja in der Kirche werde allezeit etwas zu bessern bleiben und sie nicht eines Wesens mit dem Reiche Christi werden, wie die Geistesmänner sich einbilden. „Liebe Brüder," redet er sie an, „gebet euch selbst nicht zu viel zu, habet Geduld mit den schwachen, kranken Schäflein, die auch in den Schafstall Christi gehören und sondert euch viel mehr ab von den Werken der Finsternis!" Lehre von der Kirche.

Daß ein Teil der Täufer sich allen Ernstes eines wirklich heiligen Lebens und echter Nachfolge Christi befliß, ist nicht verschwiegen worden. Dennoch kann nur Selbsttäuschung oder eine ungenügende Erkenntnis von der Sünde sich einbilden, ein Christ müsse von einem gewissen Augenblick seines Lebens an schlechterdings rein**) und sündlos werden können. Ich will von den gräßlichen Verirrungen und Greueln, deren einzelne Täufer sich schuldig gemacht haben, nicht noch einmal reden. Schon die mannigfache Selbstüberschätzung und Unlauterkeit, die wir an hervorragenden Führern gefunden haben, sind an Christen nicht kleine, sondern große Gebrechen. Und wie ein göttliches Gericht über den geistlichen Hochmut der Sekte sieht es sich an, wenn derselbe Haufe, der über die Kirche und ihre Leiter so scharf und unerbittlich aburteilt, gegen die Irrtümer und Verführung im eigenen Kreise blind sein muß.***) Hätten die Täufer sich nicht eingebildet, selbst alle Wahrheit zu besitzen und Die Täufer selbst nicht sündlos.

*) I, 10, ff; II, 135. **) Vergl. zu 1. Joh. 1, 8 das I, 311 ff, vom Pelagianismus Gesagte. ***) S. 186 f.

dagegen der Kirche und besonders einem Luther etwas mehr zugetraut, so hätten sie dessen Lehre von der Rechtfertigung nicht so gründlich mißverstanden und hätten von ihm in einer Menge von Einzelheiten ihre schiefe Auffassung berichtigen lassen können.

Einzelne Verirrungen.

In erster Linie ist hier die täuferische Lehre vom Geist zu nennen. So weit haben sie freilich recht: alle, welche ins Reich Gottes eingehen wollen, müssen von oben her, durch Gottes Geist, neu geboren werden. Diese Neugeburt kann keine Geburt von Christen, keine christliche Freundschaft und Gemeinschaft, keine christliche Erziehung und Bildung, auch keine theologische, entbehrlich machen. Das lehrt aber die evangelische Kirche*) auch. Dagegen erpassen wir den Geist nicht, wie die ersten Täufer meinten, in der Langeweile, sondern der Geist wird uns mitgeteilt im Schriftwort. Das Schriftwort**) ist die Hülle, unter welcher der Geist in uns eingeht, der Same des neuen Geisteslebens in uns. Wie der Mumienweizen, nach Jahrtausenden gesät, neue Frucht aus sich hervorbringt, so braucht das von Propheten und Aposteln geschriebene Wort Gottes nur in den rechten Herzensboden gesenkt zu werden, um heute wieder dieselben Geistesfrüchte zu bringen, wie vor Jahrtausenden.

Das neuerwachte Geistes- oder Glaubensleben muß nun aber auch beständig in Übereinstimmung bleiben mit dem Schriftwort. Wo dies absichtlich oder unabsichtlich beiseite gesetzt wird, da verdrängen eigene Gedanken, Einfälle und sogar fleischliche Triebe den Geist von oben. Aus der Frömmigkeit wird Schwärmerei, d. h. im besten Fall Überschwenglichkeit und Unnatur, zum Teil völlige Narrheit und Gotteslästerung, andern gegenüber Fanatismus (blinder Glaubenseifer und Leidenschaft) und Terrorismus (Schreckensherrschaft.)

So notwendig für einen jeden, der ins Reich Gottes eingehen will, die persönliche Begabung mit dem heiligen Geiste ist, so darf doch unsere gegenwärtige Kirche auf Erden die Forderung nicht mehr erheben, daß jeder, den sie als ihr Glied betrachten und jeder, den sie als Diener anstellen und behalten soll, den heiligen Geist haben müsse. Der Glaube ist nicht jedermanns Ding, und der Geist Gottes ist eine Gabe von oben, die wir niemand geben und von niemand fordern können. Davon wird bei der Geschichte der Gemeinschaften noch genauer zu reden

---

*) Vergl. Württembergisches Konfirmationsbüchlein Frage 4. **) Gal. 3, 2; Jak. 1, 18; 1. Petri 1, 23.

sein, wie auch vom Verbot gelehrter Bildung für die Geistlichen und von dem Anspruch der Laien, in der gottesdienstlichen Versammlung der Gemeinde mitreden zu dürfen.

Was die Lehre von der weltlichen Obrigkeit betrifft, so steht die Lehre Luthers, der die Übernahme und Führung obrigkeitlicher Ämter als einen Gottesdienst und Erfüllung einer Pflicht der Nächstenliebe bezeichnet, hoch erhaben über der kurzsichtigen Verachtung der Obrigkeit durch die Täufer.

Unterthanen und Dienstboten[1]) haben Zinsen-[2]) und Zehntennehmen[3]) (also auch Pfarrbesoldung), die Ablegung eines feierlichen[4]) Eidschwurs, Teilnahme an einem unvermeidlichen Krieg und dergl.[5]) hat die Heilige Schrift nicht für alle Fälle verboten.

In allen diesen Dingen fehlte es den Täufern zweifellos an dem vollen Licht evangelischer Erkenntnis und an der rechten evangelischen Freiheit. Wenn sie aber in der Treue gegen das, was sie für recht hielten, Zinsen oder gar Kapitalien nachließen, wenn sich viele von ihnen lieber die Finger abhacken oder sich töten ließen, als daß sie gegen ihre Überzeugung die Hand zum Schwure erhoben hätten, so verdient das heute noch unsere größte Hochachtung. Bei der grausamen Behandlung, die den Täufern um solcher Sonderbarkeiten willen widerfuhr, war das größere Unrecht und Unchristentum nicht auf ihrer Seite, sondern auf der ihrer Gegner.*) Treffend sagt auch hiezu wieder Sebastian Franck: „Man sollte nicht also mit ihnen tyrannisiert haben, wo sie gleich hartnäckig sich nicht weisen lassen wollten, sondern sie allein Gott befehlen, der allein Glauben geben und der Sachen Rat schaffen mag. Dazu sollte jedermann bedenken, daß uns allen noch viel abgehen mag."

---

[1]) Röm. 13, 1 ff. Eph. 6, 5–9. [2]) Es muß unterschieden werden zwischen Geschäftsleben und Beistand in der Not Luc. 19, 23; 6, 30 und 34. [3]) 1. Kor. 9 mit Matth. 10, 8, wo hauptsächlich die Wundergabe ins Gewicht fällt. [4]) Matth. 26, 63 f. zu 5, 34, wo es sich offenbar bloß um das unnötige und betrügerische Beteuern handelt, das in dem Hörer den Glauben an einen Eid erwecken soll, und doch kein Eid ist, weder in der Absicht des Beteuernden, noch vor Gott. [5]) Vergl. zu 1. Mos. 14: Röm. 13, 4.

*) Vergl. Röm. 14, 4 ff; I, 278.

Viertes Kapitel:

Äußere Bedingungen und äußere Kämpfe für den Fortgang der Reformation.

Quellen: Gieseler. Hassencamp, Hessische Kirchengeschichte. Friedrich von Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. Egelhaaf, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Kolde, Augsburger Bekenntnis, in Haucks Realencyklopädie. Thudichum, Die Einführung der Reformation und die Religionsfrieden von 1552, 1555 und 1648.

1. Streit, ob das Wormser Edikt auszuführen sei, 1521—1529.

Wer gewöhnt ist an den Rechtsgang in einem geordneten Staatswesen, der kann sich nur wundern, daß das in Worms*) gegen Luther und alle seine Anhänger gefällte Urteil, so ungerecht es war, nicht sofort zum Vollzug kam. Wohl wurde Luther durch seine Aufhebung auf der Wartburg für den Augenblick dem kaiserlichen Zorn entzogen. Allein bald hätte man seiner habhaft werden können, und einstweilen hatte man ja seine Anhänger. Warum ist denn nicht allem aufgeboten worden, um dem Willen von Kaiser und Reich Geltung zu verschaffen? Es ist das um so verwunderlicher, da Rom, der Antastung seiner Herrschaft gegenüber unerbittlich wie immer, an der Ausführung des Edikts fort und fort trieb. War endlich Karl V nicht ein Fürst, mächtig wie wenige? Allerdings, nur nicht in Deutschland. Hier hatte er schon bei seiner Wahl und Krönung seiner Macht bedeutende Schranken ziehen lassen müssen. Eben in Worms aber drückten die Stände für die Zeit der Abwesenheit des Kaisers die Einsetzung eines fast ganz von ihnen gebildeten Reichsregiments durch. War nun auch dieses Regiment nie recht lebensfähig, so hinderte es doch die Aufstellung eines solchen Reichsverwesers durch den Kaiser, der ohne sonst nach jemand fragen zu müssen, rein für sich, im Vollmachtsnamen seines Herrn hätte handeln können. Vielmehr blieben in dieser Zeit die höchsten Entschließungen dem regelmäßig sich versammelnden Reichstag, die Ausführung seiner Beschlüsse aber lag mehr oder weniger im guten Willen der einzelnen Reichsstände.

So kam es, daß auch das Wormser Edikt bis zur Rückkehr des Kaisers im Jahr 1530 den Reichstag bei all seinen Versammlungen beschäftigte, aber man zu einem einheitlichen Beschluß, seine Durchführung gegen den Widerspruch einzelner zu erzwingen, nicht kam. Nur Herzog

*) Vergl. S. 52 und 54.

Georg von Sachsen, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzoge von Bayern und der Kaiser selbst in seinen Erbländern wagten das Edikt alsbald zu vollziehen. Die übrigen Stände aber, gut katholische wie evangelisch-gesinnte, konnten sich dem Bedenken nicht entziehen, daß das Volk alle schärferen Maßregeln gegen Luther und seine Anhänger rein als Versuche, die schweren Schäden der Kirche mit Gewalt aufrecht zu erhalten, auffassen und äußersten Falls durch einen Bürgerkrieg sich derselben erwehren würde.

Es wird nun das Verständnis der etwas verwickelten Geschichte der nächsten Jahre fördern, wenn wir auseinanderhalten: Reichstagsbeschlüsse, die Aktion im Reich, d. i. das Vorgehen der einzelnen Reichsstände, das sich zuspitzt in katholische Bündnisse und evangelische Gegenbündnisse, und endlich des Kaisers Fernhaltung im Ausland.

a) Reichstage.

Im Jahr 1522 und bis ins folgende Jahr hinein tagte der Reichstag in Nürnberg. Zuerst unter dem vorwiegenden Einflusse 1522
Herzog Georgs und unter dem Eindruck der Wittenberger Unruhen ist die Stimmung den Evangelischen wenig günstig. Als es aber Luther gelungen war, die Empörung, die leicht ganz Deutschland hätte ergreifen können, binnen wenigen Tagen zu beseitigen, da ging auch Andersgläubigen ein Licht auf, daß man in Luther den besten Hort des Friedens habe. Nicht weniger gestärkt wurden seine Anhänger dadurch, daß der neue Papst, Hadrian VI, durch seinen Legaten auf dem Reichstage zugleich mit der Forderung strengsten Vorgehens gegen Luther, ein Bekenntnis des am römischen Hofe eingerissenen Verderbens ablegte. „Wir wissen wohl," läßt er den Deutschen sagen, „daß an diesem heiligen Sitz schon seit Jahren vieles Verabscheuungswürdige getrieben worden ist, Mißbrauch in geistlichen Dingen, Übertretung der Gebote und daß alles sich ins Gegenteil verkehrt hat. Kein Wunder also, wenn die Krankheit vom Haupt in die Glieder, von den Päpsten in andere niedere Prälaten gefahren ist. Wir alle, Prälaten und Geistliche, sind abgewichen vom rechten Weg, und es ist schon lange keiner gewesen, der Gutes gethan, auch kein einziger." Auf eine solche Sprache hin holten auch die treuesten Anhänger des römischen Glaubens ihre alten Beschwerden gegen die Mißwirtschaft des päpstlichen Stuhls wieder hervor und traten damit den Anhängern Luthers selbst zur Seite. 100 Klagepunkte (Gravamina) übergab man dem Legaten. Der Reichstag schlug dem Papste

vor, noch vor Ablauf eines Jahres ein freies Konzil in irgend eine deutsche Stadt auszuschreiben, wobei allen zum Konzil Berufenen, Geistlichen sowohl als Laien, volle Redefreiheit zur Ehre Gottes und dem Heil der Seelen gewährt werden solle. Von Luther und seinen Anhängern aber wurde nicht weiter verlangt, als daß sie bis zu diesem Zeitpunkte nichts mehr veröffentlichen sollen, was zu Ärgernis und Aufruhr führe. Nur das heilige Evangelium und bewährte Schrift soll man lehren nach christlichem Verstand.

Jedoch die Hoffnungen, die man auf den ehrlichen Papst gesetzt hatte, sollten sich nicht verwirklichen. Hadrian starb schon im Jahre 1523. Da wagte es Campegius, der Legat des neuen Papstes,
1524 Clemens VII, schon dem folgenden Nürnberger Reichstag die Zustellung der Beschwerdepunkte des letzten Reichstags an den Papst zu bestreiten. Er forderte unbedingte Unterdrückung der Ketzerei. Allein die eigene Persönlichkeit des Legaten, sein herrisches Auftreten und sein Geiz machten den schlechtesten Eindruck. Lockte er doch damals einem armen Nürnberger Gelehrten ein Buch und einen Globus ab und verweigerte demselben jede Entschädigung, weil er ein Lutheraner sei! Obwohl auch der Kaiser seine Unzufriedenheit mit der Nichtausführung des Wormser Edikts zu erkennen gab, beschlossen die Stände nicht weiter, als dem Edikte soviel ihnen möglich nachzuleben.

Noch günstiger als die beiden genannten Reichstage gestaltete
1526 sich für die Evangelischen der Reichstag von Speier vom Jahr 1526, welcher bis zur Abhaltung des längst gewünschten Konzils die Ausführung oder Nichtausführung des Wormser Edikts in das gewissenhafte Ermessen jedes einzelnen Reichsstandes stellt.

1529 Drei Jahre später, auf einem zweiten Reichstag von Speier vom Jahre 1529, steht es schon so, daß von einer allgemeinen Durchführung des Wormser Edikts gar nicht mehr geredet werden kann; aber man will wenigstens die Fortschritte der Reformation eindämmen, Priesterherrschaft und Meßdienst in die evangelischgewordenen Gebiete wieder einschmuggeln, ruft jedoch nur den entschlossenen Protest der evangelischen Minderheit hervor.

Die genauere Geschichte dieser beiden Reichstage muß mit dem folgenden Abschnitt verwoben werden.

b) Katholische Bündnisse und evangelische Gegenbündnisse.

Was der Legat Campegius in Nürnberg auf dem Reichstag nicht hatte durchsetzen können, das suchte er nun auf anderem Wege zu erreichen. Es gelang ihm, Ferdinand von Österreich, die bayrischen Herzoge und eine Anzahl von Bischöfen zu einem Bunde zu vereinigen, der durch gemeinsames Vorgehen die Ketzerei auszurotten gedachte. Man ließ seine Unterthanen nicht länger in Wittenberg studieren, und beschloß, die ausgetretenen Klosterleute und verheirateten Priester zu bestrafen. Um den Schein zu wahren, daß es auch diesen katholischen Fürsten um Abstellung der vielbeklagten Mißbräuche zu thun sei, wurden etliche Reformen vorgeschlagen, namentlich auch Vorschriften über das Leben der Priester gegeben. Aber in der Hauptsache wurde nichts geändert, nämlich in Lehre, Gottesdienst und kirchlichem Recht. So war der ganze Erfolg dieser Regensburger Reformation die weit verbreitete Überzeugung, daß von Rom keine Besserung zu hoffen sei. Außerdem aber erkannten die Evangelischen, daß sie auf der Hut sein müßten.

Regensburger Bündnis 1524

Zuerst berieten sich die evangelischen Städte, so in Speier und in Ulm, was zu thun sei, wenn man sie zur Ausführung des Wormser Edikts zwingen wollte. Als die Drohungen der katholischen Fürsten, welche eine abermalige Zusammenkunft in Dessau gehalten hatten und von dem Kaiser ermutigt worden waren, immer lauter wurden, schlossen auch evangelische Fürsten und Herren nach dem Vorgange Hessens und Kursachsens ein Schutzbündnis, welches unter dem Namen Torgauer Bündnis am bekanntesten ist. Schon suchten die evangelischen Fürsten ihre Sache durch Verbindung mit Preußen, Böhmen, Dänemark und Schweden zu stärken.

Evangelische Vereinigungen. 1526

Mittlerweile war der Reichstag zu Speier herangekommen. Obgleich die hervorragendsten Vertreter des Alten fehlten, bildeten diese doch bei weitem die Mehrheit. Die evangelischen Fürsten aber bekannten sich diesmal zuerst öffentlich zu ihrem Glauben. Sie brachten ihre evangelischen Prediger mit, brachen selbst öffentlich das Fasten, sorgten dagegen für gute Zucht unter ihrem Gefolge. Auch Katholiken erkannten, daß man dem Volke das Evangelium nicht wieder nehmen durfte, wollte man nicht einen noch viel größern Aufruhr als den eben niedergeschlagenen der Bauern erregen. So kam es trotz der bereits vorhandenen ziemlichen Erbitterung zwischen beiden Teilen doch noch einmal zu Beratungen über gemeinsame Reformen. Als dieselben im besten Zuge waren, traten kaiserliche Kommissarien mit

Reichstag von Speier, Juni 1526

der Forderung dazwischen, daß man vom alten Herkommen nicht weichen dürfe und das Wormser Edikt ausgeführt werden müsse. Aber schon war ein Schreiben des Kaisers, dessen eben noch außerordentlich günstige Lage sich plötzlich geändert hatte, an seinen Bruder Ferdinand unterwegs „man solle die Wormser Strafbestimmungen gegen Luther fallen lassen und die Entscheidung über die evangelische Wahrheit einem Konzil anheimstellen." So viel wollte Ferdinand nicht nachgeben; aber er verstand sich wenigstens zu folgendem Vergleich: Da der religiöse Zwiespalt in Deutschland nicht anders denn durch ein frei Generalkonzil oder zum wenigsten eine Nationalversammlung gehoben werden könne, so solle mittlerzeit ein jeglicher in Sachen des Wormser Edikts mit seinen Unterthanen „also leben, regieren und sich halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffet und vertraut, zu verantworten."

Ferdinands eigene Aufmerksamkeit war eben in jenem Augenblick ganz dem Osten zugewandt. Die Türken waren in Ungarn eingefallen. Ludwig, König von Ungarn und Böhmen, 29. Aug. 1526 wurde mit seinem Heere in fürchterlicher Schlacht geschlagen und fand auf der Flucht seinen Tod. Jetzt war es Ferdinands höchstes Ziel, die Krone beider Länder für sich zu gewinnen. Einen Anspruch darauf hatte er durch doppelte Verschwägerung mit dem verstorbenen König. Er erreichte auch mit Klugheit und Zähigkeit seine Absicht. Im Februar 1527 wurde er in Prag zum König von Böhmen gekrönt, im Dezember desselben Jahres erfolgte in Preßburg die Wahl zum König von Ungarn. Damit ist Ferdinand, dem zuerst nur des Bruders Gnade die Herrschaft in dessen eigenen süddeutschen Besitzungen, Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, darauf auch in Schwaben und Elsaß abgetreten hatte, zum Gründer des großen österreichischen Staates geworden. Vom Eingreifen in die allgemeinen deutschen Religionsangelegenheiten aber wurde Ferdinand durch diese Vergrößerung seines Gebiets zum Glück für die Evangelischen abgelenkt, indem auch, abgesehen von den Türken, seiner Erwerbung die Gegner nicht fehlten und sogar die in Religionssachen ihm gesinnungsverwandten bayrischen Herzoge dadurch von ihm getrennt wurden.

Demnach waren die katholischen Mächte zunächst so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie evangelisch gesinnte Fürsten und Städte, welche auf den ihnen günstigen Reichtagsabschied von Speier hin mit allem Nachdruck die Reformation betrieben, in ihrem Thun öffent-

lich nicht störten. Nur in ihren eigenen Ländern vollzogen sie den Reichstagsbeschluß in ihrer Weise.*) Herzog Georg von Sachsen begnügte sich jetzt wenigstens damit, die Ketzer seines Landes zu verweisen. Erzherzog Ferdinand bedrohte sie mit Feuer, Schwert und Wasser. Daß thatsächlich aus den österreichischen Landen um jene Zeit nur von Hinrichtungen von Wiedertäufern, nicht aber von Evangelischen berichtet wird, dürfte seine Erklärung in der Gunst finden, deren das Evangelium bei dem österreichischen Adel sich erfreute. Dagegen wurden in Landsberg in Bayern 9 Personen verbrannt, in München 29 ersäuft, ein Geistlicher, Georg Wagner, verbrannt. Ein anderer, Leonhard Käser, der aus Wittenberg zurückgekehrt war, um seinen sterbenden Vater zu besuchen, erlitt auf Betreiben des Bischofs von Passau dasselbe Schicksal in Schärding. Der Kurfürst von Mainz ließ einen Prediger in Halle, Georg Winkler, weil er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgeteilt hatte, vor ein auswärtiges Gericht laden; auf dem Rückweg wurde derselbe ermordet. In Köln bestiegen miteinander den Scheiterhaufen der Magister Adolf Clarenbach und ein Student, Peter Flysteden. Selbst Elisabeth, Kurfürstin von Brandenburg, mußte, von ihrem Gemahl Joachim um des Glaubens willen mit dem Tode oder lebenslänglicher Einsperrung bedroht, zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten von Sachsen, flüchten.

Verfolgung der Evangelischen in katholischen Gebieten.

1527

1529

1528

An Drohreden und geheimen Umtrieben gegen die evangelischen Fürsten fehlte es auch jetzt nicht. Die Stadt Magdeburg wurde in die Acht erklärt. Katholische Fürsten hatten an mehreren Orten geheime Zusammenkünfte gehalten, so letztlich eine in Breslau mit König Ferdinand. Mehrfach wurden die Evangelischen gewarnt. Otto von Pack, Vicekanzler bei Herzog Georg, von diesem aber vorübergehend dem Landgrafen Philipp, seinem Schwiegersohne, abgetreten, zeigte Philipp eine mit dem Siegel Herzog Georgs versehene Abschrift eines Bundesvertrags zwischen König Ferdinand, den Herzogen von Bayern und Sachsen und mehreren Bischöfen, wonach der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf mit den Waffen angegriffen werden sollten, falls sie nicht zum katholischen Glauben zurückkehren. An der Echtheit solcher Mitteilung war nicht zu zweifeln. Hatte doch Kursachsen schon seit dem Jahre 1523 wiederholte Warnungen erhalten, daß der ländergierige Ferdinand damit umgehe, dieses Land wegen seines Abfalls vom katholischen Glauben sich anzueignen. Der feurige

Packische Händel.

1528

*) Vrgl. S. 177 und 100.

Philipp betrieb nun ein Bündnis zwischen Hessen und Kursachsen. Demselben traten mehrere Städte, besonders Magdeburg und Ulm bei. Der König von Dänemark und Johann Zapolya, Ferdinands Gegenkönig in Ungarn, versprachen Hilfe. Der Landgraf wollte den Gegnern durch einen Angriff zuvorkommen. Nun aber traten Luther und Melanchthon dem Plane entschieden entgegen; sie sagten, man solle lieber einen Angriff abwarten, als selbst ungerecht angreifen und damit eigentlich einen Fürstenaufruhr machen. Der aufrichtige und vielvertrauende Luther gab noch den Rat, man solle geradewegs bei den katholischen Fürsten anfragen, ob das Bündnis in der That bestehe. Dies geschah endlich, und nun stellte sich heraus, daß die von Pack gelieferte angebliche Abschrift eine Fälschung war, wie er schon mehrere in gewinnsüchtiger Absicht begangen hatte. Georg von Sachsen stellte sogar jedes Bündnis in Abrede. Der äußere Friede zwischen den Fürsten wurde nun glücklich wiederhergestellt. Der Erzbischof von Mainz und die Bischöfe von Würzburg und Bamberg aber mußten sich, da Philipp bereits ein Heer wider sie aufgestellt hatte, zur Erstattung der Kriegskosten, in der Höhe von 100 000 Gulden, der erstere auch zum Verzicht auf die geistliche Gerichtsbarkeit in Hessen und Sachsen verstehen.

Ob diese geistlichen Fürsten bloß der Gewalt gewichen sind, oder ob eigenes Schuldbewußtsein sie zum Nachgeben williger machte, läßt sich heute nicht mehr feststellen. So viel aber ist sicher, daß die sogenannten Packischen Händel sehr viel dazu beigetragen haben, das Verhältnis von Katholiken und Evangelischen noch mehr zu verbittern. Mit einigem Schein konnte man jetzt Philipp als Landfriedensbrecher behandeln. Als im folgenden Jahre der Reichstag in Speier sich versammelte, erschienen die Katholiken in großer Menge. Wer nicht selbst kommen konnte, betraute die schärfsten Gegner der evangelischen Sache unter seinen Räten mit der Sendung. Die Augen der Prälaten sprühten glühenden Haß gegen die Andersgläubigen. Geringschätzung und ausgesuchte Kränkungen wurden den Evangelischen von allen Seiten entgegengebracht. Sogar solche, welche früher unparteiisch gewesen waren, stellten sich feindselig. Der Grund, warum die Römischgesinnten plötzlich so eifrig und so übermütig wurden, lag in der augenblicklich sehr günstigen Stellung des Kaisers und der Erwartung seiner baldigen Rückkehr nach Deutschland. König Ferdinand wollte den Evangelischen das Fasten aufdrängen und die Predigt verbieten. Allein er erreichte nichts. Als den evangelischen

Reichstag von Speier. 1529

Predigern die Kirchen verschlossen wurden, predigten sie in den Höfen ihrer Fürsten, manchmal unter Sturm und Regen, vor zwei- bis achttausend Zuhörern, während die prächtigen Kirchen fast leer standen.

Der Reichstag wurde mit einer kaiserlichen Religionsvorlage eröffnet. Darin wurde ein Konzil in Aussicht gestellt. Für die Zwischenzeit aber sollten neue Ordnungen beschlossen werden. Der Abschied von 1526 wurde aufgehoben, kassiert und vernichtet, „da daraus trefflicher großer Unrat und Mißverstand wider den heiligen christlichen Glauben, auch Ungehorsam gegen die Obrigkeiten und viel anderes Nachteiliges gefolgt sei". Zur Feststellung der angekündigten neuen Ordnung wurde ein Ausschuß niedergesetzt, in welchem die Evangelischen nur schwach vertreten waren und daher die kaiserliche Vorlage durchging, obwohl der kaiserliche Machtspruch einseitiger Aufhebung des letzten Reichstagsabschieds an sich schon das klare Recht verletzte und besonders der treffliche straßburgische Abgesandte Sturm geltend machte, daß gerade diesem Abschied die seitherige Erhaltung der Ruhe im Reich zu danken sei.

Über das von den Ständen in den nächsten zwei Jahren bis zum Zusammentritt des Konzils einzuhaltende Verfahren wurden folgende einzelne Bestimmungen gegeben:

Diejenigen Stände, welche seither bei dem Wormser Edikt geblieben sind, müssen dabei verharren und ihre Unterthanen dazu halten.

Diejenigen, bei welchen die andere Lehre entstanden und im Augenblick ohne merklichen Aufruhr und Gefahr nicht abgewendet werden könnte, sollen alle fernern Neuerungen so viel als möglich verhüten.

Lehren und Sekten, „die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams und Bluts unseres Herrn Jesu Christi entgegen", sollen schlechterdings verboten sein.

Die Messe darf nirgends abgethan, Unterthanen dürfen weder gezwungen, noch gehindert werden, sie zu hören.

Die Wiedertaufe wird bei Lebensstrafe verboten.

Kein geistlicher Stand soll seiner Obrigkeit, Rente, Gülte bei Strafe der Acht entsetzt werden.

Auf den ersten Blick könnten diese Bestimmungen im ganzen nicht unbillig oder für die Evangelischen ungünstig erscheinen. Allein man muß sich genau in die damalige Lage hineindenken. Noch war der Besitzstand von Katholiken und Evangelischen nicht scharf abge-

grenzt wie etwa hundert Jahre später. Eben damals waren viele größere und kleinere Gebiete innerlich bereits dem Evangelium zugewendet; nur für den förmlichen Übertritt wollte man sich die Verhältnisse noch mehr abklären lassen. So hätte gleich die erste Bestimmung die Evangelischen sehr empfindlich getroffen und noch für das künftige Konzil bedeutsame Folgen haben müssen.

Mit der schlechthinigen Forderung des Glaubens an die leibhaftige Gegenwart von Leib und Blut Christi im Abendmahl suchte man — nur allzu geschickt — einen Keil zwischen Lutheraner und Zwinglianer zu treiben.

Freiheit für die Meßpfaffen, auch in evangelische Orte sich wieder einzudrängen und da die Messe — den größten Greuel und Abgötterei in den Augen des evangelischen Volks — wieder einzuführen, hätte notwendig Volksaufruhr hervorrufen und damit den Katholiken den erwünschten Anlaß zu Zwangsmaßregeln verschaffen müssen.

Der Artikel von geistlicher Obrigkeit schien für die Evangelischen nicht weniger als die Rückkehr unter die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe und für letztere jetzt schon die Berechtigung zu allen Gewaltmaßregeln gegen die Andersgläubigen zu bedeuten. So hätte auch die einstweilige Duldung der Lutheraner wenig Wert behalten.

Der Entwurf des Ausschusses kam vor die Reichsstände und wurde von der Mehrheit angenommen. Einzig und allein die geistliche Gerichtsbarkeit betreffend wurde eine beruhigende Erklärung gegeben. Obwohl die evangelischen Fürsten mit Kraft und Geschick der Vorlage entgegen getreten waren und die Städte, wie sie überhaupt gewöhnt waren, geschlossen für ihren Standpunkt einzutreten, insgesamt sie verworfen hatten, erklärte doch König Ferdinand die Beschlüsse der katholischen Mehrheit für gültig und verweigerte den Evangelischen jedes weitere Gehör. *19. April.*

Protest der Evangelischen.

Diese aber ließen sich nicht abhalten, nach kurzer Pause vor dem gesamten übrigen Reichstag gegen diese Vergewaltigung durch die Mehrheit zu protestieren. Mit entblößten Häuptern und heiligen Ernst im Angesicht gaben sie eine Erklärung ab des Inhalts, daß der einmütig gefaßte Beschluß des ersten Speirer Reichstags nicht anders denn durch einhellige Bewilligung geändert werden könne, und daß in Sachen, die Gottes Ehre und eines jeden Seligkeit betreffen, sie gewissenshalber der Mehrheit nicht gehorchen können, da in diesen Dingen ein jeglicher für sich selbst stehen und

Gott Rechenschaft geben muß. Das war der Standpunkt Luthers, den er in Worms vertreten hatte, nun angeeignet und behauptet von einem großen Teile deutscher Obrigkeit. Von dem Tage an haben wir Evangelischen den Namen Protestanten bekommen, uns ein Ehrenname, so lange die also genannt werden und sich selbst also nennen, gleichfalls protestieren gegen jede Vergewaltigung von Gottes Wort, Glauben und Gewissen durch die äußere Macht.

Das entschlossene Eintreten von so vielen Reichsständen, (5 Fürsten und 14 Städten) für ihren Glauben verfehlte doch seinen Eindruck nicht bei einem großen Teile der Mehrheit. Diese Katholiken fühlten den Riß, den sie mit ihrer Unduldsamkeit in die Einheit des deutschen Reiches machten. So trieb Furcht und Liebe sie an, nochmals den Weg der Friedensverhandlungen zu versuchen. Dieselben wurden freilich durch die katholischen Eiferer, König Ferdinand, Herzog Georg und hartherzige und eigennützige Priester und Prälaten zum Scheitern gebracht.

Die Evangelischen aber schlossen ein vorläufiges Bündnis auf 6 Jahre. Sachsen, Hessen, Nürnberg, Ulm und Straßburg versprachen einander, wenn eines von ihnen des Glaubens wegen angegriffen werden sollte, wollen sie sich gegenseitige Hilfe leisten.

Hindernisse dauernder Vereinigung der Protestanten.

Trotz allen Bemühungen des Landgraf Philipp aber, dieses Bündnis zu befestigen und zu einem Bunde aller Protestanten zu erweitern, zu welchem Zwecke verschiedene Zusammenkünfte geplant und gehalten wurden, zerfiel es im Gegenteil wieder. Philipp, ganz Staatsmann, wünschte nicht nur der Einigkeit zu lieb alle innern Unterschiede ausgeglichen zu sehen. Er erkannte auch wohl die besondere militärische Wichtigkeit der Schweiz im Rücken Ferdinands und der Bayernherzoge. Mit Schweizer Hilfe hoffte er seinen Vetter, den vertriebenen Ulrich von Württemberg, in sein Land zurückzuführen. Durch Vermittlung der Schweizer endlich erstrebte man ein Bündnis mit Venedig und Frankreich. Die Sachsen fürchteten nicht so ganz mit Unrecht Philipps Ungestüm und seine weitgreifenden Pläne. Ferner war es den Römischen gelungen, die schon vorher vorhandene Abneigung gegen die Zwinglianer — zu diesen gehörten außer den Schweizern die oberdeutschen Städte — noch zu vertiefen durch die Vorspiegelung, mit den Lutheranern würde man sich wohl vertragen, wenn sie sich nur entschließen könnten, die Zwinglischen fallen zu lassen.

Der hauptsächliche Grund aber, warum das Bündnis auch der deutschen Evangelischen nicht weiter kam, war das Gewis-

sensbedenken, ob man dem Kaiser selbst — gleichgestellten Fürsten gegenüber lag die Sache anders — mit den Waffen Widerstand leisten dürfte. Landgraf Philipp wies zwar auf den Unterschied der gegenwärtigen deutschen Obrigkeit von der römischen zur Zeit des Neuen Testaments hin. Er meinte, es sei ein großer Unterschied zwischen römischen Landpflegern und deutschen Erbherrn. Nie habe ein deutscher Kaiser Macht gehabt, gegen den Unterthan eines Fürsten mit Gewalt vorzugehen, falls auf dessen Seite das Recht gewesen sei. Nicht 1 Gulden habe ein deutscher Kaiser von einem Reichsfürsten fordern dürfen oder erhalten ohne ständische Bewilligung. Der Kaiser habe den Fürsten so gut geschworen wie sie ihm, und wenn er seinen Eid nicht halte, so könne er nicht mehr für einen Kaiser, sondern nur für einen Friedbrecher angesehen werden. Endlich sei es sogar Pflicht der Fürsten, ihre Unterthanen bei der reinen Lehre zu erhalten. Dagegen machte Luther den Fürsten gegenüber wie einst gegen die Bauern geltend: Obrigkeit bleibt Obrigkeit und wenn sie gegen alle Gottesgebote sündigen würde. Sobald man diesen Standpunkt verläßt, kann nur maßlose Verwirrung*) folgen. Jeder kann und soll nur seinen eigenen Glauben verteidigen. Darum mögen die Fürsten, wenn der Kaiser angreife, Land und Leute ungeschützt und den Kaiser ungehindert lassen. Aber auf Gott will er die ganze Sache gestellt haben, der die Seinigen zu verteidigen und dem Teufel die Kraft zu nehmen weiß.

Und Luther, von dem sein Kurfürst Johann sich in diesem Stücke ganz leiten ließ, hatte in der That mehr recht als der Landgraf. Auch hatte er schon zu oft erfahren, daß Gottes Hilfe zuverlässiger ist, als der Menschen Macht und Freundschaft. Die deutschen Protestanten solltens eben jetzt wieder und später noch mehr erleben.

c. Der Kaiser.

Wir müssen nun unsere Blicke vor allem nach dem Kaiser richten. Wer hinderte ihn denn jahrelang, seine Macht zur Beseitigung des Religionsstreites in die Wagschale zu werfen und die von ihm verabscheute Ketzerei zu ersticken? Es war hauptsächlich Franz I, der allerchristlichste König von Frankreich, und zuletzt auch das Haupt der katholischen Christenheit, der Papst.

---

*) Vergl. S. 177.

Zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg war schon eine ältere Fehde um das burgundische Erbe. Es war Frankreich nicht genug, daß es Burgund selbst an sich gerissen hatte, es begehrte ebenso die Freigrafschaft und die Niederlande. Umgekehrt hatte Spanien Frankreich um den Besitz von Neapel gebracht. Dazu kam jetzt die persönliche Eifersucht von Franz I gegen Karl, weil dieser ihm bei der Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone vorgegangen war. Der Streit entbrannte sofort nach dem Wormser Reichstag um den Besitz von Mailand, das Frankreich sich angeeignet hatte, das nun aber von Karl als deutsches Lehen in Anspruch genommen wurde.

Papst Leo X hatte in Besorgnis vor der ungeheuren Machtvergrößerung Karls bei der Kaiserwahl diesen keineswegs begünstigt. Dennoch scheint der Religionsstreit in Deutschland ihn bewogen zu haben, daß er sich zum Kriege gegen Franz mit dem Kaiser verband. Leos Nachfolger, Hadrian VI und Clemens VII, standen zu Anfang auf Karls Seite. Als aber Karls Heer den glänzenden Sieg bei Pavia 1525
über Franz erfocht und diesen selbst gefangen nahm, da wendete sich Clemens zunächst innerlich von Karl ab. Länger bezwang er seine Sorge wegen der drohenden Umklammerung des Kirchenstaats*) durch Karl nicht.

Als Franz im Frieden von Madrid eben seine Freiheit mit Friede von Madrid
großem Länderverlust erkauft hatte, da war es der Papst, der ihn Januar
alsbald seines Eides entband und im Mai die Ligue von Cognac 1526
mit Frankreich schloß, zum Zwecke der Vertreibung der Spanier aus ganz Italien. Diese Treulosigkeit des Papstes war es gewesen, was während des ersten Reichstags von Speier Karl plötzlich zur Nachgiebigkeit gegen die Evangelischen gestimmt hatte. Clemens aber sollte noch eine viel empfindlichere Züchtigung erfahren. Ein Heer deutscher Landsknechte zog gegen Rom. Unterwegs trieb sie die Not zur Meuterei. Als Georg von Frundsberg sie die Spieße gegen ihre eigenen Hauptleute kehren sah, sank er sprachlos zusammen und verschied bald darauf. Der Tod ihres Vaters und allezeit verehrten Führers brachte die Landsknechte wieder zur Besinnung. Jetzt hatten sie nur noch ein Verlangen, nach Rom geführt zu werden. Unter der Führung des zum Kaiser übergegangenen Karl von Bourbon stürmten sie Rom und plünderten es darauf monatelang. Den Papst 1527
nahmen sie gefangen. Dem aber lag der Gewinn dieser oder jener

*) Vrgl. I, 106 unten.

Stadt immer noch mehr am Herzen als das entsetzliche Kriegselend über Rom und Italien oder die für die Gesamtkirche bestehende Ketzergefahr. Erst im Jahr 1529 entschloß er sich zum Frieden mit Karl, worauf auch der Friede zwischen Karl und Frankreich folgte.

Friede von Cambray, August 1529

In beiden Friedensschlüssen vereinigten sich Kaiser und Papst ebenso wie Kaiser und König von Frankreich zu gemeinsamer Ausrottung der in der Zeit des Kampfes groß gewordenen Ketzerei. Nach dem Abschied von Speier und den Abmachungen des Kaisers mit seinen seitherigen Feinden schien die letzte Stunde des Protestantismus geschlagen zu haben. Aber ohne daß die Protestanten eine Hand rühren durften, wurde ihnen nochmals Hilfe, indem plötzlich die Türken vor Wien erschienen. Luther selbst mahnte in einer besondern Schrift, die vordem verzögerte Türkenhilfe zu leisten. Wien wurde durch die heldenmütige Verteidigung seiner Besatzung und den deutschen Winter gerettet, der die Türken zum Abzug zwang.

21. Sept.

2. Der Reichstag von Augsburg und der Nürnberger Religionsfriede.

Reichstag von Augsburg 1530

Friedlicher und christlicher als eine Reihe anderer Kundgebungen in letzter Zeit lautete des Kaisers Einladung an die deutschen Reichsstände zum Besuche des Reichtags, den Karl selbst im Jahr 1530 in Augsburg zu halten gedachte. Damit der eingerissene religiöse Zwiespalt beseitigt werden könne, wolle man die Zwietracht hinlegen, Widerwillen lassen, vergangene Irrsale dem Seligmacher ergeben. Es war verheißen, daß ein jeder in Liebe und Gütlichkeit solle angehört, alles, so zu beiden Teilen nicht recht ausgelegt oder gehandelt sei, müsse abgethan werden. Wie sie alle unter Einem Christus seien und stritten, so sollen alle auch wieder eine einige und wahre Religion annehmen und halten und in Einer Gemeinschaft der Kirche und Einigkeit leben. Ein dreifaches mochte den Kaiser auf solche versöhnlichere Gedanken bringen: die persönlichen Erfahrungen, die er in den vergangenen Jahren mit dem Papst gemacht hatte, die noch nicht beseitigte Türkengefahr, endlich der Wunsch, seinen Bruder Ferdinand noch bei Lebzeiten, wo möglich alsbald, zum römischen König wählen zu lassen. Wollte er seine Wünsche nicht selbst gefährden, so durfte er sich die an Zahl geringen, aber thatkräftigen und leistungsfähigen Protestanten nicht selbst zu Gegnern machen.

Freilich, während Karl, um die ihm gelegene Zeit für die Eröffnung des Reichstags abzuwarten, in Innsbruck verweilte, kamen weltliche und geistliche Große in Menge zu ihm. Bei ihrem Wunsche,

allerlei Gnaden von dem Kaiser zu erlangen, konnten sie sich nicht besser empfehlen, als wenn sie ihren Haß gegen die Evangelischen bloß legten. So war Karls friedliche Gesinnung bereits wieder im Wanken, als er endlich im Juni in Augsburg einzog.

Die evangelischen Fürsten hatten es nicht leicht genommen, den Reichstag auch nur zu besuchen; denn nicht bloß die verheißungsvollen Worte des Reichstagsausschreibens drangen zu ihren Ohren. Nun sie aber da waren, zeigten sie dem Kaiser von Anfang an ihre ganze Festigkeit, wo immer ihr Glaube ins Spiel kam. Als bei dem glanzvollen Einzuge Karls der päpstliche Legat dem Kaiser den Segen erteilte, ebenso nachher in der Kirche, wie Karl selbst mit allem Volk niederkniete, blieben Johann der Beständige und Philipp von Hessen aufrecht stehen. Ganz unerwartet, in später Abendstunde, wurden die evangelischen Fürsten vor den Kaiser beschieden. Man wollte sie zum Verzicht auf die evangelische Predigt bestimmen, nachdem sie das schriftliche Verlangen des Kaisers abgeschlagen hatten. Karl empfing die Fürsten mit kaltem, drohendem Blicke, Ferdinand aber redete so hart auf sie ein, daß Johann und Markgraf Georg von Brandenburg kein Wort der Entgegnung fanden. Aber der 26jährige Philipp ersuchte in festem Tone Kaiserliche Majestät, ihre Bitte zurückzunehmen, denn die evangelischen Prediger verkündigen nichts Unrechtes, sondern nur, was die alten Kirchenväter gelehrt haben. Der Kaiser möge seine eigenen Prediger zu ihnen in die Kirche schicken, um die Wahrheit seiner Worte zu prüfen. Der Kaiser wurde rot vor Zorn. Dreimal schlug er den Fürsten ihre Bitte ab, ohne sie zum Nachgeben bringen zu können. Als Ferdinand der Berufung der Fürsten auf ihr Gewissen entgegenhielt, Kaiserliche Majestät habe auch ein Gewissen, und dieses fordere die Einstellung der Predigten, erwiderte der Landgraf: „Kaiserlicher Majestät Gewissen ist kein Herr und Meister über unser Gewissen.“ Diese Predigtangelegenheit wurde nachher durch den Kaiser in der Weise geregelt, daß er selbst für die Dauer des Reichstags 6 Prediger ernannte, welche aber, um alle Ausfälle gegen die Andersgläubigen abzuschneiden, mit dem einfachen Verlesen des Bibelworts sich zu begnügen hatten. Auf das weitere Verlangen des Kaisers, die Fürsten möchten sich am darauffolgenden Tage an der Fronleichnamsprozession beteiligen, setzten sie auseinander, daß sie den Hofdienst, im Gefolge des Kaisers zu erscheinen, wohl leisten könnten, aber an der Prozession als einem Gottesdienst teilzunehmen nicht vermöchten. Der greise Markgraf Georg von

Festigkeit der ev. Fürsten.

Brandenburg erklärte: „Ehe ich mir will das Wort Gottes nehmen lassen, ehe will ich jetzt niederknieen und mir den Kopf abhauen lassen." Soviel Festigkeit und Todesbereitschaft auf Seiten der Protestanten zu finden, hatte der Kaiser nicht erwartet. Während er bisher kalt und stumm der Verhandlung angewohnt hatte, antwortete er jetzt, sichtlich gerührt und erschreckt, in begütigendem Tone: „Löwer Fürst, nit Kop ab, nit Kop ab." Man gab nun den Fürsten Bedenkzeit bis zum andern Morgen. Aber sie kamen nur, um ihre entschiedene Weigerung zu wiederholen. Die Prozession mußte ohne die Evangelischen vor sich gehen.

Augsburgisches Glaubensbekenntnis.

Bei Eröffnung des Reichstags erging die Aufforderung, es sollten sowohl die weltlichen Stände ihre Klagen gegen die geistlichen, als diese ihre Beschwerden gegen jene schriftlich einreichen. Darauf waren nun die Evangelischen nicht unvorbereitet. Auf Verlangen des Kurfürsten hatten seine Theologen noch in Wittenberg über die zwiespältigen Artikel „beide im Glauben und auch in äußeren Zeremonien" sich beraten und ihm in Torgau persönlich darüber Bericht erstattet. Da es nicht thunlich schien, den geächteten Luther nach Augsburg vor die Augen des Kaisers zu bringen, so wurde dieser an der Grenze des sächsischen Gebietes auf der Feste Koburg zurückgelassen. An seiner Stelle wurde nun Melanchthon in Augsburg beauftragt, das Torgauer Gutachten zu einer Verteidigungsschrift für den Kurfürsten (Apologie) umzuarbeiten. Aus der Rechtfertigung wegen Abschaffung der in die Kirche eingedrungenen Mißbräuche wurde aber ein eigenes Glaubensbekenntnis der Evangelischen (confessio Augustana).

Melanchthon entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick. Voran stellte er das Gemeinsame im Glauben der Evangelischen und Katholiken, die Lehre von Gott, Dreieinigkeit, Erbsünde und Erlösung durch Christum. Dann kam er zuerst im allgemeinen auf die Punkte zu sprechen, in denen beide auseinandergehen: Rechtfertigung und neuen Gehorsam, Kirche, Predigt und Sakramente, Kirchenregiment und weltliche Obrigkeit. An den Schluß des ersten Teils stellte er einige besonders umstrittene Lehren vom freien Willen, von guten Werken und Dienst der Heiligen. Den zweiten Teil aber bildete eine Besprechung der eingerissenen Mißbräuche und ihrer Abschaffung durch die Evangelischen, als: „Verweigerung des Abendmahlskelchs für die Laien, Cölibat, Messe, Beichtzwang, katholische Fastengebote, Mönchsgelübde und endlich die Überspannung der bi-

schöflichen (auch päpstlichen) Gewalt. Bei allen Abweichungen von der Kirche der Gegenwart wurde auf die Übereinstimmung der Evangelischen mit der Heiligen Schrift und den alten Kirchenvätern besonders hingewiesen. Der Unterschied der evangelischen Lehre von alter und neuer Ketzerei wurde stets namentlich betont. Im Ausdruck wurde jede Schärfe, Bitterkeit oder Verachtung gegen die bestehende katholische Kirche auch da vermieden, wo der Unterschied hervorgehoben werden mußte.

Das fertige Werk übersandte Melanchthon Luther zur Durchsicht. Dieser schickte es alsbald zurück mit der Bemerkung: „Ich habe M. Philippsen Apologiam überlesen, die gefället mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern noch ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann." Die übrigen lutherischen Stände, die zuerst eigene Bekenntnisschriften hatten ausarbeiten lassen, schlossen sich nun dem sächsischen Bekenntnisse an. Zuerst wollten es die Theologen auf ihren Namen und Gefahr überreichen. Allein Kurfürst Johann erklärte, daß er seinen Christus auch mit bekennen wolle, und keiner der andern Fürsten wollte diesem nachstehen. So unterschrieben außer Johann: der Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Vertreter der Städte Nürnberg und Reutlingen. Noch während des Reichtags traten bei die Städte Weißenburg, Heilbronn, Kempten und Windsheim.

Am 24. Juni sollte die Übergabe und öffentliche Verlesung des Bekenntnisses in der Reichsversammlung stattfinden. Da der Tag schon vorgerückt war, so wollte der Kaiser bloß die Schrift entgegennehmen, die Vorlesung aber nicht mehr gestatten. Jedoch die protestantischen Fürsten blieben fest bei der Forderung, daß ihnen, den um ihrer Predigt und Lehre willen Geschmähten, Gelegenheit zur Verantwortung gegeben werden müsse. Endlich drangen sie durch und erreichten auch das noch, daß das Bekenntnis nicht lateinisch, wie der Kaiser wollte, sondern als auf deutschem Boden deutsch verlesen werden durfte.

Die Verlesung fand am folgenden Tage in dem kleinen Kapitelsaale des bischöflichen Palastes vor dem Kaiser und 200 Fürsten, Abgeordneten und Räten statt. Der sächsische Kanzler Beyer aber las so laut und deutlich, daß auch die im Hofe Stehenden jedes Wort verstanden. Unverkennbar war der Eindruck, den dieses christliche, freudige und mutige Bekenntnis der kleinen Schar auch auf die Katholiken machte. Einer der Bayernherzoge sprach es laut aus, 25. Juni **1530**

daß man ihnen von dieser Sache zuvor ganz anders gesagt habe. Der Bischof Stadion von Augsburg urteilte: „Das Vorgelesene ist Wahrheit, lautere Wahrheit, wir können es nicht leugnen." Allein so dachten und sprachen nicht alle. Es gab solche, denen es bloß der Stolz nicht zuließ, die berechtigten Forderungen der Evangelischen anzuerkennen. „Daß ein einzelner, und dazu ein Mönch uns alle reformieren will, das heißt doch den Frieden stören und ist nicht zu ertragen," sagte der Erzbischof von Salzburg. Andere verlangten alsbaldiges gewaltsames Vorgehen gegen die Protestanten. Da war es schon viel, daß der Kaiser seine katholischen Theologen beauftragte, das evangelische Bekenntnis zu widerlegen. Nach mehreren Wochen wurde diese Widerlegungsschrift (confutatio) fertig und den Evangelischen vorgelesen. Sie war so schwach und kindisch ausgefallen, daß die Evangelischen sich lebhaft beglückwünschten, nachdem sie dieselbe gehört hatten. Nichtsdestoweniger sollten sie sich für widerlegt halten. Der Kaiser ließ sie zum Schluß kurzweg auffordern, die widerlegten Artikel fahren zu lassen und zum Glauben der katholischen Kirche zurückzukehren. Würden sie sich nicht fügen, so werde der Kaiser gegen sie verfahren, wie es ihm als römischem Kaiser, Schutzherrn und Vogt der Kirche zukomme.

Geheime Umtriebe.

Schon in der Zwischenzeit hatte der Kaiser versucht, die Evangelischen einzeln bald durch Drohungen, bald durch Lockungen und Fallstricke, die man ihnen legte, zum Abfall von der evangelischen Sache zu bewegen. Diese Kunststücke wurden jetzt wiederholt. Es war in den Augen von Freund und Feind wie ein Wunder, daß auch gar nichts davon verfing. Dem Kurfürsten von Sachsen drohte man, er werde aus seinem Lande gejagt, mit Weib und Kind gefangen gesetzt, an Leib und Leben gestraft werden. Allein Johann erwiderte: „Entweder Gott verleugnen oder die Welt, wer kann zweifeln, was das beste sei? Der Herr hat mich ohne mein Verdienst zu einem Fürsten des Reichs gemacht, er mache ferner aus mir, was ihm gefällt". Herzog Ernst von Lüneburg erwarb sich damals den Namen des Bekenners. Landgraf Philipp, der wohl wußte, daß der Kaiser ihm besonders zürne, ritt selbst zu Hofe und erbat sich vom Kaiser Auskunft, was dieser wider ihn habe. Der Kaiser gab sie ihm und machte gleichzeitig den allerdings nur zu durchsichtigen Versuch, durch Verheißung der Wiedereinsetzung Herzog Ulrichs, ja sogar durch Aussicht auf die römische Königskrone ihn zu ködern. Umsonst. Auch die Städter, die mehr als die Fürsten auf kaiserliche Gunst und Ver-

willigungen angewiesen waren und dadurch ihre schwache Seite hatten, wollten lieber ihre Stadt zugrunde gehen sehen, und Weib und Kind sich rauben lassen, als durch Verletzung ihres Gewissens Gottes Zorn und ewige Verdammnis auf sich laden.

Die Lage änderte sich erst, als Philipp, der längeres Verweilen in Augsburg für nutzlos hielt, unversehens heimlich abreiste. Nun wurden der Kaiser und die katholischen Stände auf einmal freundlich, denn sie fürchteten, der Landgraf möchte den Reichstag mit einem Heere überfallen. Jetzt drangen die Friedensfreunde unter den Katholiken durch. Ernste theologische Verhandlungen, um zu einer Einigung zu gelangen, wurden aufgenommen. Man kam sich von beiden Seiten wirklich weit entgegen. Namentlich für den friedliebenden und ängstlichen Melanchthon bestand eine eigentliche Gefahr, der alten Kirche zu viel einzuräumen. Aber auch was von katholischer Seite zugestanden wurde, war mehr, als jemals ehrlich hätte gehalten werden können. Der klarer blickende Luther, der während des ganzen Reichstags von Koburg aus Fürsten und Theologen durch seine Zuschriften mächtig gestärkt hatte, sprach sich darüber deutlich aus. „Ihr habt ein Wunderwerk begonnen,“ schreibt er einmal, „nämlich die Vereinigung zwischen dem Papst und dem Luther. Aber der Papst wird nicht wollen, und Luther lehnt ab.“ So sehr man sich daher in der Lehre genähert hatte, so viel von katholischen Zeremonien und Sitten die Evangelischen wieder anzunehmen sich bereit zeigten, am Ende kam man doch an die Punkte, in denen beide Teile nicht nachgeben zu können glaubten. Die Katholiken wollten die Austeilung des Abendmahlskelchs an die Laien und die Priesterehe nur mit großer Einschränkung gestatten. Die Evangelischen wollten sich zu Aufzählung aller einzelnen Sünden in der Beichte, Meßopfer und völliger Herstellung der bischöflichen und päpstlichen Gewalt nicht verstehen.

Friedensverhandlungen.

So zerschlugen sich auch diese Verhandlungen und der schließliche Reichstagsabschied lautete für die Protestanten sehr bedrohlich. Bis zum 15. April kommenden Jahres sollten sie sich darüber aussprechen, ob sie sich mit der christlichen Kirche, Papst und Kaiser vertragen wollen oder nicht. Der Kaiser seinerseits habe sich mit den übrigen Ständen vereinigt, bei dem alten Glauben zu bleiben und alle eingedrungenen Irrtümer und Neuerungen abzuthun.

Abschied.

Das mit lauter Katholiken besetzte Kammergericht fing an,

Kammergerichtsprozesse. mit Prozessen wegen Einziehung geistlicher Güter gegen einzelne evangelische Stände vorzugehen.

Darin lag nun der nächste Anlaß für die Protestanten, sich über gemeinsame Maßregeln zu verständigen, falls das Kammergericht seine Urteile gegen den einen oder andern von ihnen sollte mit Gewalt vollziehen wollen. Es wurden wiederholt Zusammenkünfte in Schmalkalden gehalten. Die Theologen überließen es jetzt den Juristen, zu entscheiden, ob es recht sei, dem Kaiser und dem Kammergerichte Widerstand zu thun. Zu der Einsicht hatte der Gang der Dinge in Augsburg auch Luther geführt, daß der Kaiser für sich allein keineswegs unumschränkter Herr in Deutschland sei, sondern nur zusammen mit dem Reich. Die katholischen Stände aber, von denen sich der Kaiser bestimmen ließ, beobachteten keineswegs überall das bestehende Recht. Unter den deutschen Protestanten selbst aber vollzog sich, dank den unablässigen Bemühungen des Landgrafen und des Straßburger Theologen Butzer, eine bemerkliche Annäherung. Noch in Augsburg hatten Lutherische und Zwinglische sich nicht vereinigen können. Die Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen, Lindau übergaben ein eigenes Bekenntnis (confessio tetrapolitana, Vierstädtebekenntnis). Wieder ein eigenes Bekenntnis schickte Zwingli. Jetzt wies zwar Zwingli noch das Zusammengehen mit den Wittenbergern zurück. Aber 14 oberdeutsche Städte wurden in den von Sachsen, Hessen und vielen niederdeutschen Fürsten und Städten geschlossenen Schmalkaldischen Bund aufgenommen. Mit dem Bunde vereinigte sich sogar das strengkatholische Bayern, das wegen der in Köln vollzogenen Wahl Ferdinands zum römischen König und wegen der Belehnung desselben mit Württemberg dem Kaiser grollte. Der König von Frankreich und andere auswärtige Mächte begünstigten den Bund.

(Margin: 1530 und 1531 — Schmalkaldischer Bund.)

Unter solchen Umständen wäre es ein großes Wagnis für den Kaiser gewesen, die Drohungen des Augsburger Abschieds auszuführen, zumal die Türken fortgesetzt die österreichischen Länder bedrohten. Wohl war Karl so erbittert, daß er lieber den Türken die größten Anerbietungen machte, als daß er den Evangelischen ein Zugeständnis gemacht hätte. Allein die Türken hofften mehr von der Gewalt. So blieb Karl nichts anderes übrig, als den deutschen Protestanten um den Preis der Türkenhilfe den Nürnberger Religionsfrieden zu gewähren. In demselben wurden den mit Namen aufgeführten Bekennern der Augsburgischen Konfes-

(Margin: Nürnberger Religionsfriede. 1532)

sion Friede und Sicherheit gegen begonnene, wie gegen künftige, die geistlichen Güter betreffende Prozesse, bis zur Abhaltung eines Konzils zugesichert. Das war dem Landgrafen Philipp wohl nicht genug, indem er die Ausbreitung der Reformation auch noch auf weitere Gebiete für Christenpflicht erklärte. Luther aber schrieb an seinen Kurfürsten über die Friedensaussicht: „Gott grüßet uns gnädiglich; danken wir ihm nicht, dann werden wir uns höchlich versündigen, dazu auch kein Glück haben." Er erkannte keine Pflicht an, solchen, die künftig glauben würden, das Bekenntnis ihres Glaubens durch Wegräumung jeder Gefahr zum voraus zu erleichtern.

3. Der Schmalkaldische Krieg und der Augsburger Religionsfriede.

Weitere Quellen: Calwer Kirchenlexikon und Württembergische Kirchengeschichte. Hauck, Realencyklopädie. Dittmar, Geschichte der Welt.

a) Der Schmalkadische Krieg und das Interim.

Der Nürnberger Religionsfriede erwies sich in der That als sehr segensreich für die Protestanten. Derselbe ließ Karl seine Aufmerksamkeit und seine Macht wieder mehr aufs Ausland richten. Indessen konnte der Schmalkaldische Bund und die Reformation sich weiter ausdehnen. Einer der ersten und wichtigsten Erfolge des Landgrafen Philipp war die Zurückführung des Herzog Ulrich von Württemberg in sein Land. Im Frieden von Kaaden mußte Ferdinand dem Herzoge das Reformationsrecht ausdrücklich zugestehen. Dafür erkannten jetzt die Protestanten Ferdinand als römischen König an. Weitere Fürsten und Städte wagten darauf, in Süd*) und Nord**) mit der Reformation vorzugehen. Es begann die Zeit, wo fast ganz Norddeutschland evangelisch wurde. Bei wiederholter Verlängerung des Nürnberger Friedens konnten auch diese Gebiete, obwohl nicht wenige geistliche Stifte darunter waren, vom Frieden nicht ausgeschlossen werden. Der Kaiser und König Ferdinand sahen sich genötigt, selbst die Protestanten gegen das Vorgehen des Reichskammergerichts zu schützen. Es kam so weit, daß der Kaiser den Protestanten sogar die Berechtigung zu Verwendung des Kirchenguts für ihre Kirchen und Schulen zuerkannte. Die Protestanten hätten noch mehr erreichen können, wenn nicht Uneinigkeit unter ihnen selbst sie geschwächt und Philipps leidiger Ehehandel***) diesen fähigsten und thatkräftigsten Führer des Schmalkaldischen Bundes lahm gelegt hätte.

[Marginalien: Günstige Zeiten für die Protestanten. — 1534 — seit 1536 — 1544]

*) Baden, Fürstenberg. **) Vergl. S. 112. ***) Vergl. S. 161.

Auch die angeführten Zugeständnisse des Kaisers erfolgten selbstverständlich nicht ohne den Druck äußerer Verhältnisse. Das einemal zürnten dem Kaiser die katholischen Stände, so daß er 8 Jahre lang keinen Reichstag mehr halten ließ. Das anderemal erregte er durch seine Ländergier Angst und Zorn insonderheit bei den Bischöfen. Die Türken hielten Karl sowohl als König Ferdinand im Osten beständig in Atem. Mohammedanische Seeräuber belästigten schwer die Küsten Spaniens und Italiens. Karl hatte zwar guten Erfolg gegen Tunis (1535). Um so gründlicher war seine Demütigung bei einem Zuge gegen Algier (1541), da der durch einen entsetzlichen Seesturm erlittene Schaden dem Rest seines Heeres nicht gestattete, die Mauren siegreich zu bekämpfen. Während der Kurfürst von Sachsen und Luther jedes Zusammengehen mit den Türken abgewiesen hatten, scheute Franz I sich nicht, fortgesetzt sie gegen das Haus Habsburg zu hetzen,
1543 ja sogar seine Soldaten an ihrer Seite kämpfen zu lassen; und der dritte in diesem Bunde war der Papst.

Man begreift, daß unter solchen Umständen sich dem Kaiser immer mehr der Wunsch aufdrängte, an den deutschen Protestanten sich zuverlässige Verbündete und Freunde zu schaffen und daß es ihm jetzt ernstlich darum zu thun war, das Haupthindernis besserer Beziehungen, das gegenseitige Ärgernis an des andern Religion, zu beseitigen. Karl
Religionsgespräche.
verfolgte zu diesem Zwecke mit großer Beharrlichkeit den in Augsburg
1540 — 1546 zuerst eingeschlagenen Weg friedlicher Religionsgespräche. Die edelsten Katholiken, unter welchen besonders Julius von Pflug und der päpstliche Legat Gasparo Contarini zu nennen sind, beteiligten sich. Nachdem die Verhandlungen von Worms nach Regensburg verlegt waren, einigte man sich über 4 Artikel, deren wichtigster die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, den eigentlichen Ausgangspunkt der Reformation, betraf. Trotzdem scheiterte die Einigung auch mit diesen am meisten evangelisch denkenden Katholiken wieder wie in Augsburg an der Lehre vom Abendmahl und der äußern Kirchenverfassung und Ordnung. Damit dürfte für alle Zeiten der Beweis geliefert sein, daß eine äußere Wiedervereinigung der Protestanten mit der römischen Kirche ein Ding der Unmöglichkeit ist, so lange Rom Rom bleibt, d. h. so lange es seine Priester- und Papstansprüche festhält und Katholiken an deren Berechtigung glauben.

Der Kaiser will ein Konzil.

Die eben genannten Besprechungen konnten im Sinne des Kaisers nur eine Vorarbeit sein für das Konzil, dessen Abhaltung man ihm schon in Worms und nachher wiederholt nahe gelegt hatte und das ihm gerade

so wie jene mehr persönlichen Einigungsversuche nach anfänglichem Widerstreben zur Herzenssache geworden war. Der hauptsächliche Hemmschuh für ein Konzil waren immer die Päpste gewesen, die — abgesehen von Hadrian — keine Hand an die einträglichen Mißbräuche an ihrem Hofe und in der Kirche gelegt sehen und ihr Alleinbestimmungsrecht*) über Lehre und Sitte der Kirche durch kein Konzil schmälern oder in Frage stellen lassen wollten. Clemens VII hatte sich daher auf den Gedanken eines Konzils gar nicht eingelassen. Paul III zeigte sich williger. Aber wie konnten die deutschen Protestanten an den Ernst des Papstes, ihre gegründeten Beschwerden zu heben, glauben, als Paul (1536) fürs folgende Jahr ein Konzil in eine italienische Stadt ausschrieb und als Zweck des Konzils die Vernichtung der lutherischen Ketzerei bezeichnete? Darauf konnte ihre Antwort keine andere als die stärkste Betonung der päpstlichen Tyrannei und Mißwirtschaft sein, wie sie Luther damals in den Schmalkaldischen Artikeln zum Ausdruck brachte. **1536**

Erst im Jahr 1544, als Karl aufs neue über Frankreich und den Papst triumphiert**) hatte und ein Waffenstillstand mit den Türken ihm die Hände vollends frei machte, kam wirklich ein Konzil zu stand. Im Jahre 1545 versammelte sich dasselbe zu Trient an der südlichsten Grenze des deutschen Reichs. Aber wieder weigerten sich die Protestanten, ein Konzil anzuerkennen und zu beschicken, das als ein vom Papste berufenes und durch dessen Legaten geleitetes, die Unparteilichkeit zum voraus vermissen ließ, mithin auch nicht das war, was der Kaiser seither auf den Reichstagen versprochen hatte.

Der Schmalkaldische Krieg.

Nun aber entschloß sich der Kaiser, die Protestanten mit Gewalt zur Teilnahme am Konzil zu zwingen. Er selbst hielt seine Absicht geheim, und setzte immer noch die Ausgleichsverhandlungen fort. Nur den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Sachsen drohte er wegen verschiedener Dinge — über welche er sich übrigens zuvor mit ihnen verglichen hatte — als Rebellen bestrafen zu wollen. Allein der Papst, mit dem Karl sich jetzt verbündete, verriet durch Verkündigung eines „Ablasses für den gemeinen Frieden und die Ausrottung der Ketzerei", worauf man hinaus wollte.

Dadurch wurde eine große Erregung in Deutschland hervorgerufen. Man fürchtete allgemein für Religion sowohl als „deutsche Libertät" (die Freiheit und Selbständigkeit von Fürsten und Städten). Die vorherigen Glieder des Schmalkaldischen Bundes schlossen sich

*) Vrgl. I, 83. **) im Frieden von Crespy.

wieder enger zusammen. Nur einige protestantische Fürsten hielten sich fern. Herzog Moriz von Sachsen ging aus Neid und Eifersucht gegen seinen kurfürstlichen Vetter sogar ein geheimes Bündnis mit dem Kaiser ein.

Juni 1546 Der Kaiser hatte aber, als er seinen Entschluß zum Kriege bekennen mußte, noch kein Heer beisammen, sondern war in dem damals evangelischen Regensburg, wo er sich aufhielt, nur von einer Schutzwache von ein paar hundert Mann umgeben. So wäre es ein Leichtes gewesen, ihn hier zu überfallen und gefangen zu nehmen. Allein die vielerlei Ansichten und Besorgnisse, die in dem zunächststehenden süddeutschen Bundesheere sich geltend machen durften, hinderten dessen Führer, den kriegserfahrenen Schärtlin von Burtenbach, an einem raschen und entschiedenen Vorgehen. Als der Landgraf von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen sich mit den Süddeutschen vereinigt hatten, wären die Schmalkaldischen dem Kaiser immer noch im Felde überlegen gewesen. Aber die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Führer hatte in dem vereinigten Heere nur noch zugenommen. Die Verbündeten ließen sich von dem einer Schlacht klug ausweichenden Kaiser immer weiter rückwärts drängen. Als man sich bei der jetzt württembergischen Stadt Giengen gegenüberstand und Kälte und Regenwetter und dadurch hervorgerufene Krankheiten beide Teile zu Verhandlungen geneigt erscheinen ließen, kam plötzlich die Schreckensnachricht, daß Herzog Moriz, der mit König Ferdinand sich vereinigt hatte, in Kursachsen eingefallen sei. Der ungeschickte und unbeholfene, aber um so pflichttreuere Johann Friedrich hätte nichts destoweniger bei den Verbündeten ausgehalten. Aber diese baten ihn selbst, seinem Lande zu Hilfe zu eilen. Dasselbe that nun Landgraf Philipp, der sich in diesem Kriege schlecht bewährte. Es rächte sich überhaupt bei diesem im Herzen frommen Fürsten die nicht bezwungene Fleischeslust in der Haltlosigkeit seiner späteren Jahre. Die Städte waren der Zuschüsse zur gemeinschaftlichen Kriegskasse schon vorher müde und ihre reichen Kaufleute in steter Sorge, durch den Länder und Meere beherrschenden Kaiser ihren auswärtigen Handel vernichtet zu sehen. So löste sich das ganze Bundesheer auf und der Kaiser konnte nun eine süddeutsche Stadt nach der andern wie auch den zum Bunde gehörigen Herzog Ulrich von Württemberg mit leichter Mühe unterwerfen. Alle mußten sich vor dem Kaiser aufs tiefste demütigen und den vorherigen Mangel an Opferwilligkeit durch die Erlegung ungeheurer Summen büßen.

Karl unterwirft Süddeutschland.

Indes verschlimmerte sich auch des Kaisers Lage wieder. Die kurze Freundschaft mit dem Papste nahm ein rasches Ende. Auch anderweitige Gefahren drohten. Der Kurfürst von Sachsen hatte sein Land wieder eingenommen und das Herzogtum Sachsen teilweise besetzt. Die mit Johann Friedrich verbündeten Böhmen waren im Aufstand gegen ihren Herrn. Da, während man den von der Gicht schwer geplagten Kaiser für sterbenskrank oder tot hielt, rückte derselbe plötzlich mit Herzog Moriz an der Spitze eines starken Heeres gegen Johann Friedrich heran. Dieser lag mit schwacher Mannschaft in Mühlberg am rechten Ufer der Elbe. Eben hörte er die Sonntagspredigt. Da lief die Meldung ein, man habe jenseits des Stromes drei große Geschwader gesehen und trommeln gehört. Der Kurfürst wollte die Predigt nicht unterbrechen und verzögerte damit seinen Abzug. Dem Feinde aber war eine Furt über die Elbe verraten worden. So waren die Sachsen seinem Angriff nicht mehr gewachsen. Sie wurden größtenteils niedergemacht, Johann Friedrich nach tapferer Gegenwehr gefangen. Er wurde zum Tode verurteilt, darauf zu ewigem Gefängnis begnadigt. Die Kurwürde und den größten Teil seines Landes mußte er an seinen Vetter Moriz abtreten.

Schlacht bei Mühlberg April 1547

Landgraf Philipp, der sich auf Zureden von Moriz und dem Kurfürsten von Brandenburg dem Kaiser in Halle selbst ergab, wurde ganz gegen die Erwartung der beiden Vermittler ebenfalls gefangen und gleich Johann Friedrich von dem Kaiser auf seinen Zügen überall mitgeschleppt.

Das Interim.

Der Kaiser war nun auf dem Gipfel seiner Macht. Das Konzil hatte Papst Paul, dem Kaiser zum Trotz, nach Bologna verlegt. Damit war es für die Beseitigung der Religionswirren in Deutschland vollends unbrauchbar geworden. Deshalb beschloß Karl auf den Rat seines Bruders Ferdinand, die religiöse Einigung der Deutschen selbst in die Hand zu nehmen. Zwei katholische Theologen, deren einer Julius v. Pflug, jetzt Bischof von Naumburg, war, und zwei evangelische, der brandenburgische Hofprediger Johann Agricola und der im Vermitteln sehr geschickte Straßburger Butzer wurden vom Kaiser ausersehen, die rechte Form für die Einigung zu finden. Allein Butzer entzog sich bald der Teilnahme an einem Werk, das die ganze Frucht der Reformation zu vernichten drohte. Nur der eitle Agricola schmeichelte sich mit der Hoffnung, durch seine Teilnahme auch die seither katholische Kirche Deutschlands reformieren zu können.

Mit seiner Hilfe und Zustimmung also, freilich nicht nach seinem Kopfe, wurde das Einigungswerk zum Abschluß gebracht.

Inhalt. Worin bestanden denn die vom Kaiser und seinen Theologen den Evangelischen gemachten Einräumungen? Die Predigt des Evangeliums und die Austeilung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt wurden gestattet. Die in den vergangenen Jahrzehnten verheirateten Priester sollten geduldet, die Fastengebote gemildert werden. Die Messe wurde als Dankopfer, nicht als Sühnopfer bezeichnet. Das war aber auch alles. Dafür sollten die Evangelischen im übrigen den ganzen katholischen Glauben, gottesdienstliche Weise, Mönche, Priester, Bischöfe und Papst wieder über sich nehmen. Damit war ihnen nicht nur die Verleugnung ihrer Grundlehren von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christus und vom Priestertum aller Gläubigen und die Wiederannahme von so vielem andern zugemutet, das sie nur als Mißbrauch und Aberglauben ansehen konnten; mit der Rückkehr unter die Herrschaft der Priester und Bischöfe war auch die Fortdauer der evangelischen Predigt, evangelischer Abendmahlsfeier und evangelisch gedachter Messe sofort wieder in Frage gestellt. Daß die wenigen Zugeständnisse nicht bleibend, sondern nur bis zur Entscheidung eines allgemein anerkannten Konzils gültig sein sollten, lag schon in dem Namen Interim d. h. hier so viel als Zwischenreligion.

Wenn der Kaiser anfänglich wohl gehofft hatte, eine Katholiken wie Evangelische verbindende und befriedigende Religionsform herzustellen zu können, so mußte er von solchen Gedanken alsbald abstehen.

Verachtung bei den Katholiken. Die Katholiken waren weit entfernt, das Interim für die Gebiete, in denen sie seither die Herrschaft behauptet hatten, anzunehmen. Die Bischöfe mißachteten die ihnen vom Kaiser gemachten Reformationsvorschläge (formula reformationis). Denn für die katholische Kirche giebt es seit dem Ausgang des Mittelalters kein Reformationsrecht des Kaisers mehr, sondern allein der Kirche, streng genommen des Papstes. Nur für die Evangelischen genehmigte der Papst, weil er nicht anders konnte, das Interim.

Ein Zwang und Abscheu für die Protestanten. 1548 Aber auch die Evangelischen waren keineswegs geneigt, die für sie vom Kaiser auf dem Reichstag von Augsburg zum Gesetz erhobene Ordnung anzunehmen. Mißtrauen und Verdammung des Interims waren auch hier allgemein. „Interim, der Schalk hinter ihm", sagte man. Auch die dem Kaiser befreundeten und einer Eini=

gung beider Konfessionen geneigten Fürsten, wie der Kurfürst von Brandenburg und Moriz von Sachsen, konnten es bei dem Widerspruch ihres Volkes nur mit starken Abänderungen einführen. In Hamburg, Bremen, Braunschweig erklärte man „das teuflische Interim“ für unannehmbar. Magdeburg nahm die entschiedensten Gegner desselben in seine Thore auf.

In Süddeutschland bewirkte die Angst vor den kaiserlichen Waffen und rohe Gewalt, daß das Interim scheinbar angenommen wurde. Die Reichsstadt Konstanz büßte ihren Widerstand mit dem bleibenden Verluste ihrer Freiheit; es wurde eine österreichische Stadt. Solches Schicksal schreckte die andern Städte. Desgleichen mußte Herzog Ulrich von Württemberg, dessen Festungen von den Spaniern besetzt waren, „in dieser Sache dem Teufel seinen Willen lassen.“ So kehrten denn überall in Süddeutschland die katholischen Priester und Mönche zurück. Aber große Ehre haben sie nicht gewonnen. Das Volk verachtete sie wegen ihrer Roheit und Unwissenheit. Wenn sie Messe lasen, so standen die Kirchen leer. Es half nichts, daß der Kaiser allenthalben Aufpasser aufstellte, welche ihm berichten mußten, ob das Interim gehalten werde. Die treuen Prediger freilich, welche dem Interim offen entgegentraten, konnten die spanischen Soldaten oder auch die Ängstlichkeit der städtischen Obrigkeit vertreiben. So jagte Ulm 23 Prediger vom Amt. Der Prediger Frecht wurde nebst andern gefangen und in Ketten dem Kaiser nachgeführt. Aus Straßburg mußte Butzer fliehen, der nun bis zu seinem frühen Tode in England einen Wirkungskreis fand.

Unter den am heftigsten Verfolgten war Johannes Brenz in Hall. Als der Kaiser nach Hall kam, mußte Brenz fliehen, erst auf einen hohen Turm in der Stadt, sodann am Thomastag abends in Lumpen gehüllt, in Feld und Wald bei strenger Kälte. Nach des Kaisers Abreise kehrte er zurück. Allein sein Auftreten gegen das Interim veranlaßte, daß eines Tags ein kaiserlicher Kommissär im Rate erschien. Derselbe ließ alle anwesenden Ratsherrn schwören, daß sie von dem, was er ihnen mitzuteilen habe, niemand etwas sagen werden. Darauf eröffnete er ihnen, daß er Befehl habe, den Brenz in Ketten nach Augsburg zu liefern. Ein Ratsherr aber war zu spät zur Sitzung gekommen und da ihn kein Eid band, so schickte er flugs dem Brenz einen Zettel mit den Worten: Fuge Brenti, cito, citius, citissime (Flieh Brenz, so schnell du nur kannst)! Dieser stand alsbald vom Tische auf und ging zum Stadtthor hinaus. Kaum hatte

er sein Haus verlassen, so kamen die Spanier, um ihn festzunehmen. Nun floh seine kranke Frau mit sechs Kindern gleichfalls. In der Nacht waren sie nochmals zusammen. Aber Brenz mußte weiter fliehen, zuerst nach Württemberg, wohin ihn Herzog Ulrich abholen ließ, dann nach Basel. Der Tod seiner Frau trieb den Gott vertrauenden Mann zu seinen verwaisten Kindern nach Stuttgart. Neue Nachstellungen bedrohten ihn. Damals war es, daß er sich auf die Bühne eines Hauses flüchtete und hinter einer Holzbeige sich versteckt hielt, bis die Spanier abzogen. Eine Henne aber, erzählte man, habe jeden Tag auf der Bühne ein Ei gelegt, von dem er sein Leben fristete. Herzog Ulrich sorgte darauf weiter für Brenzens Sicherheit, bis bessere Zeiten wiederkehrten.

Noch verschiedenen andern Flüchtlingen hat Ulrich zeitweilig oder für immer eine Zuflucht geboten. Auch wußte er die eigenen Pfarrer, welche das Interim ablehnten und darum von ihrer Pfarrstelle abgesetzt werden mußten, dadurch im Lande zu erhalten, daß er sie unter dem Namen von Katecheten neben den Interimspriestern oder an solchen Orten anstellte, welche wegen Mangels an Priestern gar keine Geistlichen bekommen hätten. Dennoch irrten in Südwestdeutschland 400 evangelische Geistliche brotlos umher, weil sie Christum mehr liebten als Amt, Besoldung, Weib und Kind. Als der gefangene Philipp von Hessen seinen Geistlichen den Befehl zuschickte, sie sollten das Interim annehmen, gehorchten sie ihm hierin nicht und schrieben ihm: „Müssen wir darüber das Land räumen, so trösten wir uns, daß geschrieben steht: „Die Erde ist des Herrn“. Müssen wir die Welt räumen, so tröstet uns, daß der Herr Christus gesagt hat: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

Wiedereröffnung des Konzils 1551

Indes schien auch des Kaisers Verlangen nach der Lösung des Religionsstreites durch ein Konzil sich noch verwirklichen zu wollen. Paul III starb und Papst Julius III eröffnete das Konzil wieder in Trient. Jetzt konnten die Evangelischen seine Beschickung nicht mehr unterlassen. Die württembergischen und sächsischen Theologen arbeiteten je ein besonderes Glaubensbekenntnis für das Konzil aus. Aber weiter als zur Überreichung des württembergischen Bekenntnisses und zum Vortrag der sächsischen Beschwerden in einer Privatkongregation kam es nicht. Daß man die Abgesandten der Evangelischen hätte mitberaten lassen oder auch nur ihren Einwendungen gegen die seither einseitig gefaßten Beschlüsse Beachtung geschenkt hätte, war keine Rede. Sie mußten froh sein, daß das Konzil freies Geleite

für ihre Heimreise bewilligte. Im übrigen fuhr dasselbe fort, wie es angefangen hatte, eben die mittelalterliche Lehre und Weise, gegen welche der Widerspruch der Reformatoren sich erhoben hatte, zu bestätigen, nur etwa einzelnes in Worten vorsichtiger zu fassen. Zum Schluß kam das Konzil übrigens erst im Jahr 1564. Denn neue, folgenschwere Ereignisse gaben ihm nochmals willkommenen Anlaß, sich zu vertagen.

b) Die Fürstenerhebung und der Augsburger Religionsfriede.

Die Erbitterung der Deutschen gegen ihren Kaiser nahm immer mehr zu. Gründe der allgemeinen Unzufriedenheit waren: das Interim, der Aufenthalt der ausländischen, hauptsächlich spanischen Soldaten im Reich, was gegen Karls frühere Versprechungen verstieß, der Plan, seinen Sohn, den bei den Deutschen ganz unbeliebten Philipp von Spanien zum deutschen Kaiser zu machen. Fürsten und Städte ohne Unterschied der Parteistellung und des Glaubens konnten sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der Kaiser auf dem Wege sei, die deutsche Libertät zu zerstören und eine unumschränkte Monarchie, wie sie in Spanien und Frankreich bestand, einzurichten. Die Fürsten fühlten sich selbst gekränkt in der unedlen, in ihren Augen sogar treulosen Behandlung der beiden gefangenen Fürsten, Johann Friedrich und Philipp. Der erstere erregte durch Charakterfestigkeit und Gottvertrauen in seiner bedauernswerten Lage die allgemeine Teilnahme. Keine Hoffnung, durch Zustimmung zu Konzil und Interim sein hartes Los zu erleichtern, für sich oder wenigstens seine Söhne dadurch mehr von seinem früheren Besitze zu retten, konnte ihn bestimmen, etwas gegen sein Gewissen zu thun. Selbst die Spanier konnten diesem Manne ihre Bewunderung nicht versagen. Der heißblütige Landgraf im Gegenteil kam infolge der ihm widerfahrenen Behandlung der Verzweiflung nahe. Um Fluchtversuche zu vereiteln, wurde er in die Niederlande gebracht. Zwei seiner treuen, hessischen Diener wurden gehenkt, alle Deutschen wurden von ihm entfernt. Dafür wurde er bei Tag und Nacht von einer spanischen Wache belästigt, man drohte ihm einmal sogar mit der Folter. Es half nichts, daß Philipp sich zum Besuche des katholischen Gottesdienstes bequemte und das Interim sowohl selbst unterschrieb als seinen Unterthanen zu halten befahl. Vergeblich war eine rührende Bitte der von Philipp so treulos behandelten Landgräfin um seine Befreiung bei dem Kaiser, ebenso

Unzufriedenheit mit dem Kaiser.

umsonst alle Verwendung der mit dem Kaiser befreundeten Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Das denselben bei Philipps Unterwerfung gemachte Versprechen, Philipp solle mit ewigem Gefängnis verschont bleiben, glaubte man am kaiserlichen Hofe noch einlösen zu können, wenn man Philipp einige Stunden vor seinem Tode frei ließe. So hattens aber diese beiden Fürsten nie verstanden. Durch die fortdauernde Gefangenhaltung sahen sie ihre eigene Ehre gefährdet.

So schloß sich denn auch Moriz einem vorher schon gebildeten Fürstenbund. Verteidigungsbunde der deutschen Fürsten gegen die Übergriffe des Kaisers an und bald wurde er die Seele dieses Bundes. Ihm genügte aber die abwartende Stellung des Bundes nicht, sondern er beschloß, durch einen kühnen Angriff des Kaisers Macht mit einem Male zu brechen. Für seinen Eifer mag, abgesehen von der staatsmännischen Berechnung, welche bei Moriz ganz im Vordergrunde stand, auch noch der Wunsch mitbestimmend gewesen sein, durch eine die Protestanten rettende That die Schmach zu tilgen, welche er mit dem zu Anfang des Schmalkaldischen Krieges an seinen Glaubensgenossen geübten Verrat auf sich geladen hatte.

Ihre Macht zu stärken und um das zum Kriege gegen den Kaiser erforderliche Geld zu erhalten, schlossen die vereinigten Fürsten Verbindung mit Frankreich 1552 einen Bund mit Heinrich II von Frankreich. Darin gestatteten sie dem Könige, als Entgelt für die von ihm zu leistende Hilfe vier Städte, da nicht deutsch gesprochen werde, nämlich Metz, Toul, Verdun, Cambray zu besetzen, nicht so, daß die Städte damit sein Eigentum geworden wären; aber er sollte sie als „Vikar des Reiches“ inne haben.

Dem Kurfürsten Moriz selbst verschaffte der vom Kaiser ihm erteilte Auftrag, die Acht über Magdeburg zu vollziehen, willkommene Gelegenheit, ein Heer zu sammeln. Diese Stadt unterwarf er nun weniger durch Gewalt als durch kluge Unterhandlungen. Indes gingen dem Kaiser mehrfache Warnungen wegen der gegen ihn gerichteten Fürstenbewegung zu. Allein Karl war ganz verblendet. Moriz insonderheit rechnete er zu den tollen, vollen Deutschen und traute ihm ein solches Meisterstück von Staatskunst, was der geplante Anschlag in seinen Augen war, gar nicht zu.

März 1552 Aber plötzlich brachen die Verbündeten los. Dem Kaiser verlegten sie alle Wege. Am 6. April wollte er allein in die Niederlande flüchten. Er benützte einen verdeckten Wagen unter dem Scheine,

als lasse eine Dame sich zur Kur nach Wildbad fahren; aber er mußte wieder umkehren und krank in Innsbruck sein Geschick erwarten. Moriz aber rückte mit großer Entschlossenheit und Schnelligkeit vor. Bei Reutte zersprengte er das kaiserliche Fußvolk. Dann umging man in der Nacht über Steinklippen, die nur Gemsen zugänglich schienen, die Ehrenberger Klause und eroberte sie. Der Kaiser mußte schleunigst über den Brenner flüchten und wäre schwerlich entkommen, hätten nicht im entscheidenden Augenblick Morizens Soldaten gemeutert, da sie sich in den letzten Tagen in der Erwartung von Beute getäuscht gesehen hatten. Unmittelbar vor der Flucht gab Karl den gefangenen Johann Friedrich frei. Er sollte nur noch eine zeitlang dem kaiserlichen Hoflager folgen. Das war nun eben jetzt für den dicken Mann keine leichte Aufgabe, so daß er scherzend sagte: „Ich wollte ja gern dem Hofe nicht entlaufen, wenn der Hof mir nicht entliefe."

Wir können den weitern Verlauf der Dinge nicht mehr im einzelnen verfolgen. Der von den Türken schwer bedrängte Ferdinand begehrte die Hilfe der Protestanten. Karls nächstes Ziel war die Vertreibung der Franzosen aus den besetzten Städten, welche ihm leider nicht gelungen ist. So kam ein vorläufiger Friedensvertrag von Passau zustande, wonach Philipp frei gegeben werden mußte und die den Vertrag schließenden Fürsten auch dann in Frieden gelassen werden sollten, wenn das abermals vorgeschlagene Konzil oder eine entsprechende Nationalversammlung die Einigkeit in der Religion nicht herbeiführen würde. Damit fiel — was der wesentlichste Gewinn war — das verhaßte Interim. Im deutschen Lande selbst wurde zwar noch nicht so bald Friede, sondern es begann hauptsächlich durch die Schuld des wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach eine Zeit, die wegen des mannigfachen Wechsels in der Parteistellung der einzelnen Fürsten und der verheerenden Art der Kriegführung ein Vorspiel des dreißigjährigen Krieges genannt werden kann. In siegreichem Kampfe gegen Albrecht fiel Moriz bei Sievershausen 1553. Im folgenden Jahre wurde Albrecht zur Ruhe gebracht und nun führte das allgemeine Friedensbedürfnis nach ³/₄jährigen Verhandlungen zum Religionsfrieden von Augsburg.

Passauer Vertrag August 1552

Wirren in Deutschland.

25. Sept. 1555

1. Das sollte ein ewiger Friede sein zwischen dem Kaiser und den Reichsständen der alten Religion und den Anhängern der Augsburgischen Konfession, bezw. den der Augsburgischen Konfession Verwandten. Kein Teil sollte mehr den andern seines Glaubens und

Augsburger Religionsfriede.

seiner Religionsgebräuche halben vergewaltigen, sondern ihn bei seiner Religion, auch Hab und Gütern ruhig und friedlich bleiben lassen.

2. Die vor dem Religionsfrieden eingezogenen geistlichen Güter sollen ihren dermaligen Inhabern verbleiben.

3. Der Papst hat bei den Reichstagen nichts mehr mitzusprechen; seine Legaten werden nicht mehr zugelassen. Die römische Kirche soll fortan auf den Reichstagen nicht mehr als die „heilige" römische Kirche bezeichnet werden.

Das Reichskammergericht läßt unter seinen Urteilsprechern auch Angehörige der Augsburgischen Konfession zu.

Cujus regio ejus religio.

4. Jeder weltliche Fürst, Graf und Reichsritter hat für sich und seine Familie vollkommen freie Wahl zwischen den beiden im Reich anerkannten Konfessionen. Seinen Unterthanen kann er zwar auch die von der seinigen abweichende Konfession gestatten, wie denn größere Länder mit Landständen vor und nach 1555 die für ihr Land allein zulässige Konfession durch Landesvertrag ein für allemal festgestellt haben. Dagegen hat der Landesherr da, wo der eben genannte Schutz nicht besteht, auch das Recht, den Unterthanen seine Konfession vorzuschreiben. Wem das nicht gefällt, hat nur die Freiheit, Hab und Gut zu verkaufen, bezw. auch von seiner Leibeigenschaft sich loszukaufen und auszuwandern.

5. In den Freien- und Reichsstädten, in welchen bisher beide Konfessionen ihren Gottesdienst öffentlich ausgeübt hatten, sollte dieser Zustand fortdauern.

Zwei unverglichene Punkte.

6. Nur über zwei Punkte konnte man sich nicht einigen. Sie wurden daher auch nicht in den Frieden aufgenommen, sondern nur durch kaiserliche Verordnung oder Deklaration festgestellt, waren mithin auch beide von dem guten Willen und der Entscheidung des jeweiligen Kaisers abhängig. Das eine ist der den Protestanten ungünstige geistliche Vorbehalt: „Jeder Erzbischof, Bischof, Prälat oder sonstige Geistliche, welcher von der alten Religion abtreten würde, soll sein geistliches Amt und Lehen alsbald verlieren und sein Domkapitel befugt sein, eine der alten Religion zugewandte Person an seiner Statt zu wählen." Um die Protestanten mit dieser Verordnung einigermaßen zu versöhnen, entschied König Ferdinand weiter in kaiserlicher Vollmacht: „Der Geistlichen eigene Ritterschaft, Städte und Gemeinden, welche lange Zeit und Jahre her der Augsburgischen Konfession anhängig gewesen und diese Religion und Gebräuche öffentlich gehalten hätten und bis zum

heutigen Tag (24. Sept. 1555) hielten und gebrauchten, sollen durch niemand von ihrer Religion und ihren Kirchengebräuchen gedrungen, sondern dabei ruhig gelassen werden." Der einzige Unterschied zwischen diesen beiden Verordnungen ist der: der geistliche Vorbehalt wurde dem Text des Friedensvertrags wenigstens beigefügt, obwohl, wie ausgesprochen wird, die Evangelischen ihn nicht anerkannten. Die Erklärung betreffend die evangelischen Ritter und Gemeinden unter geistlichen Fürsten aber steht nur in einem Nebenabschied, einer vor der Unterzeichnung des Religionsfriedens ausgefertigten Urkunde, erhielt aber dafür die ausdrückliche Genehmigung der geistlichen Reichsstände.

Somit haben die Protestanten auch im Augsburger Religionsfrieden nicht alles erreicht, was sie hätten erlangen sollen. Namentlich in den zuletzt genannten Punkten lag schon wieder der Keim zu neuen Streitigkeiten. Und dennoch, welch ungeheuren Fortschritt bedeutet dieser Religionsfriede gegen das Wormser Edikt von 1521! Auch blieb mit dem Fortbestand der evangelischen Herrschaften die Erhaltung des evangelischen Glaubens für zwei weitere Menschenalter gesichert.

Schon die Verhandlungen über den Religionsfrieden hatte Karl vollständig seinem Bruder Ferdinand überlassen. So sehr ging es ihm wider den Sinn, eine Zweiheit der Religion im Reich für unabsehbare Zeiten zuzugestehen. Auch war Karls persönliche Kraft vorher schon gebrochen. Nur sein starkes Ehr- und Pflichtgefühl brachte dieselbe zu vorübergehendem Wiederaufleben. Im Januar 1556 überließ Karl seinem Sohne vollends den Rest seiner spanischen Länder und sandte Boten ins Reich, daß er auf die Krone Deutschlands verzichte. Grollend zog er sich darauf in das spanische Kloster San Just zurück, wo er am 21. September 1558 starb.

Karl V dankt ab.

Dem eben geschilderten Aufruhr der deutschen Fürsten gegen ihren Kaiser können wir trotz seines günstigen Ausganges für die evangelische Sache nur geteilten Beifall schenken. Das vaterländische Gefühl fühlt sich verletzt durch die Abtretung der deutschen Grenzstädte an Frankreich. Wenn wir jedoch die große Gefahr bedenken, in welche ganz Deutschland um jene Zeit durch Karl gebracht war, von dem heute freilich ungefährlichen Spanien politisch und religiös geknechtet zu werden, so muß die zeitweilige Verbindung der protestantischen Fürsten mit unserm heutigen Erbfeinde, den Franzosen, und die Preisgabe eines kleinen Teils des Reichs verzeihlich erscheinen. Gerade Moriz hat, nachdem der Sieg errungen war, sich den Franzosen gegenüber sehr charakterfest gezeigt und jede weitere Ein-

mischung derselben in deutsche Angelegenheiten zu verhindern gewußt. Sein politisch allerdings sehr kluges Verhalten gegen Karl nennen wir ohne weiteres undeutsch. Nur Karl selbst konnte sich darüber nicht beklagen. Er erntete bloß, was er gesät hatte.

Im übrigen ist es nicht unsre Aufgabe, Verdienst und Geschicklichkeit, Schuld und Kopflosigkeit, wie sie sich im Schmalkaldischen Kriege und der darauffolgenden Fürstenerhebung auf beiden Seiten finden, im einzelnen gegeneinander abzuwägen. Die unbegreifliche Unentschlossenheit der Schmalkaldener dürfte nicht am wenigsten von dem zweifelnden Gewissen hergerührt haben, womit damals noch die Deutschen die Waffen gegen ihren Kaiser trugen. Noch vermochten sie es nicht, draufzugehen gegen ihren Kaiser wie gegen einen andern Feind. Schrieb doch der vordem so kriegerische Philipp noch vor seiner Gefangensetzung: „Ich trage die Gedanken, daß Gott sein Wort vielleicht nicht durch das Schwert und die Gewalt, sondern durch die Predigt, Bekennen, Leiden, Sterben und Kreuz erhalten haben will.“ Umgekehrt genügte Morizens Rücksichtslosigkeit und Thatkraft keineswegs, um den günstigen Ausgang des Augsburger Religionsfriedens herbeizuführen. Darum müssen wir, statt Menschen zu loben oder zu entschuldigen, vielmehr Gottes wunderbare Gnade preisen, der gut gemacht hat, was sie aus Unverstand und Not gefehlt haben. Wenn es überhaupt bei Menschen einen Grund dafür giebt, daß das Evangelium in Deutschland vor dem Untergang bewahrt worden ist, den es anderswo, besonders in Frankreich, nach vielversprechenden Anfängen gefunden hat, so möchte ich diesen Grund finden in dem unablässigen Gebete des Vaters der deutschen Reformation um die göttliche Erhaltung und Ausbreitung seines Worts und in seinem aufrichtigen Bemühen, das Evangelium vor jeder menschlichen Gewalthandlung zu bewahren. Darum hat Gott gegen alle menschliche Voraussicht den Frieden so lange erhalten, bis Luther die Augen geschlossen hatte, und noch der gute Ausgang der nachfolgenden Wirren ist ein Stück göttlichen Segens über seinem treuen Kämpfer und Dulder.

Fünftes Kapitel:

Die Jesuiten und die Gegenreformation.

Quellen: Gieseler. Waldau, Geschichte der Protestanten in Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Hauck, Realencyklopädie und Calwer Kirchenlexikon. Droysen, Geschichte der Gegenreformation. Jahrbücher der Gesellschaft für Geschichte des Protestantismus in Österreich. Ziegler, die Geschichte der Gegenreformation. Acta Sanctorum, Mensis Julius: Acta antiquissima a P. Ludovico Consalvo S. J. ex ore Sancti excepta und Vita altera auctore P. Petro Ribadeneira. Exercitia spiritualia S. P. Jgnatii de Loyola, editio in Germania prima. Gothein, Ignatius von Loyola. Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial. Schmid, Geschichte der Erziehung.

1. Zustand der katholischen Kirche während der Reformation.

Bei ihrem Entstehen zog die Reformation, wie wir gesehen haben, unter allen Ständen und besonders den Theologen die Begabtesten und namentlich die aufrichtig nach Wahrheit Suchenden an sich. Zwar blieben ihr nicht alle treu. Allein die Zahl derer in Deutschland, welche für Rom mit Entschiedenheit und in beachtenswerter Weise kämpften, war doch sehr klein. Von einem Eck und Murner haben wir gehört.*) Wenig ehrenwerter war der Generalvikar von Konstanz und spätere Bischof von Wien, Johann Faber. An diesen allen vermißte man trotz den spitzigen oder volltönenden Worten die Kraft der eigenen Überzeugung. Der von Luther viel verhöhnte Emser hatte gleich manchen andern, die an ihm zum Ritter werden wollten, nicht das Zeug dazu. Überall auf Reichstagen und bei Religionsgesprächen**) zeigte sichs, daß die Römischgesinnten nicht imstande waren, die Evangelischen mit geistigen Waffen zu überwinden. Ihren Schriften, Katechismen und drgl. hatten sie nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Ihre einzig kräftigen Kampfmittel waren Drohung mit der Staatsgewalt, Bestechung, oder andere unredliche Kunstgriffe***).

Die Bestreiter der Reformation.

Etliche Fürsten waren wohl so ausgesprochene Feinde Luthers und der Reformation, daß sie dieselben je eher je lieber vernichtet hätten; aber um mit ganzem Nachdruck für die päpstlichen Forderungen einzutreten, dafür hatten sie doch selbst zu viel über das Papsttum zu klagen. Von Begeisterung oder Opferwilligkeit für die Sache der katholischen Kirche läßt sich auch bei ihnen kaum reden.

Um so mehr, sollte man denken, werden nun der Papst und die andern geistlichen Fürsten alle Kräfte eingesetzt haben, um die Ketzerei,

---

*) S. 28, 41. 96. **) S. 108 und 52. ***) S. 214.

diesen ärgsten Greuel in den Augen Roms, auszurotten. An Aufforderungen an die weltliche Macht ließen sie es auch in der That nicht fehlen. Sie selbst aber waren meist noch so sehr erfüllt von Weltsinn und weltlichen Zielen, daß namentlich die Päpste mehrfach die Geschäfte der Protestanten besorgten, indem sie in Karl V den einzigen Mann befehdeten*), der den Willen und die Kraft zu haben schien, den Religionsstreit in Deutschland niederzuschlagen.

Innere Schädigung der römischen Kirche durch die Reformation.

Durch solche Verzögerung der Wiederherstellung der Religionsfreiheit ebenso wie durch die fortgesetzte Weigerung, an sich selbst bessern zu lassen, oder das Verlangen des Volkes nach der Predigt des Evangeliums zu erhören, schädigte der römische Stuhl wiederum sein eigenes Ansehen in den Augen aller redlich denkenden Katholiken und brachte sich auch bei ihnen in den Verdacht, „als ob er nicht Gottes Ehre und die Wahrheit, sondern nur sein eigen Geiz, Gewalt, Ehr, Reputation und Vorteil suche." Und was noch schlimmer war: die äußeren Vorteile, welche die evangelische Lehre ihren Bekennern bot, leuchteten auch solchen ein, welche Katholiken bleiben wollten. Wo man nur eine oberflächliche Kunde hatte von den Forderungen der Evangelischen, aber nicht zugleich die Zucht und Kraft des von ihnen wieder hervorgezogenen Wortes Gottes, da besserten sich die Sitten der Geistlichkeit keineswegs und das Volk wurde lüstern nach einer fleischlichen**) Freiheit. Die bestkatholischen Fürsten, wie die Herzoge von Bayern, Erzherzog Ferdinand und zuletzt der Kaiser selbst, streckten ihre Hände aus nach den weltlichen Gütern der Kirche und der Kirchenfürsten. Im Ansichreißen von Kirchengut, heißt es einmal, seien die „papistischen Junker noch lutherischer als die Lutherischen selbst." Daher gingen auch in katholischen Ländern die regelmäßigen kirchlichen Einkünfte bedeutend zurück. Da wollte an manchen Orten niemand mehr Priester werden oder ins Kloster gehen. Der römische Legat Aleander fand um 1538 in Österreich mehrere hundert Pfarrstellen ohne Geistliche.

In einem Gutachten, das der berühmte Feldherr, Lazarus v.
1574 Schwendi für Kaiser Maximilian ausstellte, wird der Religionsstand im deutschen Reich folgendermaßen geschildert: „Der Adel ist fast durchaus im Reich unter katholischen und lutherischen Obrigkeiten der geänderten Religion zugethan, und wo sie es nicht öffentlich sein dürfen, sind sie es doch heimlich in Gemütern; oder ist schon ein Teil der römischen Religion noch anhängig, so ist es doch ein kalt, halb Werk und wenig Eifers dahinten. Die Alten,

*) Vrgl. S. 209, 219, 221. **) S. 178.

so noch mit Andacht und Eifer dahin geneigt, die sterben täglich hinweg, die Jugend aber kann man also nicht zugeben; sondern da man schon Fleiß dabei thut, so wills doch bei diesen Zeiten und Exempeln und Gemeinschaften nicht haften. Zudem so reißt solche Veränderung unter den Geistlichen ebenso wohl ein. Also findet sich auf den Stiften an mehr Örtern, daß ein guter Teil der Domherrn der Augsburgischen Konfession nicht heimlich zugethan sind, und daß die andern auch je länger je mehr neutral und kalt werden und daß sich in Summa schier niemand unter ihnen um seinen Beruf und geistlichen Stand recht annehmen will, sondern ist das meist um die Nießung der feisten Pfründen und das gut müßig Leben zu thun. So stehet es mit dem gemeinen Manne fast also durchaus, daß er von dem alten Thun und Zeremonien der römischen Geistlichkeit nit mehr hält, denn so weit er von seiner Obrigkeit dazu angehalten wird. Und siehet man fast überall, wenn die Predigt aus ist, daß das Volk aus der Kirchen lauft, item, daß auch fast überall an den katholischen Orten die Leute ihre sondere lutherische oder evangelische Bücher haben, darin sie zu Haus lesen und einander selbst predigen und lehren. Item so findet man aus der Erfahrung, da man schon die geänderte Religion wieder abgestellt und die katholische angericht, als zu Konstanz und andern Orten mehr, daß man doch auch durch sonder fleißiges Zuthun der Geistlichen in so langen Jahren die Gemüter nicht wieder gewinnen und der römischen Religion anhängig machen kann. So hat auch solches bisher weder in Niederland noch in Frankreich keine Gewalt, Obsieg, Straf, Tyrannei mögen zuwegen bringen, und da man sich schon eine zeitlang duckt oder leidet, so brennen doch inwendig die Gemüter und warten und hoffen auf eine bessere Zeit und Gelegenheit und wollen ehe das Äußerste darüber zusetzen."

So zerfiel in Deutschland die katholische Kirche innerlich und äußerlich. Sie hatte den Glauben an sich selbst verloren.

Immer mehr verschob sich daher auch das Verhältnis in der Bevölkerungszahl zu Ungunsten der Katholiken. Nur auf den Reichstagen besaßen die Katholiken um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens noch die Stimmenmehrheit. Im übrigen rechnete man in Deutschland $^{7}/_{10}$ Lutheraner, $^{2}/_{10}$ Anhänger von Sekten, $^{1}/_{10}$ Katholiken. Äußere Verluste der römischen Kirche.

Auch im übrigen Europa erlitt die römische Kirche eine ganz bedeutende Einbuße an Gebiet und Anhängern. Schweden, Dänemark, Mitte des 16. Jahrh.

Preußen und Livland gingen ihm ganz verloren. In Böhmen wurden zunächst durch die Reformation Utraquisten und böhmische Brüder neu gestärkt. Luther und Calvin fanden auch zahlreiche eigene Anhänger, ebenso in Polen, Ungarn und Siebenbürgen. Nicht einmal Italien und Spanien ließ sich von reformatorischen Gedanken und Gemeindlein völlig frei erhalten. Ein großer Teil der Schweiz, die Hugenotten in Frankreich, Holland und Schottland fielen dem reformierten (calvinistischen) Bekenntnis zu. Derselbe Heinrich VIII von England, der für einen heftigen Angriff auf Luther vom Papste den Ehrentitel „Beschützer des Glaubens" erhalten hatte, fiel vom Papst-
1534 tum ab und wurde der Gründer der englischen Staatskirche.

Auf alle diese hochwichtigen Veränderungen außerhalb Deutschlands genauer einzugehen, fehlt uns der Raum. Um jedoch zu veranschaulichen, auf welche Weise das Evangelium sich auch in katholischen Ländern Bahn brach, selbst da, wo die Herrscher sich mit aller Macht ihm entgegenstellten, möge noch einiges aus der Evangelisation der österreichischen Erblande, insbesondere des Erzherzogtums Österreich, hier eingereiht werden.

Das Evangelium in Österreich.

Ferdinand I war ein so abgesagter Feind aller Ketzer, daß er auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte, „er wolle dahin arbeiten, daß die lutherische Sekte ausgerottet werde, sollte er auch darüber alle seine Länder verlieren und an den Bettelstab kommen." Solcher Gesinnung entsprangen seine blutigen Ketzervertilgungsbefehle*). Wo die Zeitläufte es erlaubten, wurden diese Befehle auch ausgeführt, so daß ein Zeitgenosse von ihm sagt: „König Ferdinand hat in Österreich und an andern Enden nur fast viel Leut lassen brennen." Allein der Vollführung seines Willens stellten sich namentlich seit seiner Erwählung zum König von Böhmen und Ungarn fast unterbrochen innere Unruhen und äußere Kriege entgegen. Insbesondere zum Türkenkrieg brauchte er Gut und Blut seines Adels und seiner Städte; deshalb durfte er sich doch nicht das Äußerste gegen sie erlauben. So mochte er noch so oft nach ketzerischen Büchern fahnden und die gefundenen verbrennen lassen, die Buchführer aber mit Ersäufen bedrohen, die verbotenen Bücher kamen doch ins Land. Die Edelleute hielten sich evangelische Hofprediger, ihren Söhnen evangelische Erzieher. Dieselben mußten aus dem Lande, sobald die katholischen Geistlichen ihnen auf die Spur gekommen waren; aber sie wurden

---

*) S. 203.

bald durch andere ersetzt. Um sich in Glauben und Erkenntnis zu stärken, führte man einen lebhaften Briefwechsel mit Luther. Trotz ofmaligen Verboten, die Söhne in Wittenberg studieren zu lassen, geschah dies immer wieder. Das Volk konnte allerdings nichts anderes thun, als sich von seinen katholischen Priestern und Gebräuchen abwenden, teilweise auch aus Büchern sich erbauen. Weil aber das ungenügend war, so verwilderte es. Denn katholische Geistliche gab es an vielen Orten nicht mehr. Die evangelischgesinnten Stände mochten aber noch so oft bitten, daß ihnen Religionsfreiheit gewährt und der Verrohung des Volkes durch Bestellung evangelischer Prediger gesteuert werden möge, sie mochten Ferdinand aufs eindringlichste vorhalten, daß das beständige Unglück gegenüber den Türken ein göttliches Gericht sei für die Unterdrückung des Wortes Gottes und das unschuldig vergossene Blut der um ihres Glaubens willen Hingerichteten, der König blieb taub gegen solche Vorstellungen und Wünsche. Das einzige, was er schließlich gewähren zu können glaubte und wofür er auch im Verein mit Albrecht von Bayern die päpstliche Genehmigung erzwang, war die Gestattung des Abendmahlskelches für 1556
die Laien. Außerdem wollte man in Bayern erlauben, das Fasten im Notfall zu brechen und in Österreich verheiratete Priester zulassen. Aber diese Erleichterungen sollten durch das Versprechen, in allem übrigen bei den Satzungen und Gebräuchen der katholischen Kirche zu bleiben, aufgewogen werden. So wußte selbst Ferdinand in seinen letzten Lebensjahren sich keinen andern Rat mehr, als noch einmal den ganz aussichtslosen Versuch einer Vereinigung von Protestanten und Katholiken zu machen. Damit war nicht viel geholfen und der innern Loslösung von Rom nicht zu wehren. Schon um 1548 nahm man an, daß in Österreich auf 20 Lutheraner kaum 1 Papist komme. Denn nicht einmal seine eigene Dienerschaft und seine Familie konnte Ferdinand vor der Hinneigung zum Luthertum bewahren. Wolfgang Severus, der Lehrer der königlichen Kinder, brachte diesen in zarter Jugend schon eine gute Meinung von der lutherischen Lehre bei.

Maximilian II, der reichbegabte Thronerbe, verkehrte auch später viel mit evangelischgesinnten Herrn vom Adel, er stand in vertrautem Briefwechsel mit Herzog Christoph von Württemberg und andern evangelischen Fürsten und Theologen. Als er König von Böhmen war, hielt er einen evangelischen Hofprediger, Johann Sebastian Pfauser. Der Vater war darüber so ungehalten, daß er einmal schon zum Dolche griff, um den vermeinten Verführer seines Sohnes zu

erstechen. Doch benügte er sich schließlich mit Pfausers Entlassung.
1564 Kaiser geworden, sah Maximilian sich zu noch größerer Vorsicht in Kundgebung seiner persönlichen Gesinnung gezwungen. Dennoch konnten alle Bemühungen des Papstes ihn zu keinem blind gehorchenden Katholiken oder gar Jesuitenfreund machen. „Es ist keine größere Sünde", sagte er einmal zu einem Bischof, „als die, über die Gewissen herrschen wollen." Echt evangelisch war auch sein Sterben. Wie schon früher, so wollte Maximilian auch auf seinem Krankenbette das heilige Abendmahl lieber gar nicht als nur unter Einer Gestalt empfangen. Den Bischof von Neustadt aber ließ er bloß unter der Bedingung vor sich, daß derselbe allein vom Verdienst Jesu Christi und dem durch ihn erworbenen Heil mit ihm reden wolle.

Dieser mild gesinnte Herrscher nun gab den Ständen der Herren
1568 und Ritter in Österreich unter und ob der Enns das Recht zu freier Religionsübung gemäß der Augsburgischen Konfession. Auch den Städten (Wien ausgenommen) wehrte er nicht, „fromme und moderate (gemäßigte) Prediger zu halten.

Den beiden oberen Ständen des Erzherzogtums u. E., welche mit ihm eine Agende (d. i. ein die kirchlichen Gebete und Handlungen festlegendes Kirchenbuch) vereinbart hatten, erteilte er für diese Erlaubnis
1571 noch eine feierliche kaiserliche Assekuration, worin es heißt, es solle diesen beiden Ständen zugelassen und bewilligt sein, daß sie auf und in allen ihren Schlössern, Häusern und Gütern (doch außer Unserer d. i. der dem Landesfürsten eigentümlichen Städt und Märkt) für sich selbst, ihr Gesind und ihre Zugehörigen, auf dem Lande aber und bei ihren zugehörigen Kirchen (Kirchen ihres Patronats) zugleich auch für ihre Unterthanen die Augsburgische Konfession und uns überreichte Agende frei gebrauchen mögen. — „also und dergestalt, daß sie sich derhalben weder bei Uns, Unsern Erben und Nachkommen und Unsern und derselben Unserer Erben nachgesetzten Obrigkeiten einige Ungnad, Gefahr oder andere Widerwärtigkeit zu besorgen haben, sondern derwegen vor männiglich geistliches und weltliches Standes versichert und vergewissert sein und bleiben sollen. Alles bei Unsern Kaiserlichen Worten, dawider jetzt noch künftiglich weder aus kaiserlicher oder landesfürstlicher Macht, Dispensation, Indult oder Absolution nichts zu thun noch zu thun gestatten. So lange und viel bis zu einer allgemeinen christlichen Reformation und gottseliger Vergleichung der heiligen Religion in deutscher Nation." Nur für die Stadt Wien schlug Maximilian die Erlaubnis zu öffentlicher Abhaltung evangelischen Gottes-

dienstes ab, verhinderte aber auch hier weder die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes in den Häusern der Adeligen, noch die Teilnahme von Bürgern an deren Gottesdiensten innerhalb und außerhalb der Stadt.

Infolge solcher Freiheit entstand in sämtlichen fünf österreichischen Erblanden eine sehr zahlreiche evangelische Kirche. Noch unter Maximilians Nachfolger waren in Kärnten, Steiermark, Krain nur noch etwa 5% der Bevölkerung katholisch. Allein in Österreich unter der Enns zählte man: 99 evangelische Herren, ebenso viele Ritter, 33 1580
Marktflecken, 155 Dörfer, 8 Städte, 152 Schlösser und 237 Prediger.

Bei solcher nie dagewesenen Abwendung von der römischen Kirche konnten nun aber doch nicht alle, die sich zu dieser Kirche hielten, die wahre Ursache des Abfalles verkennen: das Verderben der Kirche und insbesondere der Geistlichkeit. Einen Beweis dafür haben wir schon gefunden in dem Geständnis Hadrians*) auf dem Reichstag zu Nürnberg. Dieser Papst legte auch sofort selbst Hand ans Werk. Er vereinfachte die päpstliche Hofhaltung, hob eine Reihe von geldbringenden Gepflogenheiten der römischen Kirche auf und that noch mehr, um das Verderben an seinem Ursprung einzudämmen. Aber er erntete dafür nur Haß und Verachtung bei seinen Kardinälen und der Menge der durch ihn brotlos gewordenen Höflinge. Die Erkenntnis, daß die Sittenlosigkeit der Geistlichen den Abfall von der Kirche herbeiführe, findet sich öfters ausgesprochen. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung drangen daher vereinzelt Bischöfe und Synoden mit etwas mehr Ernst und Erfolg als früher auf die Abstellung der schreiendsten Mißbräuche. Jahrzehnte nach Beginn der Reformation fehlt es sogar nicht an dem Geständnis katholischer Schriftsteller, daß „durch die Medizin der verschiedenen Ketzereien manche Schäden innerhalb der katholischen Kirche thatsächlich gebessert, andere einer Besserung entgegengeführt worden seien.“ Der Wahrheit noch näher kamen solche katholische Theologen, welche durch die Reformatoren sich zu dem Kirchenvater Augustin zurückführen ließen und ähnlich wie jene in der Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben die köstliche Perle sahen, welche die Kirche wohl immer besessen, aber nicht immer erkannt habe. Papst Paul III beförderte Männer dieser Richtung wie den oben schon genannten Gasparo Contarini mit Vorliebe zu Kardinälen und forderte von ihnen rücksichtslose Aufdeckung

Beginnende Selbsterkenntnis in der römischen Kirche.

*) S. 199.

der vorhandenen Schäden. Diese gaben sie auch in einem merkwür-
1537 digen Reformationsgutachten, worin sie wie Luther in seinem Schrei-
ben an Leo X die Übertreibung der päpstlichen Gewalt durch solche,
welche den Päpsten schmeicheln wollen, als eine Hauptquelle der Miß-
bräuche und schweren Krankheit der Kirche hervorhoben. Noch in Regens-
1541 burg näherte sich diese Richtung den Evangelischen in unerwarteter Weise.

Aber in Rom hatte der Wind bereits wieder umgeschlagen. Denn schon hatten die Männer in Rom sich eingefunden, welche auf einem dem Papsttum viel mehr zusagenden Wege die Rettung und Wiederherstellung seiner Herrschaft verhießen: die Jesuiten. Auch sie leiteten eine Umkehr der verirrten und verkommenen Kirche ein, aber trotz dem Aushängeschild des „Lobes Gottes" und des Namens „Jesu" nicht eine Umkehr der Kirche zu Gott, sondern nur eine Umkehr zu sich selbst d. h. zu ihrem mittelalterlichen Herrschafts-, Glaubens- und Ehrbegriff.

2. Die Jesuiten.

Neue Orden. Die Einsicht in das Bedürfnis der Zeit — nicht müßige Be-
schaulichkeit früherer Jahrhunderte, sondern geistliche Arbeit am Volke
— hatte schon im Jahr 1525 aus dem Franziskanerorden einen neuen
1525 Orden hervorgehen lassen, den der Kapuziner, welche in Tracht
und Lebensweise auf den echten Franz von Assisi zurückgehen wollten,
auch in volkstümlicher Predigtweise ihm nacheiferten und große Ver-
breitung fanden. Noch andere neue Orden zum Zweck der Seelsorge
bei Kindern und Alten wurden gegründet. Die größte Bedeutung
1540 aber gewann die Stiftung des Ignatius von Loyola, der Jesui-
tenorden, mit dem aufs eingehendste uns zu beschäftigen, wir uns nicht verdrießen lassen dürfen. Denn gefährlichere und unversöhnlichere Feinde als sie hat der evangelische Glaube nie gehabt. Hundert Jahre nach der Entstehung schreibt der Geschichtschreiber des Ordens: „Vergeblich erwartet die Ketzerei, daß die Gesellschaft Jesu durch Stillschweigen sich mit ihr vertragen werde. So lange uns ein Hauch des Lebens bleibt, werden wir gegen die Wölfe bellen. Kein Friede ist zu hoffen. Der Same des Hasses ist uns angeboren. Was Hamilkar dem Hannibal, das ist uns Ignatius von Loyola. Auf seine Anregung hin haben wir ewigen Krieg an den Altären geschworen."

a) Ignatius von Loyola und die Gründung der Gesellschaft Jesu.

Ignatius oder, wie er früher genannt wurde, Inigo, Recalde de Loyola, ist in der spanischen Provinz Guipuzcoa, nahe der französischen Grenze, geboren. Als Sohn einer angesehenen Adelsfamilie wurde er Offizier. 26 Jahre alt, befand er sich in der Grenzfestung Pampelona, als diese von den Franzosen belagert wurde. Der Platz war nicht mehr zu halten, der Kommandant und alle andern Offiziere wünschten nur noch ehrenvollen Abzug. Da brachte Inigo noch so viele Gründe vor für ferneres Aushalten, daß die andern ihm folgten. Er belebte auch thatsächlich ihren Mut durch sein eigenes Beispiel. Die tapfern Kämpfer gaben ihre Sache auch dann noch nicht auf, als bereits die Mauern zerstört waren. Endlich aber zerschmetterte eine Kanonenkugel Inigo ein Bein und sein Fall war das Zeichen zur allgemeinen Übergabe. Inigos Tapferkeit wurde selbst von den Siegern geehrt. Nachdem sie ihn 14 Tage verpflegt hatten, schickten sie ihn auf das Schloß seines Bruders. Dort erklärten die Ärzte, das schlecht eingerichtete oder beim Transport gewichene Bein müsse nochmals gebrochen werden. Inigo unterzog sich der Kur, ohne ein anderes Zeichen seines Schmerzes zu geben, als daß er krampfhaft die Fäuste ballte. Obwohl aber der weitere Verlauf seiner Krankheit ihn dem Tode nahe brachte, verlangte er sogar, daß das Bein noch ein zweites Mal gebrochen werde, was auch geschah. Der Anblick eines kurzen und an einer Stelle unförmlich dicken Beines wäre ihm unerträglich gewesen.

Offizier in Pampelona.

1521

Krank im Hause des Bruders.

Inigo hatte vordem viele Ritterromane (Helden- und Liebesabenteuer) gelesen. Solche begehrte er jetzt auch, um sich die Langeweile zu vertreiben. Aber im Hause des Bruders gab es nur zwei Bücher, das eine ein „Leben Jesu", das andere eine „Blumenlese der Heiligen." Er las auch sie mit innerer Teilnahme. Zwischen hinein aber versenkte sich sein Geist auch wieder in die früher gelesenen Geschichten. Zwei, drei und vier Stunden konnte er davon träumen, ohne nur gewahr zu werden, wie die Zeit verfloß. Er dachte sich selbst als den Helden der Geschichte, welcher zu Ehren der edelsten aller Frauen — dafür genügte ihm keine Gräfin und keine Herzogin — kriegerische Ruhmesthaten verrichtet, und wenn er zu ihrer Residenz gereist ist, mit fein gewählten Worten, witzig und scherzhaft sie anredet. Kein Wunder, daß der große Abstand seiner wirklichen Lage von der erträumten Herrlichkeit Betrübnis und ein Gefühl der Leere in ihm

zurückließ, wenn er von solchem Traume erwachte. Versetzte er sich dagegen im Geist in die Lage der Heiligen, dachte er sich aus, er wolle auch thun, was der heilige Franz und was der heilige Dominikus gethan, nach Jerusalem reisen, fasten und sich geißeln wie jene, da fühlte er sich wunderbar gehoben. Ihnen konnte es auch der Invalide noch nachthun. Als ihm endlich der Unterschied zum Bewußtsein kam, wie die eine Gedankenreihe ihm nur Kummer, die andere Freude bereite, da warf er die weltlichen Gedanken ein für allemal von sich. Solchen Entschluß erleichterte ihm die um dieselbe Zeit erwachende Erkenntnis von der Sündhaftigkeit seines Jugendlebens. „Wie viele Bußübungen", so sagte er sich, „werden nötig sein, um die darin begangenen Sünden zu tilgen?" So hatte er hierin einen weitern Beweggrund, den Heiligen nachzufolgen. Zur letzten Entscheidung führte ihn ein nächtliches Gesicht. Er glaubte, Maria mit dem Jesuskinde zu sehen, bei deren Anblick er den reichsten Trost empfand und einen tiefen Ekel an seinem frühern Leben und insbesondere allen Werken des Fleisches. Von da an behauptet er, niemals mehr in eine unerlaubte Lust gewilligt d. h. keine Todsünde mehr begangen zu haben.

Leidlich wiederhergestellt verließ Ignatius das Haus seines Bruders, nahm seinen Abschied als Offizier; was er an Geld noch herausbekam, überließ er etlichen, denen er sich verpflichtet glaubte. Darauf entließ er auch seine 2 Diener und ritt allein mit seinem Maultier
1522 nach dem heiligen Berge Montserrat. Hier legte er mündlich und schriftlich Generalbeichte ab, dann that er seine Ritterrüstung von sich und hielt, bereits im Gewande eines Bettlers, als der Waffenrüstung Christi, in nochmaliger Erinnerung an einen der früher gelesenen Romane eine ganze Nacht hindurch vor dem Altare Marias, bald stehend, bald knieend, Waffenwacht. In der Morgenfrühe eilte er zu Fuß weiter nach dem Kloster Manresa, wohl in der Absicht, sich hier für sein eigentliches Ziel, die Pilgerreise nach Jerusalem, erst körperlich und geistig noch mehr zu kräftigen.

Aufenthalt in Manresa.

In Manresa, wo sein Aufenthalt ein ganzes Jahr dauert, lebt er von Almosen, die er sich erbettelt. Was nur im Mittelalter zu den Erfordernissen eines Büßers oder eines Heiligen gerechnet wurde, nimmt er auf sich. Früher eitel in seinem äußern Auftreten, läßt er jetzt Haare, Bart und Nägel wachsen, trägt keine Schuhe mehr, er enthält sich des Fleischgenusses ganz und läßt sich nur an Sonntagen ein wenig Wein reichen. Jeden Tag verwendet er 7 Stunden

aufs Gebet, wozu er sich erstmals um Mitternacht erhebt. Täglich dreimal geißelt er sich heftig. Jeden Sonntag nimmt er nach vorhergegangener Beichte an der Kommunion teil.

Während nun aber in der letzten Zeit in seinem Innern eine gleichmäßige Heiterkeit und Befriedigung geherrscht hatte, wechselt jetzt oftmals das Gefühl der Seligkeit mit dem größten Mißbehagen. Ähnlich wie dem jungen Luther macht ihm die Angst zu schaffen, er möchte trotz seinem vielen Beichten nicht alle seine Sünden aufgezählt, sie nicht genau genug mit jedem Nebenumstand bekannt haben. Kein Gebet, keine Bußübungen können ihn von seiner innern Pein befreien; sie steigert sich bis zu Selbstmordgedanken. Wie er nun aber endlich anfing, zu schreien: „Herr, komm Du mir zu Hilfe, da ich bei Menschen und in keiner Kreatur ein Heilmittel finde", nachdem er in der Hoffnung, damit Gott zur Erhörung zu zwingen, eine ganze Woche nichts gegessen und getrunken und nur auf Befehl seines Beichtvaters dieses Fasten gebrochen hatte, da kam zuerst über ihn eine nie dagewesene Klarheit über seine Sünden und darüber, wie eine aus der andern hervorgegangen. Darauf folgte ein Überdruß an seinem gegenwärtigen Seelenzustand und nun eine ungemeine Freudigkeit zu dem Entschlusse, nie mehr in der Beichte seines frühern Lebens Erwähnung zu thun. Damit war die Gewissenspein weg. Er glaubte um jene Zeit genug Erfahrung in Unterscheidung der Geister zu haben, um beurteilen zu können, daß dieser Geist, daß diese Stimmung von Gott sei. Darum hielt er es für ausgemacht, „unser Herr habe nach seiner Barmherzigkeit ihm Befreiung schenken wollen."

Überhaupt ist die ganze Zeit des Aufenthaltes in Manresa für Ignatius ausgefüllt durch eine Menge von Erscheinungen Gottes und des Teufels. Treiben die letztern ihn zu innerem Kampfe an, so sind dafür die erstern für ihn eine reiche Quelle des Trostes und der Stärkung. Ignatius sieht aber nicht bloß mehr oder weniger deutliche Gestalten z. B. Christum, wie er in Gestalt von Lichtstrahlen in die vom Priester in die Höhe gehaltene Hostie herabkommt und den Satan als eine sehr schöne Lichtgestalt mit Augen, nur einigermaßen schlangenähnlich; es geht ihm auch über die verschiedensten heiligen Geheimnisse ein inneres Licht auf, so daß ihm plötzlich das Ganze klar und anschaulich wird, so einmal die heilige Dreieinigkeit, ein andermal die Art, wie Gott die Welt geschaffen hat. Ignatius sagt in der von ihm gegebenen Beschreibung seines Lebens, Gott sei damals mit ihm umgegangen und habe ihn unterrichtet wie ein Lehrer seinen Schüler.

Durch die Fülle dieser Offenbarungen sei er wie ein neuer Mensch mit einem neuen Verstande geworden.

Reise ins heilige Land.

Nachdem Ignatius auch in Manresa, wie später noch öfters, lebensgefährliche Krankheiten durchgemacht hatte, konnte er endlich die Reise ins heilige Land antreten. Es wäre ihm gewiß nicht schwer geworden, von frommen Freunden das ganze Reisegeld zu erhalten. Das wollte er aber nicht. Gott allein sollte sein Helfer und seine Zuversicht sein. Darum zog er es vor, sich von einem Ort zum andern durchzubetteln. Auch freie Überfahrt von einem Hafen zum andern gelang es ihm immer wieder herauszuschlagen. Die Reise hatte der Beschwerlichkeiten sehr viele. Auf dem Wasser hatte man mit heftigen Stürmen zu kämpfen. Das Weiterkommen in Italien, das er beidemale durchzog, war erschwert durch Pestangst der Städte, welche ihre Thore vor Fremden, besonders vor solchen armen Reisenden, verschlossen. Die Heimreise führte ihn über ein von feindlich sich gegenüberstehenden Heeren besetztes Gebiet, so daß Ignatius mehrmals in Gefahr kam, von Kaiserlichen wie von Franzosen als Spion behandelt zu werden. Allein er achtete weder Mühsal noch Gefahr. Das einemal half ihm der Heiligenschein, den er um sich zu verbreiten wußte, das anderemal sein kluges und unerschrockenes Auftreten, immer sein unleugbares Gottvertrauen weiter.

Nur im heiligen Lande selbst erreichte er sein geheimes Wünschen nicht. Zwar begrüßte er mit innerem Jauchzen die heiligen Stätten in Jerusalem und Umgebung und suchte seinem Gedächtnis ein möglichst treues Bild von allem einzuprägen. Wenn er dagegen gehofft hatte, zu seinem eigenen und anderer Seelen Heil dauernden Aufenthalt im Lande nehmen zu können, so hatte er mit den Bestrebungen der im Lande ansässigen Mönche nicht gerechnet. Denn diese begehrten bei ihrem vorher geringen Einkommen nichts weniger als einen Zuwachs für ihre Kolonie, am wenigsten von Leuten, die durch allzu großen Eifer sie in Unannehmlichkeiten mit den Türken zu verwickeln drohten. Gegenüber ihrer Hinweisung auf päpstliche Privilegien und die Vollmacht, Widerstrebende nötigenfalls mit dem Banne zu belegen, gab es auch für Ignatius keine Widerrede mehr und er bequemte sich dazu, nach wenigen Tagen schon die Heimreise mit den andern Pilgern anzutreten.

Nachdem aber so das eine bisher vorwaltende Ziel seines Lebens, an denselben Stätten, wo der Herr und die alten Heiligen gewandelt hatten, auch sein Seelenheil zu schaffen, vereitelt oder in unabsehbare

Ferne gerückt war, trat für Ignatius das andere um so mehr in den Vordergrund, der Trieb, des Nächsten Seele zu fördern. Versucht hatte er sich darin schon im Hause seines Bruders, wo er vom Augenblicke seiner innern Umwandlung an geistlich an den Hausgenossen gearbeitet hatte. In Manresa hatte der aufstrebende Heilige einen Kreis vornehmer frommer Frauen angelockt. Er suchte zuerst geistliche Beratung bei ihnen, fand aber bald, daß sie und andere geistlich Gerichtete ihm nicht viel bieten konnten, daß er selbst mehr zu geben hatte. Auf seiner Reise nach Jerusalem scheint sich ihm jedoch vor allem die Notwendigkeit aufgedrängt zu haben, daß, um geistlich wirken und so manchen Widerstand auf kirchlicher und nichtkirchlicher Seite überwinden zu können, man selbst mehr wissen müsse, als er wußte. Diese Erkenntnis ruft in ihm den Entschluß, jetzt noch zu studieren, hervor. 29 Jahre alt setzt er sich in Barcelona mit den Schulknaben auf dieselbe Bank, um lateinisch zu lernen. 2 Jahre darauf geht er zum Studium der Philosophie in Alkalà über. Wieder 2 Jahre später finden wir ihn in Paris, immer noch der berühmtesten katholischen Universität. Da will er sich auf die Theologie werfen. Aber unbefriedigt von dem seither Gelernten sieht er sich genötigt, abermals vorne anzufangen und noch ganze 7 Jahre hier zuzubringen. Der Aufenthalt in einem Stift raubt ihm gerade so wie der tägliche Bettel zu viel von der zum Studium erforderlichen Zeit. Deswegen versteht er sich zu jährlichen Kollektenreisen nach Flandern und England, um sich da in den Ferien die fürs ganze Jahr nötigen Mittel zu erbetteln.

Studium.

1528

Ignatius hat auch noch mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen. Die einen sind innerer Art. Denn wenn er seine lateinischen Wörter lernt oder sich mit den Grundbegriffen der Philosophie bekannt machen will, drängt sich ihm eine ganze Flut von geistlichen Gedanken und Empfindungen auf. Er braucht seine ganze Selbstherrschung, um sie, als vom nunmehrigen Hauptzwecke abführend, sich fern zu halten.

Anfeindung.

Nur von der Fortsetzung seiner asketischen Übungen und geistlicher Thätigkeit an andern ließ er sich nicht abhalten. Allein die öffentliche Erteilung von Unterricht in der christlichen Lehre und die Vornahme von geistlichen Übungen mit einzelnen hatte schon in Alkalà großes Aufsehen gemacht. Man glaubte ungesunde religiöse Erregung und Überspanntheiten von Frauen und Jünglingen auf deren Verkehr mit Ignatius zurückführen zu müssen. Daher wurde er mehr-

fach der Inquisition*) angezeigt. In Alkalà wurden er und seine Genossen 42 Tage lang gefesselt im Gefängnis gehalten. Sie wurden wieder entlassen, und ihnen nur die Auflage gemacht, ihre auffallende Art, sich zu kleiden und mit bloßen Füßen zu gehen, aufzugeben, sich vielmehr zu kleiden wie andere Laien und Studenten. Auch wurde ihnen verboten, über Glaubenssachen zu reden, ehe sie ein vierjähriges Studium der Theologie hinter sich hätten. Kaum sind nun die Genossen zum Zweck dieses Studiums einige Tage in Salamanka, so werden sie wieder verhaftet. Eine von Ignatius übergebene Aufzeichnung seiner geistlichen Übungen fand den Beifall der Glaubensrichter. Daher erlangten sie auch hier ein freisprechendes Urteil, jedoch mit ähnlicher Einschränkung ihrer Lehrfreiheit. Diese verschiedentliche Einengung in der spanischen Heimat hatte Ignatius nach Paris getrieben. Da er auch hier alsbald Genossen warb, und dieselben aus ihrem seitherigen Kreise herausriß, um sie zu Asketen gleich ihm zu machen, so ging es da ebensowenig ohne heftige Erregung in der Studentenschaft und Lehrerwelt ab. Einmal war ihm als Verführer der Jugend öffentliche Prügelstrafe zugedacht. Aber durch sein mutiges und kluges Auftreten verwandelte er den am meisten über ihn erbosten Lehrer in einen begeisterten, ihm von nun an treu ergebenen Freund und Gönner.

Genossen. Ignatius zeigte ein wirklich großes Geschick, Mitstudierende für sich zu gewinnen und an sich zu fesseln. Es gelang ihm bei dem etwas schwerfälligen Peter Faber, der noch als Jüngling auf den Weiden am Montblanc das Vieh gehütet hatte; es gelang ihm aber ebenso bei Franz Xaver**), dem schönen, glänzend begabten Sohn des ersten Ministers im Königreich Navarra. Keine Aussicht auf kirchliche Ehrenstellen, keine Abneigung seiner Familie gegen die von Franz angenommene Richtung konnte diesen Mann mehr von Ignatius trennen. Im ganzen scharten sich um letzteren 9 Genossen, welche alle Ignatius die geistlichen Übungen durchmachen ließ und an freiwillige körperliche Entbehrungen gewöhnte.

Als die Zeit, die Universität zu verlassen, für die Freunde herannahte, verbanden sie sich alle zu dem Gelübde, ins heilige Land zu ziehen und dort zum Heile der Seelen zu wirken. Sollte die Reise sich binnen Jahresfrist nicht ausführen lassen oder wenn man sie in Jerusalem wieder nicht bleiben ließe, so wollten sie nach Rom gehen,

---

*) Vrgl. I, 274 ff. **) eigentlich: von Xavier.

um dort dem Papste sich zur Verfügung zu stellen, daß er sie nach seinem Gefallen zur Ehre Gottes und dem Heil der Seelen brauche.

Der Kriegszustand zwischen Venedig und den Türken machte in der That die Reise unmöglich. In der Wartezeit verteilten sich die Genossen zu zwei oder drei in Venedig und den benachbarten Städten. Sie nahmen am liebsten Quartier in den Spitälern, um da den Kranken zu dienen, oder auch in einsamen Wohnungen außerhalb der Stadt, wo sie dem Gebete lebten und je einer den Unterhalt für die andern in der Stadt erbetteln mußte. Nach einiger Zeit begannen sie in verschiedenen Gegenden der Stadt gleichzeitig in den Straßen zu predigen. Sie wählten ihren Standort, wo es ihnen eben gut dünkte; um Zuhörer anzulocken, erhoben sie ein gewaltiges Geschrei und schwenkten ihren Hut mit der Hand; dann redeten sie zu den Versammelten, mochtens viele oder wenige sein. Wartezeit in Italien. 1537

Nach Ablauf der verabredeten Zeit machten sich alle auf den Weg nach Rom, nachdem sie sich zuvor noch die Priesterweihe hatten erteilen lassen. Papst Paul III liebte es, bei Tische allerlei Leuten Zutritt zu gewähren und sie sich da frei aussprechen zu lassen. Sofort empfahlen sich nun die jungen Pariser Magister bei Paul durch die Gewandtheit, mit welcher sie den Hofleuten entgegneten, die mit ihnen anbanden. Angesehene Persönlichkeiten gewann Ignatius durch die Mitteilung oder Vornahme seiner geistlichen Übungen. Beim Volke aber machten sich die Genossen beliebt durch aufopfernde leibliche und geistliche Fürsorge für die Armen in Zeiten einer Hungersnot und daraus hervorgehenden Krankheit. So war es ihnen nicht zu schwer, das Mißtrauen und den Widerstand, welche ihnen anfänglich hier ebenfalls von verschiedener Seite entgegengesetzt wurden, zu besiegen und vom Papste zuerst die mündliche Billigung ihres verheißungsvollen Antrags und dann die förmliche Bestätigung der Gesellschaft als eines neuen Ordens zu erlangen. Reise nach Rom. Gründung der Gesellschaft Jesu. 1540

Zum Praepositus Generalis oder zum General der Gesellschaft wurde Ignatius gewählt. Er selbst wußte keinen andern dazu vorzuschlagen, ließ sich aber dennoch zur Annahme der Wahl eigentlich zwingen.

Als Namen für seinen Orden hatte er sich ausgedacht: Compania de Jesus, was man am besten als „Fähnlein Jesu“ übersetzt. Ein Fähnlein geistlicher Landsknechte, eine Schutz- und Angriffstruppe für Jesum, bezw. für dessen Stellvertreter, den Papst, wollten die Genossen sein. Wie auch in den Bestätigungsbrief aufgenommen wurde, war ihre Bestimmung, gegen die Ketzer den Glauben Namen und Zweck des Ordens.

zu verteidigen, bei den Heiden ihn auszubreiten. Da wo schon andere für die Kirche kämpften, wollten sie als Offiziere oder Soldaten den Wankenden oder Verlassenen zu Hilfe eilen.

Ähnlichkeit mit andern Orden und Verschiedenheit.

Der Gedanke, daß das Mönchtum die Truppenmacht des Papstes darstelle, war nicht neu. Er war schon in den Bettelorden in gewissem Sinne verwirklicht. Das Neue bestand darin, daß hier bei der Gesellschaft Jesu der Kampf für den Papst und im Dienste des Papstes ausgesprochener Zweck und die ganze Einrichtung des von dem ehemaligen Offizier gegründeten Ordens eine streng militärische war. Zu den sonst üblichen drei Mönchsgelübden, der (im Sinn der Bettelorden gedachten) Armut, der Keuschheit und des Gehorsams gegen den Oberen kam bei dem Jesuiten als viertes Gelübde hinzu, daß er versprach, dem jeweiligen Papste Gehorsam zu leisten, wo immer er ihm etwas zum Heil der Seelen und zur Ausbreitung des Glaubens Dienliches befehlen, wohin in der ganzen Welt ihn zu schicken der Papst für gut finden würde. Jeder Mann für sich erhielt hier seine methodische Ausbildung. Hier durfte keiner eigene Wege gehen, sondern der eigene Wille, das eigene Gewissen, die eigene Einsicht mußte dem Oberen untergeordnet werden. Von ihm mußte ein jeder sich auf seinen Posten stellen lassen und nur den ihm gewordenen Auftrag mußte er mit Anspannung aller Kräfte auszuführen sich bemühen. Der Obere in seinem Teil hat denselben Gehorsam zu üben. Nur der General lenkt das Ganze frei nach einem ihm allein bekannten Feldzugsplan.

Der Wunsch, seine Truppe zu jeder Zeit und an allen Orten verwenden zu können und die eigenen Erfahrungen hatten Ignatius von der früher von ihm selbst übertriebenen Askese abgebracht. Er verwendete sie auch bei der Erziehung seiner Mannschaft, aber er sah sie als eine starke Medizin an, die man nur spärlich anwenden dürfe, wenn sie nicht schaden soll. Desgleichen hütete er sich, die Ordensglieder mit vielen Satzungen in Bezug auf Lebensweise, Kleidung und drgl. zu beschweren. In diesen Dingen sollte sich der Jesuit der Bevölkerung, unter der er lebte, und ihren Sitten anpassen, um desto leichteren Eingang bei ihr zu finden. Er konnte sogar von den gegebenen Vorschriften sich selbst dispensieren, wofern nicht der ausdrückliche Befehl eines Oberen ihn davon zurückhielt. „Lassen wir", schreibt einmal Ignatius, „uns ruhig übertreffen von anderen Orden in Fasten und Wachen, in aller Kasteiung, die sie nach ihrer Regel, ein jeder in heiliger Absicht beobachten. Ich aber wünsche, daß diejenigen, welche in dieser Gesellschaft Gott dienen, sich

durch den reinen und vollkommenen Gehorsam kennzeichnen. Diesen Gehorsam aber schreibt er also: „In allen Dingen sollen wir auf das Wort der Oberen hören, als ob es vom Herrn Jesu ausginge. Wir sollen stets bereit sein, ohne auch nur den Buchstaben, den wir schreiben, zu vollenden, für diesen Zweck alle Nerven und Lebenskräfte anzuspannen, auf daß der heilige Gehorsam in der That, im Wollen und in der Einsicht ganz vollendet sei. Wir sollen uns mit größter Schnelligkeit, geistlicher Freude und Beständigkeit allem unterziehen, was uns aufgetragen wird, indem wir uns selbst überreden, daß alles gerecht sei, indem wir jeder eigenen Meinung und jedem entgegenstehenden Urteil in einem gleichsam blinden Gehorsam entsagen. Und dies sollen wir thun in allen Dingen, wo nicht eine deutlich erkennbare Sünde hindernd dazwischen tritt. Ein jeder soll sich überreden, daß die, welche unter dem heiligen Gehorsam leben, sich tragen und lenken lassen von der göttlichen Vorsehung durch ihre Oberen, als ob sie ein Leichnam wären, der sich auf jede Seite wenden und auf jede Weise mit sich verfahren läßt, oder der Stab eines Greises, der dem, welcher ihn in der Hand hält, überall und immer dient, wie und wo er ihn brauchen will. Der Gehorsame soll für gewiß halten, daß er auf diese Weise mehr als auf irgend eine andere — wenn er dem eigenen Willen und Urteil folgen würde — dem göttlichen Willen entspricht.

b) Die Exercitia spiritualia.

Wie bringt nun Ignatius den von ihm so hoch gepriesenen vollkommenen Gehorsam zustande? Das geschieht hauptsächlich durch die schon erwähnten Exercitia spiritualia, die geistlichen Übungen, welche jeder Jesuit mehrmals im Leben, sonstige Jesuitenschüler stückweise in den Erziehungsanstalten oder auch auf einmal in verkürzter Gestalt durchmachen müssen. Inhaltlich berührt sich ein Teil der Exerzitien sehr nahe mit den Lehrpunkten eines Katechismus; ein anderer Teil derselben ist ein gar nicht übel zusammengestelltes Leben Jesu. Das Eigentümliche besteht aber darin, wie Ignatius die genannten Lehren und Wahrheiten dem Schüler innerlich und zu eigen zu machen sucht. Ignatius will in den Übungen alle seine Jünger seinen eigenen geistlichen Entwicklungsgang in verkürzter und, wie er meint, geläuterter Gestalt durchmachen lassen. Wie er sie selbst mit einer großen Anzahl von Menschen aller Stände vorgenommen hat, so ist heute noch ihr eigentlicher Gebrauch der, daß der Übende sich der Leitung eines erfahrenen jesuitischen Exerzitienmeisters unterstellt, der nun seinen Geist mit methodisch sich aneinander reihenden Übungen einexerziert oder drillt.

Übrigens darf man sich dieses Exerzitium nicht rein mechanisch vorstellen, sondern der Exerzitienmeister giebt nur einen Tag um den andern die Aufgabe, welche der Übende für sich in der Stille durchzumachen hat, achtet genau auf die durch die Übung hervorgerufene Wirkung und bemißt danach die weiteren Aufgaben. Für jede Übung werden die eigenen Seelenkräfte des Übenden insgesamt aufgeboten. Das Gedächtnis muß scharf aufmerken auf das, was der Exerzitienmeister ihn lehrt und es hernach bei sich selbst wiederholen. Darauf muß der Verstand alles überdenken und die Anwendung auf das eigene Ich machen. Zu weiterer Ausmalung vorhandener Lücken wird die Einbildungskraft aufgerufen; sie muß, um zu recht lebhaften Vorstellungen zu gelangen, auch die fünf Sinne zu Hilfe nehmen und aufs äußerste anspannen, als ob es hier wirklich etwas zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken und zu betasten gäbe. Durch das alles soll das höchste Gefühl der Angst und des Schmerzes, ebenso hernach die höchste innere Wonne hervorgerufen werden. Wie aber alle diese innerlichen Bewegungen auf Kommando erscheinen sollen, so ist ihr letzter Zweck die kräftigste Erregung des Willens, zuerst die Welt zu verlassen und Christo nachzufolgen, schließlich aber auch noch auf das eigene Wollen und die eigene Einsicht zu verzichten und nur zu sehen und zu wollen, was die Kirche bezw. die Gesellschaft Jesu sieht und will.

Bei denen, welche die Übungen im vollen Umfange durchmachen, verteilen sie sich auf 4 Wochen oder etwa 30 Tage. Der Exerzitienmeister kann nach Gutdünken sie etwas darüber hinaus ausdehnen oder verkürzen. Bei Laien, welche üben wollen, insbesondere bei Schwachbegabten oder bei vielbeschäftigten Beamten oder Geschäftsleuten, können sie sogar auf $^1/_4$ des gesamten Umfangs beschränkt werden.

1. Woche. In den Übungen der ersten Woche handelt es sich um die Erkenntnis der Sünde in Engel- und Menschenwelt, insbesondere aber auch im eigenen Leben des Übenden. Das Gedächtnis zählt die verschiedenen Sünden auf, der Verstand erkennt sie in ihrer ganzen Schwere und Abscheulichkeit; endlich soll der Wille sich aufs entschiedenste von ihnen lossagen. Die Übung des 5. Tages begreift in sich die Betrachtung der Hölle, welche zur Verdeutlichung der ganzen Art der Übungen vollständig hier stehen möge.

Nachdem der Übende am vorhergehenden Abend kurz an die Aufgabe des folgenden Tages und an die Zeit des Aufstehens gedacht hat, erhebt er sich erstmals um Mitternacht. Dabei denkt er sich als einen bereits gefesselten Verbrecher, der im nächsten Augenblick vor

seinen König und höchsten Richter gestellt werden wird, um von demselben für seine in schnödem Undank begangenen Verbrechen das Todesurteil zu hören. Darauf überlegt er sich, welche Leibesstellung seine Übung am fruchtbarsten gestatten wird, ob er sich mit dem Gesicht oder mit dem Rücken auf den Boden legen, ob er stehen oder knieen soll.

Ein kurzes Gebet um die Gnade, daß er alle seine Kräfte und Handlungen rein auf Gottes Ehre und Gottes Dienst richten könne, beginnt die eigentliche Übung. Das nächste ist nun sonst ein kurzer Überblick über die vorzunehmende Geschichte. Dieses erste Vorspiel fällt jedoch hier weg, nicht aber das zweite, eine möglichst deutliche Ortsvorstellung von der Hölle, ihrer Länge, Breite und Tiefe. Ebenso unentbehrlich für jede Übung ist das dritte Vorspiel: die Bitte um die gerade im gegenwärtigen Augenblick erforderliche besondere geistliche Gnade, also diesmal, daß dem Übenden das volle Gefühl von den Strafen der Verdammten geschenkt werden möge.

Punkt 1 der Betrachtung ist sodann: spectare per imaginationem d. h. sich einbilden, den ungeheuren Höllenbrand zu schauen und die in feurige Körper wie in Gefängnisse eingeschlossenen Seelen.

Punkt 2: in gleicher Weise zu hören das Klagen und Heulen, die Ausrufe und Lästerungen wider Christum und die Heiligen.

Punkt 3: zu riechen den Rauch, Schwefel und Verwesungsgestank des Höllenpfuhls.

Punkt 4: zu schmecken das Bitterste, was es geben kann, Thränen, ranzigen Geschmack und den Gewissenswurm.

Punkt 5: zu fühlen jenes Feuer, von dessen Nähe selbst die Seelen anbrennen.

Darauf folgt ein Zwiegespräch mit Christus über die Seelen derer, welche zu den Höllenstrafen verdammt sind, weil sie an sein Kommen nicht glauben oder ihr Leben nicht nach seinen Geboten einrichten wollten. Zum Schlusse dankt der Übende Christo aufs innigste, daß er ihn noch nicht in solches Verderben hat stürzen lassen, sondern bis auf diesen Tag ihn mit der größten Milde und Erbarmen geleitet hat. Das Ganze beschließt das Aufsagen des Vaterunsers.

Die eben beschriebene Übung hat eine volle Stunde gedauert. Nachdem sie vorüber ist, muß der Übende nochmals eine Viertelstunde sich besinnen, ob die Übung gelungen ist, wenn nicht, oder weniger, worin der Fehler liege. Dann kann er sich wieder niederlegen, muß

aber mit Morgengrauen aufstehen und die Betrachtung, soweit sie noch nicht beendet ist, genau in der bisherigen Weise vollends zu Ende bringen. Eine dritte Übung hält er um die Zeit der Messe, eine vierte um Vesperzeit (also nachmittags), die fünfte und letzte des Abends vor der Hauptmahlzeit.. Die dritte und vierte Übung sind einfache Wiederholungen der beiden ersten. Die fünfte ist da, wo die Sinne nicht von Anfang an beigezogen worden sind wie hier, besonders für die Verarbeitung des Stoffs mittels der fünf Sinne bestimmt.

Examen particulare.

Diese Übungen sind nun aber noch weiter dadurch zu fördern, daß der Übende jeden Tag genau über sich selbst, über seine besonderen Sünden, wie über seine Fortschritte Buch führt. Morgens sagt er sich seine Fehler, wovor er sich hüten muß und nimmt sich ernstlich vor, sie zu lassen. Mittags und abends giebt er sich selbst über seine Begehungs- oder Unterlassungssünden Rechenschaft, jeden begangenen Fehler bezeichnet er in einer Zusammenstellung von je 7 Linienpaaren für die Woche mit einem Punkt. Sodann vergleicht er im Verlauf der Zeit, ob die Reihe der Punkte vom Mittag kürzer geworden ist als die vom Morgen, die vom Samstag kürzer als die vom vorangegangenen Sonntag oder Montag, ob endlich in den aufeinanderfolgenden Wochen ein Fortschritt bemerkbar wird.

Pönitenz.

Um vor der Reizung zu Fehlern sich zu hüten, für die begangenen genug zu thun und von Gott besonderer Erleuchtung von oben gewürdigt zu werden, hat der Übende namentlich in den ersten Wochen sich besondere Kasteiungen aufzulegen: Er soll in Essen und Trinken sich auf das von ihm eben noch ohne Schaden für seine Gesundheit zu ertragende Mindestmaß beschränken, mehr Brot und grobe Speisen als fein und schmackhaft zubereitete genießen, zum Schlaf ein hartes Lager sich wählen, dem Leib weh thun dadurch, daß er sich selbst geißelt, eiserne Ketten u. dergl. trägt. Am Schluß der ersten Woche soll er eine Generalbeichte über alle in seinem seitherigen Leben begangenen Gedanken- Wort- und Thatsünden ablegen. Um Sündenschmerz und Angst vor dem verdienten Gericht sich recht auswirken zu lassen, soll der Übende in der Anfangszeit tröstliche Gedanken, wie den von der glorreichen Auferstehung Christi, verbannen, sich sogar durch Verdunklung des Zimmers der Klarheit des Tageslichts berauben, niemand ansehen, ausgenommen zur notwendigsten Begrüßung im Hause oder auf der Straße; vollends soll er alles Lachen und Witzemachen meiden.

Von der zweiten Woche an richten sich die täglichen Betrachtungen auf das Leben Jesu. Von Christi Menschwerdung, Leben, Leiden und Auferstehen hat der Übende stets die gebührende Anwendung auf sich selbst zu machen. Hier sind für uns besonders zu beachten die eigenen Einschaltungen des Ignatius, welche nach dem Besuch des 12jährigen Jesus in Jerusalem am 4. und 5. Tag der 2. Woche beginnen. Sie beziehen sich auf den doppelten Stand des gemeinen Gehorsams gegen die Gebote Gottes und den andern der evangelischen Vollkommenheit (Nachfolge Jesu in freiwilliger Armut und Verachtung) und die rechte Art, zwischen beiden zu wählen, sie fordern die Bereitwilligkeit, sich von Gott in den einen oder andern Stand hineinstellen zu lassen. Genauer wiedergeben läßt sich hier nur die Betrachtung von den beiden Fähnlein. 2.—4. Woche

Auf einem Felde bei Babylon sitzt Luzifer, der Anführer der Gottlosen, auf feurigem, rauchendem Stuhl, schrecklich von Gestalt und Ansehen. Er hat um sich unzählige böse Geister versammelt und sendet sie aus in die ganze Welt, Schaden zu thun, kein Land, keinen Ort, keine Menschenklasse zu verschonen. Wie der Übende das alles mit Augen zu schauen sich einbilden muß, so muß er auch die Rede hören, womit Satan seine Diener antreibt, mit Schlingen und Ketten die Menschen zuerst zur Habgier und von da zu weltlicher Ehrsucht herzuziehen, um sie endlich in den Abgrund des Hochmuts hinabzustoßen. Von diesen drei Hauptversuchungen aus erfolgt ja der Absturz in alle andern Laster rasch.

Ebenso ist aber auch auf einem andern weiten Feld bei Jerusalem Jesus Christus zu erblicken, der oberste und beste Anführer und Kaiser aller Guten. Sein Thron steht niedrig, aber er selbst ist gar schön und liebenswürdig anzusehen. Man muß schauen, wie er, der Herr der ganzen Welt, seine auserwählten Apostel, Jünger und sonstigen Diener aussendet in alle Welt, damit sie jedem Geschlecht und Stand die heilige und heilbringende Lehre übermitteln. Man muß lauschen der Predigt Christi an alle seine Diener und Freunde, die er zu solchem Werk bestimmt hat: sie sollen darauf denken, wie sie jedermann helfen, die Leute zuerst zur geistlichen Liebe zur Armut, hernach (wenn der himmlische Ruf an sie ergeht) zu thatsächlicher Nachfolge in der Armut bewegen, endlich zum Verlangen, geschmäht und verachtet zu werden, woraus die Tugend der Demut entspringt. So entstehen die der Habgier, der Ehrsucht und dem Hochmut entgegengesetzten Tugenden: Armut, Selbstwegwerfung und Demut.

Die Zwiegespräche des Übenden richten sich diesmal zuerst an

Maria, damit er durch ihre Vermittlung die Gnade von dem Sohne erlange, unter sein Fähnlein aufgenommen zu werden und darin zu bleiben; hernach wendet er sich an den Menschen Christus um seine Fürsprache bei dem Vater, endlich an den Vater selbst.

Verhalten bei den spätern Übungen.

Mit der zweiten Woche ändern sich die oben angeführten Regeln schon etwas; vollends aber in der vierten Woche, wenn man bei Christi Auferstehung angelangt ist, müssen die Gedanken der Buße und des Leides (welche auch noch bei der Betrachtung des Leidens Christi fortzudauern haben) Gedanken von Freude und Herrlichkeit Platz machen. Statt in ein dunkles Zimmer soll der Übende sich in Frühlingsluft und Sonnenschein, unter grünende Bäume und blühende Blumen versetzen, oder wenn die Übungen zur Winterszeit vorgenommen werden, soll er wenigstens ein helles und angenehm erwärmtes Zimmer aufsuchen, damit Leib und Seele sich freuen können mit ihrem Schöpfer und Erlöser. Statt zu fasten, möge er mäßig Speise zu sich nehmen.

Schlußbelehrungen.

An den Schluß des Buches von den geistlichen Übungen sind endlich noch allerlei Belehrungen gestellt von geistlicher Liebe, mancherlei Art zu beten, Verwendung des Einkommens für sich selbst, für Verwandte, Arme oder die Kirche, von Unterscheidung der Geisterstimmen. Hören wir nur die letzten Regeln, welche die Übereinstimmung mit der rechtgläubigen Kirche zum Zweck haben.

Da werden zuerst alle diejenigen Sitten und Gebräuche der römischen Kirche namentlich empfohlen, welche, so wie sie hier gehandhabt werden, von jeher von allen Bibelfreunden die meisten Angriffe erfahren haben: Beichte und Kommunion, Anhören der Messe und der kirchlichen Gesänge und Gebete, Cölibat, Mönchsgelübde, Reliquien- und Heiligenverehrung, Wallfahrten, Ablässe, Kerzenanzünden, Fasten, Selbstpeinigung, Kirchen bauen und schmücken, Bilderverehrung. Verhältnismäßig vorsichtig wird gewarnt vor dem Vortrag der Lehre von der Prädestination und allzustarker Anpreisung von Gnade und Glauben, damit die Anstrengung des freien Willens nicht notleide, oder die Wirksamkeit der guten Werke nicht angezweifelt werde. Die größte Hochschätzung der kirchlichen Lehre wird anbefohlen, mit besonderer Nennung auch der Scholastik. Die gesamte überlieferte Weise der Kirche und die Befehle der geistlichen Vorgesetzten sollen wohl beachtet werden. Fänden sich bei letzteren selbst sittliche Gebrechen, so soll man sie nicht öffentlich angreifen, wodurch sie nur

beim Volke herabgesetzt und verhaßt würden, sondern man soll diejenigen ermahnen, welche in der Lage sind, dem Übel zu steuern, wenn sie wollen. „Zur Erreichung einer vollen Einmütigkeit und Übereinstimmung mit der katholischen Kirche müssen wir da, wo die Kirche etwas schwarz nennt, selbst ebenfalls erklären: „es ist schwarz," auch wenn unsere eigenen Augen es als weiß ansehen. Denn man muß unverrückt glauben, der Geist der rechtgläubigen Kirche, der Braut Christi, sei auch der Geist Christi, durch welchen wir zu unserem Heile gelenkt werden, und der Gott, der einst die Zehn Gebote gegeben hat, sei ein und derselbe mit dem, welcher heutzutage die kirchliche Hierarchie unterweist und lenkt."

Der Grundfehler der in den geistlichen Übungen gelehrten Frömmigkeit ist nun der, daß sie sich in keiner Weise aufbaut auf der Heiligen Schrift, sondern die überkommene kirchliche Lehre und Weise, ob gut, ob schlecht, unbesehen als das Richtige hinnimmt und daran weiter spinnt. Auch das Leben Jesu dient zu sehr bloß dem Zwecke, die vorher schon vorhandene Gedanken- und Gefühlsreihe weiter zu leiten. Die Kernworte Jesu, welche z. B. die Bergpredigt und die Aussendungsrede an die Jünger oder gar Johannes bieten, bleiben an der Seite liegen. Die nächste Folge davon kann nur eine ziemliche Gedankenarmut in der Betrachtung wie im Gebete sein. Die durch die geistlichen Übungen gewirkte Erkenntnis ist eine sehr beschränkte und einseitige.

Beurteilung der Übungen.

unbiblisch

Schlimmer noch ist der Mangel an Wahrheit in dem, was geboten wird. Ignatius hat einen ganz sonderbaren Begriff von „historisch" oder geschichtlich. Wenn er sich z. B. einbildet, die drei Personen in der Gottheit haben in gemeinschaftlicher Beratung beschlossen, die zweite Person Menschengestalt annehmen zu lassen, so nennt er das „Geschichte." Wenn ihm etwas gefällt, so muß es auch wahr sein. Wer ihm nicht glaubt, daß Jesus nach seiner Auferstehung zuerst seiner Mutter erschienen sei, den muß Christi Urteil treffen: „Seid ihr auch noch unverständig?" Er berichtet, daß einige Hagiographen (fromme Erzählungen) von einer Erscheinung Jesu an Joseph von Arimathia schreiben. Statt jedoch anzuerkennen, daß die Schrift für diese Sage keinen Anhaltspunkt bietet, setzt er hinzu: „und es ist wahrscheinlich, und fromm wenn mans glaubt." Damit ist natürlich dem kirchlichen Aberglauben Thür und Thor geöffnet. Die Jesuiten haben ihn auch stets gehörig gepflegt.

unwahr

Welchem Bibelleser fällt nicht über der oben angeführten Regel

zur Erreichung voller Übereinstimmung mit der katholischen Kirche das Prophetenwort ein: „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus sauer süß und aus süß sauer machen!"? Um sehr viel verständlicher wird uns aus dem allem freilich die sogenannte Geschichtschreibung der Jesuiten in unsern Tagen. Die Kirche definiert: „Luther ist schwarz." So muß ein Janssen, und die ihm nachschreiben, ihn schwarz nennen, obgleich sie bei ihrer viel genaueren Kenntnis von ihm ihn nicht schwarz, sondern weiß sehen.

Der Mangel an Wahrheitssinn wird aber schon durch die vorhergegangenen Übungen eigentlich groß gezogen. Es wäre zwar dagegen gar nichts einzuwenden, wenn Ignatius nur verlangen würde, man solle sich bemühen, Jesu Leben und Leiden nachzuempfinden und innerlich und äußerlich nachzuleben. Allein viel zu weit geht es, wie er dafür selbst die 5 Sinne in Anspruch nimmt. Das ist einfach unwahr und begünstigt zugleich eine ungesunde, sinnliche Art von Frömmigkeit. Ich führe außer dem bereits Genannten nur das eine Beispiel an, wie Ignatius bei der Geburt Jesu den Übenden alle Kleidungsstücke, Örtlichkeiten, Fußstapfen und was sonst mit den betreffenden Persönlichkeiten in Berührung gestanden sein mag, in Gedanken berühren und abküssen heißt. Ferner muß der Zwang, in einer gewissen Zeit bestimmte Gefühle in sich hervorzurufen, dieselben eine ganze Stunde lang fest zu halten und denselben innern Vorgang nachher noch mehrmals zu wiederholen, gerade das echte, ursprüngliche Gefühl, welches von Gott stammt, im Menschen abtöten. Das sehen die Jesuiten freilich für keinen Fehler an, sie arbeiten vielmehr mit noch krasseren Mitteln*) auf diesen Zweck hin.

---

*) Welcher Kunststücke man sich hiezu bedient, und welche Wirkung sie hervorrufen, davon kann uns die deutlichste Vorstellung eine Geschichte geben, welche im Leben der Schwester Augustine (Amalie v. Lasaulx) zu finden ist. Dort wird erzählt, daß im Kloster der Barmherzigen Schwestern in Nancy, gegen Ende der auch hier nachgeahmten Exerzitien die Generaloberin im Kreise der versammelten Schwestern erschien und ihnen mitteilte, es sei ihr gelungen, ein sehr getreues Bild einer verstorbenen, allgemein verehrten und geliebten Schwester zu finden, sie wolle es zeigen. Alle drängten sich um die chère mère (die Ordensmutter), prallen aber plötzlich zurück; denn das versprochene Porträt ist ein Totenschädel, den sich die Generaloberin beim Umgraben des Kirchhofs aus dem Grabe der genannten Schwester verschafft hat. Nachher redete die Generaloberin von der großen Erbauung, die jener überraschende Anblick gewährt habe. Schwester Augustine aber erklärte, es sei eine Vermessenheit gewesen, den Schwestern, unter welchen sich mehrere sehr alte und kranke

Wie wahrscheinlich ist es, daß sogar die übertriebene Reue und Selbstdemütigung nachher umschlägt in um so größern geistlichen Hochmut oder in eine Schwächung des sittlichen Ernstes, indem bei nachgehender Ernüchterung einem vernünftigen Menschen zu leicht der Gedanke kommt: So arg, als ich damals die Sache gemacht habe, war sie doch nicht. Überhaupt enthalten die Exerzitien eine ganz bedenkliche Anweisung zu dem, was der Heiland bei den Pharisäern so scharf als Schauspielerei gerügt hat: äußerliches zur Schau stellen seiner Gefühle wie Andacht, Reue, Weltentsagung, Ausstudieren der Gebärden und Worte*), mit welchen man vor Gott treten will.

Zu den gefährlichsten Irrtümern und Selbsttäuschungen muß das übertriebene Achten auf innere Stimmen Anlaß geben. Es ist ja richtig, daß unser Inneres den Einflüsterungen Satans wie den Eingebungen Gottes zugänglich ist, und mancher thäte wohl, alle widergöttlichen Gedanken, sobald sie auftauchen, zu unterdrücken, weil der Teufel von dem, der damit spielt, endlich ganz und gar Besitz nimmt.**) Ebenso förderlich müßte es sein, ungesucht sich uns aufdrängende, vielleicht unerklärliche innere Abmahnungen oder Triebe zum Handeln zu prüfen, ob sie nicht von Gott stammen, und von uns wohl zu beachten seien. Allein Geisterstimmen hören wollen, war nicht Christi Weise***) und das ganze innere Gedanken- und Triebleben mehr oder weniger auf Eingebung zurückzuführen, ist eine ungesunde Übertreibung, die wieder den sittlichen Ernst lockert und die Gewissensklarheit trübt. Christen haben, um ihren Lebensweg zu finden, ein klares Gotteswort in der Heiligen Schrift und sollen weder Träume†) noch Geisterstimmen suchen. Die Übereinstimmung mit der Kirche und ihrem Thun kann so wenig ein untrügliches Kennzeichen sein, daß eine innere Stimme††) von Gott stammt als die vermeinte geistliche Freude und innere Ruhe, die man

---

befanden, einen solchen Schrecken zu verursachen; einzelne hätten noch lange nachher vor Aufregung gezittert und geweint, ohne zu wagen, der Generaloberin ihre Entrüstung auszusprechen. Ähnliches haben die Jesuiten schon im 16. Jahrhundert gemacht

*) Ignatius heißt einmal den Übenden ausdrücklich seine Worte zum Zwiegespräch mit Gott sorgfältig ausstudieren (disquisitis studiose verbis.) Vrgl. zu S. 249 Matth. 6, 1—18.

) Vrgl. zu Joh. 13, 2 Vs. 27. *) Mark. 1, 25. †) Vrgl. Jer. 23, 28.

††) Vrgl. auch S. 241. Am Ende seines Lebens versicherte Ignatius, „er könne Gott finden, so oft und zu welcher Stunde er wolle und empfange dabei oftmals

dabei empfindet. Frommer Wahn und Glaubenswut (Fanatismus) können auch eine gewisse Selbstbefriedigung schaffen. Das lehrt die Geschichte der Türken- und Ketzerkreuzzüge, wie die der Wiedertäufer, und auch der herzlosen Grausamkeit, womit die Jesuiten später so oft ihre Opfer bis zum letzten Augenblick verfolgt haben, wollen wir die Meinung, daß sie damit ein gutes Werk thun, nicht durchaus absprechen.

Mangel an Gerechtigkeit.

So leidet durch die geistlichen Übungen auch Gerechtigkeit und Liebe not. Ignatius verspricht zwar von vorneherein ein Großes, daß nämlich durch die Exerzitien der Mensch instand gesetzt werde, sich selbst zu bezwingen und seinen Lebensweg unbeeinflußt durch schädliche Leidenschaften zu wählen. Daß aber der Gebrauch der Übungen das wirklich leiste, das glauben wir ihm so wenig als die Versicherung, er selbst habe seit seinem Aufenthalt in Manresa nie mehr in eine unerlaubte Lust gewilligt. So etwas kann außer einem eigentlichen Lügner höchstens ein Mensch behaupten, der von der Sünde nur einen mangelhaften Begriff und Erkenntnis hat. Das ist allerdings bei Ignatius der Fall. Wohin kann die von ihm angepriesene tägliche Buchführung einen Menschen bringen als höchstens zur Befreiung von einzelnen äußerlich hervortretenden Untugenden? Aber „die Sünde, die in mir wohnet,"*) böse Lust, Eigenliebe, Hochmut wird dadurch so wenig ertötet als durch die andern Vierwochenkünste der Übungen. Das beste und alleinkräftige Mittel, um für ein früheres Sündenleben und auch nach der Bekehrung täglich wiederkehrende böse Gedanken und Schwachheitssünden Deckung und Reinigung zu erlangen, Christi Blut und der Glaube an die in Christo uns erworbene Gerechtigkeit, treten völlig in Hintergrund, wenn sie überhaupt in den Übungen zu finden sind. Christus ist nur dazu gekommen, um die Menschen, welche alle dem Weg zur Hölle zulaufen, zurückzuführen auf den Weg der Tugenden, und sie seiner beseligenden Herrschaft zu unterwerfen.

In einem Hauptpunkte steht die Sittenlehre des Ignatius sogar unter der eines rechtschaffenen Heiden, für den die Stimme seines Gewissens das höchste Gebot ist. Denn er heißt Überzeugung und Pflicht dem äußeren Gebot eines Vorgesetzten opfern.

Gesichte." Diese Äußerung giebt uns wohl den besten Schlüssel zu den von ihm erzählten Erscheinungen und Offenbarungen. Sie erinnert zu sehr an das, was wir von Spiritisten und ähnlichen zweifelhaften Propheten unserer Tage wissen. Ignatius selbst ist so ehrlich, zu gestehen, daß er in Manresa Erscheinungen Satans zuerst für Erscheinungen Christi gehalten habe. *) Röm. 7, 14 ff.

Die Pflichten des täglichen Berufes, gegen Vaterland, Verwandte und Notleidende heischen bei ihm nicht unmittelbare Befriedigung.*) Sie müssen vielmehr zuvor noch unter mancherlei Erwägungen gestellt werden z. B. die: Wie möchte ich in meiner Todesstunde und am Tage des zukünftigen Gerichts gehandelt haben? Das heißt nichts anderes als: Was wirds mir selbst nützen? Dahinter aber lauert der weitere pharisäische Trugschluß: „Wenn ichs opfere, wenn ich für Gott etwas thue, so ists dir (Vater oder Mutter) nützer." „Damit aber," sagt der Heiland, geschieht es, daß niemand hinfort seinen Vater oder seine Mutter ehret und habt also Gottes Gebot aufgehoben um eurer Aufsätze willen." Die so sehr zur Schau getragene Nächstenliebe oder Fürsorge des Jesuiten für das eigene und des Nächsten Heil erweist sich demnach im Grunde als ein frommer Utilismus (ein geistliches Profitchristentum) oder Egoismus (Selbstsucht). Denn was der Jesuit für den Nächsten thut, muß ihm selbst auch (bei Gott) nützen.**) Mangel an Liebe.

Nachdem wir diese Gesinnung bei Ignatius erkannt haben, kann uns auch das andere, was er neben der nostra salus (dem eigenen und des Nächsten Heil) als des Menschen Ziel bezeichnet, die laus Dei (das Lob Gottes) nicht mehr blenden. Scheinbar wandelt er damit auf biblischen Spuren. Man denke nur an das Paulinische Wort: „Ihr esset oder trinket oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre." Allein, wenn man die Ehre Gottes so sehr wie Ignatius losschält von Wahrheit, Gerechtigkeit und Erbarmen, und sie einzig und allein in der Herrschaft Gottes, beziehungsweise der mit Gott verwechselten Kirche findet, dann ist auch dieses Ziel falsch und es ist für die Beurteilung der Jesuiten sehr gleichgültig, ob sie sich zu dem ihnen aufgebürdeten Satze „der Zweck heiligt die Mittel"***) bekennen oder nicht. Ihr Endzweck selbst taugt nichts. In einer, die Übung mit den 2 Fähnlein einleitenden Betrachtung vom Reich Christi läßt Ignatius diesen sprechen: „Es ist mein allergerechtester Wille, die Herrschaft über die ganze Welt zu ergreifen, Falsches Endziel.

---

*) An anderer Stelle wird sogar von dem Jesuiten verlangt, er müsse sich bestreben, von jeder natürlichen Liebe gegen seine Verwandten los zu werden und nur die Ordensliebe zu ihnen zu haben. **) Überhaupt spielt schon bei Ignatius der Nutzen eine große Rolle. So sagt er einmal, wo er vom Meiden unnützer Worte redet: „Als unnützes Wort kann aber nicht gelten, was zum Vorteil der eigenen Seele oder der eines andern dient, oder auch dem Leib oder einem sonstigen zeitlichen Ding nützt oder auch nur nach der Absicht des Sprechenden solchen Nutzen wirken soll (ad tale commodum ex dicentis mente dirigitur). ***) Vergl. jedoch S. 264.

alle mein Feinde niederzukämpfen und so erst in meines Vaters Herrlichkeit einzugehen. Wer mit mir kommen will, muß meine Arbeit teilen." Da verwechselt Ignatius sichtlich den durch die eigene Person Christi herbeizuführenden Schluß der Weltentwicklung mit der gottgewollten gegenwärtigen Gestalt des Reiches Gottes auf Erden, das seinen eigentlichen Sitz in den Herzen der Menschen haben soll*) und weder der Herrschaft des heidnisch-römischen noch des spanisch-deutschen Kaisers gleichen, und ebenso wenig ein Papstkönigtum darstellen will.**)

Mit diesem allem erkennen wir, daß die Ignatianische Frömmigkeit an sich eine unchristliche, ja sogar eine widerchristliche ist. Ignatius selbst und einzelne seiner ersten Schüler sind durch manches Gute, das sie noch aus der alten Kirche herübergenommen haben, und durch die Notwendigkeit, sich erst einen guten Namen zu machen, davor bewahrt geblieben, selbst in allem schon die schlimmsten Folgerungen aus der eigenen Lehre zu ziehen. Nichtsdestoweniger liegen in Ignatius und seinen Exerzitien schon die Wurzeln zu all den Ausschreitungen, welche später die Jesuiten in aller Welt berüchtigt gemacht haben.

c) Thätigkeit des Jesuitenordens.

Das Verlangen, die Herrschaft Christi oder des Papstes auszubreiten und zu stärken, wies die Jesuiten auf ein doppeltes Arbeitsfeld hin: die Heidenwelt und die alte Kirche. Kaum war der Orden gegründet, so erfolgte auf den Wunsch des Königs von Portugal die Aussendung zweier jesuitischer Missionare nach Indien. Die glänzenden Erfolge, von denen Franz Xaver alsbald zu berichten hatte, dienten ebensowohl dazu, die Jesuiten auch in Europa bekannt zu machen und zu empfehlen, wie sie das Ansehen der ganzen römischen Kirche nach Jahrzehnte dauernden beständigen Mißerfolgen zum erstenmale wieder kräftig hoben.

Ausbreitung des Christentums unter den Heiden.

In der Heimat stellten sich die Jesuiten die zweifache Aufgabe: zuerst die eigene Kirche, soweit sie es für notwendig hielten, zu reinigen, sie zu neuer Kraft und neuem Ansehen zu bringen und sodann die von Rom Abgefallenen zu demselben zurückzuführen.

Es ist ein Beweis für des Ignatius große Klugheit und Menschenkenntnis, daß er sofort erkannte, sein Orden werde die erfolgreichste Thätigkeit dann nicht entwickeln, wenn er für seine Glieder die Erlangung und Verwaltung der höchsten kirchlichen Ehrenstellen erstrebe.

Stärkung der römischen Kirche.

*) Luk. 17, 20 f; Röm. 14, 17. **) Joh. 18, 36 f; Matth. 10, 24 f.

Vielmehr sollten dieselben ihren Platz nur an der Seite der geistlichen und weltlichen Häupter der Christenheit einnehmen, um sie zu beraten und zu lenken und so mittelbar durch sie die Welt zu beherrschen. Zu diesem Zwecke nahm Ignatius selbst seinen Sitz in Rom. Da konnte er, sobald er sich nur einmal unentbehrlich gemacht hatte, die Päpste selbst überwachen und leiten und durch ihren Befehl erreichen, was im Interesse seines Ordens lag. Er schickte desgleichen seine Jesuiten zuerst etwa als Begleiter päpstlicher Legaten zu Konzil oder Reichstagen, auch sonst an wichtige Punkte, damit sie Land und Leute studieren und Beziehungen mit den maßgebenden Persönlichkeiten anknüpfen könnten. So kamen sie in Deutschland zuerst nach Köln, sie fanden Eingang bei Bischof Otto von Augsburg, bei Kurfürst Albrecht von Mainz, dem unfreiwilligen Ursächer der Reformation, bei Herzog Wilhelm von Bayern und König Ferdinand. Sie empfahlen sich den Herrschern durch ihre zu Bearbeitung der Massen vorzüglich zu verwendende Predigtkunst, durch ihre eigene zur Schau getragene kirchliche Frömmigkeit und Sittenstrenge und außerdem als kluge Ratgeber. Von dieser ihrer diplomatischen und agitatorischen Thätigkeit werden wir noch mehr hören. Und was waren diese heiligen Männer für angenehme, einsichtsvolle Beichtväter! War es doch bei ihnen Grundsatz, wenn ein Fürst nur der katholischen Kirche günstig sei und ihre Sache fördere, sittliche Gebrechen desselben nachsichtig zu behandeln. Verschiedene Arten der Thätigkeit.

Was die katholischen Fürsten seither so oft umsonst von der Kirche gefordert hatten, eine besser unterrichtete und sittenreinere Geistlichkeit, Schulen und Volksbücher zur Verdrängung der lutherischen, das alles versprachen sie, zu leisten. In der letzten Zeit des Trienter Konzils verhalfen sie ebendahin gerichteten Bestrebungen zum Siege, wie sie andererseits jede Verminderung des päpstlichen Ansehens zu hintertreiben wußten, und die überspanntesten mittelalterlichen Lehren von der päpstlichen Gewalt wieder in Aufschwung brachten.

Trotz vielfacher Gegnerschaft gelang daher den Jesuiten durch die Gunst der Landesherren zuerst in Wien 1551, bald darauf in dem augsburgischen Dillingen sowie in Ingolstadt in Bayern (1557) die Gründung eines Jesuitenkollegs. Weitere Kollegien erhielten sie schon früh in München, Prag, Trier, Mainz und an andern Orten. Sie beschränkten sich aber nicht auf die Erziehung von Geistlichen und Ordensgliedern, sondern nahmen auch andere junge Leute, Jugendunterricht.

namentlich von vornehmem Stande, in ihre Anstalten auf. Eigentliche Volksschulen übernahmen sie nur, wo der Wettkampf mit den Evangelischen sie dazu zwang. Wo sie nicht bloß die Leitung und Weiterführung schon vorher vorhandener Schulen (Gymnasien und Universitäten und mit denselben verbundener Erziehungs-Anstalten) übernahmen, sondern ganz neue gegründet werden sollten, versäumten sie es nicht, deren Bestand erst durch vorteilhafte Verträge mit der Landes- oder Ortsobrigkeit sicher zu stellen und auch fernerhin Gönner zu namhaften Schenkungen an diese Anstalten zu veranlassen.

Den Eltern aber empfahlen sie sich durch die anscheinende Unentgeltlichkeit des Unterrichts und die in die Augen fallenden Leistungen ihrer Schüler. Sie wußten denselben eine schöne Sprache, feine und gewandte Umgangsformen beizubringen. Sie erzogen zu schwärmerischer Begeisterung für die katholische Kirche und gläubiger Teilnahme an allen ihren Gebräuchen und Wundern. Daneben sorgten sie aber auch für das leibliche Wohl ihrer Zöglinge, pflegten Spiel und Bewegung in der freien Natur und gaben den Vornehmen auch Gelegenheit, zu fechten oder zu reiten. Den Glanzpunkt im Anstaltsleben bildeten Schluß- und andere Festfeiern, wobei sie mit ihren Schülern schauspielerische Aufführungen veranstalteten. Da konnte man vor allen dazu Geladenen die guten Grundsätze der Anstalt ins hellste Licht rücken und dem Stolz der Eltern mit den hervorragenden Leistungen ihrer Kinder schmeicheln. Nach der Gründlichkeit der erworbenen Kenntnisse dagegen durfte und darf man bei der Mehrzahl der Jesuitenschüler heute noch nicht allzu genau fragen.

Daß den Jesuiten Erziehung wichtiger war als Wissen, könnten wir bloß loben, wenn nur durch ihre Art der Erziehung nicht gerade der Charakter so schwer geschädigt worden wäre. Schon die übermäßige Erregung des Ehrgeizes der Schüler, einerseits durch Lob und äußere Auszeichnung, andererseits durch entehrende Strafen mußte üble Folgen haben. Die anerzogene Bigotterie beförderte keineswegs durchaus die Tugend, mußte im Gegenteil oftmals deren Mangel zudecken. Selbständigkeit des Denkens und Handelns, Geradheit, echte Freundschaft, Verwandten- und allgemeine Menschenliebe wurden hier nicht ausgebildet sondern zerstört. Am nachteiligsten wirkte auf den einzelnen die über den ganzen Orden hin, vom Schüler bis hinauf zum General, organisierte gegenseitige Überwachung und die Verpflichtung, die an Kameraden (und Vorgesetzten) entdeckten Übertretungen und Verfehlungen den höheren Vorgesetzten anzuzeigen (Denunziation).

Von großer Wichtigkeit war es, daß der Orden es verstand, diejenigen, welche er als Kinder in der Religion unterrichtet oder ganz in seinen Anstalten gehabt hatte, in dauernder Verbindung untereinander und mit dem Orden zu erhalten. Zu diesem Zwecke wurden wieder Marianische Kongregationen und andere Brüderschaften aufgerichtet. Die Mitglieder hielten wöchentliche oder monatliche Zusammenkünfte. Sie gingen miteinander zur Kommunion, verpflichteten sich zu gewissen Kasteiungen, hielten aber ebenso gemeinschaftliche Freudenfeste. Bei Prozessionen und andern öffentlichen Gelegenheiten traten sie als Körperschaft auf und im bürgerlichen Leben förderten sie sich gegenseitig. Teilweise bildeten die bürgerlichen Mitglieder in den Kongregationen besondere Abteilungen. Nichtsdestoweniger mag man ermessen, welch große Bedeutung diesen Brüderschaften fürs ganze Volksleben zukam, wenn man hört, daß ebensowohl ein Maximilian von Bayern als der Dichter Tasso Mitglieder gewesen sind. Dauernde Verbindung ihrer Zöglinge mit dem Orden.

Überhaupt gehörte es zur Klugheit der Jesuiten, nicht zu meinen, sie müssen alles allein ausrichten, vielmehr auch andere aus allen Ständen für ihre Zwecke zu benützen. Es gab anfangs sogar sehr wenige volle Ordensglieder professi quatuor votorum, welche 4*) Gelübde im strengsten Sinn zu übernehmen hatten, daher auch ohne alle Einkünfte, bloß von Almosen leben sollten. Sogar die Lehrer und Rektoren an den Kollegien waren meist nur Koadjutoren oder professi trium**) votorum und hatten Recht und Pflicht, im Ordensinteresse Schenkungen und Einkünfte anzunehmen, zu verwalten und zu vermehren. Unter ihnen gab es Geistliche und Weltliche, welch letztere bloß zu Handarbeit bestimmt und von jeglicher Schulbildung oder Weiterbildung im Orden ausgeschlossen waren. In weiterem Sinne als Ordensglieder galten schon die Schüler, namentlich die Novizen. Man vermutet aber auch, daß es noch eine vierte Klasse, geheime Jesuiten, gab, welche dem Orden feierlich Gehorsam schworen und gerade deswegen, weil sie von der Welt nicht zu ihm gerechnet wurden, als anscheinend Unbeteiligte, um so besser sein Interesse fördern konnten. Solche geheime Jesuiten sind einzelne Bischöfe nachweislich gewesen. Man vermutet es aber auch von Laien (z. B. Staatsmännern). 4erlei Klassen von Jesuiten

---

*) S. 246.

**) Mit 3 mehr allgemein gehaltenen Gelübden.

d) Große äußere Erfolge des Ordens. Schweres Ärgernis durch denselben.

Auf allen Gebieten ihrer Thätigkeit, Predigt, Jugendunterricht, Beichte und Diplomatie konnten sich die Jesuiten staunenswerter Erfolge rühmen. Daneben aber gehen von Anfang an nicht nur bei ihren eigentlichen Opfern, den Ketzern, sondern auch bei den seitherigen Katholiken schwere Klagen über die jesuitische Art. Man hat ihnen in Spanien und Frankreich so wenig als in Deutschland den Eingang leicht gemacht. Es wiederholten sich hier in erhöhtem Maße die Vorwürfe, die wir schon beim Auftreten der Bettelorden gehört haben, daß sie auf Grund ihrer päpstlichen Privilegien sich dem Gehorsam gegen die Bischöfe entziehen, mit ihrem Predigen und Beichtehören die kirchliche Ordnung stören. Sie verdrängen die älteren Orden oder auch Weltgeistliche aus Besitz und Einkünften. Unter dem Schein der Armut fressen sie der Witwen Häuser, machen sich der Erbschleicherei schuldig und treiben einträgliche Handelsgeschäfte. Wo sie an einen Ort kommen, verkleinern und verspotten sie alle, die sich ihnen nicht blindlings unterwerfen; durch Verleumdung beim Volk oder bei der Obrigkeit und sonstige Ränke drücken sie dieselben aus ihrer Stellung hinaus, um über Kirche und Schule wie über Volk und Fürsten allein zu herrschen. Schon im 16. Jahrhundert klagen aufrichtige Katholiken über ihre politische Wühlarbeit, ihre Anstiftung von Bürgerkrieg und Königsmord. Wenn einmal, so hat es um die Mitte des genannten Jahrhunderts in Deutschland tolerante Katholiken unter geistlichen Fürsten wie unter Staatsbeamten und Bürgern gegeben. Solche bedauerten mit meinem Landsmann, Lazarus von Schwendi, aus tiefster Seele, daß der von den Jesuiten geleitete Papst „unaufhörlich damit umgehet, daß er Trennung und Erbitterung im Reich zwischen beiden Teilen, den Katholischen und Lutherischen möge anstiften. Dazu werden die Jesuiten wie ein vergiftet Instrument gebraucht, die man allein da und dort also unterstehet einzuflicken, damit sie die Gemüter gegen einander entzünden." Das größte Ärgernis aber gab der jesuitische Missionsbetrieb und ihre Beichtmoral.

Vorwürfe gegen den Orden.

Ärgernis durch Missionsthätigkeit.

Die Missionsthätigkeit der Jesuiten hat schon frühe Anfechtung gefunden, sowohl von Ordensbrüdern in Europa als namentlich von seiten der andern missionierenden Orden. Schon Franz Xaver hat es mit dem Taufen viel zu leicht genommen und in der Weise seines Meisters die Staatsgewalt zu Bekehrung der Heiden und Erhaltung derselben im Christentum viel zu rasch angerufen. Doch treten bei ihm außer dem uns widerlichen jesuitischen

Eifer noch einzelne Züge echten Christenglaubens und aufrichtiger Menschenliebe hervor. Als ihn einst gute Freunde zu einer Reise, bei welcher man besonders Gefahr lief, von den Landeseinwohnern vergiftet zu werden, mit allerlei Gegengiften versehen wollten, wies er das zurück mit den Worten, Gottvertrauen und Gebet sei das sicherste Gegengift. Bald aber streiften die jesuitischen Missionare, um in China und Indien leichter Eingang zu finden, gerade das Wesentliche und Eigentümliche am Christentum ab. Sie schwiegen ganz von Christi Kreuz und predigten nur von seiner Herrlichkeit. Pater Ricci, der sich durch mathematische und mechanische Künste den Vornehmen angenehm zu machen wußte, verkündigte den Chinesen das Christentum als die Vollendung der Lehre ihres Konfuzius. Später wurden die jesuitischen Priester von den Dominikanern sogar beschuldigt, daß sie die Christen beim Ahnenkultus und Götzenopfer sich beteiligen lassen. Sie gestatteten in der That den Mandarinen, damit sie ihr Amt nicht verlieren, bei solchen Gelegenheiten ein Christusbild bei sich zu tragen, dieses auf den Altar zu legen und während die andern ihre Götzen anbeteten, an Christus sich zu wenden. Auf der Küste von Malabar in Indien gab der Jesuit Nobili sich für einen Brahminen aus, deren Lebensweise er durchaus nachahmte, so daß er sich auch von den vorher schon gewonnenen Christen, die andern Kasten angehörten, schied. Man baute besondere Kirchen für die vornehmen und für die niederen Kasten. Der Priester ging nicht in die Häuser der niedern Christen (Parias), um ihnen die Sterbsakramente zu reichen; vielmehr mußten Sterbende an die Thürschwelle gebracht werden. Aber auch da vermieden es diese Priester, sie zu berühren und nahmen ein kleines Instrument zu Hilfe, um ihnen das heilige Salböl beizubringen. Über diese Gebräuche ist im Orden und vor den Päpsten viel gestritten worden. Teilweise wurden sie verworfen, teilweise aber auch ausdrücklich gebilligt.

Die jesuitische Beichtmoral (bei der Beichte geübte Sittenlehre), welche man lange nicht recht zu durchdringen vermochte, wurde zum erstenmale offen aufgedeckt durch den frommen Katholiken und berühmten Mathematiker Blaise Pascal. In Briefen an einen Freund auf dem Lande (Lettres à un Provincial) zeigt derselbe, durchweg unter Berufung auf jesuitische Bücher, wie ihre Priester, in dem Wunsche, sich aller Welt unentbehrlich zu machen, für jede Sünde eine Entschuldigung erfunden haben. Das Gesetz Gottes, erfahren wir hier, macht nur Übertreter, die jesuitische Lehre macht beinahe lauter

Ärgernis durch die Beichtmoral.

seit 1656

Unschuldige; sie macht den Weg zum Himmel leicht. Es ist nicht nötig, daß man Gott liebe; es genügt, wenn man ihn nicht haßt. Wenn jemand bei der Messe nur körperlich anwesend ist, so kann der Geist abwesend sein. Es ist der kirchlichen Forderung auch dann Genüge gethan, wenn jemand beim Besuch der Messe noch ungehörige Nebengedanken verfolgt, z. B. wenn er nach den Mädchen oder Frauen sehen will. Wenn man nur alle Tage der Maria seinen Morgen- und Abendgruß darbringt, ja wenn man nur allezeit einen Rosenkranz in der Tasche trägt, so kann man sein ganzes Leben hindurch in Todsünden leben, es schadet nichts. Was ist überhaupt noch Sünde, wenn die Jesuiten das, was aus Leidenschaft und böser Gewohnheit geschieht, noch nicht für Sünde erklären, sondern nur was gethan wird in der Absicht, etwas Böses anzustellen?

Schlau wie immer sind die Jesuiten in der Mitteilung solcher Erleichterungen des Himmelwegs natürlich sehr vorsichtig. Kommt jemand zu ihnen, so empfehlen sie ihm zuerst die strenge Weise katholischer Frömmigkeit, zu fasten, unrecht Gut zurückzugeben 2c. Erst wenn sie sehen, daß er das nicht will, so geben sie ihm die Mittel an, die Forderungen der Kirche und Sittlichkeit zu umgehen.

Auf dreierlei Lehren oder Grundsätze thun sie sich dabei besonders viel zu gut. Nach der Lehre von den opinions probables, von den annehmbaren Meinungen, braucht man ein Gebot der Schrift oder der Kirche nicht zu halten, wenn man einen angesehenen Lehrer nachweisen kann, der vom Halten dieses Gebots freispricht. So erklärt der Jesuit Eskobar: „Derjenige braucht nicht zu fasten, der nicht schlafen kann, wenn er nicht zu Nacht gegessen hat" — eine annehmbare Meinung. P. Bauny sagt: „Man darf denjenigen die Absolution nicht verweigern, welche eine Lage oder Verhältnis nicht aufgeben wollen, das sie zur Sünde verführt, wofern die Veränderung sie in den Mund der Leute brächte oder ihnen selbst Unannehmlichkeiten zuziehen würde." Fürwahr ein ermutigendes Wort für den Knecht der Lüste!

Eine zweite Jesuitenkunst ist la méthode de diriger l'intention oder die Kunst, einem schlechten Mittel durch die Reinheit des Zwecks aufzuhelfen. Ein Dienstbote kann vom Beichtvater absolviert werden, wenn er liederliche Aufträge seines Herrn ausgerichtet hat, wofern er nur an der Sünde seines Herrn kein Gefallen gefunden, sondern es bloß um seines zeitlichen Vorteils willen gethan hat. Heißt mich jemand einen andern schlagen oder töten, so muß ich mir

nur klar machen, daß der von mir eine Gefälligkeit wünscht. Jemand einen Gefallen zu thun ist doch gewiß nicht verboten. Gerade so lassen sich Duell, Diebstahl, Wucher, Ehebruch und alle möglichen andern Verbrechen so begehen, daß keine Sünde zurückbleibt.

Bekannt ist la doctrine des équivoques et des réstrictions mentales, die Lehre von zweideutigen Redewendungen und dem Gedankenvorbehalt. Soll jemand beschwören, daß er eine gewisse Handlung nicht begangen habe, obwohl er sie in Wirklichkeit begangen hat, so braucht er nur zu sagen: „Ich schwöre, daß ich das nicht gethan habe," in Gedanken aber hinzuzusetzen, „heute" oder „bevor ich geboren wurde." Ebenso gelten Versprechen nichts, wenn man nie im Sinn hatte, sie zu halten. Man denkt dann nur bei seinen Worten gleich hinzu: „Wenn ich nicht meinen Sinn ändere."

Es leuchtet ein, daß die Jesuiten mit solchen Lehren nicht nur die Gewissen einschläferten, sondern thatsächlich Anweisung zum Begehen von Verbrechen gaben. Dennoch stand es noch beinahe 100 Jahre an, bis die Überzeugung von der Gefährlichkeit der Jesuiten und ihrer Lehre sich allenthalben Bahn brach. Verschiedene Unthaten, welche der Gesellschaft schuldgegeben wurden, veranlaßten ihre Austreibung aus Portugal, Frankreich, Spanien und andern Ländern. Wollte das Papsttum nicht selbst mit ihnen in Abgang kommen, so blieb ihm keine andere Wahl mehr, als den Orden für ewig aufzuheben. So unterzeichnete denn Papst Clemens XIV die Aufhebungsbulle „kraft apostolischer Machtvollkommenheit." Die Nachricht davon wurde fast überall mit Jubel begrüßt, man lobte und pries den aufgeklärten Papst. Aufhebung des Ordens. nach 1758 21. Juli 1773

Fassen auch wir an dieser Stelle unser Urteil über Ignatius und seine Gründung, die Gesellschaft Jesu, nochmals zusammen. Urteil über Ignatius und die Gesellschaft Jesu.

Wenn es ein Verdienst war, die katholische Kirche von dem bereits beschrittenen Wege einer tieferen Selbsterkenntnis und Umkehr wieder abzuführen und mittelalterliche Lehre, Gottesdienst, kirchliche Werke und vor allem die päpstliche Kirchenherrschaft schlechthin wieder aufzurichten, so haben sich die Jesuiten um Rom das allergrößte Verdienst erworben.

Sie führten das Papsttum, das sich in gemeinen Weltdienst verloren hatte, zurück zu seinem mittelalterlichen Ziele der Welt- und Kirchenherrschaft.

Sie unterwarfen ihm aufs neue die Geistlichkeit und führten an Stelle der äußersten Zuchtlosigkeit eine kirchliche Zucht

und Ordnung ein, der auch wir bis zu einem gewissen Grade unsere Bewunderung nicht versagen können.

Volk und Fürsten brachten sie zu nie dagewesener Verehrung und blindem Gehorsam gegen die Kirche.

Dadurch stärkten sie dieselbe so, daß sie aus dem Zustande verzweifelnden Gehenlassens wieder zu kühnstem und unverdrossenem Angriff übergehen konnte, daß sie schon verlorene Herrschaftsgebiete wieder erobert, wankende fester als zuvor an sich gekettet hat.

Mit diesem allem ließ der Orden den Ruhm der Frömmigkeit und Zucht, Weisheit, Herrlichkeit und Macht der römischen Kirche neu erstrahlen.

Aber solcher Ruhm der Jesuiten war schon zur Zeit ihrer ersten Herrschaft ein trügerischer. Darum hat er keinen Bestand gehabt.

Jesuitische Frömmigkeit und Gerechtigkeit reicht nicht ins Himmelreich*), so wenig als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Man vergleiche außer Matth. 5—7 und Kapitel 23 besonders Matth. 15, 8 f; Röm. 10, 2—4.

Aber auch ehrliche Menschen kann jesuitische Frömmigkeit und Tugend nicht befriedigen. Denn berechnete Tugend und Menschenliebe — und was ist hier nicht berechnet? — ist in Wirklichkeit keine.

Vieles ist sichtlich nichts als Schein. Wie rasch verwandelt sich z. B. die zur Schau getragene Sanftmut in erbarmungslose Grausamkeit!

Welchen Wert kann die von den Jesuiten gepflegte Kirchlichkeit und Wohlanständigkeit haben, nachdem wir wissen, daß sie insgeheim Laster und Verbrechen entschuldigten und begünstigten? Die Art, wie die Jesuiten Überzeugung und Gewissen mißhandelten, Treu und Glauben, allgemeine Menschenliebe, Familien- und Freundesliebe zerstörten, bedeutet nicht einen Fortschritt, sondern eine Verschlechterung der Menschheit. Kein blutdürstiger Eroberer hat denn auch so viel Kummer und Elend über die Menschenwelt gebracht als die Gesellschaft Jesu mit ihrem unablässigen Hetzen zur Vernichtung der Ketzer.

---

*) Damit soll nicht geleugnet werden, daß es zu allen Zeiten einzelne Jesuiten gegeben haben mag, die besser waren als ihr Orden, wie Friedrich von Spee, einer der ersten Bekämpfer des Hexenprozesses. Desgleichen mögen manche in ihrer Jugend von ihnen angeregt worden sein, wie der fromme Bischof Sailer; daß sie aber weiter kamen, war nicht das Verdienst der Jesuiten, sondern das Werk des Geistes Gottes in ihnen.

Woher diese Früchte bei dem vom katholischen Standpunkte aus so guten Vornehmen des Ordensstifters, seiner sinkenden Kirche aufzuhelfen? Daher, daß der Gründer der Gesellschaft Jesu selbst nicht wie ein Franz von Assisi eine vom Geiste Gottes erneuerte Persönlichkeit war, daher, daß in ihm nicht Gottes Wort und Gottes Wille, sondern nur seine eigene Klugheit und sein Wille herrschte, daher endlich, daß er nicht nur in Einzelheiten, wessen er sich selbst gerühmt hat, sondern im ganzen den Satan zu seinem Vorbilde genommen hat. Er war sich dessen sicher nicht völlig bewußt, daß er nicht die Ehre Gottes und das Heil der Menschen, sondern die Ehre und den Nutzen seines eigenen Ordens sich zum höchsten Ziel gesetzt hatte. Aber bewußtermaßen hat er zu seiner Wiederaufrichtung der Kirche Lüge und Mord zu Hilfe genommen, die Lüge, wie wir gesehen haben, in den grundlegenden Exerzitien, den Mord in der Beförderung der Inquisition.

Der Vergleich des Ordenswerkes des Ignatius mit seiner Thätigkeit in Pampelona liegt nahe. Es ist auf kirchlichem Gebiete derselbe Versuch, eine verlorene Sache mit allen Mitteln zu retten. Man kann die gute Meinung und Selbstaufopferung ehren; dennoch ist ein solches Beginnen ein unheilvolles, um nicht zu sagen ein frevelhaftes. Wenn daher die katholische Kirche sich nicht der neuerlichen Umklammerung des Ordens entreißt, wenn nicht vor allen Dingen einmal ihre Geistlichen und ihre Gebildeten den Mut wiederfinden, ihre eigene Überzeugung und damit Wahrheit, Gottes- und Menschenliebe zu behaupten gegen das Gebot der Kirche, beziehungsweise der Jesuiten, so kann die katholische Kirche nochmals Augenblickstriumphe feiern wie im 16. und 17. Jahrhundert, aber sie wird sich damit selbst Untergang und Gericht bereiten.

e) Der Jesuitenorden in der Gegenwart.

Schon Pius VII hat den von seinem Vorgänger aufgehobenen Orden mit der Erklärung wiederhergestellt, daß „nur die Gesellschaft Jesu die Folgen der Revolution überwinden könne." 1814

Als im vorigen Jahrhundert der König von Frankreich dem Ordensgeneral Ricci Duldung versprach, wenn er die Verfassung des Ordens abändern würde, da hatte dieser geantwortet: „Sint ut sunt, aut non sint!" d. h. die Gesellschaft soll bleiben, wie sie ist, oder aufhören zu sein." Darum sind die Jesuiten auch heute die alten. Das beweist uns ein Blick in ihre auch in unserm Jahrhundert herausgegebenen Moralbücher (Gury). Dasselbe bezeugt uns der aus dem Jesuitenorden ausgetretene Graf Paul von Hoensbroech. Darüber läßt uns

ihr ganzes Thun*) und Treiben keinen Zweifel. Planmäßiger und leidenschaftlicher als je rüsten sie sich zur Ausrottung der Ketzerei.

Seit dem Jahre 1872 sind den Jesuiten in Deutschland feste Niederlassungen verwehrt. Deswegen arbeiten sie doch in der Stille weiter. Jesuitischer Geist hält wie wohl nie zuvor die ganze katholische Kirche und ihre Geistlichkeit unter seiner Herrschaft. Jeder einzelne Pfarrer wird von Nachbarn oder Untergebenen in seinem Thun und Lassen sorgfältig überwacht. Jede freie Meinungsäußerung und eigene Gewissensregung wird alsbald unterdrückt. Die katholischen Abgeordneten zu Reichstag und Landtagen stellen sich mehr und mehr unter Eine Leitung und arbeiten alle in derselben Richtung. Des Volkes sucht man sich durch alle möglichen Vereine und außerdem im Beichtstuhl zu versichern.

Offen wird vorläufig der Kampf gegen die Reformation und ihre Anhänger nur in der Presse geführt. Hier aber leistet jesuitische Geschichtsdarstellung Ungeheuerliches in Verdrehung der Wahrheit. Von dem Jesuiten Janssen und seinen Nachfolgern wird der mittelalterlichen Kirche ein Ruhm angedichtet, der ihr nie zukam. Unleugbare Gebrechen werden dadurch mit Geschick zugedeckt, daß man da, wo sie gar nicht wegzubringen sind, sie zugiebt, aber nicht auf die wahre Quelle zurückführt. Hier weiß man von einem

*) Ein Vorkommnis in einer meiner eigenen früheren Gemeinden kann besser als manche große Staatsaktion einen Begriff geben von der Doppelzüngigkeit und dem friedestörenden Treiben der Jesuiten. Im Jahr 1864 erzählte bei einer Jesuitenmission in Roth, O.-A. Leutkirch, ein Pater Allet in der Predigt, um zu beweisen, daß die Vorsehung Gottes nie zulasse, daß das sakramentliche Beichtgeheimnis in Wichtigem gebrochen werde, neben Beispielen von pflichtvergessenen katholischen Priestern auch eine Geschichte von einem reformierten Pastor etwa folgendermaßen: In Bex, im Kanton Waadt, erkrankte im Jahr 1835 ein armer Reisender und wünschte zu beichten. Da kein katholischer Priester in der Nähe war, so holte man den reformierten Geistlichen. Derselbe war gerade im Wirtshaus zum weißen Roß in lustiger Gesellschaft und sagte hier, er komme sogleich wieder, was auch geschah. In die Gesellschaft zurückgekehrt, wollte er anfangen, die Beichte des Reisenden öffentlich preiszugeben. Da wird er wieder hinausgerufen und kehrt nicht mehr zurück. Nach längerer Zeit kommt das Töchterchen des Pastors und fragt, ob der Papa nicht da sei. Man antwortete ihr, der sei längst fort. Und spurlos blieb der Pastor verschwunden. Die andächtigen Zuhörer konnten nicht anders glauben als der Teufel habe den Pastor geholt. Das war nun aber den Evangelischen im Ort doch zu stark; sie betrachteten die Geschichte als einen Hieb gegen ihre eigene Kirche und erkundigten sich brieflich in Bex nach der Wahrheit der Sache. Die Antwort war, daß es in Bex niemals eine Wirtschaft zum weißen Roß gegeben, daß der im Jahr 1835 in Bex angestellte Pastor Samuel Descombaz ein durch Frömmigkeit und Sittenstrenge ausgezeichneter Mann gewesen sei,

Nutzen der Reformation für die katholische Kirche nichts mehr. Was dagegen von Lügen über Luther und die andern Reformatoren je ersonnen worden ist, wird wieder hervorgeholt, als bloßes Gerücht verzeichnet, hintendrein aber doch als Thatsache behandelt. Von irgend welcher gerechten Würdigung der geistigen Größe oder auch nur der schweren innern und äußern Kämpfe des Gegners ist keine Spur zu finden. Das Schönste wird übel gedeutet, das Edelste wird in den Staub gezogen. Zum Worte läßt man die Reformatoren nur kommen, wo eine aus dem Zusammenhang gerissene Äußerung von ihnen sich gegen sie selbst wenden läßt. Wie sehr es den Jesuiten gelungen ist, ihre Auffassung von Luther und der Reformation in der katholischen Kirche zur herrschenden zu machen, beweist am besten das päpstliche Rundschreiben zum Jubiläum des Jesuiten Canisius vom Jahr 1897, worin von der Zeit geredet wird, „in der Luther zuerst die Fahne des Aufruhrs erhob" und „der (durch Luther aufgebrachte Glaubens-) Irrtum die Sittenverderbnis bis zum äußersten steigerte," bis „allmählich das unheilvolle Gift sich fast durch alle deutschen Länder verbreitete."

Durch solche Behandlung der evangelischen Sache und ihrer Lehrer wird in paritätischen Ländern der Gegensatz zwischen

---

der nie ein Wirtshaus des Trinkens halber besuchte. Übrigens sei Descombaz keineswegs verschwunden, sondern bis 1843 Pfarrer in Bex geblieben. Auch wäre es leicht gewesen, nach Bex einen katholischen Priester von einem 3/4 Stunden entfernten Kloster holen zu lassen. Ja, Descombaz lebte selbst noch als Pastor in Lyon und bestätigte die Wahrheit der Bexer Nachrichten. Als man nun aber durch den katholischen Ortspfarrer dem Pater von den eingezogenen Erkundigungen berichtete und ihn aufforderte, zu widerrufen, was war seine Antwort? „Ich habe ein historisches Faktum (vrgl. S. 253) erzählt; daß ich nicht gelogen, bezeugt mir mein Gewissen; daß ich nicht zu leichtfertig nacherzählt habe, geht aus den Berichten hervor, so ich erhalten und die ich Euer Hochwürden mündlich mitteilen werde, indem ich mich nicht als verpflichtet erachte, jedem einzelnen alles das zu beweisen, was man durch Beispiele entweder erklärt oder bekräftigt. Somit halte ich es gar nicht für notwendig, zu widerrufen, indem dadurch die protestantische Konfession ebensowenig beeinträchtigt wurde als die katholische, wenn man Thatsachen aus der Kirchengeschichte anführt oder historische Fakta, die ein schiefes Licht verbreiten." Hierauf wendeten sich die Evangelischen beschwerdeführend an den Rektor von Gorheim. Von ihm erhielten sie ein in höflichstem, ja schmeichlerischem Tone abgefaßtes Schreiben, das überströmt von Beteuerungen der redlichen Absichten des Pater Allet und ebenso von Versicherungen des ernstlichen Bemühens des Ordens, bei seiner Missionsthätigkeit den religiösen Frieden stets zu wahren. Aber der Wahrheit die Ehre zu geben, fiel ihm ebenso wenig ein. Um wirksameren Schutz gegen die Wiederkehr ähnlicher Fechterkunststücke zu erhalten mußte man sich an das Kgl. Ministerium wenden.

beiderlei Konfessionsangehörigen auch jetzt wieder aufs äußerste gespannt. Die Evangelischen werden in katholischen Orten der Verachtung und dem Abscheu preisgegeben. Den stärksten Ausdruck findet derartige Gesinnung in den immer wieder gemachten Versuchen, die Evangelischen von den christlichen Kirchhöfen auszuschließen oder, wo man dies nicht kann, ihnen wenigstens das Geläute und andere Ehrenzeichen zu versagen. Vor wenigen Jahren wurde es in Bayern den katholischen Geistlichen zur Pflicht gemacht, daß sie den evangelischen Teil in gemischter Ehe zur katholischen Konfession herüberzuziehen suchen. Welch tiefer Riß durch derartige Bemühungen in den schönsten ehelichen Frieden oftmals gebracht wird, davon ließen sich Beispiele genug erzählen. Die Gelegenheit, sonst Proselyten zu machen, läßt man sich namentlich in manchen Krankenhäusern nicht entgehen.

Ein noch schwererer Kampf steht den Evangelischen überall da bevor, wo durch äußere Umstände das Übergewicht im Staat von den Evangelischen auf die Katholiken übergehen wird. Sollten Evangelische die Hand dazu bieten, daß dem eigentlich treibenden Geist bei der ganzen Angriffsbewegung des Katholizismus, den Jesuiten, wieder völlig freie Hand im deutschen Reiche und in seinen Einzelstaaten gelassen wird, die Schranken, die das Reichsgesetz jetzt noch ihrer Niederlassung und offenen Wirksamkeit zieht, wieder aufgehoben werden? Nein, niemals! Wohl könnte jemand mit gutem Grunde einwenden: Das katholische Volk und seine Priester werden nicht eher aufhören, nach den Jesuiten zu schreien, als bis sie dieselben wieder ganz haben. Dann werden sie selbst sie rasch satt bekommen und wieder fortwünschen; so wäre es das beste Mittel, die Jesuitengunst zu zerstören, daß man sie wieder ins Land riefe. Allein das wäre ein allzugroßes Wagestück. Ehe es soweit käme, müßten sie großes Unheil nicht nur unter den Katholiken, sondern vor allem gegen uns angerichtet haben. Sie begünstigen, um sie desto sicherer zu vernichten, wäre selbst ein Jesuitenstücklein. Auf solche Künste verstehen wir uns doch nicht gut genug und wollen's auch nicht. Wir werden nur dann die Jesuiten überwinden, wenn wir uns und unsere Kirche am allermeisten vor jesuitischer Art zu bewahren suchen, und wo sie schon eingedrungen wäre, uns davon reinigen. Bei uns selbst wie im Streite müssen wir uns strengstens an das Apostelwort halten: „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit."

3. Die Gegenreformation.

Weitere Quellen: Gennrich, das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation. Splittgerber, Kampf und Sieg des Evangeliums im Kreise Schwiebus. Erhardt, Über die Einwanderung von kärntischen und steiermärkischen Exulanten in die Gemeinde Wain.

a) Allgemeines.

Die Gegenreformation d. h. die planmäßige Ausrottung des Protestantismus und Wiedereinführung des Katholizismus ist nicht ausschließlich, aber doch zum weitaus größten Teil das Werk der Jesuiten.

In Italien wurden die Reformation und alle ihr verwandten Richtungen innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche (Waldenser in Unteritalien) durch die im Jahr 1542 wieder ins Leben gerufene Inquisition ziemlich rasch beseitigt. In Spanien war es Philipp II, der erbarmungslos Todesstrafe und Gütereinziehung verhängte gegen alle, welche auch nur verbotene Bücher kaufen und lesen würden, ohne Rücksicht darauf, daß er sich selbst so seiner besten Unterthanen beraubte und sein Land entvölkerte.

In allen andern Ländern aber, welche von der Reformation berührt oder eingenommen waren, setzten vornehmlich die Jesuiten ein zu dem Zwecke, sie wieder ganz dem Papsttum zu unterwerfen. Von ihrer Thätigkeit in Frankreich wird später noch die Rede sein müssen. In den britischen Reichen und den Niederlanden traten sie in die vorderste Reihe der Kämpfer und reizten die Gläubigen zu Aufruhr und Fürstenmord. Ganz anders versuchten sie in Schweden und Dänemark sich einzuschleichen, hier allerdings ohne den mindesten Erfolg. Im Jahr 1576 gründeten in Stockholm unter dem Schutze der Königin zwei Geistliche, anscheinend evangelische, in Wahrheit Jesuiten, ein Kolleg, wo sie Vorlesungen, Disputationen und Predigten hielten; sie verbreiteten katholische Bücher und sandten schwedische Jünglinge nach auswärtigen Jesuitenschulen. Als aber die Jesuiten sich mehrten und mit ihren Versuchen, das Land für den Katholizismus zurückzugewinnen, kecker hervortraten, wurden sie des Landes verwiesen und das vorher in seinem evangelischen Glauben laue Volk wurde erst jetzt recht gegen das Papstum eingenommen. *Beteiligung der Jesuiten.*

Kaum größere Aussicht auf Erfolg boten ihnen Deutschland, der Herd der Reformation, und seine östlichen Nachbarreiche. Sie nisteten sich dennoch ein, und welch durchschlagenden Erfolg sie in

den deutschen Ländern, deren Herrscher katholisch geblieben waren, erzielten, davon ist hier zu berichten.

Einschmeichelung. Hatten die Jesuiten nur einmal die Gunst der weltlichen oder geistlichen Landesfürsten erobert, so machten sie die beständigen Ohrenbläser, welche jede den Ketzern entgegenkommende Ansicht oder Stimmung des Fürsten erstickten; sie flößten ihnen neuen Mut zum Widerstande gegen die Reformation ein, entdeckten und entbanden die Kräfte zum Kampf. Mit dem eigentlichen Angriff warteten sie jedoch, bis ihnen der günstige Augenblick gekommen schien. Der war noch nicht da, so lange der Herscher, sei's wegen seiner Schulden, sei's wegen Kriegsnot oder Kriegsbefürchtung auf seine ganz oder in ihrer Mehrheit evangelischen Stände Rücksicht zu nehmen hatte. Indessen konnte man unter der evangelischen Bevölkerung durch Predigten oder öffentlich geübte Werke der Nächstenliebe Stimmung machen, den und jenen durch die Aussicht auf Geld, Ehrenstellen und drgl. zum Übertritt bewegen. In dieser Anfangszeit hütete man sich wohl, die Andersgläubigen aufzubringen. Schon Faber riet: „Das ist das erste, wenn man den Ketzern nützen will, daß man sich von der größten Liebenswürdigkeit gegen sie zeige und sie auch wirklich liebe und so alle Gedanken aus dem Geist verdränge, die unsere Achtung bei ihnen verringern könnten. Deshalb sind im Gespräche anfangs auch nur solche Punkte zu berühren, in denen beiderseits Übereinstimmung herrscht." Also insolange hütete man sich vor Schimpfen und Disputieren; man brauchte nicht einmal den Namen Ketzer. Dieselben Grundsätze befolgte man auch in den Schulen. Denn während vordem die kläglichen Schulverhältnisse viele ins evangelische Lager getrieben hatten, wollte man jetzt die eigenen Schulen nicht nur Katholiken, sondern auch Andersgläubigen empfehlen. Und nur zu viele Evangelische, namentlich aus höheren Kreisen, schickten ihre Söhne. Die wahre Absicht, auf diesem Wege Proselyten zu machen, durfte man aber nicht sogleich hervortreten lassen. Man hatte auch einstweilen Arbeit genug damit, eine anders gesinnte katholische Geistlichkeit und eine der Gesellschaft ergebene weltliche Beamtenschaft herzuziehen. Weil die Zöglinge für den geistlichen Stand, so lange sie in Deutschland lebten, von den unter Katholiken wie Protestanten Deutschlands vertretenen weitherzigeren Anschauungen schwer zu befreien waren, so
1552 wurde das Collegium germanicum in Rom gegründet, von wo die jungen Geistlichen alsdann getränkt mit dem unduldsamen und vaterlandslosen Geiste der Gesellschaft in die Heimat zurückkehrten.

Die Erntezeit der Jesuiten begann überall erst da, wo ein Fürst nach ihrem Herzen gleich bei seinem Regierungsantritt oder durch die Gunst der Zeiten die Hände gegen seine Unterthanen frei bekam. Dieser Zeitpunkt trat in Bayern schon im Jahre 1563 ein, in den geistlichen Fürstentümern erst allmählich nach dem Tode Kaiser Maximilians II. Da ist dann, wo die Jesuiten nicht schon vorher im Lande waren, immer das erste die Berufung dieser heiß „Ersehnten.“ Jetzt wird der Abendmahlskelch den Laien wieder entzogen. Alle evangelischen Prediger und Lehrer müssen schnellstens das Land räumen; papistische treten an ihre Stelle. Der in vielen katholischen Schulen benützte lutherische Katechismus muß dem von dem Jesuiten Canisius verfertigten weichen. Alle ketzerischen Bücher, darunter deutsche Bibeln, Psalmen, Katechismen und Betbüchlein, werden dem Volke weggenommen. Gute Katholiken, wie Herzog Albrecht von Bayern, ließen ihre eigene reiche Büchersammlung durch die Jesuiten reinigen. Diese Arbeit war jetzt erleichtert durch den römischen index librorum prohibitorum, das seit 1559 bestehende Verzeichnis verbotener Bücher. Werke aus dem Altertum, die den Römlingen nur teilweise genehm waren, wurden in gereinigter d. i. verstümmelter Gestalt neu herausgegeben. Der eigentliche Angriff.

Den Erfolg der eben aufgezählten Maßregeln zu beobachten und sicher zu stellen, werden Jesuiten durchs ganze Land geschickt. Teilweise begleitet sie der Landesfürst selbst. In Bayern wurden zuerst alle des Luthertums Verdächtige über 31 Artikel vernommen. Darauf mußten sämtliche Beamten, hernach alle Unterthanen schwören, der katholischen Kirche nach jenen Artikeln treu zu bleiben. Abermals bereiste eine jesuitische Inquisitionskommission das Land. Wer den Eid verweigerte, mußte das Land verlassen. „Haufenweise wurden von den Magistraten protestantische Bürger aus der Stadt gewiesen, Bauern in Scharen von den Gütern gejagt, andere ins Gefängnis geworfen, um dort von den Jesuiten bearbeitet zu werden.“ Um zu verhindern, daß die Unterthanen von den benachbarten Ketzern wieder angesteckt werden, wurde der Besuch auswärtiger Schulen und überhaupt der Aufenthalt an ketzerischen Orten verboten. Handwerksburschen und Dienstboten durften nur in die Fremde, wenn sie genügende Gewähr für ihre Glaubensfestigkeit gaben. In den Grenz=

orten wurden sie von bestellten Aufpassern überwacht, die ihre Beichtzettel einzusenden und sonst über sie zu berichten hatten.

Ähnlich war später der Vorgang im Gebiet der Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Augsburg. Auch Salzburg hatte schon 1588 seine erste „Emigration."*)

Im Fuldaischen, in dem dem Erzbischof von Mainz gehörigen Eichsfeld, ebenso in Paderborn wollte das Volk sich seinen evangelischen Glauben nicht rauben lassen. Im Herzogtum Jülich behalf man sich nach Vertreibung der evangelischen Geistlichen mit Wanderpredigern, welche in geheimen Versammlungen redeten und das heilige Abendmahl austeilten. Dennoch genügte in den genannten geistlichen Gebieten eine 10—15jährige Thätigkeit der Jesuiten, das Evangelium vollends auszurotten. Man bediente sich in diesen geistlichen Territorien zur Beseitigung der Ketzer mit Vorliebe auch des Hexenprozesses, der in etwa 5jähriger Verfolgungszeit allein im Bambergischen 600, im Würzburgischen 900 Menschen auf den Scheiterhaufen brachte. Um des Glaubens willen sollte man ja seit dem Augsburger Religionsfrieden niemand mehr am Leben strafen.**) Die Verurteilung mißliebiger Persönlichkeiten wegen Hexerei aber war reichsgesetzlich unanfechtbar.

Übrigens waren die Jesuiten nie um Mittel verlegen, alle diejenigen zum Abfall zu bringen, welche nicht durch Gottes Gnade besonders gestärkt waren, so daß sie ihren Glauben höher achteten als ihr zeitliches Fortkommen und ihre irdische Heimat. Im Gebiete des Fürstabts von Fulda z. B. verweigerte man denen, welche nicht bei den Jesuiten gebeichtet und kommuniziert hatten, kirchliche wie bürgerliche Ehren und Rechte. Es wurde verboten, die Leichen von Protestanten in der Pfarrkirche und auf den Kirchhöfen beizusetzen. Die Erlaubnis zur Eheschließung, Aufnahme in die Spitäler, ja sogar die Ablieferung von Holz und Kohlen an Schmiede und Büttner wurde an besagte Bedingung angeknüpft. Auf die Weigerung der Bürger von Duderstadt auf dem Eichsfeld, den Jesuiten zu Willen zu sein, verbot der Erzbischof allen seinen Unterthanen, Duderstädter Bier zu beziehen. Das brachte sie noch nicht zur Nachgiebigkeit. Da legte der Erzbischof Beschlag auf alle Einkünfte, welche sie aus der Umgegend be-

---

*) Eine zweite Auswanderung erfolgte 1685 unter der Führung Schaitbergers die dritte, größte zur Zeit des Erzbischof Firmian, welcher (im Jahre 1731) 30000 Evangelische aus seinem Lande trieb. Vrgl. Württembergisches Lesebuch für Fortbildungsschulen S. 365. **) S. 228.

zogen. So um ihren Lebensunterhalt gebracht, fügten sie sich. Erst in diesem Stadium konnte die Jesuitenschule ihre volle Wirksamkeit entfalten. Mit kleinen Mittelchen gewann man die jüngsten Schüler. Wenn sie den evangelischen Schluß des Vaterunsers wegließen, so bekamen sie Bildchen zum Lohn. Aber man verstand es, die evangelischen Schüler zu weiterem zu bringen. Nach einem jesuitischen Bericht „rühmt sich der eine, von seinen Eltern geprügelt worden zu sein, weil er am Fasttag nicht hat Fleisch essen wollen, ein anderer, daß er ein großes, ketzerisches Buch, aus dem der Vater zu lesen pflegte, ins Feuer geworfen habe. Er sei deswegen zwar von Hause weggejagt worden, freue sich aber darüber, denn er wolle lieber betteln gehen, als sich von ketzerischen Eltern erhalten lassen. — Solche Früchte bringen die Knaben von unserer Erziehung mit, die nicht nur für sie, sondern auch für andere heilsam sind. Manche haben wenigstens die Dienstboten bekehrt, und einige haben ihren Eltern, von denen sie dieses irdische Leben empfangen, das bessere unsterbliche zurückgegeben." In Polen machten die Jesuitenschüler gewaltsame Angriffe auf die Kirchen der Evangelischen und wüteten gegen dieselben mit Mord und Brand. An Neigung zu solch verdienstlichen Thaten hätte es in Österreich früher schon bei den Zöglingen der Jesuiten nicht gefehlt. „Kaiser Maximilian hat einmal seinem Herrn Sohn Rudolf nachmaligem römischem Kaiser, eine Maultasche oder Ohrfeige gegeben, als ihm fürkommen, daß er mit Welschen und Spaniern angelegt, sie wollten des Herrn Landmarschall von Roggendorf Hauskirche überfallen. Welches dieser erfahren und Ihrer Majestät angezeigt, die dann wohl abnehmen können, was für ein Jammer daraus hätte erfolgen mögen und die Welschen und Spanier wie die Hühner erwürgt worden wären, sintemal fast das ganze Volk und die Handwerksleute in der Stadt Wien lutherisch waren."

seit 1606

Waren einmal die protestantischen Gegner beseitigt, so mußten die Volksschulen meist ganz aufhören. Man suchte dem Volke die Kunst des Lesens wieder zu rauben, damit das Licht des Wortes Gottes dasselbe nicht von neuem aufkläre. Zum Ersatz für die entzogene Geistesnahrung schmeichelte man im Gottesdienst noch mehr als seither den Sinnen. Musikalische Genüsse sollten das Ohr, wunderbarlich ausgezierte Kirchen, prunkhafte Prozessionen und drgl. das Auge ergötzen.

Damit konnte der geistige und teilweise auch materielle Niedergang der so gewaltsam bekehrten Länder nicht aufgehalten

1570 werden. Nach einem Klageschreiben des Münchener Magistrats an den Herzog verließen die wohlhabenderen Einwohner und großen Handelsherren die Residenzstadt. Nur noch Tagwerker und Handarbeiter und dergleichen arme Leute begehrten das Bürgerrecht. Die Handwerker verarmten und verdarben; in keiner Stadt waren die Almosen so hart übersetzt und so großer Bettel als in München. Viele Häuser standen zum Verkauf, aber es fand sich kein Käufer. Der Herzog aber antwortete auf solche Klagen: „Die Ehre Gottes dürfe niemals zeitlichen Rücksichten nachgesetzt werden. Wer sich nicht fügen wolle, möge von dannen ziehen. Gottes Segen werde nicht ausbleiben und das gemeine Wesen schon bald wieder in Aufnahme kommen.“ Es stand aber lange an, bis es zu einem dauernden, ökonomischen und geistigen Wiederaufschwung Bayerns und der andern mit Gewalt zum Katholizismus zurückgeführten Länder kam. Dieser

18. Jahrh. Zeitpunkt ist erst eingetreten, als die Macht der Jesuiten gebrochen war und man anfing, das Heil im friedlichen Wettkampf mit dem Protestantismus zu finden.

b) Die Gegenreformation in Österreich.

Die ev. Kirche in Ober- und Nieder-Österreich.

Nicht so leicht wie in Bayern und den geistlichen Fürstentümern gelang die Ausrottung des evangelischen Glaubens in Österreich. Hier war die Zahl seiner Bekenner so stark, daß noch im Jahre 1609 die Räte des Königs Matthias vor einem bewaffneten Angriff auf das Lager der evangelischen Stände von Ober- und Niederösterreich aus dem Grunde warnten, weil im eigenen Heere des Königs zu viele Protestanten seien, die nicht gegen ihre Glaubensgenossen werden fechten wollen. Zwar hatten die Evangelischen die beste Zeit unter Maximilian nicht, wie sie gesollt, zu einheitlicher Zusammenfassung und fester Ordnung ihres Kirchenwesens benützt. Die Gründung eines evangelischen Konsistoriums mit daran sich anschließender ständiger Visitationsordnung und regelrechter Bestellung neuer Geistlichen war ihnen nicht geglückt. Dennoch konnten sie noch unter Rudolf

1580 eine einmalige allgemeine Kirchenvisitation vornehmen und sie hatten wenigstens Anfänge zu geheimen Konsistorien und geheimer Ordination von Predigtamtskandidaten durch damit beauftragte Geistliche. Sehr schädlich war für die österreichische Kirche die Hereintragung der damaligen Lehrstreitigkeiten und des protestantischen Eifergeistes, von dem auch ein Teil des Adels sich anstecken ließ. Um ihrer starren Lehrauffassung willen anderswo Vertriebene (Flacianer), suchten Anstellung in Österreich. Abgesehen von ihrer Händelsucht übertrafen

sie jedoch auch wieder als Pfarrer die bloß zum Protestantismus übergetretenen Priester. Der österreichische Adel ließ es sich außerdem große Geldopfer kosten, um ausgezeichnete junge Männer aus dem übrigen Deutschland, besonders aus Sachsen und Württemberg als Prediger oder Erzieher in seinen Dienst zu ziehen. So lag die größere Stärke des Protestantismus in Österreich nicht allein in der Zahl seiner Glieder, sondern auch in der tieferen Gründung wenigstens eines Teils derselben.

Kaum war aber Rudolf II, der in Spanien durch Jesuiten erzogene Sohn Maximilians, zur Herrschaft gelangt, so begannen die Unterdrückungsversuche gegen die Evangelischen. Denn dieser Kaiser, der sich meist in Böhmen aufhielt und mehr gelehrten Liebhabereien als den Regierungsgeschäften lebte, ließ in Religionsangelegenheiten den Jesuiten und ihren Zöglingen freie Hand. Unter den letzteren that sich besonders Bischof Klesl in Wien, selbst der Sohn eines protestantischen Bäckers, durch seinen unheilvollen Eifer hervor.

Unterdrückungsversuche unter Rudolf seit 1576

Man fing damit an, die Religionsübung der Evangelischen, welche Maximilian in vielen Stücken auch über den Wortlaut der erteilten Konzession hinaus geduldet hatte, genau auf deren Buchstaben einzuschränken.

Zuerst suchte man den erzherzoglichen Städten ihren evangelischen Gottesdienst zu rauben. Alle evangelischen Prediger und Schullehrer sollten entfernt werden. Auch die Religionsübungen der Herren und Ritter in ihren Stadtwohnungen und den Ständehäusern in Wien und Linz wurden verboten. Als sich die evangelischen Stände in Wien einmal bei Türkengefahr durch eine weltliche Person ein Kapitel aus dem Propheten Jesaja vorlesen ließen und darauf miteinander ein christliches Türkengebet mit gebogenen Knieen verrichteten, bekamen sie schon dafür einen harten Verweis. Mit strenger Strafe aber wurde eingeschritten, wenn sie durch einen von auswärts herbeigeholten Prediger ein Kind taufen, oder sich und ihrer Familie das Abendmahl reichen ließen. Als die Wiener, nachdem jeder evangelische Gottesdienst in der Stadt aufgehört hatte, Sonntags in Scharen auf die nächstgelegenen evangelischen Dörfer hinausströmten, wurde solches auch unter Strafe gestellt. Es ganz zu verhindern, war aber so wenig möglich, daß noch im Jahr 1625, also unter Ferdinands II Regiment, alle Sonntage gegen 20 000 Wiener den evangelischen Gottesdienst in Hernals besuchten.

seit 1578

1594

Dagegen wurden gleich im Anfang der Regierung Rudolfs mehrere Städte und Flecken Niederösterreichs nach vorausgegangener Jesuitenmission mit Gewalt zur Wiederannahme des Katholizismus gebracht. Andere folgten ihnen nach. Wer sich nicht fügen wollte, mußte binnen einer Frist von wenig Wochen oder gar Tagen das Land verlassen. „Etliche alte, erlebte Leute sind im Gefängnis, allein weil sie sich der Reformation nicht unterwerfen wollten, mit Tod abgegangen, Witwen und Waisen hat man ihr Recht verweigert, etlichen Eltern die Kinder wider ihren Willen mit Gewalt verheiratet, in die Magistrate vielfach verloffen Gesindel, zum Teil des Lesens und Schreibens unkundig, eingesetzt, die uralten freien Bürgerswahlen den Städten genommen," wie denn überhaupt die Unterdrückung der bürgerlichen und ständischen Freiheiten mit der Religionsbedrückung Hand in Hand ging.

Zwar gegen die beiden oberen Stände der Herren und Ritter wagte man es nicht so bald allgemein vorzugehen. Allein man maßregelte einzelne. Wo ihre Prediger sich nicht dazu verstanden, Auswärtige von ihrer Predigt, Abendmahlsfeier und drgl. wegzuweisen, nahm man auch ihnen solche Prediger weg. Ja man suchte ihren Gottesdienst an gewissen Orten, besonders in der Nähe von Wien überhaupt zu verhindern dadurch, daß man ihnen das Patronatsrecht bestritt und es etwa einem katholischen Prälaten zusprach, oder ihren Erben gar die Belehnung mit dem ganzen Gute verweigerte. In dieser Weise wurden den Evangelischen allein in den beiden Jahren 1602 und 1603 gegen 60 evangelische Kirchen entzogen. Was konnten dagegen Prozesse helfen, da alle Religionshändel gegen den seitherigen Brauch vor ein aus lauter Katholiken gebildetes Hofgericht gebracht werden mußten? Der Gesamtheit der Stände aber wurde aufs nachdrücklichste verboten, für einzelne aus ihrer Mitte einzutreten oder sich nur ohne landesfürstliche Genehmigung zu versammeln. Drangen die Klagen der evangelischen Stände je einmal zum Ohre des Kaisers oder seines Statthalters, so hatte Bischof Klesl soviele Gegenklagen vorzubringen, daß wieder alles umsonst war.

Ebensowenig Erfolg hatte die Fürsprache der evangelischen Reichsfürsten für ihre Glaubensgenossen in Österreich.

Im Jahr 1600 verbot Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, für Ober- und Niederösterreich die fernere Austeilung des Abendmahlskelchs an die Laien, womit ein eigentümliches Band, das Katholiken und Evangelische hier noch verband, vollends zerschnitten

wurde. In den nächstfolgenden Jahren aber drangen die katholischen Eiferer bei Hofe schon auf die gänzliche Aufhebung der Religionskonzession der Evangelischen hauptsächlich aus dem Grunde, weil dieselbe ohne Bewilligung des Papstes gewährt worden sei, und man Ketzern das Wort nicht zu halten brauche.

Aber noch einmal bot sich den Evangelischen gute Gelegenheit, mit allem Nachdruck auf Abstellung ihrer Beschwerden zu dringen. Als nämlich die unbegreifliche Unthätigkeit des Kaiser Rudolf in Ungarn, Siebenbürgen und Mähren schwere Unruhen hervorgerufen hatte, erschien als der einzige Ausweg, diesen Länderbesitz dem Hause Österreich zu erhalten, daß Erzherzog Matthias sich selbst an die Spitze der Unzufriedenen stellte und seinen Bruder zwang, ihm hier wie im Erzherzogtum Österreich die Herrschaft abzutreten. Ehe nun die österreichischen Herren und Ritter dem Könige Matthias huldigten, forderten sie von ihm die Bestätigung der von Maximilian ihnen gewährten Religionskonzession, gleichen Anteil für Evangelische wie Katholiken an den hohen Staatsämtern und einen unparteiischen Gerichtshof für Religionsstreitigkeiten. Mit rühmlicher Festigkeit traten sie auch für die ständischen Rechte und die Religionsfreiheit der Städte ein. Um nicht vergewaltigt zu werden, nahmen sie ein Heer in Sold und setzten ihre Grenzen in Verteidigungsstand.

Zustände unter König Matthias.

1608

Es fehlte ihnen nicht an Fürsprechern in der Person treugesinnter Katholiken; die mährischen und ungarischen Stände bemühten sich mit viel Klugheit und Kraft um den Frieden. Matthias selbst war nicht unzugänglich. Dennoch wären alle Verhandlungen ohne Erfolg geblieben, wenn nicht Matthias endlich sich entschlossen hätte, seine Geistlichen von der ferneren Teilnahme an den Beratungen auszuschließen. Nun bewilligte er in einer sogenannten Kapitulationsresolution alle ihre Forderungen, aber wegen der Geistlichkeit hatte er nicht den Mut, seiner Zusage durch ordnungsmäßige Veröffentlichung Rechtskraft zu verleihen. So blieb nach geschehener Huldigung und Entlassung des ständischen Heeres thatsächlich alles beim alten. Die von der Geistlichkeit angezettelten Rechtsverletzungen und Quälereien gegen die Evangelischen gingen weiter. Ein unparteiischer Gerichtshof wurde niemals gebildet. Schließlich stellten sich auch die katholischen Herren und Ritter ganz auf die Seite des Prälatenstandes, sie wichen geflissentlich jeder Verständigung mit den evangelischen Ständen aus und wollten jede Entscheidung in Religionsangelegenheiten dem Landesfürsten vorbehalten. Die nunmehrige Kluft zwi-

1609

schen katholischen und evangelischen Ständen zu überbrücken, wäre Kaiser Matthias angesichts des böhmischen Aufruhrs nochmals bereit

20. März 1619 gewesen; allein er starb, ehe die Verhandlungen zum Abschluß gekommen waren.

Ferdinand II 1619—1637 Und nun kam die Herrschaft über Österreich und bald auch die deutsche Kaiserkrone an Ferdinand II, den Zögling der Ingolstädter Jesuitenuniversität, der schon seit Jahren die Vernichtung der Evangelischen planmäßig und grundsätzlich betrieb. Er hatte bei einer Wallfahrt nach Loreto gelobt, die römische Religion in allen seinen Erbländern herzustellen. Vor den Protestanten hatte er eine solch abergläubische Scheu, daß er einmal, solange ihm diese eine Bitte vortrugen, „sein Herz heimlich mit dem Zeichen des h. Kreuzes bezeichnete." Er bildete sich ein, was er ihnen anthat, nicht aus Haß, sondern aus lauterer Liebe zu thun. „Gott ist mein Zeuge," äußerte er einmal, „daß sie mir so lieb sind, daß ich ihr Heil auch mit Verlust meines Lebens befördern wollte. Wenn ich wüßte, daß sie mit meinem Tod könnten zum wahren Glauben wiedergebracht werden, wollte ich diese Stunde willig und gern dem Nachrichter meinen Hals herbieten."

Ausrottung des Evangeliums in Innerösterreich. Seine hohe Schule in Bekämpfung der Ketzer waren seine Erbländer Kärnten, Steiermark, Krain (Innerösterreich) gewesen. Alle Zugeständnisse seines Vaters (Erzherzog Karl) an die evangelischen Stände umstoßend, hatte er bald nach seinem Regierungsantritt befohlen, daß innerhalb 14 Tagen sämtliche evangelische Prediger

1598 und Schullehrer entlassen werden müssen. Unter großer Trauer der Bevölkerung zogen diese an dem ihnen gesetzten Tage ab. Jedermann wollte den Verstoßenen noch seine Liebe erzeigen, so daß selbst Wenigvermögliche Goldstücke brachten. Einige Herren wagten es, ihre Hofprediger und Hauslehrer noch einige Jahre zu schützen. Diese waren für die ganze zurückbleibende Bevölkerung eine mächtige Stütze in ihrem Glauben. Die Jesuiten selbst erzählen, zwei Prädikanten von Egg und Auersperg, in der Nähe von Laibach, haben getauft, getraut und ihr Abendmahl gespendet. Nach vorheriger Abmachung sei einer von ihnen vor die Stadtmauer herangeritten und habe an die haufenweise Herausgeströmten vom Pferde aus Ansprachen gehalten. Wehe freilich dem Prediger, dessen die Inquisition habhaft werden konnte. Sein Leben war verwirkt. So überfielen einmal bei Nacht Bewaffnete das Schloß Waltstein bei Graz, nur um den evangelischen Hausgeistlichen, Paul Odontius, herauszuholen. Darauf

bearbeiteten ihn die Jesuiten wochenlang mit süßen Worten, mit den entsetzlichsten Folter- und Todesdrohungen und schnöder List. Einmal sprachen sie ihm zu, er möge, um ihr beiderseitiges Gebet zu verstärken, gemeinsam mit ihnen auf den Knieen die Litanei beten; sie würden dann alle Heiligen aus derselben weglassen. Odontius ließ sich darauf ein; aber als man an die Stelle der Heiligenanrufung kam, da rief der Vorbeter: „Sancta Maria", und seine Genossen sprachen mit besonderer Andacht: „Ora pro nobis" (Heilige Maria, bitt für uns). Augenblicklich stand Odontius auf. Sie stießen ihn mit Gewalt wieder zu Boden und begannen aufs neue. Aber auch ihre höchste Wut, in der sie die Zähne übereinanderbissen, vermochte nichts über den Prediger. Endlich wurde er zum Tod durchs Schwert verurteilt, auf Fürsprache zu den Galeeren begnadigt. Es scheint aber darauf abgesehen gewesen zu sein, ihn in Italien dem Feuertode zu überliefern. Aber als er unter starker Bedeckung in einem wenige Stunden von Triest entfernten Städtchen angekommen war, wo kein Freund mehr nahe und jede menschliche Hilfe ausgeschlossen schien, da ließ ihn Gott bei Nacht einen Ausweg durch eine unverschlossene Thür seiner Herberge und der Stadtmauer finden. Da die Verfolger ihn schon anrufen konnten, wurden ihm die Augen abermals geöffnet, daß er einen Fußweg in dichten Wald entdeckte. Später traf er einen deutsch redenden Bauer und zuletzt gar einen über seinen Anblick hocherfreuten Glaubensgenossen, der ihm den Weg in seine sächsische Heimat wies.

Die Krainer Jesuiten erzählen nun weiter, mehrmalige Verweigerung der Türkensteuer durch die evangelischen Stände, gewaltsame Entführung von Evangelischen aus den Händen der Jesuiten, nächtliche Volkstumulte und ähnliches haben eine Zeit lang die Katholiken im Lande wieder eingeschüchtert. Dank der Thätigkeit ihres Ordens aber seien die Wankenden wieder gestärkt und der Erzherzog bewogen worden, die Evangelischen so zu drücken, daß ihnen aller Mut entfiel. Nun haben die Jesuiten eine unermeßliche Seelenernte halten können. Die protestantischen Kirchen wurden von den Solda- 1601
ten niedergerissen, mit Sturmböcken eingeworfen, in Grund geschossen und an ihrer Stelle Galgen errichtet. Mit Prügeln wurden die Leute in den katholischen Gottesdienst getrieben.

Trotz allem scheint die Seelenernte nicht so gar groß gewesen zu sein. Gerade in Laibach wurden nur 6 Bürger katholisch; die andern wanderten aus. Soweit die Ausziehenden ihr Vermögen

veräußern konnten, durften sie es gegen Entrichtung des zehnten Pfennigs mitnehmen. Den Bauern aber wurde nicht einmal die Erlaubnis zum Auswandern gegeben. Dennoch verließen allein Steiermark 30 000 seiner besten und treusten Bewohner. Innerösterreich, im Mittelalter eines der reichsten Länder, hat sich bis heute noch nicht von den damals erlittenen Verlusten erholt. Die Ausgewanderten aber fanden da und dort in Ungarn, Böhmen, Deutschland eine neue Heimat.*) In der Kirche des früher der Reichsstadt Ulm gehörigen Dorfes Wain ist noch ein Bild zu sehen, auf welchem neben dem Auszuge Abrahams ein Zug von Kärntnern dargestellt ist. Über dem Bilde steht die Inschrift: „Willst überwinden, so laß dahinten," unter demselben ein Gedicht, in welchem es unter anderem heißt:

„Nun wir von dieser Pfarr-Gemein
Aus Kerndten hieher kommen sein,
Des Leibes Nahrung wir dort hatten,
Doch weil man uns nicht wolt gestatten
Das ungefälschte Gottes Wort,
So zogen wir von dannen fort:

Wir trachteten nach Seelenschätzen
An einem solchen Ort zu setzen,
Da Gottes Wort gepredigt wird,
Da ein getreuer Seelenhirt,
Der uns auf rechte Weide führet,
Mit Gottes reinem Wort regieret."

Nieder- und Oberösterreich.

Daß die evangelischen Stände von Nieder- und Oberösterreich gegen einen Herrscher wie Ferdinand auf ihrer Hut sein mußten, versteht sich von selbst. Sie zögerten daher zuerst mit der Anerkennung seines Rechts zur Erbfolge und sodann wollten sie sich zur Huldigung nur verstehen, wenn er die von Maximilian II den Evangelischen eingeräumten Rechte und Freiheiten anerkannt, auch ihre besonderen Beschwerden abgestellt haben würde. Den in Niederösterreich eingefallenen Böhmen schlossen sie sich zunächst nicht an, aber sie drangen auch bei Ferdinand fort und fort auf gütliche Auseinandersetzung mit denselben. Ferdinand dagegen übte durch das zur Abwehr der Böhmen ins Land gezogene Kriegsvolk zugleich auch einen Druck auf den evangelischen Teil der Bevölkerung, so daß endlich die evangelischen Stände in ihrer Verzweiflung sich förmlich mit den Böhmen verbündeten. Besonders schlimm hausten 4000 Kosaken, welche Ferdinand in Polen hatte anwerben lassen. „Wo sie hinkamen, ließen sie die Leute das Ave Maria beten und wenn sie das nicht konnten, gingen sie tyrannisch mit ihnen um. 500 Dörfer wurden von ihnen geplündert und verbrannt und viele Tausende genötigt, durch die Flucht nach den Inseln in der Donau ihr Leben zu retten,

*) Herzog Friedrich von Württemberg gründete für vertriebene evangelische Bergleute Friedrichs Freudenstadt.

allwo sie dennoch vor Hunger und Kummer starben." Mit Hilfe dieser Kriegsvölker wurde denn auch ein Teil der Herren und Ritter in Niederösterreich dazu gebracht, Ferdinand zu huldigen, wofür dieser Juli ihnen versprach, es mit der Religionsübung so lassen zu wollen, wie 1620 er es bei Ableben des Kaisers Matthias gefunden habe. 31 Herren und Ritter, welche sich der Huldigung entzogen, wurden als Feinde des Kaisers und des Vaterlandes ihrer Güter und Habe verlustig erklärt. Sie mußten alsbald das Land verlassen.

In Oberösterreich, das sich seither alles fremde Kriegsvolk durch Sperrung seiner Pässe fern gehalten hatte, rückte Herzog Maximilian von Bayern als kaiserlicher Kommissär ein, er zwang die Stände, August Ferdinand bedingungslos zu huldigen und behielt bis zu weiterer 1620 Entschädigung seiner dem Kaiser geleisteten Dienste das Land als Pfand. Nach wenigen Jahren wurden alle evangelischen Prediger 1624 und Lehrer aus dem Lande gejagt. Im nächsten Jahre wurde sämtlichen Einwohnern des Landes nicht nur jede evangelische Religionsübung verboten, sondern zugleich befohlen, bis Ostern 1626 entweder zur katholischen Religion sich zu bekennen oder auszuwandern. Die nächste Folge hievon war ein Bauernaufstand, allgemeiner und 1626 schwerer als alle früheren Erhebungen der in ihrem Gewissen mißhandelten Landbevölkerung. Aber der Aufruhr wurde niedergeschlagen. Nur um so rascher konnten die Bauern gezwungen werden, katholisch zu werden, und im März 1627 erging an alle Beamten, Herren und Ritter die Weisung, binnen 3 Monaten entweder katholisch zu werden oder aus Österreich wegzuziehen. So verfuhr man gegen das Land, in welchem vor wenigen Jahrzehnten nur noch ein Adeliger sich zur katholischen Kirche bekannt hatte!

In Niederösterreich raubte man vor allem den Wienern die letzte Möglichkeit, evangelischem Gottesdienst anzuwohnen.*) Zuletzt gab 1626 es noch 28 Doktoren der Rechts- und Arzneikunde in der Stadt, welche sich offen zum evangelischen Glauben bekannten. Auch sie wurden zum Unterricht der Jesuiten befohlen. Infolge davon nahmen die meisten die römische Religion an; 11 zogen die Auswanderung vor.

Gegen die evangelischen Herren und Ritter in Niederösterreich vorzugehen hielt Ferdinand eine Zeit lang der denselben bei ihrer Huldigung geschworene Eid ab. Aber die Jesuiten, unter welchen besonders der kaiserliche Beichtvater Lamormain viel vermochte, hal-

---

*) Vrgl. S. 277 unten.

fen auch über dieses Bedenken hinüber mit der Behauptung, es gebe gar keine Evangelischen Augsburgischer Konfession mehr im Lande, alle seien zu dem in Österreich nie geduldeten Calvinismus übergegangen. So mußten auch hier sämtliche evangelischen Pre-
1627 diger und Hauslehrer entlassen werden. Jetzt hielten die Herren und Ritter, so gut sie konnten, den Gottesdienst auf ihren Schlössern selbst. Ihre Kinder brachten sie zur Unterweisung nach Ungarn oder an andere Orte mit protestantischen Geistlichen. Im Auslande ließen sie ihre Kinder taufen und sich das heilige Abendmahl reichen. Aber schon im folgenden Jahre erging ein scharfer Befehl an die evangelischen Stände, sich künftig allen Lesens lutherischer Bücher zu enthalten, ihre Tauf-, Kopulations- und Abendmahlshandlungen von keinem evangelischen Prediger, weder in noch außerhalb Österreichs verrichten zu lassen, sondern in allen Vorfällen sich des Amts der katholischen Priester zu bedienen, die Feste der Heiligen zu feiern." Die Reisen nach Ungarn wurden bei hoher Strafe verboten.

So begann auch hier wie in den andern österreichischen Erbländern eine massenhafte Auswanderung von vornehm und gering. Das gewöhnliche Ziel der Auswanderer waren die oberdeutschen Reichsstädte Augsburg, Ulm, Regensburg, Lindau und namentlich Nürnberg. Auch in andern Ländern, wie in Württemberg, schufen jetzt und später Pest und Krieg, welche gleichermaßen ganze Städte und Dörfer entvölkerten, den Anziehenden Raum. Etliche folgten der Einladung Gustav Adolfs, sich in Schweden niederzulassen. Für diesmal brachte übrigens der alte Kardinal Klesl die Bewegung in Nie-
1633 derösterreich wieder zum Stillstand. Ferdinand hatte diesen Mann, der ihm viel zu milde war, noch als Thronfolger mit Gewalt aus Österreich entfernt. Allein er konnte sich doch seiner nunmehrigen Warnung nicht verschließen, daß durch diese Auswanderung dem Landesfürsten die Liebe seiner Unterthanen, das Geld der vermöglichsten Leute und viele Seelen verloren gehen und daß es zweckmäßiger wäre, die Alten im Lande zu lassen und nur ihre Kinder für die katholische Kirche zu erziehen. Beim Abschluß des Westfälischen Friedens bemühten sich die Schweden und die Gesandten der evangelischen Reichsstände, ihren Glaubensgenossen in Österreich zur Wiederherstellung ihrer Rechte, den Vertriebenen zur Rückkehr und Wiedererlangung des verlorenen Besitzes zu verhelfen. Allein Ferdinand III steifte sich auf das jedem Fürsten zustehende Reformationsrecht. Rückkehr wollte er

nur um den Preis des Religionswechsels gestatten; den noch in Niederösterreich befindlichen Herren und Rittern glaubte er viel zu gewähren, indem er den ihnen für die Auswanderung gestellten Termin aufhob und die Reisen zu evangelischem Gottesdienst nach Ungarn wieder gestattete. Diese Erlaubnis wurde jedoch gleich in den nächsten Jahren ausdrücklich auf die Person der Standesherren und ihrer Familie eingeschränkt. Um die Beteiligung von Beamten und Dienerschaft zu verhindern, wurde die Zahl der Bedienten und Kinderfrauen, welche mitgenommen werden durften, festgesetzt und diesen die Beteiligung am Gottesdienste ihrer Herrschaft strengstens untersagt. Evangelischer Hausgottesdienst, Singen, Lesen und Vorlesen unkatholischer Bücher wurde für jedermann, er sei wes Standes er wolle, verboten. Kinder sollten nicht mehr ohne Erlaubnis ins Ausland verbracht, die bereits dort untergebrachten zurückgeholt werden.

Der gemeine Mann aber wurde an der Auswanderung mit Gewalt verhindert. Einmal wurde ein Haufe von mehr als 100 Protestanten, der schon die Grenze erreicht hatte, daselbst arretiert, nach langwierigem und hartem Gefängnis von den Gerichtsdienern unter beständigen Schlägen in die katholische Kirche getrieben und gezwungen, nach papistischer Art zu beichten und zu kommunizieren. Eine Mutter, die ihr Kind auf den Armen trug, ward von einem der Kommissarien mit einer Karbatsche so lange gepeitscht, bis sie von dem katholischen Priester nach gethaner Beichte die Absolution begehrte. Das Kind aber, durch die unbarmherzigen Hiebe verletzt, starb am folgenden Tage. An einigen Orten setzte man den Leuten den Degen auf die Brust und drohte ihnen den Tod, wenn sie nicht abfallen wollten.

Lichtenstein-Dragoner in Schlesien.

Noch zahlreicher und abscheulicher sind die Greuelthaten, welche man sich gegen die Evangelischen in Schlesien erlaubte. Dort war ein besonders beliebtes Mittel, die Bevölkerung ganzer Städte zum Katholizismus zu bekehren, die Einquartierung der Dragoner des Regiments Lichtenstein. Bis zu 100 Mann legte man in ein Haus. Die Soldaten verlangten, sobald sie ankamen, das Beste zu essen und zu trinken, aber auch Geld und Kostbarkeiten. Waren die Vorräte erschöpft, so mißhandelte man die Wirtsleute körperlich, man verhinderte sie am Schlaf, die Säuglinge entriß man ihren Müttern und quälte sie unter deren Augen; Jungfrauen wurden geschändet. Mit Gewalt schleppten die Dragoner die Leute zur Messe oder zwang

man sie zur Unterschrift, daß sie katholisch werden wollen. Dabei ging ihr Oberst, Graf Dohna, bis zur Anwendung der Folter. Trotz alledem gelang die Beseitigung evangelischen Gottesdienstes und Glaubens in Schlesien nicht ganz. Von 1475 evangelischen Kirchen der Reformationszeit waren noch 352 im Besitze der Evangelischen, als Friedrich der Große das Land eroberte und ihm seine Glaubensfreiheit wiedergab.

Zustände in Österreich im 17. und 18. Jahrhundert.

Dagegen konnten in Ober-, Nieder- und Innerösterreich die Katholiken allerdings triumphieren über die Wiederherstellung der Glaubenseinheit. Und doch war der Sieg nicht so vollständig, als man sich einbildete. Welch grobe Lüge und Heuchelei war es, wenn man den beiden Ferdinanden vorredete, das Werk der katholischen Reformation sei ohne eigentliche Gewaltanwendung gelungen, die Leute haben sich freiwillig und mit tausend Freuden wieder der römischen Religion zugewendet! Es fehlte nicht an solchen, die, um den Mißhandlungen zu entgehen, sich selbst den Tod anthaten; andere, die verleugnet hatten, litten schwere Gewissenspein. Wie viele haben Heimat und großen Besitz um des Glaubens willen dahinten gelassen, wie viele lieber schwere Mißhandlung oder gar den Tod erduldet, als daß sie sich ihren Glauben hätten rauben lassen! Manche haben wohl im ersten Schrecken, namentlich auch um von ihren Kindern Mißhandlung abzuwehren, gethan, was man von ihnen haben wollte, nachher haben sie sich doch noch davon gemacht. Die große Menge des fast ganz evangelischen Österreichervolkes ist freilich äußerlich zum Katholizismus zurückgekehrt. Dennoch bedurfte es durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch der größten Anstrengung, Wachsamkeit und Härte von seiten der katholischen Geistlichkeit und Regierung, damit nicht da und dort das evangelische Bekenntnis wieder auflebe. Im Jahr 1736 klagt der Erzbischof von Wien über die große Anzahl von Evangelischen in Wien. In Steiermark gab es etliche hoch gelegene, stark bevölkerte, aber weit auseinandergebaute Gebirgsorte, in denen alle Mühe der Ortsgeistlichen, wiederholt erschienene Hofkommissionen und Missionen von Ordensleuten die Einwohner nicht zu gläubigen Katholiken machen konnten.

Heimliche Evangelische.

Obwohl evangelische Bücher zu tausenden und zehntausenden im Lande verbrannt worden waren, fand man doch nicht alle. Bauernklugheit erdachte sich für sie alle möglichen Verstecke. Man höhlte dafür ein großes Holzscheit geschickt aus und legte dasselbe ganz unauffällig mitten in einen Holzstoß. Demselben Zwecke dien-

ten Doppelwände und Doppelböden, ausgehöhlte Balken, hohle Waldbäume und Felsspalten. Ein Hausbesitzer brachte hart am Hauseingang eine Mauernische so an, daß wenn die Thüre geöffnet wurde, sie die Nische gerade bedeckte. Kam nun die Untersuchungskommission, so wurde die Thüre aufgerissen und ein Wächter davor gestellt, der gegen seinen Willen dem Manne seine Bücher mitbewachte. Eine Bäurin erwählte den Bergungsort unter der Futterkrippe einer störrigen Kuh, die außer den Hausbewohnern niemand an sich herankommen ließ. „In einem andern Hause wurden die Bücher stets im Heu versteckt und die den Zugang ermöglichenden losen Bretter so gelegt, daß ein Nichteingeweihter einige Schritte vor dem Verstecke in den unterhalb befindlichen Hüttenraum fallen mußte. Geschah auch einem der Visitatoren, obgleich der Bauer ihn vorher gewarnt hatte."

Den kostbaren Schatz der evangelischen Bücher, worunter außer der Bibel, Katechismen und Gesangbüchern Arndt, Habermann und Schaitbergers Abschiedsbrief besonders häufig genannt werden, behielt der Eigentümer nicht für sich, sondern teilte ihn auch andern mit. Hauseltern pflanzten den überkommenen Glauben weiter auf Kinder und Gesinde. Bei geschlossenen Thüren und Fenstern wurden, besonders am Samstag abend, die Angehörigen zur Hausandacht versammelt. Nächtlicher Weile scheinen an verborgenen Orten auch größere Versammlungen stattgefunden zu haben.

Die von ihrer Obrigkeit geistlich ausgehungerten Evangelischen wurden aber auch von außen gestärkt und suchten selbst Fühlung mit der evangelischen Kirche. Kraxentrager, Bilderkrämer, Handwerks- und Bauernburschen brachten neue Bücher aus dem Auslande, brachten auch Briefe mit, die zur Treue im Glauben ermahnten. Johann Tobias Kießling, ein edler Nürnberger Kaufmann, der selbst durch einen ausgewanderten Salzburger zur Erkenntnis der vollen evangelischen Wahrheit gebracht worden war, bereiste*) in einem Zeitraum von fünfzig Jahren die Märkte in Oberösterreich, Steiermark, Kärnten 106mal und sammelte dabei überall die geheimen Protestanten, lehrte, tröstete und spendete das heilige Abendmahl. Hin und wieder schickten Eltern ihre Kinder in die Grafschaft Ortenburg, dort das Evangelium zu lernen. Matthias Tritscher, ein „Bauernkönig" aus der Ramsau und äußerst kühner und verschlagener Mann,

seit 1763

*) Nach Trautenberger, kurzgefaßte Geschichte der evangelischen Kirche in Österreich.

machte nicht nur selbst geheimnisvolle Reisen nach Nürnberg und Regensburg, sondern führte auch andere beherzte Männer bei Schnee und Unwetter nach Ortenburg, damit sie dort mit eigenen Augen lutherisches Wesen sehen und den Gottesdienst besuchen können.

Wer von uns will mit den in ihre Berge Eingeschlossenen, argwöhnisch Bewachten und schwer Mißhandelten rechten, wenn viele von ihnen zu einer vollen Erkenntnis evangelischer Wahrheit und echt evangelischem Leben nicht mehr durchgedrungen sein sollten, wenn sie es für keine Sünde hielten, diese und jene katholischen Gebräuche wenigstens äußerlich mitzumachen? So erscheinen in den katholischen Berichten z. B. die Schladminger und Ramsauer allgemein eben als „im Glauben verdächtig." „Im Vikariate Schladming, dessen Bauerschaft beiläufig 2500 Kommunikanten über achtzehn Jahre zählt, ist", heißt es einmal, „kaum der dritte Teil gut und aufrichtig katholisch". Nur wenige werden als „verstockte Lutheraner" bezeichnet, in unsern Augen das ehrendste Zeugnis, das ihnen ausgestellt werden kann. Eine gewisse Grenze hatten aber nach dem eben angeführten Berichte auch die Vorsichtigen sich gesteckt, über welche sie nicht hinausbringen zu können, die katholischen Pfarrer und Missionare schwer ärgerte. Sie mißachteten Fastengebote und Rosenkranz, ließen sich durchaus nicht zum Eintritte in Bruderschaften bewegen und wenn sie beichteten, benannten sie keine einzige schwere Sünde, sondern sagten nur: „Ich bekenne mich vor Gott als Sünder und schuldig wider alle Zehn Gebote." Zuweilen brachen aber auch solche zu einem mutigen Bekenntnis durch und wurden dadurch selbst mit neuer Freudigkeit und Kraft erfüllt. Vor einer kaiserlichen Kom-
1752 mission erklärten sich einmal über 300 aus der Bergmannsgemeinde Pürgg öffentlich für lutherisch und „gingen darauf mit Jubilieren und Singen nach Hause, sprechend, sie hätten früher einen toten Glauben gehabt, jetzt aber einen lebendigen."

Strafen. Aber schweren Strafen und Mißhandlungen waren alle ausgesetzt, denen irgend welche Beziehungen zum Luthertum, Besitz lutherischer Bücher und drgl. nachgewiesen werden konnten. Von Geldstrafen nicht zu reden, mußten Verdächtige auf Wochen einen katholischen Unterricht durchmachen, wobei sie in einer Art Hausarrest gehalten wurden. Hartnäckige und Verführer wurden unter die Soldaten gesteckt, zu Schanzarbeiten in Festungen abgeführt oder zwangsweise nach Siebenbürgen verschickt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil ihres Vermögens wurde nebst den Kindern zurückbehalten. Die letztern

brachte man in der Regel bis zum 18. Jahre in katholische Familien oder Erziehungsanstalten. In der Gegend von Kremsmünster wurden „etliche 100 Personen im Herbst in die Gefängnisse geschleppt, den harten Winter hindurch in den elendesten Löchern mit Ketten verwahrt und mit Wasser und Brot zur Notdurft ernährt. Hände und Füße erfroren ihnen, so daß die Haut an den Strümpfen hängen blieb, und sie mußten, um nicht bei lebendigem Leibe zu faulen, sich bequemen, zur katholischen Religion überzutreten." In dieser Zeit hat sich die Geistlichkeit besonders erbarmungslos gezeigt und ist, als schon Maria Theresia auf mehr Milde drang, wohl auch gegen ihre Befehle vorgegangen. Noch im Jahr 1764 wendeten sich 800 evangelische Verbannte, die aus Siebenbürgen in die Heimat zurückzukehren wünschten, mit beweglichen Bitten um Fürsprache an das Corpus Evangelicorum in Regensburg — alles umsonst. um 1738

Und doch war die Stunde der Erlösung für die Evangelischen Österreichs nahe. Alle eigenen Macht- und Rechtsmittel, alle Klugheit und Beharrlichkeit und gerade so die Teilnahme und Freundschaft der Großen auf Erden waren nicht imstand gewesen, die evangelische Kirche in diesen Ländern zu erhalten oder gar ihr zum Wiederaufleben zu verhelfen. Da erweckte ihr Gott den Retter im österreichischen Kaiserhause selbst in Joseph II. Dieser edle Fürst war im Innersten überzeugt von der Schädlichkeit des Gewissenszwanges für das Wohl der Völker wie für die wahre Religiosität. Mit tiefem Schmerze hat er die Unterdrückung der Nichtkatholiken in Österreich beobachtet und seine Mutter noch wenige Jahre vor deren Tode von dem Schaden und Unrecht einer besonders harten Verfolgung evangelischer Wallachen in Mähren vergebens zu überzeugen versucht. Aber als er zur Regierung gelangte, ließ er sich sein Erstes sein, der kaiserlichen Kanzlei seinen Willen zu Einführung christlicher Toleranz in den österreichischen Ländern kund zu thun. Dies wurde nicht gehörig verstanden; da erließ er das berühmte Toleranzedikt und befahl, demselben die ausgedehnteste Verbreitung in allen Sprachen seines Reiches zu geben. Noch konnte er darin nicht so weit gehen, eine andere Kirche als mit der katholischen im Staate gleichberechtigt zu erklären, aber er gewährte wenigstens den Evangelischen Augsburgischen und Schweizerischen Bekenntnisses, wofern sie nicht wie in Ungarn noch weiter gehende ältere Rechte besäßen, das Recht zu privater Religionsübung. Er gestattete ihnen, wo immer hundert Familien aus einem Ort oder seiner Umgebung

Erlösung. 1780—1790. 1777. Toleranzedikt Oktober 1781.

sich vereinigen würden, Erbauung eines Bethauses ohne Turm und Glocken, auch ohne öffentlichen Eingang von der Straße her. Kein Kranker sollte mehr gehindert sein, einen Seelsorger seiner Konfession rufen zu lassen, kein Evangelischer mehr gezwungen, einer Prozession anzuwohnen oder bei den Heiligen zu schwören. Nur für Kasualien (Taufen, Beerdigungen rc.) mußten sie noch dem katholischen Ortsgeistlichen die Gebühr bezahlen, gleichviel, ob sie ihn zuzogen oder nicht. Bei Besetzung vom Ämtern und dergleichen sollte keineswegs mehr auf den Unterschied der Religion sondern auf Fähigkeit, Rechtschaffenheit und christlichen Wandel gesehen werden. Immerhin bedurften die Evangelischen zur Erwerbung von Liegenschaft, von Bürger- und Meisterrecht und anderm noch der Dispensation von Fall zu Fall, welche aber anstandslos erteilt werden sollte.

Als das Toleranzpatent erschien, da zweifelten viele an seiner redlichen Absicht. Sie waren mißtrauisch gemacht durch frühere treulose Aufforderungen geistlicher oder weltlicher Obrigkeit, offen hervorzutreten, welche hintendrein die schlimmsten Folgen für die Bekenner gehabt hatten. Dennoch war die Zahl derer, die in scheinbar ganz katholischen Ländern sich als Evangelische meldeten und eigene Bethäuser begehrten, eine überraschend große. Bald zählte

1786	Niederösterreich	2	Gemeinden	mit	5000	Seelen
	Oberösterreich	12	"	"	11037	"
	Steiermark	2	"	"	2720	"
	Kärnten	13	"	"	16250	"
	Mähren	14	"	"	15000	"

Dieses merkwürdige Ergebnis ist für uns ein neuer stärkender Beweis, daß der Herr Christus bei seiner Kirche bleibt und sein Wort einlöst: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Wohl hatten die katholische Geistlichkeit und der Papst selbst, als Spott und Hohn über die neuen Bekenner nichts vermochte, mit Bitten beim Kaiser und falschen Anklagen ihnen ihre Rechte wieder zu rauben gesucht. Aber so viel von Josephs wohlgemeinten Regierungsmaßregeln wieder fiel, die Toleranzgesetzgebung blieb in Kraft. Seit dem Jahre 1848, zuletzt im Religionspatente von 1861 hat der gegenwärtig regierende, von den Protestanten Österreichs hochverehrte Kaiser Franz Joseph die letzten Schranken des Josephinischen Edikts vollends aufgehoben und den Evangelischen für immerwährende Zeiten volle Freiheit ihres Glaubensbekenntnisses und der öffentlichen Religionsübung wie auch volle Gleichheit im Staate gewährleistet.

Sechstes Kapitel:

Der Dreißigjährige Krieg.

Quellen: Droysen, Geschichte der Gegenformation. Winter, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Stacke, Deutsche Geschichte. Thudichum, Die Einführung der Reformation und die Religionsfrieden von 1552, 1555 und 1648. Calwer Württembergische Kirchengeschichte. Römer, Kirchliche Geschichte Württembergs. Schneider, Württembergische Geschichte. Württembergische Neujahrsblätter 1889. Reinöhl, Gustav Adolf. Gieseler. Koch, Geschichte des Kirchenlieds.

1. Entstehungsursachen und vorbereitende Ereignisse.

Mangelhaftigkeit des Religionsfriedens.

Der Augsburger Religionsfriede hatte wohl dem Krieg der Reichsstände untereinander und mit dem Kaiser ein Ende gemacht. Aber mit der Einräumung des Reformationsrechts an den Landesherrn*) war die Gewaltanwendung innerhalb der einzelnen Gebiete geradewegs zum Recht erhoben. Welche Unsumme von Verwirrung, Leid und Haß**) diese Grundbestimmung des Religionsfriedens in sich berge, dessen wurde man sich erst durch die traurigsten Erfahrungen von Jahrzehnten, und da noch nicht voll, bewußt. Nur eine Grenze war den Evangelischen gezogen mit dem geistlichen Vorbehalt, eine andere den katholischen Bischöfen und Äbten durch die Erklärung Kaiser Ferdinands.***) Aber gerade die erstere Schranke war von den Evangelischen niemals anerkannt worden, die zweite ebensowenig von der Gesamtheit der Katholiken. Viele Punkte, die einer sehr genauen Regelung bedurft hätten, waren im Religionsfrieden übergangen oder höchst unklar und lückenhaft aufgenommen. Solch mangelhafte Fassung des Friedensvertrags mußte daher früher oder später zu einem neuen Religionskriege führen, sobald nicht mehr auf beiden Seiten das ernstliche Verlangen nach Frieden alle andern Rücksichten überwog. Dieser Zeitpunkt nahte heran, so wie die Jesuiten zuerst auf dem Trienter Konzil und dann in den einzelnen katholischen Gebieten die Herrschaft an sich rissen. „Ihre Füße waren eilend, Blut zu vergießen.“ Nur die für sie vorhandene Schwierigkeit, erst die Länder der katholischen Herrscher†) von der Ketzerei zu reinigen und auf der andern Seite die unendliche, fast zu weit gehende Friedensliebe und Kaisertreue der Lutherischen††), namentlich Kursachsens, haben den frühern Losbruch des Krieges verhindert.

---

*) S. 228, P. 4. **) Vrgl. schon S. 118. ***) S. 228, P. 6. †) Vrgl. 5. Kapitel, S. 271 ff. ††) nicht so der Reformierten.

Fortschritte der Evangelischen.

In den nächsten 20 Jahren, welche dem Augsburger Religionsfrieden folgten, machten die Evangelischen allenthalben große Fortschritte. Stände, welche früher ängstlich gewesen waren, zu reformieren, machten sich nun ans Werk, wobei allein in der Pfalz mehrere hundert Klöster eingezogen wurden. Von größeren Ländern abgesehen wurde damals die Reformation in einigen tausend Gemeinden, welche kleinen Grafen*), Reichsrittern und Reichsprälaten gehörten, eingeführt. Daß die Katholiken es — mit Recht oder Unrecht — als eine Friedensverletzung ansehen würden, wenn die Evangelischen den Übertritt eines regierenden geistlichen Fürsten von der katholischen zur evangelischen Konfession begünstigt hätten, konnte man sich auf evangelischer Seite nicht verhehlen. Daher kommen auch in den Jahren des guten Einvernehmens zwischen beiden Konfessionen keine derartigen Versuche vor. Dagegen waren die Evangelischen durchaus nicht gewillt, im Falle der Neubesetzung erledigter geistlicher Fürstensitze von einem jahrhundertelang geübten Brauch abzustehen. Um nämlich ihren nachgeborenen, nicht erbberechtigten Prinzen Landbesitz zu verschaffen, zugleich auch sich selbst freundliche Grenznachbarn und Verbündete zu sichern, hatten seit alters die deutschen Reichsfürsten jüngere Söhne, oft schon in frühster Jugend, in das Domkapitel (die Domgeistlichkeit) eines oder mehrerer geistlichen Stifte aufnehmen lassen. Trat dann die Erledigung etwa eines Bischofssitzes ein, so war die Möglichkeit gegeben, daß der betreffende Prinz zum Bischof, oder wenn er dazu noch zu jung war, wenigstens zum Administrator d. h. zum Verwalter des zum Bistum gehörigen Landes gewählt wurde. Auch katholische Prinzen legten aber selbst nach erfolgter Bischofswahl noch nicht allemal das Priester- und Cölibatsgelübde ab. Sie wollten auf ihr fürstliches Leben, Spiel, Jagd, Wein, Soldatendienst und drgl. nicht verzichten und sogar die Möglichkeit sich vorbehalten, ganz in den weltlichen Stand zurückzutreten, falls sie nachgehends Lust bekämen, zu heiraten oder wenn durch den Tod eines älteren Bruders die Erbfolge im Heimatlande an sie käme**). Darum hielten nun auch

---

*) Vrgl. auch S. 236. **) Papst Gregor XIII erließ dem Erzbischof Salentin von Köln ausdrücklich die Priesterweihe 1573. Kurze Zeit darauf verzichtete derselbe aber ganz auf seine Würde, um heiraten zu können. Das Schoßkind der römischen Partei, Ernst, Herzog von Bayern, dem diese außer dem Erzbistum Köln (1583) 4 weitere Bistümer verschaffte, führte persönlich ein sehr ungeistliches Leben. Schon die Häufung so vieler Pfründen in einer Hand entsprach nicht mehr dem in Trient festgesetzten kirchlichen Recht.

die evangelischen Herren um des willen, daß sie ihre Kirchen reformiert hatten, ihre Söhne für nicht weniger befähigt und berechtigt zur Verwaltung des geistlichen Landbesitzes als früher. Sie betrachteten die gegenteilige Auffassung geradezu als einen ihrer Religion angethanen Schimpf, wie wenn ihre Bekenner minderwertig wären im Vergleich mit den Katholiken. Die Domkapitel aber, welchen die freie Wahl zustand, waren selbst, namentlich im nordöstlichen Deutschland, großenteils oder ganz evangelisch und zogen daher evangelische Bewerber sogar vor. Der einzige Unterschied von früher bestand darin, daß man die evangelischen Prinzen durchgehends nur zu Administratoren wählen ließ und daß diese evangelischen Administratoren sich auch nicht bedachten, in ihrem Amte zu heiraten. Selbstverständlich konnte man für sie die bisher übliche päpstliche Bestätigung nicht mehr erlangen und so lange diese fehlte, versagte der Kaiser die herkömmliche Belehnung. Nichsdestoweniger duldete Maximilian II die evangelischen Administratoren und stellte sich persönlich freundlich zu ihnen. Es ist auch nicht einzusehen, warum einem in seiner Mehrheit evangelischen Domkapitel und evangelischen Lande katholische Bischöfe hätten von Reichs wegen aufgezwungen werden sollen. War doch der mit den Bischofsstühlen verbundene Landbesitz keineswegs Eigentum der römischen Kirche, sondern vielmehr des deutschen Reiches.*) Allein daß diese Dinge nicht zu rechter Zeit gesetzlich neu geregelt wurden, erwies sich später als ein großer Fehler. Die Nachfolger Maximilians verstanden es immer weniger, sich über den Parteien zu halten, sondern schlugen sich völlig zur katholischen Partei und darüber ging schließlich die ganze Reichsverfassung in die Brüche.

Verhalten der Katholiken.

Blicken wir hinüber zu den Katholiken, so nützten auch sie das dem Landesherrn eingeräumte Reformationsrecht gehörig aus, wie ihr Verfahren in Bayern**) und ebenso in Tausenden von kleinen Herrschaften beweist. Die Jesuiten umgarnten planmäßig kleine und größere evangelische Herren (z. B. Jakob von Baden-Hochberg), um sie und mit ihnen ihr Land zum Katholizismus zurückzuführen. Nach dem Tode Kaiser Maximilians verkürzten die katholischen Herrscher***) mehr und mehr die verbrieften Rechte ihrer evangelischen Unterthanen und die zu ihrem Schutze gegebenen allgemeinen Bestimmungen des Religionsfriedens. Die den evangelischen Unterthanen geistlicher Fürsten in Augsburg eingeräumten Rechte wurden treulos

*) I, 38. **) S. 273. ***) S. 277 ff.

mit Füßen getreten.*) Wo aber eine Stadt oder Land von den Protestanten reformiert wurde und diese mit den Katholiken und katholischem Kirchengut nach dem ihnen zustehenden (freilich harten) Rechte verfuhren, da schrieen die Katholiken über Gewalt und Frevel. Die Jesuiten insbesondere gebärdeten sich anfangs, als ob sie einzig und allein die gewissenhaften Hüter des durch den Religionsfrieden geschaffenen Rechtszustandes wären und wie wenn der Friede durch niemand als die lutherischen Prädikanten, „als die rechten Blutzapfer und Lärmenbläser" gefährdet wäre. Nachdem es aber den Gegnern gelungen war, ihnen
nach 1580 die Maske abzureißen, bekannten sie, „daß sie sich allerdings die Aufgabe gestellt hätten, den Protestantismus mit Stumpf und Stiel auszurotten." Den Augsburger Religionsfrieden erklärten sie im Punkt der Religion für einen bloßen Stillstand, welcher durch das Trienter Konzil abgethan sei. Wer sich den Beschlüssen dieses Konzils widersetze, sei ein Ketzer, und Ketzer müssen mit dem Schwerte gerichtet werden. So beschimpften sie denn in Predigten und Streitschriften auf jede Weise den evangelischen Glauben und suchten Machthaber und Volk gegen die Evangelischen zu erregen.

Der Papst selbst vermehrte die schon bestehende Spannung dadurch, daß er, um überall wieder dreinreden**) zu können, feste Nuntiaturen in Köln, Prag und Graz errichtete, auch sich herausnahm, in deutsche Reichsangelegenheiten***) mit seinem Bannstrahl einzugreifen. Die Berichtigung des mit der Zeit in Verwirrung geratenen julianischen Kalenders war an sich eine ganz vernünftige Maßregel.
1582 Aber dadurch, daß Gregor XIII es unterließ, sich darüber zuvor mit den leitenden protestantischen Häuptern zu verständigen, gewann die ganze Sache den Anschein, als wollte der Papst nur den Protestanten zeigen, daß er ihnen befehlen könne; folglich behielten die Protestanten ihren alten Kalender grundsätzlich bei. Indem nun aber die Katholiken die Zeit um 10 Tage vorgerückt hatten, wurden Sonntag und Werktag und besonders auch die christlichen Festtage verschoben; so kam überall, wo Katholiken und Evangelische beisammen wohnten, in Handel und Verkehr wie in die Festfeier ein arger Zwiespalt und der gegenseitige Haß zwischen Evangelischen und Katholiken fand neue Nahrung.

Aber nicht nur der Papst machte sich in Deutschland aufs neue

---

*) Vrgl. S. 228 f. mit 274 f. **) Vrgl. S. 228, 3. ***) Gregor XIII belegte den Erzbischof Gebhard von Köln mit dem Bann, entband seine Unterthanen ihres Eides und erklärte das Erzbistum Köln für erledigt Vrgl. S. 296.

unliebsam bemerklich, sondern auch die auswärtigen katholischen Mächte bewiesen durch ihr Verhalten, daß seit dem Trienter Konzil der Katholizismus sich zu einer großen Partei verschmolzen hatte, die allerorten gemeinsam dem Protestantismus sich entgegenstellte. Besonders Spanien sehen wir in den nächsten Jahrzehnten alle Augenblicke von den Niederlanden aus in Deutschland einfallen, um da oder dort auf die Entwicklung der Dinge einen Druck auszuüben, ohne daß Kaiser und Reich sich dessen hätte erwehren können oder wollen.

Geistiger Niedergang des Protestantismus.

Während nun aber die Gesamtheit der Katholiken der Glaube an den Beruf ihrer Kirche zur Weltherrschaft aufs neue erfüllte und dieser Glaube sie begeisterte und einte, war die geistige Kraft des Protestantismus gegen das Ende des 16. Jahrhunderts im Niedergang begriffen. Zu Anfang hatten Wahrheit und neues Leben, die in ihm entzündet waren, übermächtig die Welt ergriffen. Jetzt war die hauptsächlich von Luther neu aufgedeckte Wahrheit im Begriff, abermals zu erstarren. Das geistige Leben der lutherischen Kirche erschöpfte sich beinahe im folgerichtigen Ausbau der Kirchenlehre und Austüfteln neuer müßiger Fragen. Ängstlich wachte man darüber, daß ja niemand eine andere Auffassung hege und vortrage als die in der eigenen Landeskirche augenblicklich geltende. Wenn es doch geschah, so beraubte man sich selbst seiner besten Glieder alsbald durch Absetzung und Verbannung. Viele andere geistige Kraft konnte bei solchem Druck und Formenzwang gar nie ans Tageslicht kommen. Auch das innere Leben der Gemeinden, Glaube, Liebe und ihre Werke verkümmerten, da die Pfarrer auch auf den Kanzeln ihre beste Zeit und Kraft mit Disputieren wider abweichende Lehransichten zubrachten. Da schalten und polterten der Lutheraner wider den Calvinisten und Calvinistenfreund, diese hinwiederum über die Lutheraner und die besondern Auswüchse des Luthertums. Sie alle eiferten in Predigten und Streitschriften wider den Papst und die Jesuiten. Von Rom mochte kommen, was da wollte, so mußte es Teufelswerk sein. Nicht einmal die Person des katholischen Kaisers war gegen grobe und zum Teil sinnlose Beschimpfungen geschützt. Man muß sich in der That wundern, mit welch grimmigem Haß und Verachtung auch sonst von Gott besonders begnadigte Männer wie der oben erwähnte Paul Odontius von ihren Gegnern reden. Da spürt man nichts von der wunderbaren Bitte ihres gekreuzigten Heilandes: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Es unterliegt keinem Zweifel: Auch die deutschen Protestanten hatten sich in einen schlimmen Irrweg

verrannt, was sie ihren Gegnern gegenüber fast immer in Nachteil setzte. Mit Beschämung müssen wir erkennen, wie wenig im allgemeinen die Kraft des Evangeliums, die in Eifer und Opferwilligkeit für den eigenen Glauben, in Freiheit von Sünde und Leidenschaften, in Widerstandsfähigkeit gegen allerlei Versuchungen vor allem sich hätte zeigen sollen, sich an ihnen offenbarte. An ihren Fürsten bemerken wir vor dem Dreißigjährigen Kriege und während desselben selten etwas anderes als eine selbstsüchtige, kleinliche Politik, Charakterschwäche und Mangel an Mut. Nur wenige Namen ragen hervor durch echt deutsche Gesinnung, Heldenmut und herzliche Frömmigkeit: Wilhelm von Hessen und seine Gemahlin Amalie Elisabeth, Bernhard von Weimar und gegen den Schluß des Krieges Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der große Kurfürst.

Die nächsten äußeren Folgen der beiderseitigen Gesinnungen und Bestrebungen waren: ein immer hitziger werdender Wettlauf um die größere Macht in Deutschland, ein Jahrzehnte währender Rechtskrieg unter den Ständen und endlich höchst bedenkliche Gewalthandlungen der Katholiken, welche einen evangelischen Verteidigungsbund ins Leben riefen, dem sich aber augenblicklich ein katholischer Gegenbund entgegenstellte.

Der Wettlauf um die Macht im Reich.

Das Verlangen, sich gegenseitig die Macht abzujagen, zeigt sich zuerst in den Wahlkämpfen um die erledigten Bischofssitze im nordwestlichen Deutschland, Hildesheim, Münster, Paderborn, Osnabrück, Köln, Bremen 2c. Die größten Anstrengungen, hier für seinen Sohn Ernst und damit für die ganze römischjesuitische Partei (die Ultramontanen), Boden zu gewinnen, machte Herzog Albrecht von Bayern.*) Nur teilweise hatten die Ultramontanen mit ihren Bemühungen Erfolg; aber wo sie durchdrangen, zögerten sie keinen Augenblick mit der Gegenreformation im Lande. Mitten in diese Kämpfe hinein fällt der unglückliche, auch nicht ganz lautere Versuch des Erzbischof Gebhard von Köln, mit dem Übertritt zur reformierten Kirche das ganze Erzstift zu reformieren. Die Protestanten hatten für dieses gegen den geistlichen Vorbehalt klar verstoßende Unternehmen kaum mehr als gute Wünsche. Dennoch trug es zur Spannung des Parteigegensatzes nicht wenig bei. Rein gar nichts ging die Katholiken die Frage an, wer in Jülich-Cleve-Berg erben werde, wo einem schwachsinnigen Herzoge ein wahnsinniger folgte, mit welchem der Mannsstamm

(Margin: schon seit 1566; 1583)

---

*) Vrgl. S. 292.

des regierenden Fürstenhauses erlosch. Aber die zunächst erbberechtigten evangelischen Fürstenhäuser, Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg glaubten allen Grund zu haben, das dem einen oder andern von ihnen zustehende Erbe nicht in habsburgische oder wenigstens spanienfreundliche Hände fallen zu lassen. So sicherten sie sich trotz dem Widerspruch des Kaisers schon beinahe 20 Jahre vor dem eigentlichen Erbfall durch Verträge ihren Anteil an der Regierung des Landes und den spätern gemeinschaftlichen Besitz. seit 1590

Obwohl die katholische Bevölkerung in Deutschland die evangelische an Zahl bei weitem nicht erreichte, hatten die Katholiken dennoch auf dem Reichstag die Stimmenmehrheit hauptsächlich durch die Menge der reichsunmittelbaren Bischöfe, Äbte 2c. Diese Überlegenheit benützten die Ultramontanen dazu, den evangelischen Administratoren Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu entziehen, sofern sie vom Papste nicht bestätigt seien. Zuerst weigerte sich auf einem Reichstag in Augsburg ein Bischof, neben dem Vertreter Joachim 1582 Friedrichs von Brandenburg, Administrators des Erzstiftes Magdeburg, im Fürstenrate zu sitzen. Die Evangelischen traten für ihn ein. Da zogen sich die Katholiken von der Versammlung ganz zurück, bis man ihnen nachgab, und Joachim Friedrich, der als Stellvertreter seines Vaters im Kurfürstenrate saß, die Stadt verließ. Wiederholt führte auf den nächsten Reichstagen dieselbe Frage zu heftigen Auseinandersetzungen. Der Kaiser, der für seine Türkenkriege die Protestanten brauchte, wagte nicht, den evangelischen Administratoren ihren Sitz grundsätzlich abzusprechen; aber den Katholiken zu lieb mußten sie jedesmal auf die Teilnahme an der Sitzung verzichten. Was den Katholiken allemal den Sieg verschaffte, war hauptsächlich die Nachgiebigkeit Kursachsens, das lieber evangelische Rechte preisgab, ehe es an der den gegenwärtigen Religionsverhältnissen längst nicht mehr entsprechenden Reichsverfassung und dem völlig untergrabenen Religionsfrieden weiter hätte rütteln lassen.

Rechtskrieg der Reichsstände.

Diesen Verhältnissen entsprechend wurden auch die Einzelbeschwerden (über die Ausdehnung und Art der Gegenreformation und drgl.), welche die Evangelischen auf den Reichstagen vorbrachten und deren Erledigung vor weiterer Steuerbewilligung sie stets beantragten, einfach bei Seite geschoben. Nur das Kollegium der Städtevertreter auf dem Reichstag erwies sich in diesen Dingen zäher, richtete aber thatsächlich auch nicht viel weiter aus.

Die Verweigerung der Stimmberechtigung im Reich für die

evangelischen Administratoren übte aber eine noch weitergehende, zersetzende Wirkung auf das ganze Reichsrecht. Es war seither üblich gewesen, Entscheidungen des Reichskammergerichts, welche angefochten wurden, einer regelmäßig zusammentretenden, ständischen Kommission vorzulegen. Als aber die Reihe, in dieselbe einzutreten, an den Administrator von Magdeburg kam, verbot
1588 Kaiser Rudolf kurzweg den Zusammentritt der Kommission. Weil man aber auf die Dauer der Berufungsinstanz doch nicht ermangeln konnte, so zog der fast ganz aus Papisten gebildete, unter dem unmittelbaren Einfluß des Kaisers stehende Reichshofrat die letzte Entscheidung der streitigen Fälle an sich, so daß die Evangelischen erst recht benachteiligt wurden. Kaum besser war es, wenn die Revision der Kammergerichtsurteile einem Deputationstag, d. i. einem Reichstagsausschuß, übergeben wurde, in welchen man genau $^2/_3$ Katholiken, $^1/_3$ Evangelische wählte.

Vierklösterstreit.

Das Reichskammergericht selbst, welches in seiner Mehrheit ebenfalls aus Katholiken bestand, nahm, seit es die Revision seiner Entscheidungen durch eine paritätische Kommission nicht mehr zu fürchten hatte, Klagen an, für welche es sich früher immer unzuständig erklärt hatte. Im Religionsfrieden war so viel deutlich gesagt, daß die vor 1552 eingezogenen Kirchengüter ihren dermaligen Inhabern verbleiben sollten. Ebenso klar — wenn auch einseitig — war festgesetzt worden, daß das reichsunmittelbare Kirchengut, Bistümer und gefürstete Abteien durch künftigen Übertritt ihrer Inhaber der katholischen Kirche nicht verloren gehen dürfen. Über die im Gebiet evangelischer Herren liegenden, nicht reichsunmittelbaren Klöster und Stifte war keine Bestimmung gegeben. Daraus folgerten die Katholiken, daß sie katholisch bleiben müßten, die evangelischen Herren aber schrieben sich das Recht zu, sie gleich ihrem ganzen Lande zu reformieren, wozu sie vielfach sogar von den Insassen ermuntert wurden. Ein Teil dieser Klöster hatte allerdings einen andern Herrn, sofern er einem außerdeutschen Orden, wie dem der Cisterzienser oder Franziskaner, angehörte und nach mittelalterlichem Recht nicht dem Landesherrn, sondern nur dem Papste unterstand. Die evangelischen Obrigkeiten aber erkannten keine päpstliche Herrschaft in ihrem Lande oder im deutschen Reiche mehr an; der fremde Orden war für sie kein durch den Frieden geschützter Reichsstand. So machten sie bei ihrem Reformieren vor solchen auswärtigen Besitzungen (Enklaven) nicht Halt und die Kaiser Ferdinand I und Maximilian II hatten gerade so wie das Reichskammergericht ihrer Auffassung thatsächlich

cht gegeben, wenn sie diesbezügliche Klagen von Orden und Bi-
höfen nicht annahmen. Nun entschied aber auf einmal das Reichskam- 1599
ergericht in vier solchen Klagefällen, die sich auf 20 und mehr Jahre
rückliegende Klostereinziehungen bezogen, zu Gunsten der Kläger.
agegen legten nicht allein die Verurteilten Berufung ein, sondern die
vangelischen im allgemeinen sahen in dieser Entscheidung den Anfang,
imtliches seit dem Religionsfrieden eingezogene Kirchengut ihnen ab-
prozessieren und diesmal waren sie so weit einig, daß sie die Ent-
heidung des Streites durch Deputationstage verhinderten. Den
eichstag von Regensburg drohten sie durch Zurückziehung von den 1603
eratungen zu sprengen, wenn nicht dieser an sich unbedeutenden, aber
n ihrer Folgen willen hochwichtigen Angelegenheit eine Verhandlung
ırch die Gesamtheit der Stände gewidmet werde. So wurde das
rteil des Kammergerichts nicht rechtskräftig, eine Entscheidung ver-
joben. Aber schon über diesen halben Sieg ihrer Gegner schlugen
e Ultramontanen einen Jammer auf, „als stehe der gewisse Unter-
ıng der wahren katholischen Religion vor Augen“, während doch
n katholischen Ständen dadurch nicht das Geringste entzogen, son-
rn nur ihrem Bestreben, den Evangelischen allen Gewinn wieder
zujagen, gewehrt wurde.

Welche Übergriffe in das Gebiet anderer Stände die Katholiken
h erlaubten, zeigt ihr Verfahren gegen die Reichsstädte. Katholische Gewalthandlungen.
ie Reichsstadt Aachen war beim Abschluß des Religionsfriedens
ch ganz katholisch gewesen. Sie erhielt aber hauptsächlich von den
iederlanden her großen Zuzug von Evangelischen, welche sich auf
e Dauer weder von den städtischen Ämtern ausschließen, noch die
nstellung evangelischer Prediger wehren ließen, zumal sie die Bürger-
haft auf ihrer Seite hatten. Nichtsdestoweniger wollte der Kaiser,
elcher von den katholischen Nachbarn der Stadt aufgestachelt war,
ie Fortschritte der Evangelischen wieder aufheben. Vorerst zwar
ußte er von der Gewaltanwendung gegen die bereits umschlossene
tadt wieder abstehen, weil die Protestanten im Reich entschieden für 1581
ie eintraten; aber ohne zuvor ergangenes Urteil schloß er sie von der
Teilnahme am Reichstag aus und beraubte sie damit ihrer Reichs-
tandschaft. Etliche Jahre später wurde Aachen in die Acht erklärt, 1598
und jülichsches und spanisches Kriegsvolk zwang die Stadt wieder
zum Katholizismus.

In den schwäbischen Reichsstädten war während des
Interims der evangelische Gottesdienst aufgehoben worden, die Kir-

chen mußten dem katholischen Gottesdienst geöffnet werden. In den Rat aber durften nur noch Katholiken oder wenigstens Römisch gesinnte gewählt werden. Nach Friedensschluß nun befreite sich die evangelische Mehrheit, obwohl die Katholiken sehr schwach an Zahl waren, und immer mehr abnahmen, nur sehr allmählich von den durch rohe Gewalt ihr angelegten Fesseln. Man beschränkte die Katholiken wieder auf eine ihrer Zahl entsprechende Vertretung im Stadtregiment und forderte und erhielt die Kirchen, welche man zum evangelischen Gottesdienst brauchte, zurück. Auch wurde das allzu geräuschvolle Hervortreten des katholischen Gottesdienstes in die Öffentlichkeit durch die Stadtobrigkeit eingeschränkt. Das ging nicht ohne Kampf ab, aber auch die Katholiken besaßen so viel bürgerlichen Gemeinsinn, daß sie in das, was nur vernünftig und billig war, sich schickten. Gegen Ende der siebziger Jahre jedoch ließ der um sich greifende Jesuitismus auch die wenigen katholischen Einwohner der paritätischen Reichsstädte von neuer Streitlust entbrennen und Reichshofrat und Bayernherzog, welche beide in den Städten des schwäbischen Kreises gleich wenig zu befehlen hatten, stärkten sie in ihren unbilligen Forderungen und Klagen. Die Evangelischen in dem kleinen Landstädtchen Kaufbeuern ließen sich durch die Drohung mit bayrischen Soldaten so weit einschüchtern, daß sie die Hauptkirche räumten, den katholischen Kalender annahmen und ihre Stadtverwaltung und Gemeindeordnung einer eingehenden Untersuchung unterwarfen.

Donauwörth) Weit schlimmer noch war das Los von Schwäbisch Wörth. In dem fast ganz evangelischen Städtchen war ein Kloster zum heiligen Kreuz übrig geblieben, dessen Abt mit den Herren vom Rat gute Freundschaft hielt, obwohl sie vermöge der ihnen zustehenden Polizeigewalt die öffentliche Ausübung des katholischen Gottesdienstes innerhalb der Stadt ziemlich eingeengt hatten. Nun aber traten in das Kloster Dillinger Jesuitenschüler ein, erfüllt von dem neuen Eifergeiste. Ein ihnen gleichgesinnter Abt wurde der Nachfolger des fried-
1602 lichen, alten Herrn. Jetzt hallten die Gänge des Klosters wider von Schmähungen auf die „sektiererischen Säue“ und den „Kuttenhengst“ Luther. Jetzt hieß es, man dürfe die der Kirche zugefügte Schmach nicht dulden, müsse den Mut haben, den Ketzern unter die Augen zu gehen. Wo die Mönche einem der wenigen Katholiken in der Stadt die geistliche Wegzehrung zu bringen hatten, ließen sie gegen das obrigkeitliche Verbot das Glöcklein wieder ertönen; Leichen begleitete wieder der ganze Konvent mit Weihrauchfaß und Trauerfackeln. Mit

)en üblichen Prozessionen hatte man sich in vergangenen Jahrzehn-
en zuerst auf das Klostergut beschränkt und als man anfing, in ein
Nachbardorf zu ziehen, rollte man die Fahnen zusammen und enthielt
ich des lauten Gesangs und Gebets, so lange der Zug durch die
Stadt ging. Jetzt aber durchzog man die Stadt wieder mit fliegen-
)en Fahnen und allem Gepränge. Als nun in der Kreuzwoche des
Jahres 1605 abermals eine Prozession in solcher Weise sich auffällig
nachte, trat ihr der Stadtammann entgegen und befahl, die Fahne zu
enken. Der Abt weigerte sich dessen; da nötigte der Ammann einen
er Wallfahrer, die Fahne auf Klostergebiet hinüberzutragen. Der
Abt brachte die Angelegenheit durch seinen Bischof vor den Reichs-
jofrat. Dieser befahl dem Rate, sich zu verantworten und bis zum
lustrag der Sache sich jeglicher Störung des katholischen Gottes-
ienstes zu enthalten. Gleich im nächsten Jahre veranstaltete der Abt, 1606
bwohl der Rat ihn warnte, wieder eine Prozession. Aber das durch
eine Prediger erhitzte Volk scheuchte die Mönche mit Prügeln und
Steinen auf Klostergebiet zurück. Statt die unmittelbare Einmischung
es Reichshofrats in seine Angelegenheiten gänzlich abzuweisen,
ntschuldigte sich der Rat auf erneuten, noch schärfern Vorhalt des
Reichshofrats damit, daß er nicht stark genug sei, den katholischen
Gottesdienst gegen den Pöbel zu schützen, gab aber mit solcher Ant-
vort dem Hofgerichte nur willkommene Gelegenheit, solchen Schutz
hm in Herzog Maximilian zur Seite zu stellen. Jedoch die ent-
chlossene Bürgerschaft bewog die bayrischen Kommissäre bald zur
Flucht. Darauf ließ Maximilian dem Kaiser keine Ruhe, bis er trotz
allen Gegenvorstellungen von seiten der Protestanten die Stadt in die
Acht erklärte und Maximilian mit deren Vollziehung beauftragte.
Nach nochmaligen vergeblichen Verhandlungen besetzte der Herzog die
Stadt, errichtete auf dem Markte einen Galgen und forderte 200 000 fl. Dezember
Exekutionskosten. Da das Städtchen diese unerschwingliche Summe 1607
nicht bezahlen konnte, behielt er es selbst zum Pfande. Es mußte
fortan Donauwörth heißen und binnen 20 Jahren machten die Jesuiten
in Gemeinschaft mit der bayrischen Polizei die Einwohnerschaft katholisch.

Schon waren weitere Hofprozesse eingeleitet gegen Heilbronn, Reichstag in Regensburg.
Aalen, Biberach, Hagenau und Dortmund. Auf dem Reichstag in 1608
Regensburg liefen die bedrohlichsten Äußerungen des Erzherzogs Fer-
dinand und seiner Räte gegen die Evangelischen um; die Jesuiten
verkündigten laut von den Kanzeln, „die Zeit, die Ketzer auszurotten,
sei nun gekommen.“ Wider alles Reichsrecht entzog man verschiedenen

weltlichen evangelischen Ständen Sitz und Stimme im Fürstenrat. Jetzt erkannte selbst Kursachsen, daß der Religionsfriede aufs äußerste bedroht sei und forderte mit sämtlichen evangelischen Ständen, daß er im Reichstagsabschiede aufs neue bestätigt werde. Die Katholiken wollten ihn nur in einer ihre Auffassung bekräftigenden Form erneuern. Da verließ die Mehrheit der Evangelischen Regensburg. Der Reichstag war gesprengt.

Evangelische Union 1608 Eine Anzahl evangelischer Stände aber schloß jetzt zum Schutz ihrer bedrohten Rechte das Bündnis von Ahausen, gewöhnlich die evangelische „Union“ genannt. Kurpfalz, durch Christian von Anhalt eifrig vertreten, hatte seit Jahren darauf hingearbeitet; allein gerechte Bedenken „durch einen offenen Bund die Gegner nur zu reizen“, noch mehr aber die erbitterte Feindschaft zwischen Lutheranern und Calvinisten hatten das Zustandekommen bisher gehindert. Jetzt untersagten beide Teile ihren Theologen die gegenseitigen Verleumdungen und maßlosen Angriffe. Sie stellten ein Bundesheer unter dem Direktorium von Kurpfalz auf und versprachen, sich gemeinsam zu verteidigen, wo Person oder Land eines Verbündeten wieder zufolge bloßen Machtspruchs des unzuständigen Reichshofrats angegriffen werden sollte; außerdem gelobten sie sich festes Zusammenhalten im Verlangen nach Abstellung sämtlicher auf den Reichstagen so oft vergeblich vorgebrachten Beschwerden.

Katholische Liga 1609 Sofort machten die Katholiken unter dem umsichtigen und thatkräftigen Maximilian von Bayern ein Gegenbündnis, die katholische „Liga,“ und es schien, als wollten beide Teile rasch aufeinanderstoßen. Denn wenige Monate zuvor war Johann Wilhelm von Cleve gestorben; der Kaiser machte den „Possidierenden“, Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg, den Besitz des Landes streitig. Dieser Sache nahm sich nicht nur die Union an, sondern auch der mit ihr verbündete kriegslustige König Heinrich IV von Frankreich, wie andererseits die Liga vom Papste und von Spanien unterstützt wurde. Aber die Ermordung Heinrichs wendete noch einmal die Kriegsgefahr ab. Union und Liga verpflichteten sich beide, abzurüsten.

14. Mai 1610

Die Spannung zwischen beiden Teilen nahm freilich nicht ab. Die Verwirrung im Reiche wuchs durch den Streit der beiden Brüder, Kaiser Rudolf und König Matthias, welche sich nacheinander um die Gunst der Union bewarben. Matthias, Kaiser geworden, ließ sich selbst in die Liga aufnehmen und nun kamen auch die anerkennenswerten Vermittlungsversuche des aus der Geschichte der Gegen-

reformation in Österreich uns weniger vorteilhaft bekannten Bischof Klesl zu spät. Dieser erkannte die einzige Rettung für das Reich in der völligen Auflösung von Union und Liga und war bereit, für diesen Preis sogar den evangelischen Administratoren Sitz und Stimme im Reichstag zu gewähren und das mißhandelte Donauwörth wieder in sein Recht einzusetzen. Allein er fand kein Verständnis mehr. Mißtrauen und Verbitterung waren auf beiden Seiten zu weit gediehen. Dazu steifte beiden Teilen ihre Verbindung mit dem Auslande den Nacken. Der Krieg war unvermeidlich, und doch hütete sich jede Partei, denselben zu beginnen. Ihn zu entzünden war der Katholisierungssucht und Unversöhnlichkeit des Erzherzogs und nachmaligen Kaisers Ferdinand II vorbehalten.

2. Gang des Krieges.

a) Der böhmische Aufstand.

Bei dem allgemeinen Abfall der österreichischen Erbländer von Kaiser Rudolf*) waren allein die Böhmen ihm treu geblieben. Aber auch ihnen wollte der wankelmütige Fürst das bezüglich freier Religionsübung gegebene Versprechen nicht halten. Da trotzten sie ihm den Majestätsbrief ab, worin allen Einwohnern Böhmens, also auch den Bauern, freigestellt wurde, sich zur katholischen Religion oder der im Jahre 1575 von Calixtinern, böhmischen Brüdern, Lutheranern und Reformierten gemeinsam übergebenen böhmischen Konfession zu halten. Ferner wurde in dem Majestätsbrief den Herren, Rittern und königlichen Städten gestattet, Kirchen ihres Bekenntnisses zu bauen. Gleichzeitig schlossen die katholischen und protestantischen Stände miteinander einen Vergleich, wonach es den Protestanten auch auf den königlichen Gütern — unter welchen in Böhmen allgemein auch die geistlichen Güter verstanden wurden — unverwehrt sein sollte, nach Bedarf eine Kirche oder Friedhof zu bauen. Jedoch schon Kaiser Matthias verletzte mehrfach die Rechte der Evangelischen. Als aber vollends Ferdinand auf den böhmischen Königsthron erhoben wurde, fing er an, die Bewohner der königlichen Güter zu Annahme des katholischen Glaubens oder Auswanderung zu zwingen. In den königlichen Städten wurden Protestanten nicht mehr ins Bürgerrecht aufgenommen. Rein protestantische Städte zwang man zur Aufnahme von Katholiken in

Majestätsbrief. 9. Juli 1609

*) Vrgl. S. 279.

1617 den Bürgerverband. Die freie Selbstverwaltung der Stadt Prag wurde durch Beigebung von Königsrichtern so gut wie vernichtet. Stolz und zuversichtlich erhoben die Katholiken im Lande, welche seither sehr im Hintergrunde gestanden waren, ihr Haupt und drohten den Protestanten, daß ihr Glaube in kurzem beseitigt und ihren Führern die Köpfe abgeschlagen werden sollen.

Die Erregung der Protestanten stieg aufs höchste, als die von ihnen in Braunau (einer dem dortigen Benediktinerstifte gehörigen Stadt) neu erbaute Kirche gesperrt, eine andere in Klostergrab auf Befehl des Erzbischofs gar niedergerissen wurde. Die gesetzmäßigen Defensoren (Anwälte) des Majestätsbriefs traten zusammen, sie machten Vorstellungen bei den kaiserlichen Statthaltern und bei dem Kaiser selbst. Aber hier wie dort lautete die Antwort, daß sie unrecht hätten. Der kaiserliche Hof bedrohte sogar die Beschwerdeführer mit Strafe. Nun aber versammelten sich die protestantischen Stände trotz kaiserlichem Verbot aufs neue in Prag und zogen eines Tages bewaffnet und verstärkt durch Scharen von Volk vor die Burg, den Sitz der 10 Statthalter. Eine Abordnung, darunter der Graf Heinrich von Thurn, wurde der Verabredung gemäß empfangen, erhielt aber keine Antwort auf die Frage, von wem das kaiserliche Drohschreiben eingegeben worden sei. Da bezeichnete Graf Schlick mit Donnerstimme den Oberstlandrichter Wilhelm von Slawata und den Burggrafen von Martinitz als die Urheber allen Unglücks. Weitere kurze, aber erregte Auseinandersetzungen folgten. Das Ende war, daß Thurn und andere die beiden letzgenannten Statthalter nebst einem Geheimschreiber (der für einen andern, welcher entflohen war, büßen mußte) ans Fenster zerrten und durch dasselbe in den an dieser Stelle 28 Ellen tiefen Graben hinabstürzten. Wunderbarerweise kamen alle drei, indem sie auf einen hier angesammelten Kehrichthaufen fielen, mit dem Leben davon, obgleich man ihnen auch noch eine Anzahl Kugeln nachschickte.

Dezember 1617

Prager Fenstersturz März 1618

Diese Gewaltthat war das Zeichen zum allgemeinen Aufruhr in Böhmen. Eine provisorische Regierung von 30 Mitgliedern wurde eingesetzt und ein Heer zur Landesverteidigung zusammengezogen. Trotz allem, was geschehen war, wäre es vielleicht noch zu einer Aussöhnung gekommen, da ebensowohl andere österreichische Stände zu vermitteln suchten, als auch der Kaiser selbst sich den wieder milderen Vorschlägen Klesls zuwandte und zugab, daß die Böhmen Grund zu Beschwerden haben. Allein in diesem Augen-

Aufstand.

blick erfolgte die gewaltsame Entführung Klesls durch Ferdinand, und der altersschwache Kaiser, seines besten Ratgebers beraubt, sah sich gezwungen, die böhmischen Angelegenheiten ausschließlich dem König Ferdinand zu überlassen, der vor Verlangen brannte, durch einen Krieg die Ketzer zu überwinden.

Die Böhmen, welche mit der Zeit in Schlesien, Mähren, Ungarn und Siebenbürgen Verbündete fanden, drängten jedoch Ferdinands Heer zurück. Dreimal rückte Graf Thurn in Niederösterreich ein; einmal hatte er schon die Vorstädte von Wien erobert. Gleichzeitig fand in der Burg eine stürmische Audienz der evangelischen Stände statt, so daß Ferdinand persönlich gefährdet schien; allein seine Zähigkeit und sein Gottvertrauen ließen sich nichts abpressen, und im entscheidenden Augenblick sprengten plötzlich Kürassiere in den Schloßhof und machten der Audienz ein Ende. Einen Monat später konnte Ferdinand nach Frankfurt reisen, um an Stelle des im März verstorbenen Matthias sich zum deutschen Kaiser wählen zu lassen. Ein zweitesmal mußte Ferdinand vor dem mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen vereinigten Graf Thurn nach Graz fliehen. Aber nun gelang es auch ihm, mit Spanien, dem Papste, der Liga und sogar dem Kurfürsten von Sachsen einen mächtigen Gegenbund aufzurichten, dem die Böhmen in kurzem unterlagen.

Juli 1619

Diese hatten, weil ihnen jede Hoffnung, unter habsburgischer Herrschaft ihre Glaubensfreiheit wahren zu können, geschwunden war, König Ferdinand förmlich abgesetzt, und an seiner Stelle den Kurfürst **Friedrich** von der Pfalz zu ihrem **König** gewählt. Die Wahl war keine glückliche. Der junge, schwache und eitle Fürst war sich selbst nicht sicher, ob er annehmen dürfe. Aufs ernstlichste warnten ihn seine Mutter und sein Schwiegervater, König Jakob von England; aber seine ehrgeizige Gemahlin überwand alle Bedenken. So verlebte nach einem feierlichen Einzug in Prag das Königspaar daselbst ein Jahr in Genuß und Pracht. Nur die Kirchen beraubte der engherzige Calvinist jeglichen Schmucks. Alle Kräfte des Landes zum bevorstehenden schweren Kampfe zusammenzuhalten und zu vermehren, ließ er sich nicht einfallen. Darum verlor er durch eine einzige Schlacht, am Weißen Berge bei Prag, in der die Böhmen von dem kaiserlich-ligistischen Heere auf's Haupt geschlagen wurden, seine Königskrone wieder. Friedrich, fortan zum Spotte „der Winterkönig“ genannt, floh mit seinem ganzen Hofe und den hauptsächlichsten Kostbarkeiten und überließ das Land dem

Friedrich von der Pfalz König.

31. Oktober 1619

8. November 1620

entsetzlichen Vergeltungsgerichte des Kaisers.

Zuerst wurden 27 der vornehmsten Häupter des Aufstandes, unter ihnen Graf Schlick, zum Teil auf gräßliche Weise, hingerichtet. Weitere massenhafte Bluturteile gegen alle hervorragenderen Teilnehmer am Aufstande folgten. $^2/_3$ allen Grundbesitzes in Böhmen wurde zur Strafe eingezogen, wobei die Anhänger des Kaisers durch unmittelbare Beraubung oder Ankauf zu Schleuderpreisen die ungeheuersten Reichtümer häuften. Die ständischen Freiheiten wurden vernichtet. Den Majestätsbrief zerschnitt Ferdinand mit eigener Hand. Zur Wiederherstellung des Katholizismus wurden die Jesuiten ins Land gerufen, denen allerdings sehr wenige Bekehrungen gelangen. Dafür verstanden sie und die ihnen ergebenen Beamten es, die Bevölkerung der einzelnen Orte durch religiöse Quälereien, z. B. Verbot des Geläutes bei Beerdigungen und durch sonstige Ungerechtigkeiten zu neuen Ausschreitungen zu reizen, welche strengste Bestrafung rechtfertigten. In dieser Weise rotteten sie das äußere Bekenntnis des evangelischen Glaubens binnen wenigen Jahren aus, um so leichter, da die allermeisten die Auswanderung nach Holland, Polen, Preußen und Sachsen dem Abfall vom Glauben vorzogen. Von 4 Millionen sank die Bevölkerung in Böhmen auf 7—800 000.

b) Der Kampf um Kurpfalz.

Daß der Krieg auch nach der völligen Unterwerfung Böhmens noch kein Ende nahm, dafür trifft die nächste Schuld den thörichten Friedrich, der seine Ansprüche auf Böhmen immer noch nicht fahren lassen, noch dem Kaiser die schuldige Abbitte leisten wollte, wofür ihn dieser mit Fug und Recht in die Acht erklärte. Hätte Friedrich rechtzeitig den Kaiser um Gnade gebeten, so hätte dieser gern oder ungern die Acht aufheben müssen, da für die Erhaltung Friedrichs bei seinen deutschen Erbländern und der Kurwürde sowohl die deutschen Fürsten als der König von England entschieden eintraten.

Nur zu wenig kümmerte sich um das fernere Schicksal Friedrichs die Union. Zwar darüber wäre sie noch nicht zu tadeln, daß sie ihn bei seinem abenteuerlichen und für einen Reichsfürsten ungehörigen Unternehmen keineswegs unterstützte, vielmehr ihm seinen Gehalt als Unionsgeneral entzog und die Unionstruppen, welche ihm nach Böhmen gefolgt waren, zurückverlangte. Dagegen war es schon schimpflich für die unierten Stände, daß sie sich von dem klugen Maximilian zu einem Vertrage bereden ließen, Union und Liga wollen während des

Auflösung der Union.

Kriegs in Böhmen miteinander im Frieden leben, ohne dafür auf der Bedingung zu beharren, daß auch die Verbündeten der Liga das seitherige Unionsgebiet (also auch Friedrichs Erbländer) nicht antasten dürfen. Zum Spott der Welt aber wurde die Union, als sie bald nach der Schlacht am Weißen Berge die Unterpfalz vor den Kaiserlichen und Spaniern völlig räumte und ferner neutral zu bleiben versprach, kurze Zeit darauf sich sogar völlig auflöste. April 1621

Mansfeld und der tolle Christian.

Nur einzelne Männer retteten wenigstens insoweit die Ehre des protestantischen Namens, daß sie den heimatlosen Kurfürsten nicht ganz verließen, sondern bald in seinem, bald in ihrem eigenen Namen den Krieg weiterführten, und obwohl sie nur selten siegten, mehrmals dagegen bis zur Vernichtung geschlagen wurden, allemal wieder auf den Plan traten. Graf Ernst von Mansfeld, welcher schon in Böhmen eine Heeresabteilung kommandiert hatte, eröffnete den Kampf von der Oberpfalz aus, erhielt sein Heer mit Kontributionen und Plünderungen und zog sich, als es den Ligistischen endlich gelang, ihn zu verdrängen, in die Unterpfalz. Er erhielt einen Bundesgenossen an dem Administrator von Halberstadt, Christian von Braunschweig, der zwar besser als die übrigen Protestanten erkannte, welches Geschick ihnen drohe, aber fast noch mehr als der charakterlose Mansfeld seinen Namen durch Raub und Plünderung befleckte, daher auch „der tolle Christian" hieß. Eine reinere Gestalt tritt uns entgegen in dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der, um seinem Freunde, dem Pfalzgrafen, die Treue zu halten, sein Land an seinen Sohn abtrat und mit ansehnlichem Heere die pfälzische Streitmacht verstärkte. In der für ihn unglücklichen Schlacht bei Wimpfen kämpften seine Badener mit solchem Heldenmut, daß hernach die Sage sich bildete, in jener Schlacht haben 400 Pforzheimer Bürger, um ihrem Landesherrn zur Flucht zu verhelfen, eine freiwillige Leibwache um ihn gebildet und sich Mann für Mann für ihn niederhauen lassen. Im folgenden Sommer verzichtete Friedrich wiederum zu früh auf die Fortführung des Kampfes und entließ Mansfeld und Christian aus seinen Diensten. Darauf nahmen Kaiserliche und Ligisten die ganze Pfalz ein. Auch die Hauptstadt Heidelberg wurde durch Sturm genommen und auf's grausamste geplündert. Die herrliche Bibliothek, die „Palatina," schickte Maximilian nach Rom als Geschenk für den Papst. 1621 Mai 1622

Bayerns Forderungen.

Wenn aber Friedrich jetzt noch hoffte, durch Nachgiebigkeit den Frieden erkaufen zu können, so hatte er die Machtbestrebungen des

Bayernherzogs außer Berechnung gelassen. Dieser nämlich begehrte für seine dem Kaiser geleisteten Dienste nicht weniger als die Übertragung der gesamten pfälzischen Kurlande nebst der Kurwürde und weigerte sich, das ihm als Pfand überlassene Oberösterreich zu räumen, falls ihm nicht alles gewährt werde. Der Kaiser selbst war über der Höhe seiner Forderungen erschrocken; er konnte sich nicht verhehlen, daß ihre Gewährung für die bis jetzt neutral gebliebenen evangelischen Fürsten einen Kriegsfall bilden müßte. Aufs nachdrücklichste machte auch das mit Ferdinand eng verbündete Spanien denselben Gesichtspunkt geltend, und es war nicht gesonnen, seinen vorher schon angegriffenen Staatsschatz für einen endlosen Krieg in Deutschland zu leeren. Um so größer aber erschien dem Papste der aus der Vergrößerung Bayerns und der Verschiebung des Stimmenverhältnisses im Kurfürstenkollegium für die römische Kirche zu erhoffende Gewinn; er unterstützte die Forderungen Maximilians um so kräftiger. So verfiel denn der Kaiser auf den sehr unlautern Ausweg, Maximilian insgeheim alle seine Forderungen zu bewilligen, offen aber zu erklären, die Kur sei Maximilian nur auf Lebenszeit übertragen. Mit Friedrich sollen neue Unterhandlungen angeknüpft werden, und wenn sie nicht zum Ziele führen, solle das Kurfürstenkollegium über die Rechte von Friedrichs Kindern auf die Kur und die Kurlande sich aufs neue aussprechen.

c) Reichskrieg und europäischer Krieg.

Der niederdeutsch-dänische Krieg.

Auch diese Lösung der Angelegenheit vermochte die tiefe Verstimmung der protestantischen Fürsten nicht mehr zu beseitigen. Kursachsen und Kurbrandenburg waren verletzt, weil der Kaiser gegen das Reichsrecht, ohne den Kurfürstenrat zu hören, die Acht über Friedrich ausgesprochen und über seine Kur frei verfügt hatte. Die Protestanten im allgemeinen wurden für ihre Rechte ernstlich besorgt, da der Kaiser alle Anstrengungen machte, weitere Bistümer in Norddeutschland ihnen zu entziehen, da in Süddeutschland die Gegenreformation und allenthalben die Hofprozesse gegen die Evangelischen neu aufgenommen wurden. Dazu hatte sich Tilly, der General der Liga, jetzt nach Norden gewendet, angeblich, um Christian von Braunschweig zu bekriegen. Die Evangelischen hatten aber allgemein unter seinen Brandschatzungen und Gewaltthätigkeiten zu leiden.

So rüstete man denn auch in Niedersachsen und jetzt blieben auch die europäischen Nachbarvölker nicht länger un-

thätige Zuschauer bei dem Kampfe. Die wachsende Macht und Ausdehnung des durch die Blutsverwandtschaft seiner Herrscher eng verbundenen Spanien und Österreich hatte schon längst das kleine Savoyen ängstlich gemacht. In Frankreich waren die Neigungen der katholischen Partei zwar auf kaiserlicher Seite; aber ganz anderer Ansicht war der leitende Staatsmann, Kardinal Richelieu. Die protestantischen Mächte, Holland, England, Schweden und Dänemark, fühlten mit ihren schwer bedrohten Glaubensgenossen und konnten sich die eigene Gefahr nicht bergen, wenn nur erst die deutschen Protestanten ganz unterworfen wären. So wurde zwischen England, Holland, Dänemark ein Vertrag geschlossen 1625 zum Zweck der Bekämpfung des Kaisers und Wiedereinsetzung Friedrichs in seine Erbländer. Frankreich schickte je nach der Stimmung, welche gerade vorherrschte, Hilfsgelder. Zu dem noch kämpfenden Christian von Braunschweig trat jetzt wieder Mansfeld mit einem von holländischem Gelde geworbenen Heere. An die Spitze des niedersächsischen Kreises wurde als Kreisoberster König Christian IV von Dänemark gestellt, der als Herzog von Holstein auch deutscher Reichsfürst war.

Diesen allen fühlte die Liga sich nicht mehr gewachsen; daher forderte Maximilian, der Kaiser solle entweder die ligistischen Truppen verstärken oder ein eigenes Heer aufstellen. Zu letzterem hatte Ferdinand wohl große Lust, aber kein Geld. Da erbot sich ihm Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, aus Wallenstein. eigenen Mitteln ein Heer von 20000 Mann anzuwerben, wofür er allerdings nicht nur unumschränkte Gewalt über das Heer, sondern auch die Vollmacht zu selbstständigen politischen Verhandlungen mit dem Feinde verlangte. Die Not zwang den Kaiser, auch die für einen Unterthanen unerhörten Forderungen zu gewähren, und Wallenstein war der Mann, sein Versprechen zu erfüllen.

Geboren in einer böhmischen Adelsfamilie, welche im Glauben sich zu der Brüderunität hielt, war Wallenstein schon mit 12 Jahren Waise und nach einiger Zeit von einem katholischen Verwandten in eine Jesuitenanstalt gebracht worden. Die Jesuiten müssens dem ebenso gescheiden als feurigen und unbändig wilden Jüngling mit ihrer Klugheit und ihren Weltherrschaftsschilderungen angethan haben, daß er katholisch wurde. Nach längeren Reisen gewann er durch Verheiratung mit einer Witwe, welche frühe starb, großen Reichtum. Schon in einem früheren Kriege hatte Wallenstein ganz aus eigenen Mitteln

ein Regiment für den Kaiser geworben, noch mehr zeichnete er sich im böhmischen Aufstande aus, machte sich aber auch nach dessen Beendigung durch massenhafte Gütererwerbungen reich bezahlt und erhielt bald die Würde eines Reichsfürsten. Sein Name nun hatte bei den Landsknechten, die wir im Dreißigjährigen Kriege, mit seltenen Ausnahmen, bloß um Sold und Beute, bald auf dieser, bald auf jener Seite kämpfen sehen, einen verlockenden Klang. Statt 20 000 Mann, welche er zu stellen versprochen, hatte er bald deren 30 000 beisammen, und er verstand es ebenso trefflich, die aus den verschiedensten Nationalitäten und Religionen zusammengesetzte Truppe zu einem wohl disziplinierten Ganzen zu verschmelzen und ihr einen bestimmten Korpsgeist einzuflößen.

Tilly und Wallenstein zusammen gelang es denn auch bald, obgleich sie sich selten zu gemeinsamem Vorgehen vereinigten, ihrer Gegner Herr zu werden. In einem Jahre starben Christian von
1626 Braunschweig und Ernst von Mansfeld. Letzterer hatte in Ungarn mit dem so oft erscheinenden und ebenso oft treulos vom Kriege zurücktretenden Bethlen Gabor zusammen den Krieg geführt, war aber endlich von Wallenstein gezwungen worden, seine Truppen zu entlassen. Auf der Reise nach Venedig, wo er neue Mittel zum Kriege flüssig machen wollte, raffte ihn der Tod hinweg. In demselben Jahre hatte Tilly den König von Dänemark bei Lutter am Barenberg geschlagen. Wallenstein aber wendete sich erst, nachdem die kaiserlichen Erblande ganz vom Feinde gesäubert waren, mit ganzer Kraft gegen Norden und verjagte Christian vollends aus dem deutschen Gebiete.

Und nun war sein Absehen vornehmlich darauf gerichtet, die Ostseeküste und die Herrschaft auf der Ostsee für sich und den Kaiser zu gewinnen. Um den Handel vom dänischen Zoll zu befreien, dachte er schon daran, Nord- und Ostsee durch einen Kanal zu verbinden. Des weitern sollte dem befreundeten Spanien eine Verbindung mit Polen zur See eröffnet werden. Wallenstein überredete daher den Kaiser, die beiden Herzoge von Mecklenburg in die Acht zu erklären und ihm ihre Länder zu übertragen. Darauf suchte er die pommerschen Städte in seine Gewalt zu bekommen. Als er aber auch an die Stadt Stralsund das Ansinnen stellte, sie müsse kaiserliche Besatzung aufnehmen, fand er zum erstenmale erfolgreichen Widerstand, wobei die mutigen Bürger von den Königen von Dänemark und Schweden aufs kräftigste unterstützt wurden. Obwohl es

Wallenstein abermals gelang, den mit einer Flotte gelandeten Dänenkönig zu schlagen, und ihn zum Friedensschluß zu nötigen, zog sich doch jetzt gegen Wallensteins Person ein schwerer Sturm zusammen. Friede mit Dänemark Mai 1629

Von Anfang an hatte er den Zorn der Liga auf sich geladen, weil er stets seine eigenen Wege ging und sich um die Wünsche Tillys und Herzog Maximilians sehr wenig kümmerte. Wallenstein unterschied sich von Tilly, der ganz nur Soldat und Draufgänger war, in seinem innersten Wesen. Immer dachte er weiter hinaus als bloß an die zunächst liegenden militärischen Aufgaben, ließ sich und dem Feinde allemal wieder Zeit, Verhandlungen zu pflegen. Erst wenn diese nicht vorwärts gehen wollten, übte er aufs neue einen starken militärischen Druck. Dadurch gab er seinen Neidern frühe schon Anlaß, ihn der Trägheit, Gleichgültigkeit oder gar Unfähigkeit zu beschuldigen. Aber auch seine letzten Ziele waren ganz andere als die der Liga. Ihm kam es vor allem darauf an, das gesunkene Ansehen des Kaisers und seine Macht in und außerhalb Deutschlands neu zu heben. Wäre erst die kaiserliche Überlegenheit über die christlichen Völker hergestellt, so sollte der Türkenkrieg einmal wieder in großem Stile geführt werden. Um solche Absichten gewisser zu erreichen, hatte Wallenstein es nicht so sehr eilig, den Krieg zu Ende zu bringen; er hielt es im Gegenteil für vorteilhaft, wenn der Kaiser recht lange ein starkes Heer zur Verfügung habe, womit er sich Geltung und seinem Willen Nachdruck verschaffen konnte. Die konfessionelle Verschiedenheit unter den Deutschen kümmerte Wallenstein wenig; er nahm in sein Heer sogar mit Vorliebe Protestanten als Soldaten und Offiziere auf, behandelte katholische Stände, deren Länder er durchzog, nicht besser als protestantische und suchte auch den Kaiser zu überzeugen, daß es nicht in seinem Interesse liege, sich die deutschen Protestanten völlig zu entfremden und zu verfeinden, daß vielmehr alles darauf ankomme, dem Krieg seinen Charakter als Religionskrieg zu benehmen. Es gelang ihm auch in der That, Ferdinand eine Zeit lang zu seiner Meinung herüberzuziehen. Gegensatz zwischen Wallenstein und Liga.

Um so lebhafter waren aber die unaufhörlichen Beschwerden besonders der katholischen Stände beim Kaiser über seinen Feldherrn. Die geborenen Reichsfürsten, welche Wallenstein persönlich übermütig behandelte, fühlten sich von ihm in ihrer Ehre verletzt und in ihrer Selbständigkeit bedroht. Sie gaben nicht nach, bis der Kaiser sie feierlich versicherte, daß er ihre Rechte nicht antasten werde. Einen weiteren Grund zu Klagen gab die Bedrückung der deutschen Länder

durch das große kaiserliche Heer, welches vom Kaiser keinerlei Sold bezog, sondern ganz durch Kontributionen sich erhielt. Es war genau festgestellt, was allerorten für jeden Offizier und Gemeinen, Reiter und Fußgänger monatlich zu leisten sei. Dessen war sehr viel. Von kleinen Reichsstädten, welche nach dem sonstigen Steuersatz im Reich mit wenigen Gulden belegt waren, forderte Wallenstein Hunderttausende. Allein das Stift Magdeburg berechnete die ihm durch die Einquartierung der Wallensteinischen Truppen von Oktober 1626 bis September 1627 erwachsenen Kosten auf 687 233 Thaler, einzelne größere Dörfer hatten bis zu 80 000 Thalern aufbringen müssen. Wenn Wallenstein, der in seinen eigenen Besitzungen ein trefflicher Hauswirt war, bei seinen Forderungen immer noch im Auge behielt, daß Bürger und Bauern nicht ganz vernichtet würden, daß z. B. Aussaat und Ernte nicht not litte, so sah darin selbstverständlich niemand eine Rücksicht auf das Wohl und Wehe der Bewohner, sondern nur die Absicht, künftig auch noch etwas bei ihnen zu finden. Dazu kamen noch die schweren Ausschreitungen, welche der einzelne Soldat zur Befriedigung seiner eigenen Lüste gegen die Landesbewohner sich erlaubte und worin ihm wenig Zügel angelegt wurden. Den Heeren im Dreißigjährigen Kriege pflegte aber außerdem noch ein zwei- und dreimal so großer Troß von Weibern, Kindern, Buben, Halbinvaliden und drgl. zu folgen, welche der Bevölkerung noch schlimmer mitspielten als das eigentliche Heer.

Lange blieb der Kaiser taub gegen alle Anschuldigungen; er antwortete nur mit ähnlichen Klagen gegen das Heer der Liga. Aber endlich siegte die Liga doch mit ihren Bestrebungen über die Wallensteinische Politik des Kaisers. Sie setzte durch, daß

Restitutionsedikt. 6. März 1629

Ferdinand das **Restitutionsedikt** erließ, worin den Protestanten befohlen wurde, alle seit dem Jahre 1555 eingezogenen Kirchengüter, mittelbare sowohl als reichsunmittelbare, herauszugeben. In demselben Edikt wurde die Erklärung Ferdinands zu Gunsten der Unterthanen geistlicher Fürsten aufgehoben und der Religionsfriede auf die Anhänger der Augsburgischen Konfession beschränkt. Noch trat Wallenstein diesem alle Protestanten aufs äußerste beunruhigenden Erlasse entgegen. Aber die Tage seines Feldherrnamts waren gezählt. Die Fürsten, allen voran Kurfürst Maximilian,

Wallensteins Entlassung. August 1630

vermochten den Kaiser, die Absetzung gegen den Mann auszusprechen, der allein ihn in Deutschland unabhängig und mächtig gemacht hatte. Den Ausschlag gaben Frankreich — in welcher Absicht läßt sich den-

ken — und der Papst, welcher Ferdinand durch seinen Beichtvater Lamormain bearbeitete.

Mit der Entlassung Wallensteins und dem Restitutionsedikte schien der Anfang vom Ende für den Protestantismus in Deutschland gekommen. Das Edikt bedeutete vor allem eine starke Verminderung seines Gebiets und seiner Hilfskräfte. Denn 2 Erzstifte und 12 Bistümer mit ausschließlich evangelischer Bevölkerung sollten jetzt mit einem Schlage durch kaiserlichen Machtspruch katholisch werden. Durch die Nötigung zur Herausgabe aller seit 1555 eingezogenen nicht reichsunmittelbaren Klöster und Kirchengüter wurde einzelnen protestantischen Ländern eine reiche Einnahmequelle entzogen. Die Ausschließung der Zwinglianer und Calvinisten vom Religionsfrieden gab außer oberdeutschen Reichsstädten Länder wie Kurbrandenburg, Pfalz, Hessen-Kassel jeder Willkür preis. Wären aber nur erst die Reformierten vernichtet gewesen, so wäre die Reihe des Untergangs bald auch an die Lutheraner gekommen. Daher machte das Restitutionsedikt allgemein einen niederschmetternden Eindruck. Nach den durchgängigen Waffenerfolgen von Kaiser und Liga dachte niemand mehr an bewaffneten Widerstand. Nur 2 Städte, das kleine Stralsund und das mit einem habsburgischen Erzbischofe bedachte Magdeburg ließen sich durch die dem ganzen evangelischen Glauben drohende Gefahr treiben, der kaiserlichen Zumutungen um so kräftiger sich zu erwehren.

Da in der Zeit der größten Ratlosigkeit und Gefahr erschien den Protestanten ein freiwilliger Helfer und Retter in Gustav Adolf, König von Schweden. Gustav Adolf

Bei der Nachricht von seiner Landung spottete Kaiser Ferdinand, „da habe er halt a Kriegl mehr." Die katholischen Fürsten freuten sich sogar über das Kommen des „Schneekönigs", weil sie sicher hofften, es werde wieder eine Anzahl protestantischer Stände sich ihm anschließen und sie werden dadurch das Recht auf ihr Land verwirken. Die kaiserliche Kanzlei in Wien schlug im Staatskalender nach, um zu sehen, wo eigentlich das Ländchen des kleinen Gotenkönigs liege. Und in der That, ganz Schweden hatte nur $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner. Aber sein König war ein Mann, von Gott zu seinem Werkzeuge ausersehen und ausgerüstet mit den trefflichsten Gaben des Körpers und Geistes. Sein Vater, Karl IX, hatte dem Knaben eine ungewöhnliche Bildung verschafft, hatte ihn als Kind schon in den Krieg mitgenommen und mit 11 Jahren ihn teilnehmen lassen an den Sitzungen des Staatsrats.

1611 Als der Vater starb, blieb es dem erst 17jährigen Sohne überlassen, 3 angefangene Kriege zu Ende zu führen. Aber Gustav Adolf verstand es, alle Hilfsmittel, die sich seinem armen Lande abgewinnen ließen, aufzufinden und in seinen Dienst zu ziehen. Den reichen, aber selbstsüchtigen und trägen Adel begeisterte er zu Vaterlandsliebe und jeder Art von Opferwilligkeit. In einer Zeit, wo es schien, als könnten Kriege erfolgreich nur mit Berufssoldaten, den militärisch wohl geübten, aber zucht- und gesinnungslosen Söldnern geführt werden, schuf er ein Volksheer. Er gliederte, exerzierte und bewaffnete es in eigenartiger Weise, versah es gegen den damaligen Brauch mit einer Art von Uniform, für den Winter mit Handschuhen und Pelzen, so daß es zum Schrecken seiner Feinde auch im Winter Dienst thun konnte. Wichtiger noch war es, daß er seine Schweden in strengster Zucht hielt und auch den gemeinen Mann mit Eifer und Liebe zu der Sache, welcher er diente, zu erfüllen wußte. So beendigte Gustav Adolf den Krieg gegen das ihm an äußern Mitteln überlegene Dänemark mit kleinem Erfolge. Rußland brachte er dazu, ihm die Ostseeprovinzen und damit die Herrschaft auf der Ostsee zu überlassen. Den König Sigismund von Polen aber, seinen Vetter, welcher Gustav die schwedische Königskrone streitig machte, zwang er zu einem 6jährigen Waffenstillstand, Abtretung mehrerer Hafenplätze in Preußen und Anerkennung seiner Herrschaft in den Ostseeprovinzen.

Die Bedeutung Gustav Adolfs hatte in Deutschland niemand erkannt als Wallenstein. Aber eben dessen Bemühungen, den Schwedenkönig unschädlich und ihm die Einmischung in den deutschen Krieg unmöglich zu machen, gaben Gustav Adolf das Recht, dem Kaiser mit einem Angriff zuvorzukommen. Wallenstein hatte den König von Polen durch Absendung eines Hilfsheeres im Kriege gegen Schweden unterstützt, und durch seine Festsetzung an der Ostsee bedrohte er das auf den Seehandel angewiesene Schwedenvolk in seinen Lebensbedingungen. Das letzte Ziel der kaiserlichen Freundschaft mit Polen aber war der Wunsch, den evangelischen Gustav Adolf zu entthronen und durch die Wiedereinsetzung Sigismunds dem Katholizismus in Schweden neuen Eingang zu verschaffen. Denn nichts anderes als die eidbrüchige Bevorzugung der Katholiken hatte Sigismund von Polen dereinst um den schwedischen Thron gebracht. War nun Gustav Adolfs Herz schon lange entbrannt gegen seine mißhandelten und mit dem Untergang bedrohten Glaubensbrüder in Österreich und

Deutschland, so hatte er jetzt auch das Recht erhalten, mit bewaffneter Hand in ihre Angelegenheiten einzugreifen. Wohl war der Angriff Schwedens auf den siegreichen Kaiser dem Kampfe des jungen David mit dem Riesen Goliath zu vergleichen. Niemand stand auf Gustav Adolfs Seite. Die Franzosen waren nicht weiter gegangen, als daß sie den Waffenstillstand mit Polen vermitteln halfen. England hatte schon den Dänenkönig im Stich lassen müssen. Nicht einmal die Holländer wagten es mehr, durch offene Beteiligung am Kampfe sich den Kaiser zum Feinde zu machen. Bei der ersten Niederlage wären die seitherigen Feinde Schwedens wieder gegen Gustav Adolf aufgestanden. Aber im Vertrauen auf Gott, der ihn zu rufen schien, eben als seine Glaubensgenossen am Unterliegen waren, begab sich der fromme*) Held in den Streit.

Als Gustav Adolf auf der Insel Usedom landete, da richteten wohl viele geängstete Herzen in Deutschland in neuer Hoffnung nach ihm ihre Blicke. Jubelnd empfing die evangelische Bevölkerung sein Heer, wohin es kam, sie von den wilden Horden ihrer Feinde zu befreien. Landung 26. Juni 1630

Aber schwere Enttäuschungen und Hemmnisse bereiteten dem begeisterten, kampfesmutigen Könige die deutschen Fürsten. So kühn Gustav Adolf in der Schlacht war, ebenso vorsichtig und sorgfältig berechnend war er bei seinen Heereszügen. Darum rückte er nie vor, ohne die Verbindung mit dem Heimatlande gesichert zu haben und für den Fall einer Niederlage sich den Rückzug durch befreundete oder von seinen eigenen Truppen besetzte Waffenplätze offen zu halten. Von den Fürsten der zunächst gelegenen deutschen Länder aber wollte keiner sich auf ein Bündnis mit ihm einlassen. Gleich den Herzog von Pommern mußte er zum Anschluß zwingen. Georg Wilhelm von Brandenburg wurde durch seinen kaiserlich und katholisch gesinnten Minister Schwarzenberg zurückgehalten. Johann Georg von Sachsen hatte nur Sinn für den Biergenuß, dagegen fehlte ihm jedes Verständnis für den furchtbaren Ernst der Lage, aus der nicht mehr Bitten und Verhandlungen, sondern nur noch einheitliches und entschlossenes Handeln aller Protestanten befreien konnte. Da-

*) Man muß die religiösen Beweggründe Gustav Adolfs zum Eingreifen in Deutschland wohl unterscheiden von mittelalterlichem Fanatismus. Dort handelte es sich darum, den katholischen Glauben mit dem Schwert andern aufzunötigen, hier um eine That rettender Nächstenliebe.

her berief er eine Versammlung der protestantischen Fürsten nach Leipziger Konvent. Leipzig, wo man monatelang unter dem Hohn der Katholiken sich darüber beriet, wie den Religionsbeschwerden unbeschadet der „Devotion gegen kaiserliche Majestät" abgeholfen werden könne. Umsonst hatte der Schwedenkönig seinen Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg, gemahnt, männliche Entschlüsse zu fassen; der Wolf fresse den, der sich selbst zum Schafe mache. Die Fürsten beschlossen, neutral zu bleiben, gestatteten aber gelegentlich das einemal den Kaiserlichen, das anderemal den Schweden den Durchzug durch ihr Gebiet, womit weder Gustav Adolf noch der Kaiser zufrieden sein konnten. Nur der tapfere und feurige Landgraf Wilhelm von Hessen und die beiden Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar waren geneigt, die schwedische Partei zu ergreifen.

Weniger um Hilfe zu leisten, als selber Beistand zu begehren, Magdeburg schloß sich dem Könige die Stadt Magdeburg an. Dort hatte man schon Wallenstein die Aufnahme kaiserlicher Besatzung verweigert, und er war abgezogen. Darauf hatte die Bürgerschaft sich gegen den vom Kaiser ihr aufgezwungenen katholischen Erzbischof empört und mit dem vertriebenen Administrator Christian Wilhelm gemeinsame Sache gemacht. Man hatte aber zu früh losgeschlagen. So konnte Gustav Adolf, als Tilly und Pappenheim die Stadt umlagerten, nicht weiter thun, als in der Person des trefflichen Obristhofmarschall von Falkenberg einen tüchtigen Kommandanten schicken. Um die Stadt entsetzen zu können, hätte er müssen im Besitz der brandenburgischen Festungen Küstrin und Spandau und der in Kursachsen gelegenen Elbpässe sein. Der König versuchte zwar, durch die Belagerung und Eroberung von Frankfurt a. O. und andern Orten Tilly von Magdeburg abzuziehen, und als die Hilferufe von Magdeburg immer dringender wurden, rückte er vor Berlin und zwang den Kurfürsten, ihm die geforderten Plätze einzuräumen. Aber der Kurfürst von Sachsen zögerte, bis die Stadt, die sich heldenhaft erobert 20. Mai 1631 verteidigte, gefallen war. Schrecklich war ihr Los. Die Bewohner mußten alle Greuel des Straßenkampfs, der Plünderung und viehischer Roheit der Soldaten Tillys über sich ergehen lassen. 30 000 Menschen sollen dabei umgekommen sein. Von der stolzen Stadt, die lange ein Bollwerk des Protestantismus gewesen war, blieben außer 2 Kirchen nur ein paar elende Fischerhütten unversehrt. Nur darüber ist heute noch keine Klarheit, ob Freund oder Feind das Zeichen zur Niederbrennung der ganzen Stadt gegeben hat.

Aber auch das traurige Los Magdeburgs machte die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen noch nicht andern Sinnes. Gustav Adolf, dessen eigene Lage immer mißlicher wurde, sah sich gezwungen, ein zweitesmal vor Berlin zu ziehen und seine Kanonen gegen die Stadt auffahren zu lassen, damit eine dauernde Einigung zu stande komme. Den Kurfürsten von Sachsen aber trieb Tilly selbst jetzt dem König in die Arme. In kaiserlichem Auftrag forderte er Johann Georg auf, freiwillig seine Stifter herauszugeben, da das Restitutionsedikt schlechterdings durchgeführt werden müsse, und als der Kurfürst sich nicht dazu verstand, seine Truppen zu entlassen, zog Tilly in Sachsen ein. Jetzt näherte sich der Kurfürst dem Könige von Schweden und drang selbst auf eine Schlacht. Die Feinde hatten bei **Breitenfeld**, in der Nähe von Leipzig, eine sehr günstige Stellung inne, den gegen sie anrückenden Schweden war Sonne und Wind hinderlich. Die des Krieges ungewohnten Sachsen wurden beim ersten Anprall völlig zersprengt. Dennoch siegte Gustav Adolf durch die geschickte Verteilung von Fußvolk, Reiterei und Artillerie und deren große Manövrierfähigkeit so vollständig über die wuchtigen Massen des Feindes, daß Tilly nur wenige Trümmer seines Heeres rettete.

Schlacht bei Breitenfeld 17. Sept. **1631**

Diese erste entscheidende Schlacht machte auf Freund und Feind einen ungeheuren Eindruck und gab dem ganzen Kriege eine andere Wendung. Große Freude war bei den zuvor verzweifelnden Protestanten. Gustav Adolfs Name war in aller Munde. Sein Bildnis war überall zu sehen. In Medaillons trug man's um den Hals. Wohin er kam, eroberte er vollends die Herzen durch seine Leutseligkeit und aufrichtige Freundlichkeit.

Jetzt suchten auch die süddeutschen Fürsten und Städte Anschluß bei dem Schwedenkönige. In Prag und Wien aber zitterte man vor seinem Anmarsch. Darüber, daß Gustav Adolf nicht sofort nach seinem Siege vor Wien rückte, ist er in alter und neuer Zeit viel getadelt worden. Wer aber glaubt, so hätte er unfehlbar den Kaiser zum Frieden zwingen können, kennt Ferdinand II nicht. Für Gustav Adolf wird entscheidend gewesen sein, daß die Liga allein einen Feldherrn und nicht zu verachtende Überreste eines Heeres hatte. Darum übertrug er den Einfall in Österreich dem Kurfürsten von Sachsen und suchte die Liga in ihren Ländern heim. Nachdem er die Bistümer am Main in seine Gewalt gebracht und Frankfurt sich ihm freiwillig angeschlossen hatte, nahm er **Mainz** und bezog

dort seine Winterquartiere. Jetzt konnten seine Schweden in den reichen Gegenden sich schadlos halten für jahrelange Mühen und Entbehrungen. In Mainz wurden auch Friedensverhandlungen geführt. Störend für dieselben war, daß Frankreich, seit einem Jahre Gustavs Verbündeter, nur Neutralität für die Liga, aber Fortsetzung des Kampfes gegen das Haus Habsburg wünschte. Ebenso wenig war der Kaiser geneigt, die von Gustav Adolf für die deutschen Protestanten geforderten Zugeständnisse zu gewähren.*)

Daher wurden die Feindseligkeiten bald wieder aufgenommen. Gustav Adolf zog über Nürnberg und Donauwörth nach dem Bayerland. Tilly, der sich seither vor ihm zurückgezogen hatte, nun aber in der Nähe von Augsburg den Schweden den Übergang über den Lech streitig machen wollte, wurde in tollkühnem nächtlichem Angriff völlig geworfen und selbst tötlich verwundet. Maximilian mußte sein ganzes Land dem Feinde preisgeben und ihn in seine Hauptstadt München einziehen lassen.

Übergang über den Lech 15. April. 1632

Dem Kaiser war es inzwischen gelungen, Wallensteins Groll so weit zu überwinden, daß dieser ihm abermals ein Heer warb und seine Führung übernahm. Gustav Adolf, der die Vereinigung von Wallenstein mit Maximilian nicht verhindern konnte, zog sich nach Nürnberg zurück, wo er, von den Nürnbergern kräftig unterstützt, großartige Befestigungen anlegte. Nach wenigen Tagen lagerte sich Wallenstein ihm gegenüber mit einem Heere von 60—80 000 Mann, wich aber einer Schlacht geflissentlich aus. Als endlich der monatelange Aufenthalt so großer Heeresmassen in und um Nürnberg Hunger und Seuchen unter Menschen und Vieh herbeiführte, und Gustav Adolf in solcher Not auch die Disziplin in seinem Heere erschüttert sah, unternahm er endlich den Angriff auf Wallensteins festes Lager. Derselbe wurde aber trotz größter Tapferkeit des schwedischen Heeres dreimal abgeschlagen.

Lager bei Nürnberg.

Als neue Friedensverhandlungen mit dem triumphierenden Wallenstein nicht zum Ziel führten, zog Gustav Adolf ab. Jetzt hätte er sich gern nach Oberösterreich geworfen, wo der Anschluß der hart bedrängten Bauern an ihn zu erwarten war. Allein auf die dring-

*) Gustav Adolf erstrebte: Als Kriegsentschädigung und zur Sicherung gegen künftige Angriffsgelüste des Kaisers den Besitz der pommerschen Küste, Wiederherstellung des Standes von 1618 im deutschen Reich und den österreichischen Erbländern, volle Duldung der Evangelischen mit einem irgendwie zu gestaltenden Protektorat Schwedens für dieselben, Vertreibung der Jesuiten, als der Störer des allgemeinen Friedens, aus Deutschland.

enden Hilferufe des Kurfürsten von Sachsen, das nun von den Wallensteinischen Scharen heimgesucht wurde, eilte er nach Sachsen. Todesahnungen erfüllten ihn. Darum teilte er seinem Kanzler Oxenstierna alle seine Gedanken und Wünsche für den Fall seines Todes mit. Bei Lützen griff er den Feind an, der immer noch einer offenen Feldschlacht am liebsten ausgewichen wäre, fand aber, als er selbst ein Regiment gegen den Feind führte, seinen Tod. Ihn zu rächen, stürzten sich seine Schweden in nie dagewesener Wut auf die Kaiserlichen. Auf kaiserlicher Seite war der General von Pappenheim zum Tode verwundet. Wallenstein gab den Befehl zum Rückzug. Dennoch jubelten alle Anhänger des Kaisers mehr als wenn er einen Sieg gewonnen hätte. Nur der Papst, der auf der Seite der Feinde des Hauses Habsburg stand, ließ eine Trauermesse für den Gestorbenen lesen!

Gustav Adolfs Tod 16. Nov. 1632

Der Jubel der Kaiserlichen aber ist begreiflich. Denn Gustav Adolf war zweifellos der begabteste und an Erfolgen reichste Heerführer und Staatsmann, der in dem langen Kriege ihnen gegenübergetreten ist. Nicht nur sein Ruhm als Schlachtenlenker ist unübertroffen, sondern auch auf dem Felde der Diplomatie zeigte er sich selbst einem Richelieu gewachsen. Gustav Adolf ließ sich von ihm in keiner Weise dem Könige Frankreichs unterordnen; er räumte ihm nicht einen Fuß breit deutschen Bodens ein. Das einzige, was er ihm zugestand, war Schonung des katholischen Glaubens in den vor dem Kriege katholischen Gebieten Deutschlands. Freund und Feind war der Schwedenkönig überlegen durch die Reinheit seines Charakters, durch die sonst nirgends sich findende Verbindung von herzlicher Frömmigkeit und edler Menschlichkeit. Vor der Schlacht rief er mit seinem ganzen Heere Gott an um Gewährung des Sieges und nach dem Siege brachte er ihm demütigen Dank. Als in Naumburg das durch ihn aus größter Not befreite Volk vor ihm auf die Kniee sank, den Saum seines Kleides zu küssen, sagte der König: „Ich fürchte, daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhänge; denn diese Leute ehren mich wie einen Gott.“ Wie sehr stach das Heer, das Gustav Adolf aus Schweden herüberbrachte, durch strenge Zucht und gute Sitte ab von den sonstigen Heeren damaliger Zeit! Wie bald hob er die Besorgnisse der vor ihm zitternden Katholiken! Er schenkte keinerlei Einflüsterungen Gehör, das Schicksal Magdeburgs an der Hauptstadt Maximilians zu rächen. München wurde so wenig geplündert als Würzburg. Hätte Gustav

Charakter.

Adolf nur seinen eigenen und seines Landes Vorteil gesucht, so hätte er diesen nach den ersten Waffenerfolgen unschwer erlangen können. Aber die Treue gegen die Sache der deutschen Protestanten ließ ihn nicht eher ruhen, als bis auch sie die Früchte des Sieges zu genießen hätten. Darüber hat er sein eigen Leben gelassen, ein schwerer Verlust fürwahr für die Sache der Protestanten, ein Unglück für ganz Deutschland, da das Kriegselend dadurch bedeutend in die Länge gezogen wurde. Nur um Gustav Adolfs selbst willen können wir diesen frühen Heldentod nicht bedauern. Um so reiner und fleckenloser steht sein Bild vor uns. Bis dahin hat weder die Überschwenglichkeit der durch ihn Befreiten, die ihn am liebsten zum römischen Könige gemacht hätten, noch die große Unzuverlässigkeit seiner deutschen Verbündeten ihn zu einem Schritte veranlaßt oder gezwungen, der sein Andenken in den Augen eines guten Deutschen trüben müßte.

Wallensteins Ende.

Den weitern Verlauf des Krieges können wir nicht mehr im einzelnen verfolgen. Was Wallenstein betrifft, so blieb er sich auch nach Gustav Adolfs Tode darin gleich, daß er Entscheidungsschlachten auswich, dafür aber fortwährend mit dem Feinde Verhandlungen anknüpfte, in erster Linie mit den Sachsen, aber auch mit den böhmischen Emigrierten und mit den Schweden. Diese Verhandlungen wurden ihm nun aber persönlich zu einer schweren Versuchung, sofern er dem Feinde viel mehr zugestehen wollte als der Kaiser, kurz gesagt, die Wiederherstellung der Zustände vor dem Kriege. Es trennte ihn aber von Ferdinand nicht nur die Meinungsverschiedenheit über das, was dem Reiche fromme, sondern noch war in seinem Innersten der Groll über den ihm mit seiner Absetzung widerfahrenen Schimpf und Undank nicht verschwunden. Die Umtriebe seiner Feinde ließen ihn eine abermalige Absetzung fürchten. Auch verletzte der Kaiser mehrfach die Wallenstein bei Übernahme des Generalats gegebenen Zusicherungen. Dies alles ließ Wallenstein darauf denken, wie er seine eigenen Herrschaftspläne schließlich auch gegen den Kaiser durchführen könne. So war der letzte Punkt seiner Verhandlungen mit dem Feinde der, wie man den Kaiser, wenn er den gewünschten Frieden nicht gewähren würde, mit vereinten Waffen dazu zwingen wolle. Doch war Wallenstein in seinen eigenen Anerbietungen so schwankend und unzuverlässig, daß auch der Feind Bedenken trug, sich enger mit ihm einzulassen. Erst als Wallenstein davon Kunde bekam, daß seine Gegner am Hofe durchgedrungen seien, suchte er allen Ernstes über Eger eine Vereinigung mit dem bei Regensburg stehenden Bernhard

von Weimar herbeizuführen. Er täuschte sich jedoch über den Grad der Anhänglichkeit seines Heeres und seiner Offiziere an seine Person und wurde mit den ihm am meisten ergebenen Offizieren in Eger ermordet. Die Persönlichkeit Wallensteins wird auf jeden, der die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges betrachtet, stets einen besonderen Reiz üben einerseits durch die großartigen Erfolge, die außerordentliche Begabung und klaren Gedanken, die dieser Mann hatte, andererseits durch das Geheimnisvolle, womit er sich zu umgeben wußte, und nicht am wenigsten durch sein düsteres Los. Sein Eigennutz, seine Leidenschaft und Unlauterkeit wird aber die Teilnahme für ihn nie zu voller Achtung auswachsen lassen. Ebensowenig gereicht es freilich dem Kaiser, dem Wallenstein zweimal unschätzbare Dienste geleistet hatte, zur Ehre, daß er ihn seinen Feinden preisgab, ehe er auch nur einen wirklichen Beweis seiner Schuld in Händen hatte. 25. Februar 1634

Für die Protestanten war auch Wallensteins Tod ein Verlust, sofern er allein auf kaiserlicher Seite auf einen billigen und Bestand verheißenden Frieden für das unglückliche Deutschland bedacht war. Die von ihm vornehmlich mit Sachsen angeknüpften Verhandlungen führten allerdings zu einem Ziele, dem Prager Frieden. Aber derselbe fiel ganz anders aus, als ihn Wallenstein geplant hatte. Für die Einräumung eines Gebietszuwachses an Sachsen mußte der Kurfürst seine seitherigen Verbündeten treulos im Stiche lassen und auf ein eigenes Heer verzichten. Der größte Beschwerdepunkt, das Restitutionsedikt, wurde nicht aufgehoben, vielmehr wurde nur sein Vollzug um 40 Jahre hinausgeschoben. Einige, namentlich norddeutsche Fürsten und Städte (Brandenburg, Lüneburg, Frankfurt a. M.), wurden in den Frieden aufgenommen. Andere wurden ausdrücklich ausgeschlossen. Dennoch blieben als Mitkämpfer an der Seite der Schweden schließlich nur noch Landgraf Wilhelm von Hessen und Herzog Bernhard von Weimar. Prager Friede 1635

Daß die Schweden trotz der von Gustav Adolf schon befürchteten und nur zu bald nach seinem Tode vollzogenen Untreue der meisten deutschen Verbündeten dennoch fortfuhren, für die Sache des Protestantismus zu kämpfen, kann ihnen nicht hoch genug angerechnet werden. Die oberste Leitung des Krieges wurde dem Kanzler Axel Oxenstierna übergeben. Aber schon Johann Georg von Sachsen hatte sich einem einfachen schwedischen Edelmanne nicht unterwerfen wollen. Die südwestdeutschen Stände, welche auf Schwedens Seite standen, schlossen sich allerdings mit Schweden zum Heilbronner 1633 Schwedisch-französischer Krieg.

Bunde zusammen. Aber die Umtriebe des auf Schweden eifersüchtigen Frankreich sorgten dafür, daß auch hier Oxenstiernas Direktorium beengende Fesseln angelegt wurden. Mit ihren thatsächlichen Leistungen zur Kriegskasse blieben die Stände ohnedies immer im Rückstand. Erbittert erklärte einmal der Kanzler: wenn es nicht gegen sein Gewissen wäre, seinen Posten zu verlassen, so wollte er sich lieber als Sauhirt brauchen lassen, als zusehen, daß die deutschen Stände Mittel genug in Händen hätten, zu helfen, aber dazu weder zu bereden noch zu zwingen wären.

Die ganze Stellung Schwedens war ungemein erschwert, der Beitritt so vieler Stände zum Prager Frieden beschleunigt worden
1634 durch die unglückliche Schlacht bei Nördlingen. Die Hauptschuld an dieser für das schwedische Heer nahezu vernichtenden Niederlage trug die andauernde Unbotmäßigkeit des General Horn gegen den obersten militärischen Befehlshaber, Bernhard von Weimar. Mit Mühe rettete der letztere einige tausend Mann, vermochte aber nicht mehr zu verhindern, daß die Kaiserlichen sich nun auf das ganze südwestliche Deutschland stürzten und in den nächsten Jahren insbesondere in Franken (das sich Bernhard als Herzogtum von den Schweden hatte übertragen lassen), außerdem in Württemberg und der Pfalz bis hinein nach Hessen fürchterlich hausten. Von Württemberg blieb am Ende nichts mehr erhalten als die Bergfeste Hohentwiel, wo ein treuer Mann, Konrad Wiederhold, allen Angriffen trotzte. Als sein eigener Herzog, Eberhard, ihm befahl, die Festung dem Kaiser auszuliefern, verweigerte Wiederhold den Gehorsam und trat in die Dienste Bernhards mit der Bedingung, daß nicht nur der Hohentwiel württembergisch bleiben, sondern ganz Württemberg im Frieden wiederhergestellt werden müsse. Auch der tapfer kämpfende
1637 Wilhelm von Hessen wurde aus seinem Lande verdrängt und starb in Ostfriesland.

Eingreifen der Franzosen.

Eine der schlimmsten Folgen der Nördlinger Schlacht war die, daß jetzt Frankreich zu thätigem Eingreifen in den Krieg beigezogen werden mußte. Am Ende zwang die Geldnot den edeln deutschen Helden Bernhard, ganz in die Dienste der Franzosen zu treten, die damals im Kriege noch ungeübt, ihn sehr wohl brauchen konnten. Zuletzt hat er ihr Joch abgeschüttelt und nun erst durch seine kühnen
1638 Thaten dem ganzen Kriege wieder eine andere Wendung gegeben. Allein Bernhard starb schon im folgenden Jahre an einer pestartigen Krankheit, worauf die Franzosen sich in den Besitz seines Erbes,

d. i. sowohl seines Heeres als der von ihm im Elsaß eingenommenen festen Plätze, setzten.

Auch die Schweden gewannen den verlorenen Waffenruhm durch die Siege Banérs wieder. Am meisten aber hat der schwedische General Linnard Torstenson dazu beigetragen, den gleich seinem Vater dem Frieden hartnäckig widerstrebenden Kaiser (Ferdinand III, seit 1637) zu größerer Nachgiebigkeit zu bringen. Da um diese Zeit auch Dänemark sich wieder gegen Schweden erhob, durchzog dieser ausgezeichnete Feldherr, obwohl er sich selbst wegen Fußgicht oft in einer Sänfte tragen lassen mußte, mehrmals mit unglaublicher Schnelligkeit ganz Deutschland von der Ostsee bis in die Nähe von Wien. Aber nach Torstensons Rücktritt stand es noch 3 Jahre an, bis wiederholte Siege der Franzosen und Schweden den Kaiser zur Unterzeichnung des Friedens bewogen.

seit 1636

1641—45

24. Oktober 1648

3. Das Kriegselend.

Unsäglich war das Elend, welches der Dreißigjährige Krieg über Deutschland brachte. Schon in den ersten Kriegsjahren fühlten sich alle Länder, wohin der Krieg getragen wurde, schwer gedrückt, mißhandelt und ausgesogen durch die wilden Scharen Mansfelds und Christians von Braunschweig wie durch die Tillys und Wallensteins, ihre Brandschatzungen und Kontributionen. Eine vorübergehende Erlösung hatte Gustav Adolf gebracht. Doch gelang es auch ihm nicht viel länger als ein Jahr, die treffliche Mannszucht unter seinem Heere zu erhalten. Die deutschen Söldner, welche er notgedrungen einstellen mußte, brachten ihre schlechten Sitten mit, und nach Gustav Adolfs Tode verwilderten seine Schweden genau ebenso wie alle anderen. Der als Heerführer sehr tüchtige Banér stand an Roheit und Gewaltthätigkeit hinter keinem zurück; er hauste in Brandenburg und Sachsen kaum gelinder als die Kaiserlichen in der Pfalz oder in Hessen. Nach der Schlacht bei Nördlingen schien man es beiderseits darauf abgesehen zu haben, den Feind durch Morden, Plünderung und gänzliche Zerstörung seines Eigentums zu vernichten. Von Gottesfurcht war bei sehr wenigen Kriegsleuten, Offizieren wie Soldaten, mehr eine Spur zu sehen; höchstens der allgemein verbreitete Aberglaube bestimmte in etwas Thun und Lassen. Jeder wußte, daß der Tod ihn jeden Tag wegraffen konnte. So wollte er vorher noch von aller irdischen Lust so viel wie möglich genießen. Um Schätze oder Lebensmittel zu erpressen, aber auch

Art der Kriegführung.

bloß, um an den Qualen ihrer Opfer sich zu weiden, zwangen Soldaten oder Räuber die Leute zu den abscheulichsten und widerlichsten Dingen. Durch ausgesuchte Grausamkeit berüchtigt waren besonders die Spanier und Italiener. Man machte den Leuten Schnitte in die Fußsohlen und streute Salz darein, oder schnitt man ihnen Riemen aus dem Rücken. Es kam vor, daß Kinder im Beisein der Eltern lebendig in den Backofen geschoben wurden. Frauen und Jungfrauen mußten erst der Wollust dienen; hernach wurden sie in grausamster Weise hingemordet. Wohl that sich hin und wieder die bäuerliche Bevölkerung zusammen, um gemeinsam den Feind, sein Rauben und Morden abzuwehren. Wo die Bauern einzelner Soldaten habhaft werden konnten, bezahlten sie ihnen mit gleicher Münze. Aber wehe ihnen, wenn die Soldaten in verstärkter Anzahl wiederkehrten!

Stadtmauern gaben gegen Räuber oder kleinere Soldatenhaufen immerhin einigen Schutz. So sollen sich im Hohenloheschen die Sindringer einmal spanischer Reiter, die vor ihren Thoren hielten, dadurch glücklich erwehrt haben, daß sie Bienenkörbe unter dieselben warfen, worauf die Bienen die Pferde in die Flucht jagten. Größere Städte gewährten auch dem Landvolk der Umgebung, ihrer Person und Habe teilweisen Schutz und Zuflucht. Es ist uns die Chronik eines schwäbischen Bauern aus Neenstetten über die ganze Kriegszeit erhalten, worin dieser unter anderm erzählt, wie er von 1631 an mit Weib und Kind 29 mal nach Ulm geflohen sei. Denn unausgesetzt belästigten Truppendurchzüge und Einquartierungen die Dörfer. Selten war der Kommandant ein menschenfreundlicher Herr, der mit den vorgeschriebenen Leistungen sich begnügte. Freund und Feind nahm den unglücklichen Landleuten meist alles weg, was sich fand, Roß und Vieh, Lebensmittel und Kleider, Geld und Geldeswert. Daher brachte man, wo das Herannahen größerer Heere gemeldet war, lieber bei Zeiten sich und das Seinige in Sicherheit. In mehrwöchigem Stadtaufenthalt mußte man freilich „vollends sein bißchen Armut verthun, daß keiner auf ein grün Zweiglein kommen kann." Sobald daher die Truppenmassen sich verzogen hatten, kehrte man in die Heimat zurück, abzuernten, was die Feinde übrig gelassen und nicht mutwillig verderbt hatten, oder um sein Feld aufs neue zu bestellen. Vorübergehend kamen wohl auch etwas ruhigere und wohlfeilere Zeiten. Die Ulmer brachten Frucht und Vieh die Donau herauf. Rührend ist es, zu lesen, wie der Chronikschreiber einmal

Teilweiser Schutz.

über solch bessere Zeit in den Ruf ausbricht: „Bei allem Unglück segnet Gott seine frommen und gläubigen Menschen.“ Sein Glaube log ihm auch nicht. Er hat nicht nur den Frieden lange überlebt; inmitten der Kriegsunruhen wurde ihm das zehnte Kind getauft. Zuweilen, wenn die Leute vom Feind überrascht wurden, war das Fliehen besonders sauer. Man mußte fort in finsterer Nacht und großem Unwetter, oder in Schnee und grimmiger Kälte. Manchmal ging es „durch Hecken und Stauden, über Stock und Block, durch Früchte und über Gräben.“ Die einzige unheimliche Helle verbreiteten brennende Dörfer. Zuvörderst suchte man mit Weib und Kind das Dickicht eines Waldes auf. Aber auch hier jagten die Feinde die Entflohenen wie das Wild. Wer gefunden wurde, wurde erschossen. Die Überlebenden trieb bald der bittere Hunger wieder aus dem Gehölze.

Der Hunger wütete am entsetzlichsten in belagerten Städten. Hier, aber auch sonst, „ist von den armen Menschen viel greulich und abscheuliches Ding aufgefressen worden, Hund und Katzen, Mäus und Abgangsvieh, Roßfleisch, daß der Schinder und Meister auf dem Wasen ihr Fleisch ist hingenommen worden und haben einander darum gerissen und für köstlich gut gehalten.“ Um eine tot aus der Luft herabfallende Krähe konnten sich 40 Personen herumschlagen. „Es ist auch für gut gehalten worden allerlei Kraut auf dem Feld, die Distel, die Nesseln, Hahnefuß 2c.“ An verschiedenen Orten vergriff man sich sogar an Menschenleichen und schlachtete Menschen, namentlich Kinder, um sie zu verzehren. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen, wenn vom Abend bis zum Morgen das arme Volk in den Düngerhaufen wühlend, ein Klagegeschrei nach Brot erhob, das oft tagelang um gut Geld nicht zu haben war. Tausende gingen am Hunger zu Grunde. Zum Hunger gesellten sich Seuchen unter Menschen und Vieh. Das größte Sterben verursachte die Pest. Da konnte ein Bettelkind, dessen Eltern kurz zuvor an der Pest gestorben waren, in ein Dorf kommen und in einer Scheuer oder im Armenhaus sein letztes Lager suchen. In den nächsten Tagen befiel einen Dorfbewohner ein heftiges Fieber. Unter dem Arme oder am Kopfe brachen Beulen aus, und nach wenigen Tagen trat der Tod ein. So rasch verlief häufig die Krankheit, daß die Leute, wenn sie sich zu Bette legten, auf Tod und Leben von einander Abschied nahmen. Man wußte nicht, wen man am andern Morgen tot im Bette finden würde. Einer steckte andere an. Da wurden in kleinen Dörflein manch-

Hunger und Pest.

1635 mal an einem Tage 3—5 Menschen begraben, in Ulm an manchen Tagen 150—180 Personen. Von einer Schulmeistersfamilie mit 9 oder 10 Kindern starben in wenigen Wochen Vater und Mutter und alle Kinder bis auf ein 4jähriges Mägdlein, das später, erst 17jährig, in der Kriegsnot auch noch elend umkam. An vielen Orten wurde die Bevölkerung im Lauf weniger Monate auf die Hälfte oder ein Drittel heruntergebracht, in einzelnen blieben nur noch etliche Personen übrig.

Bei solcher Entvölkerung des Landes überwuchsen viele Äcker

Wilde Tiere. und Wiesen mit Wald. Vor dem Kriege, schreibt unser Chronist, „war es ein Wunder, wenn jemand einen Wolf gesehen hat. Aber jetzund war es uns nit seltsam, wenn wir viele bei einander sahen. Denn es lauft allenthalben voll, jung und alt, sie laufen unter das Vieh, wenn schon zween oder drei Mann bei dem Vieh sind und nehmen von der Herd Geißen und Schaf und wollens ihnen nit nehmen lassen, man komm denn mit ganzem Gewalt auf sie. Ja, sie kommen gar in die Dörfer und für die Häuser und nehmen Katzen und Hund hinweg."

Durch alles zusammen sank in vielen Ländern des deutschen Reichs die Bevölkerung bis auf $^1/_3$ oder $^1/_4$, in einzelnen Bezirken

Entvölkerung bis auf $^1/_{10}$. In Städten und Dörfern standen $^2/_3$ der Wohnhäuser leer; viele wurden niedergerissen, weil niemand sie wieder bauen wollte. Württemberg zählte im Jahr 1622 an Erwachsenen und Schulpflichtigen 334 754, im Jahre 1639 deren 61 527. Noch 1654 lagen 8 Städte und 45 Dörfer mit 65 Kirchen, 300 herrschaftlichen und Gemeindegebäuden, 36 000 Privathäusern in Asche. Ungefähr 40 000 Morgen Weinberge, 270 000 Morgen Äcker, Wiesen und Gärten lagen wüste. Dem Gewerbe und Handel wurde fast ebenso schlimm mitgespielt als der Landwirtschaft.

Wovon sollte da die Bevölkerung sich nähren? Betteln war das unschuldigste. Viele legten sich, nachdem sie um all das Ihrige

Sittliche Folgen. gebracht worden waren, selbst auf Rauben und Morden, oder nahmen nun auch Kriegsdienste. Die im Kriege Aufgewachsenen kannten ehrliche Arbeit und friedliches Zusammenwohnen vielfach nur vom Hörensagen. Hatte man anfänglich noch Teilnahme und Hilfe für fremde Not, so wurden zuletzt die meisten abgestumpft und konnten ihre Landsleute und deren verborgene Schätze kaltblütig dem Feinde verraten.

Rühmlich hielten sich die Geistlichen. Mehr als andere waren sie selbst oftmals mit dem Tode bedroht und mußten nicht

nur einmal flüchten. Aber die am Leben blieben, kehrten immer wieder zu ihren Gemeinden zurück, trösteten die Kranken, legten Fürbitte bei Gott und Menschen ein, um drohendes Verderben abzuwenden, thaten alles, um die bessern Gefühle stets aufs neue zu beleben.

Was für ein Entzücken mag es nun gewesen sein, als nach solch namenlosem Jammer endlich der Friede verkündigt wurde! Auf diesen Frieden hat Martin Rinkart das Lied „Nun danket alle Gott" gedichtet. Zur Verkündigung des Friedens sang Paul Gerhardt: Friede!

1. Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord!
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing' Lieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Und danke Gott und sprich:
„Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!"

2. Wir haben nichts verdienet
Als schwere Straf' und großen Zorn,
Weil stets noch bei uns grünet
Der freche, schnöde Sündendorn.
Wir sind fürwahr geschlagen
Mit harter, scharfer Rut,
Und dennoch muß man fragen:
„Wer ist, der Buße thut?"
Wir sind und bleiben böse,
Gott ist und bleibet treu,
Hilft, daß sich bei uns löse,
Der Krieg und sein Geschrei.

3. Sei tausendmal willkommen,
Du teure, werte Friedensgab!
Jetzt seh'n wir, was für Frommen
Dein Beiunswohnen in sich hab.
In dich hat Gott versenket
All unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze
Und löscht aus Unverstand
Die güldne Freudenkerze
Mit seiner eignen Hand.

4. Das drückt uns niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Heid';
Ihr Gräber voller Leichen
Und tapfrem Heldenschweiß
Der Helden, derer gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

5. Hier trübe deine Sinnen,
O Mensch, und laß den Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen,
Geh' in dein Herz und denke nach!
Was Gott bisher gesendet,
Das hast du ausgelacht;
Nun hat er sich gewendet
Und väterlich bedacht,
Vom Grimm und scharfen Dringen
Zu deinem Heil zu ruhn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb' und Gutesthun.

6. Ach, laß dich doch erwecken!
Wach auf, wach auf, du harte Welt,
Eh' als das letzte Schrecken
Dich schnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Christum liebet,
Sei unerschrocknen Mut's:
Der Friede, den er giebet,
Bedeutet alles Gut's.
Er will die Lehre geben:
Das Ende naht herzu,
Da sollt ihr bei Gott leben
In ew'gem Fried' und Ruh.

4. Der Westfälische Friede.

So allgemein und tief empfunden das Bedürfnis nach Frieden bei dem deutschen Volk, bei katholischen wie evangelischen Fürsten schon seit dem Jahre 1640 hervorgetreten war, so hatte sich der Friedensschluß doch immer wieder verzögert, einmal wegen der hohen Entschädigungsansprüche der fremden Mächte und sodann hauptsächlich durch die Schuld Ferdinands III. Er wollte durchaus nicht Frieden schließen, ohne daß derselbe auch Spanien in seinem Kampfe mit Frankreich, worin es den kürzeren zog, zu gute käme. Ferner wollte der Kaiser den deutschen Protestanten so wenig wie möglich gewähren, etliche vom Frieden ganz ausschließen, ihnen im allgemeinen nicht weiter Boden zugestehen, als sie im Jahr 1630 nach vielfacher Durchführung des Restitutionsedikts noch besessen hatten. Um diesen Zweck zu erreichen, wollte er allein im Namen des Reichs die Friedensverhandlungen mit den auswärtigen Mächten führen, die Religionsangelegenheiten in Deutschland erst nach erfolgtem Frieden bereinigen u. drgl. Nur Schritt für Schritt ließ er sich nötigen, eine seiner Forderungen um die andere fahren zu lassen. Endlich konnten die
1645 eigentlichen Friedensverhandlungen beginnen. Die protestantischen Abgesandten, Deutsche wie Schweden, tagten in Osnabrück, die katholischen mit denen Frankreichs und des Kaisers in Münster. Die letzteren reisten aber auch zwischen beiden Orten hin und her. Ganz unbegreiflich erscheint es uns, daß man in solcher Not erst monatelang um allerlei Rang- und Formfragen sich herumstritt wie z. B. darüber, ob den Gesandten der Kurfürsten der Titel „Excellenz" zukomme.

Gebietsabtretung und Ausgleichung

Das hauptsächliche Ergebnis war: Schweden erhielt außer einer namhaften Geldentschädigung Vorpommern und einen schmalen Küstenstrich in Hinterpommern, Bremen und Verden als weltliche Herzogtümer mit Sitz und Stimme im deutschen Reichstag.

Frankreich wurde die Landeshoheit über die Bistümer Metz, Toul und Verdun zugesprochen, es erhielt Lothringen, die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, die Landvogtei über 10 elsäßische Reichsstädte.

Mit einer Anzahl weiterer Bistümer und Klöster mußten Brandenburg und andere Länder für ihre Gebietsabtretungen entschädigt werden.

Württemberg wurde wiederhergestellt, Hessen sogar etwas vergrößert. Karl Ludwig von der Pfalz erhielt die Rheinpfalz und

eine achte Kur. Im allgemeinen wurden die weltlichen Fürsten in ihren Besitzstand von 1618 wieder eingesetzt. Sämtlichen deutschen Einzelstaaten wurde volle Landeshoheit (Souveränität) mit dem Recht, Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen, zugesichert.

Die Religionsverhältnisse wurden mit ausdrücklicher Abweisung jeglichen Einspruchsrechts von seiten des Papstes folgendermaßen geordnet: Ordnung der Religionsverhältnisse.

Das Restitutionsedikt wurde aufgehoben. Was von geistlichen Gütern am 1. Januar 1624 im Besitz der Katholiken gewesen war, sollte in alle Zukunft katholisch bleiben, was damals noch evangelisch, gehörte den Evangelischen.

Somit verblieben den Katholiken als geistliche Fürstentümer Mainz, Trier, Köln, Straßburg, Augsburg, Ellwangen, Fulda, Hildesheim, Paderborn ꝛc., den Evangelischen die Erzbistümer Magdeburg und Bremen, die Bistümer Lübeck, Halberstadt ꝛc. Was den Evangelischen zufiel, wurde meist in weltliche Fürstentümer umgewandelt. In Osnabrück sollte regelmäßig mit einem katholischen Bischof ein evangelischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg wechseln.

Auch die evangelischen Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten erhielten Sitz und Stimme im Reichstag.

Der geistliche Vorbehalt wurde beibehalten, aber dahin ergänzt, daß auch evangelische geistliche Fürsten, wenn sie während ihrer Regierung katholisch werden, ihr Land verlieren.

Unter den Reichsstädten wurden Köln, Aachen ꝛc. für katholisch erklärt, die Mehrzahl, auch wenn katholische Klöster oder Stifte drin blieben, wie in Worms, Speier, Frankfurt, Ulm, für evangelisch, 5 Reichsstädte für paritätisch: Augsburg, Dinkelsbühl, Kaufbeuern, Ravensburg, Biberach.

Reichskammergericht, Reichshofrat und besondere Kommissionen sollten im wesentlichen paritätisch besetzt werden. Eigentliche Religionssachen sollten stets gleichviel katholische und evangelische Richter oder Beisitzer in Behandlung nehmen.

Entscheidung durch Stimmenmehrheit sollte es im Reichstage bei Religionsangelegenheiten nicht mehr geben, auch sollte kein Stand gegen den andern in solchen Angelegenheiten je wieder mit Gewalt vorgehen.

Die vollständige Gleichberechtigung der evangelischen Stände mit den katholischen wurde ausdrücklich anerkannt.

Die Reformierten bekamen alle Rechte wie die Anhänger der Augsburgischen Konfession; beide wurden in Reichsangelegenheiten für eine Partei gerechnet.

Schon aus dem Bisherigen geht hervor, daß das Landeskirchentum im ganzen aufrecht erhalten wurde, ebenso das Reformationsrecht der Landesherren. Jedoch wurden auch die Unterthanen gegen Religionszwang besser geschützt.

Wo die Anhänger der einen oder andern Konfession am 1. Januar 1624 öffentliche oder private*) Religionsübung gehabt hatten, mußte ihnen dieselbe belassen werden.

Anderswo durfte der katholische Landesherr evangelische Unterthanen, der evangelische Katholiken zur Auswanderung zwingen, sollte ihnen aber eine mindestens 3jährige Frist zum Abzug gewähren und ihnen die Auswanderung nicht auch noch durch Verletzung von Ehr und Gut erschweren.

Den Andersgläubigen, welche man im Lande wohnen ließ, sollten ihre Gewissensfreiheit, das Recht, Hausandacht zu halten, den Gottesdienst ihrer Konfession auswärts zu besuchen, ihre Kinder im Ausland schulen zu lassen, gewahrt bleiben und ihre bürgerlichen Ehren und Rechte nicht verkümmert werden.

Nur für Österreich ließ der Kaiser kein Normaljahr gelten, ebensowenig hielt man sich dort je an die zum Schutz der andersgläubigen Unterthanen gegebenen Bestimmungen.

Im Reich aber hatten die Protestanten dank der treuen Fürsorge Schwedens so ziemlich alles erlangt und behauptet, was man ihnen vor dem Kriege hatte vorenthalten und während desselben hatte rauben wollen.

Schaden für das Reich.

Schwere Einbuße hatte das Reich als solches zu beklagen nicht nur an Land, sondern an bleibender Macht und Zusammenhalt. Die Kaisergewalt war zu einem Schatten herabgesunken. Unter den europäischen Mächten hatte Deutschland kaum mehr mitzureden. Nur Österreich, nicht aber das Reich, hatte noch etwas zu bedeuten. Fortan mischten sich Fremde in alle seine Angelegenheiten. Jahrhunderte stand es an, bis Deutschland sich wieder ganz erholte von allen durch den unheilvollen Krieg erlittenen Schädigungen.

---

*) Da galten die Andersgläubigen wie eine Art Verein, der Versammlungshäuser, Geistliche und Lehrer haben durfte. Vrgl. S. 289 f.

Das hat zu allermeist die von den Jesuiten eingegebene Politik der beiden Ferdinande zuwege gebracht, zuerst ihr Ketzerhaß und ihre Unversöhnlichkeit, zuletzt die Habsburgische Hauspolitik, welcher die Macht und Größe Spaniens mehr am Herzen lag als das an seinen Wunden fast verblutende Deutschland.

Wenn einmal, so haben zwischen Augsburger und Westfälischem Frieden die deutschen Protestanten alles gethan, um den Krieg zu vermeiden und aus demselben hinauszukommen. Wohl haben auch ihre Theologen durch Streitsucht sich verfehlt. Ihre Fürsten und Städte haben auch nicht immer richtig gehandelt; im allgemeinen aber haben sie viel weniger durch Kriegslust und Aufruhrgeist als vielmehr durch Uneinigkeit und Mangel an Aufopferung für die gemeinsame Sache sich verschuldet. Wäre es auf sie angekommen, so wären sie jämmerlich unterlegen; der deutsche Protestantismus wäre zweifellos vernichtet worden. Gott aber hat im rechten Augenblick für sie eingegriffen und fast gegen ihren Willen durch einen gesünderen Protestantismus ihre Sache wieder zu Ehren und zu Bestand gebracht.

Siebentes Kapitel:

Das Zusammenleben von Protestanten und Katholiken in der Gegenwart und der Gustav-Adolf-Verein.

Quellen: Erinnerungen an Amalie von Lasaulx. Nippold, die idealen Mächte im deutschen Katholizismus. Bräunlich, die neuste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papsttum. Hauck, Realencyklopädie. Calwer Kirchenlexikon. Verhandlungen der Württembergischen Kammer der Abgeordneten 1898.

Schmid-Sonneck, die evangelische Diaspora Württembergs. Württembergische Gustav-Adolfsblätter und Berichte. Berichte des Zentralvorstandes. Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins. Zimmermann, der Gustav-Adolf-Verein nach seiner Geschichte, seiner Verfassung und seinen Werken.

Zwei eigene Aufsätze, erschienen im „Pfarrhaus" 1897 und im „Monatsblatt für die Diaspora in Oberschwaben" 1895. Persönliche Mitteilungen von Angehörigen der deutschböhmischen Diaspora.

1. Wie Evangelische und Katholiken in Deutschland auf gutes Einvernehmen angewiesen sind.

Mit dem Westfälischen Frieden sind die Kämpfe der Evangelischen um ihr Daseinsrecht im Reich zum Abschluß gekommen. Vereinzelt hören wir zwar auch nachher noch von Bedrückungen Evangelischer und solchen Austreibungen durch katholische Kirchenfürsten, die

gegen den Frieden verstoßen. Nie hat es ganz an Reibungen katholischer oder evangelischer Fürsten und Regierungen mit der andersgläubigen Kirche gefehlt. Aber im ganzen ist*) doch durch den Frieden ein erträgliches Zusammenwohnen beider Religionsparteien
1773 geschaffen worden. Die Aufhebung des Jesuitenordens entfernte das größte Hindernis, die wechselseitigen Beziehungen von Katholiken und Evangelischen noch freundlicher zu gestalten. Das erste Verdienst, daß es zu einem wirklich guten Einvernehmen kam, gebührt den beiden großen Männern Friedrich II von Preußen und Kaiser Joseph. Kaum weniger trug aber auch dazu bei die französische Revolution und die Napoleonische Zeit, welche das Papsttum vollends schwächte, dem ausschließlich protestantischen oder katholischen Landeskirchentum gewaltsam ein Ende machte und die deutschen Christen jeglichen Be-
1813 kenntnisses zuerst unter demselben Drucke hielt und hernach zu dem-
—15 selben Befreiungswerke vereinigte.

Konfessioneller Friede im 19. Jahrhundert.

Endlich führte eine tiefgehende religiöse Bewegung um die Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts gerade die Frömmsten unter Katholiken und Evangelischen zu einer wirklichen Geistesgemeinschaft zusammen. Weil unter den Führern dieser Bewegung auf katholischer Seite selbst Bischöfe und die namhaftesten Lehrer und Erzieher der theologischen und sonstigen Jugend waren (Sailer, Wessenberg, Christoph v. Schmid ꝛc.) so bildete sich allmählich ein so gutes Einvernehmen zwischen Katholiken und Protestanten aus, daß man im Verkehr an vielen Orten gar nicht mehr darnach fragte, ob jemand lutherisch oder katholisch sei.

In Städten, z. B. in den Rheinlanden, begleitete bei gemischter Ehe den einen Sonntag der katholische Mann die evangelische Frau in ihre Kirche, den andern Sonntag hörte die Frau die katholische Predigt mit an. Nur etwa auf Mariä Himmelfahrt und das Reformationsfest ließ eines das andere allein seine Straße ziehen. In gemeinsamem Hausgottesdienste hörten katholische Kinder andächtig der evangelischen Mutter zu, wenn sie aus der Bibel oder einem evangelischen Gebetbuche vorlas, sie hinwiederum hinderte die Kinder nicht, so zu beten, wie sie es von ihrem katholischen Pfarrer gelernt hatten.

Ehegatten verschiedenen Glaubens, ebenso Herrschaften und Dienstboten erinnerten sich gegenseitig an die Erfüllung ihrer kirch-

---

*) abgesehen von Österreich.

lichen Pflichten. In überwiegend katholischer Gegend mußten wir sogar viele Evangelische darüber tadeln, daß sie, ohne sich zu besinnen, zu Hause, auf der Straße und in der Kirche alle katholischen Gebräuche mitmachten, als wären sie selbst katholisch.

Aber auch gesinnungstüchtige Evangelische bekränzten ihre Häuser bei katholischen Kirchenfesten und halfen beim Besuche eines Orts durch den Bischof, diesen zu feiern. Wo Evangelische eine Kirche oder ein Pfarrhaus bauten, gaben Katholiken ihre Beiträge, Evangelische umgekehrt für katholische Kirchen und Anstalten. Den Einweihungsfeierlichkeiten der einen wohnten die andern mit freudiger Anteilnahme bei.

Katholische und evangelische Geistliche in Oberschwaben liebten es nicht nur allgemein, im Wirtshause miteinander zu verkehren, sondern sie setzten auch ihre Ehre darein, einer für den andern eine Amtsverrichtung vorzunehmen, ein Kind zu taufen, Kranke zu besuchen und zu trösten, eine Leiche zu beerdigen, ohne daß es dem einen oder andern deshalb eingefallen wäre, darum den Lebenden oder Toten für seine Kirche in Anspruch zu nehmen.*)

Wie mancher katholische Geistliche dachte bis in sein hohes Alter in treuer Anhänglichkeit an seinen ersten Lateinlehrer und Jugenderzieher, einen evangelischen Geistlichen. Gerade so unterrichteten uns katholische Pfarrer und nahmen lebenslang den wärmsten, innigsten Anteil an Freud und Leid ihrer evangelischen Schüler.

Jetzt ist es leider ganz anders geworden. Im Feldzuge 1870—71 kämpften Evangelische und Katholiken einmütig gegen den gemeinsamen Feind. Damals noch fanden sich katholische und evangelische Feldgeistliche in herzlicher Hochachtung und Freundschaft zu- Neue Spannung.

*) Der Registratur meiner frühern Diasporapfarrei habe ich die Abschrift eines Briefes entnommen, worin ein trefflicher katholischer Geistlicher, der spätere Dekan v. Mayr, meinem evangelischen Vorgänger schreibt, 3mal sei ein evangelischer Dienstbote zu ihm gekommen mit der Erklärung, daß er von der evangelischen zur katholischen Kirche überzutreten gesonnen sei. „Unterzeichneter," so heißt es wörtlich, „legte ihm die Wichtigkeit dieses Vorhabens auseinander und forderte ihn im Hinblick auf das Grab seiner Eltern, Großeltern 2c., die in ihrem Glauben standhaft ausgehalten und in ihm Trost und Seelenfrieden wie im Leben so im Tode gefunden haben, auf, von seinem Vorhaben abzustehen, da er in seinem evangelischen Glauben, wenn er ihn stets gewissenhaft bethätige, so gut selig werden könne, wie ein würdiges Mitglied der katholischen Kirche. Sollte der Genannte in seinem Vorhaben beharren, so verwahrt sich Unterzeichneter zum voraus, für die Realisierung seines Vorhabens das Weitere besorgen zu wollen; denn dazu fehlt es ihm an Zeit und Neigung."

sammen. Heute trennt eine von Tag zu Tag sich erweiternde Kluft beide Teile. Man betrachtet sich mit dem größten Mißtrauen, sieht am Gegner fast nur noch die allerschlimmsten Eigenschaften, argwöhnt die schwärzesten Pläne. Während man selbst alle seine Kräfte zusammenfaßt und die eigene Sache zu stärken, zu schmücken und auszubreiten trachtet, hält man es für heilige Pflicht, die andere Kirche möglichst wenig Boden fassen zu lassen.

Zwar sind wir, Gott sei Dank, noch nicht soweit, daß der konfessionelle Hader uns Evangelischen die regelmäßige Erbauung im sonntäglichen Gottesdienst stören würde, wie im 16. und 17. Jahrhundert geschah. Allein ganz kann der Friedliebendste die Abwehr päpstlicher Anmaßung auch in der Predigt nicht mehr vermeiden. In katholischen Kirchen wird so oft und so heftig gegen die Ketzer geeifert, die den rechten Glauben nicht haben und nicht in den Himmel kommen können, daß der schläfrigste Protestant solchen Gottesdiensten ferner anzuwohnen sich schämt. Evangelische Sonntagsblätter, welche früher mit Lust und mit Segen auch von Katholiken gelesen worden waren, eignen sich dazu nicht mehr, weil sie sich nicht selten in die Notwendigkeit versetzt glauben, katholischem Wesen und Gebahren gegenüber zu treten. Andere Zeitschriften sind eigens zum Zweck des Streites gegründet. Auf Katholikentagen wie auf Versammlungen des Evangelischen Bundes wird die Kampflust stets aufs neue angeblasen. Durchgängig ist auf katholischer Seite der blinde Eifer allgemeiner und größer, so daß man in der Gegenwart kaum mehr von einer unparteiischen katholischen Wissenschaft reden kann. Vor kurzem haben wir aus dem Elsaß gehört, wie selbst in einer Gerichtsverhandlung ein katholischer Rechtsanwalt jesuitische Geschichtslügen*) mit nicht zu zügelnder Wut verfocht. Der Papst hat dieselben als geschichtliche Wahrheit verkündigt. So muß auch das Volk zuletzt daran glauben. Bereits giebt es einzelne Eiferer, die sogar an uns Evangelische mit leidenschaftlichen Worten das Verlangen stellen, wir sollen durch deren Annahme der Wahrheit die Ehre geben. Soweit ist die Verwirrung gediehen!

Längst ist die Zeit des harmlosen Verkehrs zwischen katholischen und evangelischen Geistlichen dahin. Den katholischen wurde er von oben herab untersagt. In überwiegend katholischer Gegend kann man sich in Gesellschaft über wenige Gegenstände mehr unbefangen

*) Vrgl. S. 269.

unterhalten, da die Katholiken nächstens alles, man kann nicht sagen unter die religiöse, aber unter die römische Brille nehmen, wenige mehr den Mut haben, den ultramontanen Führern die Heeresfolge zu verweigern. Sogar im Handel wird es Grundsatz, nur bei Glaubensgenossen zu kaufen, Herrschaften wollen nur katholische Diener, katholische Dienstboten werden vom Priester im Beichtstuhl bearbeitet, aus ihrem Dienste bei Evangelischen wegzugehen.

Wir selbst können in der Gegenwart vor Eingehung einer jeden gemischten Ehe nur aufs ernstlichste warnen, da die katholische Kirche so weit geht, daß sie den katholischen Teil öffentlich auffordert, den evangelischen Gatten zur römischen Kirche herüberzuziehen.

Wenn in Reichstag und Abgeordnetenkammer die Schärfe und Bitterkeit der Ultramontanen gegen Staat und Reich, welche wir von den siebziger Jahren gewöhnt waren, wieder etwas nachgelassen hat, das Zentrum sich sogar je und je als die regierungsfreundliche Partei und Helferin in der Not aufspielt, so kann man sich auch darüber noch nicht aufrichtig freuen. Denn zu oft tritt zu Tage, daß diese Partei auch mit augenblicklicher Nachgiebigkeit und Gefälligkeit auf kein anderes Ziel als die römische Alleinherrschaft hinarbeitet.

Ich hüte mich, Zukunft vorhersagen zu wollen. Aber auf eines kann doch nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden: Die religiösen Zustände in Deutschland haben in den letzten Jahrzehnten in vielfacher Hinsicht eine bedenkliche Ähnlichkeit mit den dem Dreißigjährigen Kriege vorausgehenden Zeiten angenommen. Möge Gott verhüten, daß auf den Federkrieg und Rechtskrieg nochmals der äußere Religionskrieg folge! Dem zu wehren ist aber auch die Pflicht eines jeden ehrlichen Deutschen und eines jeden wahren Christen hüben und drüben.

Die Hauptschuld an der Zerstörung der Eintracht unter Deutschen und Christen trägt zweifellos die ultramontane Richtung, welcher sich mit der Zeit die ganze katholische Kirche hingegeben hat. Ums Jahr 1830 begannen die Ultramontanen*) sich in Deutschland als eine ganz kleine, aber zielbewußte Partei geltend zu machen. Jüngere katholische Geistliche und Schriftsteller fingen an, in der Presse wieder mit aller Schärfe einzutreten für mittelalterliche Glaubensansichten, römischen Zeremoniendienst und Weltherrschaftspläne. Hatten in der vorangehenden Zeit die edelsten Vertreter des Katholizismus mit Vor-

Ursachen des erneuten Zwiespalts.

*) Man vergleiche S. 267 ff.

liebe das allgemein Christliche betont und die von den evangelischen verschiedenen Lehren und Gebräuche möglichst zurücktreten und fast verschwinden lassen, so wurden solche Geistliche und Lehrer jetzt von den Heißspornen heimlich in Rom verklagt und infolge davon gemaßregelt. Die Jesuiten wurden nach Preußen in immer größerer Anzahl eingeschmuggelt.

Sowie die Eiferer in höhere Kirchenstellen eingesetzt wurden, waren heftige Zusammenstöße mit dem Staate die unausbleibliche Folge. Seit Pius IX gewann die ultramontan-jesuitische Richtung immer mehr Einfluß und ausschließliche Geltung in der römischen Kirche.

Die „unbefleckte Empfängnis der Maria," gegen welche schon der hl. Bernhard sich entschieden ausgesprochen hatte, wurde verkündigt, der Syllabus, eine Verdammung von 80 Hauptirrtümern der Zeit (darunter Bibelgesellschaften, Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes) wurde erlassen. Endlich wurde unter dem Widerspruch der redlichsten und kenntnisreichsten Katholiken die Unfehlbarkeit*) des Papstes zur Kirchenlehre erhoben.

Mit der durch diesen Gewaltschritt bei vielen Katholiken und Politikern hervorgerufenen Aufregung fiel der Sieg Deutschlands über Frankreich und die Schaffung eines deutschen Reichs unter einem protestantischen Kaiser zeitlich zusammmen. Wenige Wochen nach Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas hatten die Italiener der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende gemacht.

Die Ultramontanen, für ihre Macht fürchtend, schlossen sich zuerst im preußischen Abgeordnetenhause und dann in dem neugebildeten Reichstage zu einer politischreligiösen Partei (dem Zentrum) zusammen. Als der deutsche Kaiser weder ihrem Verlangen, dem Papste zur Wiederherstellung des Kirchenstaats behilflich zu sein, nachgab, noch als König von Preußen die altkatholischen Religionslehrer aus ihrem Amte entfernte und ebenso die altkatholischen Geistlichen und Gemeinden im Besitze der seither von ihnen benützten, für sie viel zu großen Kirchen schützte, kam es zum preußischen Kulturkampf, dessen Gang im einzelnen hier nicht dargestellt werden kann, dessen schwerwiegende Bedeutung für uns aber darin liegt, daß Reichstag und preußischer Staat durch allzustarkes Machtgefühl, Prinzipienreiterei und Härte im einzelnen Fall sich in die Lage versetzten, der

*) I, 84.

katholischen Kirche schließlich nachgeben zu müssen. Der Kampf hat gerade die Macht der katholischen Kirche im Reich auf eine vorher nie gedachte Höhe gehoben, er hat die durch die Unfehlbarkeitslehre schwer gefährdete Eintracht unter den deutschen Katholiken wiederhergestellt, und der gewaltthätigen Zentrums- oder Jesuitenpartei vollends zur Führerschaft und unbestrittenen Herrschaft in der katholischen Kirche verholfen. Die widerfahrene Härte gab den Ultramontanen willkommene Gelegenheit, die Evangelischen im allgemeinen bei ihren Glaubensgenossen als die Feinde von Wahrheit, Recht und Freiheit zu brandmarken, das Zentrum aber als den festen, unbezwinglichen Turm hinzustellen, in den alle Katholiken sich flüchten müßten. Der vom Staat gemachte Versuch, den katholischen Geistlichen eine mehr zeitgemäße und vaterländische Bildung aufzunötigen, belebte und beförderte nur die entgegengesetzten Bemühungen der jesuitisch Gesinnten, bei den deutschen Katholiken im allgemeinen die gemeindeutsche Litteratur, Bildung und Gesittung durch römisches Wesen und eigene Machwerke zu verdrängen.

Obgleich es nun dem Fürsten Bismarck keineswegs zur Unehre gereicht, daß er den allzu keck weggeworfenen Frieden mit der katholischen Kirche wieder suchte, so konnte er doch die durch den Kulturkampf aufgethane und erweiterte Kluft zwischen katholisch und evangelisch nicht mehr schließen. Denn auch auf evangelischer Seite rief der Kulturkampf nicht allein die Berufspolitiker in den Streit. Das selbstgewisse Auftreten der Römischen, ihre Schmähungen evangelischen Wesens und insbesondere der Reformation weckten auch in den Protestanten das konfessionelle Bewußtsein. Triumphierend erhob es seine Stimme bei der Gedächtnisfeier auf Luthers 400sten Geburtstag. Die Katholiken, die von jeher in jeder öffentlichen Erinnerung an das gute Recht und den Segen der Reformation einen Angriff auf ihre Kirche sahen, antworteten mit neuen Herausforderungen. Der Ausgang des Kulturkampfs reizte sie vollends zum Übermut; in den Evangelischen aber rief derselbe nicht nur das Gefühl der Demütigung, sondern ernste Besorgnisse hervor.

seit 1878 · *1883*

Evangelische Theologen machten sich zunächst vereinzelt oder in engerer Vereinigung daran, bloß zu legen, wie die Ultramontanen die Macht im Staate in ihre Hände hinüberzuspielen, auch insgeheim, so namentlich durch die Barmherzigen Schwestern Evangelische zum Abfall von ihrem Glauben zu bringen suchen. Sie wiesen nach, wie die römischen Großsprechereien, als ob es nur in der katholischen Kirche einen

Grüne Hefte in Württemberg.

heiligen Wandel gäbe, während die Protestanten gemeinhin dem Fleische dienen, widerlegt werden durch die Verbrecherstatistik. Bald darauf wurde der „Evangelische Bund zur Wahrung der deutschprotestantischen Interessen“ gegründet. Dieser macht sich zur Aufgabe, auch die Laien aus dem Schlaf der Sicherheit zu wecken, ihr Interesse für die eigene Kirche zu beleben, römische Übergriffe und Anmaßungen ans Licht zu ziehen und denselben in der Presse, durch öffentliche Protestversammlungen und drgl. sowie auch durch kräftige Verwendung bei den zuständigen Behörden mit mehr Nachdruck zu begegnen, als es den zunächst betroffenen Einzelnen möglich wäre. Auch sucht er die Aufnahme Evangelischer in katholische Kranken-, Waisenhäuser und drgl., wo sie in Versuchung kommen, ihrem Glauben abtrünnig zu werden, dadurch überflüssig zu machen, daß er ihnen selbst die nötige Handreichung thut.

Evangelischer Bund. 1887

Es läßt sich nicht leugnen, daß man auch auf evangelischer Seite mit der Art, wie dies alles ins Leben gesetzt wurde, vielfach über das Ziel hinausschoß, dadurch die Gegner reizte und auch von unserer Seite den Riß vergrößerte. Man hat es zum Teil übertrieben mit Selbstverherrlichung und Festfeiern, hat nicht nur der unberechtigten Empfindlichkeit des schwachen Bruders zu wenig Rechnung getragen, sondern auch teilweise in unwürdiger Weise verhöhnt, was jedem Katholiken heilig und unantastbar ist.

Ist der Streit nicht löblich?

Ist denn nun aber der konfessionelle Eifer, wie er gegenwärtig auf beiden Seiten sich entwickelt, nicht höchst löblich und das einzig Richtige, wenn wir nicht menschlich, sondern göttlich denken? Ist es nicht Bekenntnistreue, wenn wir bei jeder Gelegenheit unsern Abscheu vor römischer Abgötterei kund thun? Werden wir nicht so allein Nachfolger des Herrn und seiner Apostel, wenn wir alle Anstrengungen machen, auch den Katholiken die Binde von den Augen zu reißen und sie zur Wahrheit des Evangeliums und zu unserer Kirche herüberzuziehen? Nein, das ist nicht Christi Geist, ist nicht das Evangelium des Friedens. Wohl ist im Bisherigen zur Genüge nachgewiesen worden, mit wie vielen Lehren und Gebräuchen der römischen Kirche wir nicht übereinstimmen und was alles wir uns schlechterdings nicht zu eigen machen können. Aber Eines können wir doch der katholischen Kirche im ganzen nicht absprechen: den guten Glauben bei dem, was sie lehrt und was sie thut. Darum waren auch alle Versuche friedlicher Vereinigung von Protestanten und Katholiken, wie sie namentlich im Zeitalter der Reformation selbst wiederholt angestellt wurden,

vergeblich, weil man immer wieder an Punkte kam, wo beide Teile um des Gewissens willen nicht nachgeben zu können glaubten. Über solche Punkte aber hilft keine Belehrung, kein Spott, kein Disputieren und keine äußere Gewalt hinüber. Da giebt es nichts anderes als Warten und Vertragen, wie schon die Apostel das Beispiel dazu gegeben haben. Gal. 2, 1—10; Röm. 14: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehet oder fällt seinem Herrn."*) So lange Katholiken und Evangelische noch Einen Gott und Heiland und Eine Heilige Schrift haben, ist es nicht an dem, daß die einen den andern den Christennamen absprechen dürften, so verschieden auch im einzelnen ihr Glauben und Gottesdienst sein mag.

Das rechte Verhalten für deutsche Katholiken und Protestanten.

Für das rechte gegenseitige Verhalten von Evangelischen und Katholiken in außerdeutschen Ländern Vorschriften zu geben, maße ich mir nicht an. Ich gebe gerne zu, daß es des Herrn Werk hindern hieße, wenn wir unsern Brüdern in Spanien, Italien, Belgien wehren wollten, zu evangelisieren d. h. das Wort Gottes auch unter Katholiken zu verbreiten und den vom Lichte Abgesperrten, aber nach evangelischer Wahrheit Hungernden und Dürstenden sie zu reichen. Uns Deutsche aber hat Gott durch den Gang der Ereignisse zu deutlich gelehrt, daß er weder die ausschließliche Herrschaft der Anhänger Luthers, noch die Rückkehr der römischen Alleinherrschaft in Deutschland wollte. Hat doch zu einer völligen Beseitigung des Katholizismus in Deutschland in der Reformationszeit wenig mehr gefehlt. Es ist nicht so weit gekommen. Umgekehrt ist dem Protestantismus, der zweimal, im Schmalkaldischen und im Dreißigjährigen Kriege dem Untergang nahe war, jedesmal in wunderbarer Weise wieder zum Leben verholfen worden. Nach den allergrößten Anstrengungen der Römischen, die Einheit des Glaubens in Deutschland herzustellen, nachdem beide Teile in namenlosen Leiden beinahe aufgerieben waren, blieb nichts anderes übrig, als sich gegenseitig zuzugestehen, daß ein Teil den andern in seinem Glauben, Besitz, Recht und Ehre lassen wolle. Wer wollte heute die ungeheure Verantwortung auf sich nehmen, die Kraftprobe von damals aufs neue zu machen? Da nun darauf niemand weder auf dieser noch auf jener Seite wird hintreiben wollen, so kann auch heute noch das richtige Verhalten von Evangelischen und Katholiken in Deutschland nur das sein, daß beide im Sinne des Westfälischen Friedens

*) Man vergleiche auch I, 3 und 6 f.

freiwillig, ehrlich und voll darauf verzichten, einander durch Wort oder That Abbruch zu thun oder dem andern Teil Seelen wegfangen zu wollen. Der Kampf gegen Unglauben, Sünde, Aufruhrgeist und die übeln Folgen von dem allem erfordert so sehr das Einsetzen der ganzen Kraft von seiten eines jeden Christenmenschen und Vaterlandsfreundes, daß die verschiedenen Konfessionen es wahrlich nicht nötig haben, sich auch noch durch Bruderzwist zu schwächen.

Segen des Nebeneinanderwohnens.

Nur so, wenn Katholiken und Evangelische miteinander wetteifern in Christenwerken, wenn sie aufeinander sehen, um von einander zu lernen und sich gegenseitig zu fördern in Glauben, Liebe und Heiligung, werden wir der göttlichen Absicht mit Zulassung der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts nahe kommen. Sie soll nicht ein Fluch sein für unser Geschlecht, sondern ein Segen für beide Teile. Auch den katholisch gebliebenen Teil der Kirche hat niemand anders als Luther aus bereits begonnener Fäulnis und Todesschlaf herausgerissen. Kein Unbefangener wird leugnen können, daß die gegenwärtigen katholischen Geistlichen und das katholische Volk in Deutschland es zu allermeist der Nachbarschaft der evangelischen Kirche verdanken, wenn sie durch höhere Bildung und Gesittung und geordnetere kirchliche Zustände sich vorteilhaft vor ihren Glaubensgenossen in andern Ländern auszeichnen.

Das ist ein hauptsächlicher Grund, warum wir keine Pflicht haben, unsern katholischen Brüdern in Deutschland den Star zu stechen, warum wir hier keine Evangelisation brauchen. Das den deutschen Katholiken gegebene Maß von Erkenntnis berechtigt uns völlig, sie mit den ihnen verbliebenen Irrtümern und Aberglauben sich selbst und ihrem göttlichen Richter zu überlassen. Die Erfahrung lehrt auch, daß alle von uns gemachten Bekehrungsversuche — sie sind sehr selten — bloß verbitterten und die Kluft erweiterten.

Es lagen auch in der neu erstandenen lutherischen Kirche Versuchungen genug, im Fleisch zu vollenden, was im Geist angefangen war. Die Eindämmung der äußern Macht des Protestantismus hat uns vor einer dem Namen nach einheitlichen, aber innerlich toten deutschen Volkskirche bewahrt und gerade die Besten unter uns immer wieder auf die wahre Reichgottesarbeit, die am eigenen Herzen und am Heil der fernerstehenden Masse hingewiesen. Daß wir hiefür von Katholiken und sogar von der katholischen Kirche der Gegenwart sehr viel gelernt haben und heute noch lernen können, wer wollte das bestreiten? Ich nenne außer den oben angeführten Zu-

genderziehern als Katholiken, die für uns Lehrer und Vorbild geworden sind, nur einige Namen: Blaise Pascal mit seinen Pensées (Gedanken), Fénelon mit seinen erzieherischen und erbaulichen Schriften, Vinzenz von Paul mit dem Institut der Barmherzigen Schwestern. Desgleichen besteht auf dem ganzen Gebiet des Anstalts- und Vereinswesens der Gegenwart, ob man sichs selbst gestehen mag oder nicht, zwischen beiden Kirchen ein wechselseitiges Beispielgeben und Beispielnehmen. Warum sollten wir nicht diese freundlichen und segensreichen Beziehungen zwischen beiden Religionsparteien pflegen und dankbar anerkennen? Es wird daraus sicher für beide Teile und vollends für das Reich Gottes auf Erden mehr wahrer Nutzen entspringen, als wenn die eine Kirche der andern alle Jahre etliche Seelen, dazu meist von zweifelhaftem Werte, abjagt. Fahren wir dagegen fort, in der Weise, wie es gegenwärtig geschieht, einander zu hassen und zu neiden, so möchte auch an uns die Warnung des Apostel Paulus in Erfüllung gehen: „So ihr euch untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehret werdet.“

Insbesondere die evangelische Kirche hat vom Streiten immer nur Schaden, äußern und innern, davon getragen. Lassen wir uns reizen, auf das, was aus dem andern Lager herübertönt, in gleicher Tonart zu erwidern, so müssen wir den kürzeren ziehen. Denn alle und jede Beschimpfung des Gegners gilt unserm heutigen evangelischen Publikum doch noch nicht für erlaubt. Wir kennen keine heilige Lüge, und wissentliche Verleumdung kann bei uns niemals ein gutes Werk heißen. Darum wird ein schmähsüchtiger Gegner, wenn wir uns mit ihm einlassen, stets das letzte Wort behalten. Wo hat die deutsch-lutherische Kirche je den nötigen Fanatismus besessen, um einen Religionskrieg zu einem siegreichen Ausgang zu führen? Man hat zum Schutz oder zur Stärkung der Religion wohl auch zu den äußern Waffen gegriffen; aber den Wahn, mit solchem Kriege einen Gottesdienst zu thun, oder gar mit schonungsloser Grausamkeit das höchste Wohlgefallen bei Gott zu erwerben, konnten die Anhänger Luthers nie festhalten. Dazu waren sie immer noch zu gute Bibelchristen*) aus der eigenen Schule Jesu und seines Apostels Paulus. Es ist das gewiß keine Schande für unsere Kirche, aber erst in die Kriegstrompete stoßen und dann klein beigeben ist das thörichtste Verhalten, das sich denken läßt. In diesen Fehler sollten wir nicht zurückfallen.

*) Vrgl. S. 204 mit 230, 302 mit 306 f.

Geistliche Handreichung für gedrückte Katholiken.

Sagt man aber: Es handelt sich nicht bloß um uns, auch nicht eben um evangelische Propaganda. Aber es ist unsere Pflicht, den ehrlichen deutschen Katholiken, welche unter der in ihrer Kirche herrschenden Geisteskncchtschaft seufzen, die Bruderhand zu reichen und sie zu befreien, so ist, um dieses Ziel zu erreichen, der in den letzten Jahrzehnten eingeschlagene Weg der allerverkehrteste. Mögen die Grünen Hefte in Württemberg immerhin einiges dazu beigetragen haben, die ultramontanen Katholiken eine kleine Weile bescheidener, oder richtiger gesagt, noch schlauer zu machen, so haben sie dafür den bleibenden, ganz unberechenbaren Schaden angerichtet, daß sie eine ganze Klasse einflußreicher, ihrer großen Mehrzahl nach vaterlandstreuer und um die Evangelischen unserer oberschwäbischen Diaspora verdienter Beamten uns entfremdet haben. Nur wer von den Gefühlen eines katholischen Theologiestudierenden an der Schwelle des Cölibatsgelübdes lediglich keine Vorstellung hat, konnte die aus dem Konvikt Ausgetretenen für samt und sonders von der katholischen Kirche zur weltlichen Beamtenschaft Abkommandierte halten. Ich bezweifle nicht, daß ultramontane Priester es darauf anlegen, die Barmherzigen Schwestern zu Werkzeugen der Propaganda zu machen und daß es zweckmäßig war, nicht nur die in der That da und dort in Böhmen oder Schlesien von ihnen gemachten Umtriebe aufzudecken, sondern auch bei uns zu Vorsicht zu mahnen. Aber es hat das Zutrauen unbefangen denkender Katholiken zu evangelischer Gerechtigkeitsliebe und Edelsinn doch sehr erschüttert, daß man wenigstens von schriftstellernder Seite gar nicht mehr anerkennen wollte, daß es unter diesen Schwestern heute noch lebendige Beispiele echten Christentums giebt. Noch viel weniger hätte man den Dank für das, was sie in 1000 Fällen in selbstloser Hingebung auch für evangelische Kranke gethan haben, vergessen sollen. Wenn sie mit dem, was sie thun, nur im allgemeinen ihre Kirche zu Ehren bringen (sie moralisch heben) wollen, so giebt ihnen Matth. 5, 16 dazu Recht und Pflicht so gut als uns.

Niemals machen wir solche Katholiken, in denen sich das Gewissen regt wider päpstliche und jesuitische Vergewaltigung, dadurch von Papst und Jesuiten los, daß wir die schmutzige Wäsche ihrer Päpste seit alten Zeiten mit Behagen vor aller Welt ausbreiten, ihre noch lebenden Bischöfe verunglimpfen oder katholische Lehren und Gebräuche lächerlich und verächtlich machen. Dadurch treiben wir sie im Gegenteil wieder in jenes Lager zurück. Denn Papst und Bischof sind

ihnen trotz allem, was sie selbst an ihnen auszusetzen haben, ihre geistlichen Väter, denen zu nahe zu treten wir in ihren Augen das Recht nicht haben. Wo wir jene beleidigen oder ihr Heiliges unheilig behandeln, fühlen sie sich selbst beleidigt und verletzt. Lärmende Kundgebung, leidenschaftlicher und übertriebener Angriff läßt sie in uns desselben Geistes Kinder sehen wie in ihren eigenen herrschsüchtigen Führern. Statt in ihrer Gewissensnot sich an uns um Hilfe zu wenden, ziehen sie sich daher noch weiter von uns zurück und müssen des Papstes und der Jesuiten Knechte bleiben.

Wir müssen in der katholischen Kirche allerdings scharf unterscheiden zwischen römisch und christlich, zwischen dem Papst und seinen Werkzeugen, welche mit allen Mitteln die ganze Welt ihrer Herrschaft unterwerfen wollen, und den Resten echten Geisteschristentums, welche die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag in sich birgt, müssen auseinanderhalten Ultramontane und gut deutsche Katholiken.

Zwischen Papst und Evangelischen, zwischen Jesuiten und Ketzern wird niemals voller Friede, sondern im besten Fall eine Art von Waffenstillstand herzustellen sein. Der Papst duldet sie, solang er die Macht nicht hat, sie wegzuschaffen. Als der Westfälische Friede nach jahrelangem Sehnen und Mühen endlich zustande gekommen war, da hat nur noch der Papst dagegen protestiert. So will er auch jetzt keinen Frieden beider Konfessionen auf dem Standpunkte der Gleichberechtigung, wie wir ihn wünschen. Für ihn giebt es nur Eine christliche Konfession, und den Frieden mit ihm können wir uns nur durch bedingungslose Unterwerfung unter seine Lehre und seine Herrschaft erkaufen.

Wir müssen daher unausgesetzt auf der Hut sein gegen die Künste des Papstes und der römischen Eiferer, die evangelische Kirche zu untergraben, einzelne Evangelische jeglichen Alters und jeglichen Standes aber hinüberzuziehen in die katholische Kirche. Es ist heilige Pflicht insbesondere für alle evangelischen Geistlichen und Jugendlehrer, unser evangelisches Volk sachlich und ruhig, aber vollständig aufzuklären darüber, warum wir mit Rom nicht gehen können und worin der Ursprung und die Notwendigkeit unserer evangelischen Kirche liegt. Eben das ist ja auch ein Hauptzweck gegenwärtiger Kirchengeschichte. Hier, in Aufklärung, Stärkung und wirksamer Verteidigung der in ihrem Glauben gefährdeten Evangelischen liegt das gute Recht des Evangelischen Bundes. Ein-

Kampf gegen das römische System.

zig und allein die wohlbekannte Methode der Ultramontanen zwingt auch unsere Regierungen, ihnen anscheinend billige Forderungen wie die Einführung und Vermehrung von Männerorden zu versagen oder zu beschneiden, welche uneigennützigen Arbeitern im Reich Gottes ohne weiteres zuzugestehen wären. Denn Vergangenheit und Gegenwart predigt uns zu deutlich, daß überall da, wo den Römischgesinnten, und vollends den Jesuiten, freie Hand gegeben wird, die Rechte anderer, Rechte der einzelnen wie des Staates, alsbald angetastet werden und es mit dem Frieden ein Ende hat.

Wo wir bloß die Neuerungen und Übergriffe der Ultramontanen zurückweisen, da stoßen wir die guten Christen und guten Deutschen in der katholischen Kirche noch lange nicht zurück. Wir erweisen ihnen im Gegenteil einen Dienst, da ihnen gerade so wie uns der Friede am Herzen liegt und sie außerdem vom Siege der jesuitisierenden Partei in ihrer Kirche die eigene ehrliche Überzeugung und den letzten Rest geistlicher Freiheit bedroht wissen.

Weg zu den Herzen der katholischen Christen.

Der beste Weg aber, das von Jugend auf ihnen eingeprägte Vorurteil gegen die evangelische Kirche zu überwinden und sie innerlich auf unsere Seite zu ziehen, ist, daß wir innerhalb unserer eigenen Kirche uns als echte Christen, als treue und eifrige Bekenner und Beförderer unseres Glaubens zeigen, für welche die evangelische Freiheit keineswegs ein Deckmantel der Bosheit ist, wie man ihnen vorredete, vielmehr der Weg zu Wahrheit und Seligkeit schon hier auf Erden. In heiligem Wandel und werkthätiger Liebe muß sich die Göttlichkeit unseres Glaubens ihnen beweisen. Das Recht und den Mut, ihren kampfbegierigen Führern die Gefolgschaft zu kündigen, geben wir ihnen nicht eher wieder, als bis sie auf den von uns auch dem Katholizismus gegenüber geübten christlichen Geist des Friedens, der Versöhnlichkeit und Duldsamkeit hinweisen können.

So auch werden wir selbst die besten Aussichten erlangen, zu siegen, wenn wir sogar das Äußerste, die Wiederkehr eines Religionskrieges, erleben müßten. Nicht im Frieden ohne Not dem Feind vors Angesicht treten und die Waffen vor ihm blitzen lassen ist die rechte Kriegsbereitschaft, sondern bei stiller Wachsamkeit uns selbst innerlich stark machen, bei christlichem Glauben und Leben unsere geistige, bürgerliche und soldatische Tüchtigkeit pflegen. Dann wird man sich hüten, uns anzugreifen. Wo es dennoch geschähe, werden wir dem Gegner, der uns freventlich angreift, gewachsen sein. Dann wird der-

selbe Gott, der so oft schon sich für uns ins Mittel gelegt hat, abermals für uns kämpfen und sich uns als „Ein' feste Burg, ein' gute Wehr und Waffen" erweisen.

2. Die evangelische Diaspora.

Weitere Quellen: Blanckmeister, Gustav-Adolf-Stunden. Majer, die evangelische Diaspora, ihre Leiden und ihre Freuden.

Wo seit der im Westfälischen Frieden vollzogenen Gebietstrennung der Konfessionen in einem sonst ganz katholischen Lande oder ganz katholischer Stadt ein Häuflein Evangelischer sich zu einer Gemeinde zusammengeschlossen hat, oder auch nur einzelne Evangelische zerstreut sich finden, redet man von evangelischer Diaspora*) (Zerstreuung). Wir haben dieselbe hauptsächlich in Österreich, Frankreich, Spanien, Italien, auch Südamerika zu suchen. Aber auch deutsche Länder mit überwiegend evangelischer Bevölkerung haben in einzelnen Provinzen oder Kreisen ihre evangelische Diaspora, so Preußen, namentlich in der Rheinprovinz, in Westpreußen, Posen und Schlesien, Württemberg in Oberschwaben. Bayern und Baden haben trotz ihrer der Mehrheit nach katholischen Bevölkerung einzelne altprotestantische Landesteile. Wo dagegen sonst Evangelische sich bei ihnen niederlassen, haben sie ihre Diaspora. In Österreich und Frankreich giebt es noch Diasporagemeinden mit angesessener Bevölkerung, deren Wurzeln bis in die Reformationszeit zurückgehen.**) Hin und wieder entsteht eine Diasporagemeinde auch durch gleichzeitigen Übertritt einer ganzen Anzahl von Katholiken und katholischen Familien zum evangelischen Glauben, so, von außerdeutschen Ländern abgesehen, Gallneukirchen in Österreich, wo den Anhängern des vertriebenen katholischen Pfarrers Martin Boos nach langem Druck gestattet wurde, evangelisch zu werden, Bietenhausen und Dettingen in Hohenzollern. Die meisten Diasporagemeinden der Gegenwart haben sich jedoch infolge Aufhörens des Landeskirchentums und der daraus folgenden Vermischung der Angehörigen der verschiedenen Konfessionen gebildet.

Werfen wir zuerst einen Blick auf großstädtische Diaspora, so kann die Entstehung einer deutschevangelischen Gemeinde auf Gelegenheitsursachen zurückgehen. So gingen in den vierziger Jahren ganze Auswanderungszüge von Elsäßern, Württembergern, Badenern, Rheinländern und deutschen Schweizern nach Algier in der Hoffnung, hier Großstädtische Diaspora.

*) Die Zerstreuten unter der griechischen Kirche Rußlands oder in türkischen Ländern sind selbstverständlich auch Diaspora. Wir können sie nur hier nicht auch hereinziehen; auch ist ihre Zahl viel kleiner. **) Vrgl. S. 286 ff.

ihre Lage verbessern zu können. Aber manche blieben schon auf der Hinreise in Marseille oder Toulon hängen, andere zogen hinüber und kamen, durch das afrikanische Fieber gezwungen, bitter enttäuscht, bald wieder zurück. So ließen sich in diesen beiden Städten viele deutsche Familien nieder. Die meisten dieser Auswanderer befanden sich in einem solch traurigen und verwahrlosten Zustande, daß einige fromme
Herbst 1846 deutsche Handwerker und Kaufleute in Marseille sich nach Basel wandten mit der Bitte, ihnen einen Geistlichen für diese evangelischen Deutschen zu verschaffen. Das geschah. Der Geistliche richtete alsbald einen Filialgottesdienst auch in Toulon ein. Eine besondere Aufgabe fiel den Geistlichen hier in Toulon zu durch die Erlaubnis, auch die deutschen Galeerensträflinge, deren es immer etwa 30 waren unter 4000, zu einem besonderen Gottesdienst zu versammeln.
1871 Pfarrer Güjer von Marseille, der später bis zur Aufhebung der Galeeren auch diesen Dienst versah, bezeugt, daß er „glückliche und selige Stunden mit diesen Leuten zugebracht habe;" denn bei mehr als einem sei das Wort Gottes auf empfänglichen Boden gefallen.

Eine mehr vorübergehende Vermehrung ihrer Gemeinden erfahren die Diasporageistlichen in Hafenstädten durch die Landung deutscher Schiffe und Matrosen, welche das sich ihnen hier bietende Gotteswort teils von Herzen dankbar aufnehmen, teils in auffallender Schlaffheit über sich ergehen lassen. Wie stark der Arbeitszuwachs durch einen See- oder Flußhafen werden kann, zeigt das Beispiel von Aussig in Böhmen, wo die Elbschiffer auf ihren Kähnen in der Regel den größten Teil ihrer Familie mitbringen und mit ihnen liegen bleiben, bis das Schiff mit Kohlen, Seife 2c. befrachtet ist. Pfarrer Gummi in Aussig berechnet diese stets wechselnde Schiffergemeinde auf 6000 Köpfe jährlich.

In Paris gab in den fünfziger Jahren Anlaß zu einer Gemeindebegründung die große Menge armer hessischer Gassenkehrer, die sich hier zusammenfand. Auf dem Hügel la Villette erhoben sich nach und nach Kirche, Schulen, Pfarrers- und Lehrerswohnung. Einer der ersten Geistlichen war Pastor v. Bodelschwingh. Nach 13jährigem Bestande hatte die Gemeinde schon 27 Lehrer mit 1700 Schulkindern. Doch ist hier nicht die einzige evangelische Gemeinde in Paris. Im Jahr 1868 wurde außerdem noch in 9 Kirchen zu gewissen Stunden deutscher Gottesdienst gehalten. Damals vor dem Kriege von 1870, welchen die Franzosen mit Austreibung aller Deutschen eröffneten, zählte man im ganzen 80000 Deutsche in der

Weltstadt; darunter sollen allein 15000 Württemberger gewesen sein.

Gewöhnlich sind unter den Gliedern der Diasporagemeinden in Weltstädten wie Paris und Lyon am zahlreichsten vertreten junge Kaufleute, Kellner, Handwerker, Dienstmädchen, Erzieherinnen, welche teils um ihr Brot zu verdienen, teils wegen ihrer weiteren Ausbildung, oder auch nur um die Welt zu sehen, dahin kommen. Anfänglich ist nicht bei allen, aber doch bei sehr vielen die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse und der Anschluß an eine Gemeinde ihres Glaubens und ihrer Sprache die geringste Sorge. Aber auf die guten Tage, die man sich versprochen und vielleicht auch eine Weile gehabt hat, folgen häufig schlimme. Die sich in katholische Familien verheiratet haben, fühlen sich, je älter sie werden, desto unbefriedigter und einsamer. Andere werden stellenlos und brotlos, kommen wegen Krankheit, vielleicht auch infolge ihres Sündenlebens in ein Krankenhaus. Da erwacht in manchem das Heimweh nach der deutschen Heimat und ihren Gottesdiensten und wenn der Ruf an ihn gelangt: Komm hieher in unsere deutsche Kirche und hole dir die Erquickung, die dir not thut, so weigert er sich nicht länger. Wenn für viele auch jetzt noch die äußere Not die erste Ursache ist, den Geistlichen ihres Glaubens aufzusuchen oder ihn zu sich zu bitten, so kann dieser doch nicht wenigen auch der Retter aus dem Sündenschmutz und der Führer zum ewigen Leben werden, wie uns viele herrliche Erfahrungen von Diasporageistlichen zeigen.

Auf dem Lande und in Landstädten lassen sich Angehörige anderer Bevölkerungsklassen nieder. Beim Abschluß der Napoleonischen Wirren wurden adelige Familien vielfach durch ehemalige Klöster für anderweitige Verluste entschädigt. Hin und wieder gelangt auch jetzt noch durch Kauf ein in stockkatholischer Gegend gelegenes Gut in evangelischen Besitz. Die Familie nimmt dauernd oder zeitweilig hier ihren Wohnsitz. Zum mindesten zieht sie evangelische Rentbeamte, Förster und sonstige Bedienstete, ebenso Gutspächter an. Auch der Staat schickt je und je höhere und niedere Beamte evangelischer Konfession. In abgelegenen Gegenden lassen sich reisende Krämer nieder. Unternehmungslustige Fabrikanten finden die Verhältnisse günstig zu Gründung einer Fabrik. Bauern aus übervölkerter evangelischer Gegend kaufen einen freistehenden, für ihre Verhältnisse ansehnlichen Bauernhof. Schäfer suchen um der günstigen Weideplätze willen einen Ort der Niederlassung. Bei weitem den größten Teil der Anziehenden aber machen Dienstboten, ländliche und Fabrikarbeiter aus. Bild der ländlichen Diaspora.

Die erstern wurden vielleicht noch in ihren Schülerjahren hergeschickt, um als Stallbuben oder Viehhirten für die Familie Geld zu verdienen. Andere bleiben auf der Durchreise hängen oder folgen sie einer Aufforderung der Unternehmer, die gelernte Arbeiter suchen.

Anfänglich nun ist das Häuflein der Evangelischen allerorten klein. Soweit sie nicht ganz und gar unchristlich und unkirchlich sind, sondern für den Glaubensunterschied eine Empfindung haben, dünken sie sich vereinsamt und verlassen. Arbeiter und Dienstboten namentlich unterliegen leicht der Versuchung, sich im Ort an Andersgläubige zu verheiraten. Da stundenweit kein evangelischer Pfarrer und keine evangelische Schule ist, hält man es für selbstverständlich, daß die Kinder aus der gemischten Ehe katholisch werden. Die evangelischen Kinder, die andere mitgebracht oder hergeschickt haben, gewöhnen sich in der Schulzeit unvermerkt an katholische Lehre und Sitte. Vom evangelischen Glauben kennen sie kaum mehr als den Namen. Durch üble Erfahrungen von Lehrern und Mitschülern belehrt, verheimlichen sie vielleicht sogar diesen und geben sich als katholisch aus. Ihre eigene Kirche thut auch nichts, um sie sich zu erhalten. Die Erwachsenen selbst besuchen teils aus Bedürfnis, teils um bei den Katholiken nicht für Unchristen zu gelten und dadurch auch ihr zeitliches Fortkommen zu schädigen, die katholische Kirche. Katholische Pfarrer und Dienstherrschaften, namentlich aber die katholische Familie, in die man hinein geheiratet hat, thun in Liebe und Haß das Weitere, um diese Lutherischen vollends ganz in die katholische Kirche hinüberzutreiben. So gehen nicht nur die Kinder, sondern oft genug auch die Alten dem evangelischen Glauben verloren, die einen aus Unverstand, die andern aus Leichtsinn oder in augenblicklicher Beugung unter die Pracht und Macht der katholischen Kirche, wieder andere, weil ihre Seele matt geworden und nicht länger im stande ist, sich der zudringlichen Bekehrer zu erwehren.

Anfänge kirchlicher Versorgung.

Nun nimmt vielleicht eine der ökonomisch besser gestellten Familien, der die katholische Volksschule für ihre Kinder nicht genügt, die sie auch vor dem Katholischwerden bewahren möchte, sich einen Theologen als Hauslehrer. Es kommt auch vor, daß mehrere Familien sich zu demselben Zwecke vereinigen. Der Hofmeister erbietet sich, oder er wird aufgefordert, der Familie dann und wann auch einen evangelischen Gottesdienst zu halten. Dazu lädt man die bekannten Glaubensgenossen, vornehm und gering. In kurzem aber macht man die merkwürdige Entdeckung, daß am Ort und in der

Nachbarschaft viel mehr Evangelische sich zeigen, als man seither gewußt hat. Sie haben sich bisher gescheut, ihren Glauben zu bekennen. Sogar wenn sie in evangelischem Hause dienten, sind sie vielleicht zur Messe gelaufen. Denn daß die Katholiken sie glaubenslos schalten, weil sie keine Kirche zu besuchen hatten, das konnten sie nicht ertragen. Nun aber giebt der neu eröffnete Gottesdienst ihnen den Glauben ihrer Kindheit, das Licht und den Trost seiner Lehre wieder. Die Möglichkeit, sich an Glaubensgenossen anzuschließen, stärkt ihren Mut. Das Leben, das die den Katholiken bisher nur übel geschilderte evangelische Kirche zu zeigen anfängt, erhöht das Ansehen jedes einzelnen, seither für nichts geachteten Evangelischen.

Um den alle 4 Wochen stattfindenden Gottesdienst zu besuchen, lassen sich manche einen Weg von 1—2 Stunden oder noch mehr in der größten Sonnenhitze, in Schnee oder Regen niemals zu weit sein. Aber noch ist die Zahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher verhältnismäßig klein. Es sind vielleicht nicht mehr als 30 oder 40. Wie viele aber hier ihren geistlichen Mittelpunkt gefunden haben, das sieht man am Karfreitag oder Osterfest, wo sie „zur österlichen Beichte" zu Hunderten herbeiströmen, etliche aus einer Entfernung von 4—6 Stunden. Diese hier hochwillkommenen Karfreitagschristen sind wohl ihrem Beruf und Lebensweise nach meist noch kein bleibender Grundstock zur Bildung einer eigentlichen Gemeinde. Dennoch drängen die Verhältnisse auf eine ausreichendere geistliche Versorgung. Das geistliche Nebenamt muß zum Hauptamt werden. Die evangelische Landeskirche muß einen eigenen Geistlichen, zunächst einen Pfarrverweser, schikken. Als Raum für den Gottesdienst genügt ein bloßes Wohnzimmer längst nicht mehr. Wohl der Gemeinde, welcher dann ein evangelischer Gutsherr einen genügend großen eigenen Saal einräumt, oder gar auf seine Kosten einrichtet. Allein das sind seltene Fälle. Steht man gut mit den Katholiken, so darf man vielleicht eine halbverlassene Kapelle, einen Rathaus- oder Schulsaal zum evangelischen Gottesdienst benützen. Das wird aber nur „auf Wohlverhalten" gewährt. Die Gottesdienste werden dann stets von Katholiken überwacht. So ist ein solches Verhältnis in der Regel ein drückendes. Man ist unter Umständen mit einem leeren Schuppen oder einem Wirtshaussaal auch nicht viel schlimmer daran, nur daß man da Gefahr läuft, in dem Augenblick, wo alles von fern her zum Gottesdienst herbeigekommen ist, sich etwa wegen einer Hochzeit oder um des Hopfentrocknens willen unerwartet vor die Thür gesetzt zu sehen. So ist

das kleine Häuflein zuweilen recht schnell in die Notwendigkeit versetzt, sich nach einem eigenen Raum für den Gottesdienst, sei's ein Betsaal oder ein Kirchlein, umzusehen. Bringt ein Eisenbahnbau oder die Eröffnung eines bedeutenden industriellen Unternehmens der Gemeinde plötzlichen Zuwachs, so ist das Bedürfnis um so dringender. Woher sie die Mittel zum Bauen bekommt, werden wir später sehen.

Konfessionsschule.

Wo einmal ein eigener Geistlicher ist, kann er die Kinder nicht länger an allem Unterricht der katholischen Schule teilnehmen lassen. Er muß ihnen zum mindesten evangelischen Religionsunterricht erteilen. Die am Mutterort und in nicht mehr als 1 oder 2stündiger Entfernung davon wohnenden heißt er zu sich kommen, so oft es eben geht. Auf die Dauer erweist sich aber eine eigene evangelische Konfessionsschule als unentbehrlich. Anders läßt sich der religiöse Wirrwarr in den Kinderköpfen nicht vermeiden. Vielleicht müssen sie auch geflissentlicher Beschimpfung durch Lehrer oder Mitschüler entzogen werden. So muß denn ein eigener evangelischer Lehrer angestellt werden. Wo die Zahl der Schüler noch zu klein oder schwankend ist, darf der Geistliche selbst sich die Mühe nicht verdrießen lassen, den Volksschullehrer zu machen. Als Schulzimmer nimmt man für den Anfang, gerade so wie für den Gottesdienst, was man eben findet. Ist man aber einmal im gesicherten Besitz eines Schulhauses und geordneter Schulverhältnisse, so liegt darin ein weiteres wertvolles Mittel, der Gemeinde neue Ansiedler zuzuführen, die alten ihr zu erhalten. Hat der Geistliche auch nur etliche achtbare Familien am Mutterort oder führt er einen eigenen Hausstand, so müssen auswärtige Kinder zum Zweck regelmäßigen Schulbesuchs hier untergebracht werden.

Filialkirche.

Indes stellt sich heraus, daß an einem entfernteren Punkte des der Pfarrei zugeteilten Bezirkes so viele Evangelische beisammen wohnen, daß sich die Mühe lohnt, ihnen eigenen Gottesdienst, jedenfalls für eine gewisse Anzahl von Sonn- und Feiertagen einzurichten. Die einen lehnen anfänglich das ihnen gemachte Anerbieten ab aus Furcht, ihren katholischen Pfarrer zu beleidigen, dessen Predigten sie seither angewohnt haben. Andere regen selbst den Gedanken an. Denn hier ist ein treuer evangelischer Mann, der bisher schon alle ihm bekannten Glaubensgenossen aufgefordert hat, wenigstens auf die Festtage mit ihm zum evangelischen Gottesdienst zu reisen. Er ist überglücklich, wenn nun sein Pfarrer dem Bedürfnis der Seelen durch persönliches Erscheinen entgegenkommt. Wenn er schon ein reicher

und vornehmer Mann ist, so hält er es für keine Schande, selbst beim Gottesdienst das Amt des Kirchendieners zu versehen, oder Frau und Kinder dasselbe besorgen zu lassen. Er weiß im Gegenteil, wie manchmal solche äußere Dienstleistungen das Band werden, das einen Menschen immer inniger mit seiner Kirche verbindet.

Sind die Verhältnisse ein wenig günstig, so giebt aber der unermüdliche Förderer seiner Kirche — sei dies nun der Diasporapfarrer selbst oder ein rühriges Gemeindeglied — keine Ruhe, bis man auch im Filial, ähnlich wie es im Mutterort gegangen ist, nicht nur eigenen Gottesdienst hat, sondern auch eine eigene Kirche und nicht nur eigene Kirche, sondern auch einen eigenen Pfarrer und eigene Schule. Das geht aber nicht so rasch und nicht in einer ununterbrochenen Kette von Erfolgen. Von manchem, was man versuchte, muß wieder abgestanden werden. Nur Opferwilligkeit und Geduld, die sich schlechterdings nicht abschrecken noch ermüden lassen, kommen zum Ziele.

Einstweilen eröffnet sich für den Geistlichen des Mutterorts Gelegenheit zu weitgehender auswärtiger Pastoration. Sehr einfach läßt sich mit dem Gottesdienst im Filial eine Religionsstunde oder Kinderlehre verbinden. Allein 10—12 Stunden Religionsunterricht im Jahre, welchen die Kinder am Filialort selbst so gelegentlich erhalten, kann an sich schon nicht genügen. Es zeigt sich aber außerdem, daß die Filialgemeinde ihre eigene Diaspora hat, vielleicht noch eine größere als der Mutterort. Aus einem Dorfe stellen sich bei einem Gottesdienst 6 oder 10 Kinder ein, aus einem andern eines oder zwei, für die schon den Weg zum Filialort öfters zu machen zu weit ist. Zufällig erfährt der Geistliche, daß in dem und jenem entfernteren Weiler oder Einödhofe auch noch eine evangelische Familie oder ein evangelisches Kind wohnen soll. Vielleicht weist auch die amtliche Korrespondenz darauf hin. Nun macht er sich auf die Suche. Denn schriftliche Anfragen bei der katholischen, geistlichen oder weltlichen Obrigkeit führen nicht zum Ziele. Er ist glücklich am Orte angelangt. Ist aber das Gesuchte ein Kind, so will niemand etwas von einem evangelischen Schüler gehört haben; kein Bauer und kein Schullehrer weiß von einem solchen. Endlich gesteht es der Pfarrer zu; vielleicht läßt er sich den erhofften Konvertiten auch nur durch sehr entschiedenes Auftreten entreißen. Wohin soll man nun mit all diesen Schülern, die ihrem evangelischen Glauben erhalten werden müssen? Man hat nicht so rasch für sie alle — denn mit der Zeit

Auswärtiger Religionsunterricht.

hat sich keine so ganz kleine Anzahl gefunden — ein evangelisches Haus zur Unterkunft oder eine Anstalt. Deshalb hat der Diasporapfarrer keine andere Wahl, als daß er sich entschließt, an bestimmten Tagen, alle 2, höchstens 3 Wochen all diesen Kindern nachzureisen, sie auf 3 oder 4 Stationen zu sammeln und in der Wohnstube irgend eines Beamten, Pächters oder Bauern zu unterrichten, wohin jedes nicht weiter als äußersten Falls 1 Stunde zu gehen oder mit der Bahn zu fahren hat. Da wohnen denn seinem Unterricht Kinder mit 4 Jahren und solche mit 18 Jahren an. Sie wissen zu Anfang in der Regel alle gleich wenig. Ich traf einmal ein 16jähriges, nach mehrmonatlicher Vorbereitung in einer Stadtschule konfirmiertes Mädchen, in deren Gedächtnis die Namen Abraham, Samuel, David nicht aufzufinden waren. Nachher aber machte dasselbe Mädchen mir durch ihren großen Lerneifer viele Freude. Bei solchem Unterricht macht der Diasporapfarrer auch sonst merkwürdige Erfahrungen, wie das frühzeitige Dienstverhältnis und namentlich das einsame Viehhüten in Oberschwaben die geistig lebendigsten Kinder abstumpft oder auf sittliche Abwege führt. Andererseits werden durch den Unterricht der Kinder und das, was dieselben hier hören, auch ihrem Glauben entfremdete Eltern zu neuem geistigen und geistlichen Leben angeregt. Vorher haben sie sich um Geistliches nichts bekümmert, jetzt fragen sie die Kinder aus, lernen mit ihnen und rechnen sichs zur Ehre, daß ihre Kinder im Memorieren hinter denen ganz evangelischer Orte nicht zurückbleiben. Ein Schäfer brachte seinen Kindern die evangelischen Choralmelodien mit der Hirtenpfeife bei.

Konfirmandenunterricht.

Sofern der Geistliche im stande ist, eine etwas weniger entfernte Station alle 8 Tage zu besuchen, ist es sogar nicht unmöglich, nach mehrjährigem Reiseunterricht Kinder zu konfirmieren. Unter allen Umständen wird auch durch die spärliche, aber länger dauernde religiöse Schulung das Kind befähigter, einem eigentlichen Konfirmationsunterrichtskurs anzuwohnen, ob nun derselbe in einer gewöhnlichen Schule, einer festen oder einer fliegenden Konfirmandenanstalt durchgemacht wird. Es ist auch zu hoffen, daß die jahrelange Bekanntschaft mit evangelischem Glauben und Wesen in dem Kinde bleibendere Eindrücke hinterlassen werde als jede bloße „Schnellbleiche.“ Solcher Reiseunterricht wird daher in Oberschwaben und Böhmen mit vielem Segen für die ganze Diaspora erteilt.

Wo man die Unterrichtsstationen nicht kennt oder nicht einführen kann, müssen Pfarrer und Kinder noch mit ganz anderem Notbe-

helf sich plagen, um den Besuch eines Konfirmandenunterrichts zu ermöglichen. Noch ist es nicht lange her, daß in Posen und Westpreußen viele Kinder das einemal in glühender Sonnenhitze, ein andermal in der Winterkälte Wege von 4—8 Stunden zurückzulegen hatten, wobei manches sich den Tod oder dauerndes Siechtum holte. Vielfach verfiel man daher auf den Ausweg, die am weitesten entfernten Kinder einige Wochen, in Galizien gar nur einige Tage vor der Konfirmationsfeier im Mutterort unterzubringen. In Posen hat Generalsuperintendent Hesekiel sogenannte „fliegende Konfirmandenanstalten" errichtet, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß der für die Unterbringung und den Unterricht einer größeren Anzahl von Kindern erforderliche Hausrat (Betten, Bänke 2c.) je für 6 Wochen in ein anderes Pfarrhaus geschafft wird, wo er in einer oder mehreren Stuben aufgestellt wird, damit in dieser Zeit die von fernher einberufenen Kinder vorbereitet werden können.

Es versteht sich von selbst, daß derartige Einrichtungen, so dankenswert sie für den Augenblick sind, für sich allein auf die Dauer nicht genügen können.

Diasporaseelsorge.

Der eben beschriebene auswärtige Religionsunterricht bietet dem Diasporapfarrer erwünschte Gelegenheit, auch die Alten besser als es sonst möglich wäre, zu sammeln. Denn einzelne giebt es immer, welche den Entschluß, den evangelischen Gottesdienst zu besuchen, von sich aus nicht finden können. Manchen hält falsche Scham und Angst vor Vorwürfen zurück. Denn seit 20 Jahren und noch länger hat er sich bei keinem evangelischen Gottesdienst mehr blicken lassen. Wenn er aber sieht, daß sein Pfarrer nicht zu bequem und nicht zu stolz ist, ihm nachzugehen, wenn er sich nicht entziehen kann, obgleich er sich in den Stall versteckt oder in einem entlegenen Wald zu schaffen gemacht hat, wenn der Pfarrer ihn nicht ausschilt, sondern freundlich mit ihm redet, so schmilzt die harte Rinde, die sich um dies Herz gelegt hat, am Ende doch. Bei den ersten Begegnungen mit seinem Geistlichen sträubt er sich noch und will mit seinem Unglauben recht haben. Mit der Zeit zieht es ihn aber doch hin zum Gottesdienst, oder wenn der Tod bei ihm anpocht, läßt er den weit entfernten Pfarrer rufen und lauscht mit Begierde der Botschaft von dem, der gekommen ist, die Sünder selig zu machen. Andere, welche vorher nicht gleichgültig gewesen waren, werden eifriger, wenn ihr rechtmäßiger Pfarrer nach ihnen sieht. Während sie vorher bald

da bald dort ihren geistlichen Hunger zu stillen versucht haben, bekommen sie jetzt erst das Gefühl des Verbundenseins mit einer evangelischen Gemeinde. Großväter und Großmütter, die ihrer Familie beim Zug in die katholische Gegend mit Widerstreben gefolgt sind, können sich der Thränen nicht erwehren, so oft sie ihren Pfarrer sehen. So sind sie doch nicht so ganz und gar verlassen von jedem geistlichen Zuspruch für Leben und Sterben, wie sie anfänglich gefürchtet hatten!

Welcher Trost ist es für die Armen, die Witwen und Waisen, die man der schuldigen Unterstützung berauben oder aus dem Ort hinausdrücken möchte, wenn sie merken, mein evangelischer Pfarrer hält die Augen offen, er läßt mir kein Unrecht geschehen, und wo die Not da ist, stößt er Thüren und Thore auf, um mir zu helfen! Verfolgt doch blinder Religionshaß die Evangelischen zuweilen noch in der letzten Stunde, wo ihnen der Tod schon aus den Augen schaut. Da schickt ein katholischer Pfarrer schnell noch ein Fuhrwerk vor die Thüre und läßt den totkranken Handwerksburschen fortführen und am Eingang eines andern Dorfes absetzen, nur damit auf seinen Kirchhof kein Ketzer zu liegen kommt. In Bayern, Böhmen und anderwärts muß der Diasporapfarrer nicht selten durch Gensdarmen der evangelischen Leiche ein ehrliches Grab auf dem Friedhof erzwingen, und wenn niemand sich gefunden hat, es zu graben, es erst durch dieselben graben lassen. Ohne Zeugen darf er den Gang oder die Reise gar nicht antreten, weil er sonst jeder Willkür preisgegeben ist. Weiß der katholische Pfarrer, daß er nach den bestehenden Gesetzen das Grab nicht verweigern kann, so sucht er den evangelischen Pfarrer zum Verzicht auf Gebet und Rede am Grabe zu bewegen. Das gelingt ihm nicht. Nun sucht er dieselben dadurch zu hindern, daß er mit allen Glocken läuten läßt. Ein kluger evangelischer Pfarrer aber ist geduldig. Er wartet, bis man nicht länger läuten kann und hält am Ende doch noch seine Rede.

Dienst auf dem Friedhof.

Verhältnis zu den Katholiken.

Damit sind wir auf das Verhältnis der neuen Diasporagemeinde zu den Katholiken geführt.

Unkenntnis evangelischen Wesens.

Solche Dinge wie die eben berührten kommen hauptsächlich in den Gegenden vor, wo die Leute noch nie einen evangelischen Pfarrer gesehen haben und evangelischen Glauben und Gottesdienst nur aus den Schilderungen ihrer Priester kennen, wo sogar Schullehrer an Evangelische die verwunderte Frage stellen können: „Seid ihr denn auch Christen?“, andere Leute aber sich die abenteuerlichsten Vorstel-

lungen machen, als ob wir alle Zauberer oder gar keine Menschen wären wie sie. Als die ersten württembergischen Stundenbrüder nach Oberschwaben kamen, um den Moorboden, auf den die Kolonie Wilhelmsdorf zu stehen kommen sollte, zum Anbau vorzubereiten, da flüchteten sich in dem Wirtshause des Nachbardorfes, in dem sie übernachten wollten, Frau und Tochter vor ihnen. Nur wenige mutige Männer wagten es, ihnen bei der Arbeit zuzusehen. Niemand wollte an sie verkaufen, niemand ihnen eine Handreichung*) thun. 1824

Es wäre nun das ungefährlichste, wenn Katholiken die Ketzer nicht anders bekämpfen würden als so, wie eben damals ein gutmütiger Mann den Wilhelmsdorfern verriet: „Ihr guten Leut', ihr könnt da oben nicht existieren; in euer Thal werden alle Wetter hereingebannt; d'Herren (die Priester) bannen sie herein." Dem konnten sie mutig entgegnen: „Die fürchten wir nicht. Wir können so viel wie d'Herren und beten sie alle wieder hinaus." Schlimmere Folgen hat die Untergrabung der bürgerlichen Ehre und Existenz der Protestanten und die gleichzeitige Schürung des Volkshasses gegen sie als Deutsche, wie in Posen, Westpreußen und Elsaß-Lothringen geschieht. In Westpreußen ist es vorgekommen, daß evangelische Kinder von den katholischen in der Schule mit Messern angegriffen wurden. In außerdeutschen Ländern, wie Spanien, Algier, Brasilien, stellte sich nicht selten auch die weltliche Obrigkeit auf die Seite der unduldsamen Geistlichen, die alle Hebel in Bewegung setzten, um das Aufkommen von evangelischem Gottesdienst, Kirchen und Schulen zu hintertreiben. Da kann es bis zur Einkerkerung von evangelischen Kolporteuren und Geistlichen kommen. Feindschaft.

Besser scheint es gegenwärtig in dem größern Teile der österreichischen Länder zu stehen. Allein auch hier geschieht unter dem schönen Namen der „öffentlichen Volksschule," welche protestantischen und jüdischen Kindern gerade so wie den katholischen

*) Als in einem entfernteren Dorfe ein Wilhelmsdorfer einkehrte, stand die Wirtin erst wie versteinert vor Schrecken, als sie hörte, sie habe einen leibhaftigen Wilhelmsdorfer als Gast am Tische. Nachdem sie jedoch bemerkt hatte, er sehe einem andern ordentlichen Menschen nicht so sehr unähnlich, fragte sie mitleidig: „Wie kommen Sie aber mit den Separatisten da droben aus?" Auf die lächelnd gegebene Antwort: „Recht gut; ich bin eben auch einer," gab sie zwar ihr inniges Verständnis durch ein langgedehntes „So—o!" zu erkennen, konnte aber nicht unterlassen, zu fragen: „Ist's auch wahr, die Wilhelmsdorfer tanzen in der Kirche um einen schwarzen Ziegenbock her und spucken dabei in die Abendmahlsgefäße und in den Weihkessel? Ich habe das schon oft gehört." Nach Thumm „Durch tiefe Wasser."

ihre Thore öffnet, vieles, um die evangelischen zu drücken oder katholisch zu machen. Gegen die Vorschrift, rein durch Willkür der Schulinspektoren, werden die katholischen Gebete, Vaterunser mit Ave Maria, wieder in die Schule eingeführt. Ein solcher Inspektor will von allen Kindern mit dem katholischen Gruße „Gelobt sei Jesus Christus“ empfangen werden. Von den in katholischen Lehrerseminarien ausgebildeten evangelischen Lehrern könnens nicht alle ertragen, daß sie an der Schule, an der sie angestellt sind, weil der Religion der Minderheit angehörig, nicht zum Oberlehrer vorrücken können. Daher treten sogar Lehrer zur katholischen Kirche über. Wahrlich nicht zu tadeln, sondern zu bewundern und zu unterstützen sind die treuen Evangelischen, welche, um ihre Kinder dem evangelischen Glauben zu erhalten, für ihre evangelische Konfessionsschule alle Opfer bringen und auf die Benützung der öffentlichen Schule verzichten, für die sie dieselbe Steuer wie die Katholiken bezahlen.

Freundliche Geistliche.

Jedoch nicht überall macht man dieselben traurigen Erfahrungen an den katholischen Geistlichen und vollends an der katholischen Bevölkerung. Von jenen leider bald vollends ausgestorbenen Friedensgestalten unter der katholischen Geistlichkeit aus der Schule Sailers und seiner Gesinnungsverwandten ist schon auf S. 332 gesprochen worden. Mir hat einer von diesen eine katholische Kapelle für unsern Gottesdienst eingeräumt, nachdem der evangelische Gutsherr uns aus seinem Hause vertrieben hatte. Er hat auch nachher in der Presse, nachdem er darüber angegriffen worden war, freimütig diesen Schritt verteidigt. Ein anderer hat mich selbst zu einer totkranken Frau geholt und aus freien Stücken dafür gesorgt, daß der einzige evangelische Schüler in seiner Gemeinde seine Sprüche und Lieder bei seinem katholischen Lehrer lernte.

Umstimmung der Bevölkerung.

Anderswo gehen trotz der Mißgunst der Geistlichen der Bevölkerung ganz von selbst die Augen über die Evangelischen auf, wenn sie längere Zeit Gelegenheit hat, dieselben zu beobachten. Die Katholiken lernen zuerst die bürgerlichen Tugenden vieler Evangelischen, mit denen sie zu thun haben, ihren Fleiß, ihre Aufrichtigkeit und Redlichkeit schätzen. Zwar vom Besuch der evangelischen Kirche werden sie durch die allerstärksten Drohungen ihrer Priester fern gehalten. Allein es macht auf sie schon einen ganz wunderbaren Eindruck, wo sie sehen, daß ein evangelischer Pfarrer trotz allen Beschwerlichkeiten der Reise sich unverdrossen um seine Gemeindeglieder bemüht, die Kranken besucht, die Kinder zum Unterricht sammelt. Wird ein Evangelischer in ihrem

Hause krank, so werfen sie zufällig einen Blick in sein evangelisches Gesangbuch. Sie sind so entzückt über die schönen „Gebeter", die darin stehen, daß unsere evangelischen Dienstboten fortan ihre Gesangbücher wohl aufbewahren müssen, damit sie ihnen nicht gestohlen werden. Von mehr oder weniger zufälliger Anwesenheit bei einem Krankenabendmahl oder Taufe, von evangelischer Beerdigung und Hochzeit kann der größte Eiferer seine Katholiken nicht zurückhalten. Sie geben nun aufs genauste acht auf alle unsere Worte und Gebärden, sind vor allem erstaunt über die ihnen ungewohnte Stille und Andacht bei unserem schmucklosen Gottesdienste und hoch erfreut, wenn sie aus unserm Munde den „christlichen Glauben" hören. Unverhohlenen Beifall zollen sie in der Regel der Rede des evangelischen Pfarrers. Bekommen sie doch bei mancher Leiche nichts anderes als lateinische Gebete zu vernehmen. Daher entsteht in manchen Gegenden, sobald man von evangelischen Beerdigungen erfährt, ein großer Zulauf auch aus Nachbargemeinden, nur weil die Leute auch einmal wieder etwas Rechtes hören möchten.

Es giebt wohl in den meisten außerdeutschen Ländern, hie und da auch in der deutschen Diaspora, evangelische Schulen, welche um der bessern Lerngelegenheit willen auch von katholischen Kindern besucht werden. Aus Gegenden, wo die Evangelischen ganz in der Minderheit sind und wir in jeder Hinsicht ungünstige Verhältnisse erwarten, können wir erfahren, daß Katholiken sogar zu den regelmäßigen evangelischen Gottesdiensten sich einfinden. Hier kommen die meisten Übertritte zur evangelischen Kirche vor. Die überwiegende Mehrzahl der Trauungen bei gemischter Ehe, desgleichen die Erziehungsreligion der Kinder ist evangelisch. Selbstverständlich macht sich das nicht von selbst, sondern ist nur eine Folge der schärfsten Wachsamkeit und unbeugsamer Festigkeit der evangelischen Geistlichen. Gerade so wie politischer Haß teilweise die Feindschaft gegen die Evangelischen verschärft, so kommt anderswo auch wieder der politische Zank eines Volks oder seiner Führer mit den Klerikalen den Evangelischen zu gut. Da genehmigt die Stadtobrigkeit nicht, daß die Evangelischen ihre Kirche in einem verborgenen Winkel bauen. Nein, sie muß an den schönsten Platz, in die Nähe der städtischen Anlagen zu stehen kommen. Dazu wird ihr der Bauplatz von der Stadt geschenkt. Wohl ist solche Menschengunst unbeständig. Aber warum sollten unsere Glaubensgenossen nicht ernten, weil die Sonne scheinet, warum sollten sie nicht in solch guter Zeit sich stärken und ausbreiten, um desto fester

dazustehen, wenn die unausbleiblichen Stürme wiederkehren? In Deutschböhmen wie in Frankreich haben einzelne Geistliche hohe Vertrauensposten innerhalb der bürgerlichen Gemeinde erlangt. Einer sitzt im Stadtrat, ein anderer ist vielbeneidetes Vorstandsmitglied der städtischen Sparkasse. Trotz allem sonstigen Deutschenhaß der Franzosen wurde Pfarrer Mayer noch gegen das Ende seiner Wirk-
1878 samkeit in Lyon zum Administrator des Büreaus der Wohlthätigkeit ernannt, wodurch er in die Lage kam, monatlich allein 1300 Pfd. Brot und 100 Pfd. Fleisch zu verteilen. Was war das für ein Zeugnis für sein Werk, wenn man damit seinen Anfang in derselben Stadt vergleicht, wo in den Spitälern, wenn er seine Kranken aufsuchen wollte, die Barmherzigen Schwestern sich unter der Thüre der Krankensäle aufpflanzten, um mit wütendem Geschrei ihm den Eingang zu wehren und nicht aufhörten, zu schimpfen und zu toben, wenn er ohne ein Wort der Erwiderung ihnen unter dem Arme durchgeschlüpft war, und mit dem Sterbenden betete. Das war längst anders geworden und gerade so hatte sich in den Gefängnissen der anfängliche Widerstand gegen seine Arbeit in wirkliches Wohlwollen von Beamten und Schließern verwandelt.

Das sind nur einige Beispiele wie mit treuen, unverdrossenen
Die Hirten der Diaspora. Arbeitern in der Diaspora der Herr auch ihre Feinde zufrieden macht. Eine schwere Arbeit bleibt ihr Dienst nichtsdestoweniger, und Männer, die als Pfarrer oder Lehrer Jahrzehnte hindurch oder lebenslang darin stehen, weil die Liebe zum Herrn und seinen zerstreuten Schafen ihnen nicht gestattet, ein bequemeres und reichlicheres Brot zu suchen, sollten niemals die Empfindung bekommen, als ob sie von solchen, die in ganz evangelischem Lande in geordneten Verhältnissen leben und arbeiten dürfen, mitleidig über die Achsel angesehen würden als Leute, die es zu einem vollen evangelischen Hirtenamt nicht gebracht haben. Ja wahrlich, ein doppeltes und vierfaches ist ihr Amt nach äußerer und innerer Arbeit und — was sie für alles Entbehren entschädigt — unter Gottes Segen auch durch seinen Erfolg. Denn sie brechen der evangelischen Kirche Bahn da, wo man sie nicht kennt und nichts gelten lassen will, sie bewahren ihr die Glieder, die sie in die Fremde schickt, daß sie da nicht verloren gehen, noch auch als glaubenslose und verruchte Menschen zurückkehren in die Heimatkirche, vielmehr glaubenseifriger und treuer, so daß sie für die Heimatkirche noch ein Salz sind und nicht eine ansteckende Pest.

Welch hohe Anforderungen stellt nur die ungeheure Ausdehnung mancher Diasporagemeinde an die Körperkraft wie an die Findigkeit und Ausdauer ihrer Geistlichen. Um gar nicht zu reden von dem noch völlig unbebauten Lande, das den Pfarrer nötigt, bei einer einzigen Reise 100—200 km. zurückzulegen, wie in Bosnien, hat es in Oberschwaben wie in Westpreußen noch vor kurzem Diasporagemeinden gegeben, deren Glieder auf einem Flächenraum von 5—6 Quadratmeilen über mehrere hundert Ortschaften zerstreut lebten. Die bayrische Diasporagemeinde Zwiesel umfaßte anfänglich 300 Protestanten unter 80000 Katholiken in 4 Bezirksämtern; ebenso wohnen die 800 Seelen der Gemeinde Komotau in Böhmen in 8 Gerichtsbezirken auf einem Raum von 25—30 Quadratmeilen. Zu letzterer Gemeinde gehören die Evangelischen von über 20 Städten, die Schüler von 3 Gymnasien und einer Lehrerbildungsanstalt. Ein großer Vorzug ist, daß hier der Pfarrer sehr viel die Eisenbahn benützen kann. Anderswo währt die regelmäßige Diasporafahrt des Pfarrers 12—14 Stunden, innerhalb welcher er an 4—5 Orten predigen, Unterricht geben, seelsorgerliche und andere Geschäfte abwickeln muß. Wie manchmal muß eine Entfernung von 3—4 Stunden zu Fuß zurückgelegt werden! Zum Gehen oder Fahren hat man selten gut gepflegte Straßen, wohl aber häufig rauhe oder morastige Feld- und Waldwege. Schon in Oberschwaben bleibt man winters häufig im Schnee stecken. Wenn der Schnee geht, lassen sich die eisigen Bergabhänge schwer befahren oder ist der Weg durch eine Überschwemmung weithin bedeckt. Und doch darf man seine Gemeindeglieder, die stundenweit zum Gottesdienst herbeigekommen sind, nicht ganz unverrichteter Dinge wieder heimziehen lassen; muß suchen, wie man durchkommt. Noch ganz andere Schwierigkeiten bereiten Gebirgsländer, wieder andere die heißen Länder fremder Erdteile. Äußere Anstrengung.

So lange ein solcher Wanderprediger und Lehrer gesund ist, ist alles gut. Da gewähren auch die Strapazen und Kämpfe mit der Natur und mit den Menschen ihren besonderen Reiz. Schlimm wird es erst, wenn der Mann krank wird und niemand hat, der seinen Dienst zeitweilig versehen oder in dessen Hände er ihn ruhig ganz übergeben könnte.*) Wie mancher kerngesunde Mann hat sich schon Gefährdung der Gesundheit.

*) Die Diaspora hat viel mehr als die äußere Mission Mangel an jungen Männern, die sich freiwillig aus Begeisterung in diesen Dienst stellen, weil man viel zu wenig weiß, wie notwendig und segensreich er ist, welch reiche Belehrung und wie viel geistliche Freuden er jedem, der darin arbeitet, gewährt.

in seiner elenden, niedern und feuchten Wohnung die Schwindsucht geholt. Darüber wird besonders in Westpreußen geklagt. Zwar mit den Wohnungen, gottesdienstlichen und Schulräumen ist es nicht überall so schlecht bestellt. In Österreich könnte man eher von übertriebenen Bauvorschriften und unnötig kostbaren Bauten reden.

Besoldung. Aber elend ist die Pfarrers- und Lehrersbesoldung fast durchweg in der Diaspora. Was wollen die 1000 fl. Gehalt besagen, welche durchschnittlich der Pfarrer in den aufstrebenden böhmischen Städten bezieht? Da sind alle Lebensmittel außerordentlich teuer und zu was allem soll so ein Diasporapfarrer nicht beisteuern? Darum reicht mancher auf dem Lande mit seinen 600 fl. oder weniger noch weiter. Eine Pfarrerin aus Oberungarn, die ich auf einer Reise traf, eine Frau, welche Gott ebenso durch edeln Christensinn wie durch schwere häusliche Trübsal ausgezeichnet hat, erzählte mir, daß ihr Mann bei einer Gemeinde von 4000 Seelen eine feste Jahresbesoldung von 42 fl., außerdem aber sein Einkommen in Früchten und Stolgebühren habe. In guten Jahren könne alles zusammen 600 fl. ausmachen. Noch ein ganz anderes Bild der Armut gewähren uns die Briefe galizischer Lehrer,
1894 wie solche auf der Darmstädter Hauptversammlung des Gustav-Adolf-vereins zur Verlesung kamen. In deren einem, datiert vom 11. Dezember, heißt es: „Von meinen letzten 80 Kreuzern bleiben noch 60, da ich den Brief zu frankieren habe. Damit muß ich mit meiner Familie bis 15. Januar reichen. Denn erst an diesem Tage ist wieder eine Gehaltsrate von $32^1/_2$ fl. fällig?*)

Bleibt aber die Hilfe der Glaubensgenossen nur nicht ganz aus, so daß der Posten überhaupt aufgegeben werden muß, so machen die redlichen Arbeiter fort in festem Glauben, daß der treue Gott sie und ihre Familie nicht werde in Hunger und Elend verderben lassen. An die fernere Zukunft, wo sie nichts mehr arbeiten können, dürfen sie gar nicht denken. Denn einen irgendwie ausreichenden Pensionsfonds, der sie darüber beruhigen könnte, giebt es nicht.

Wie vielfach ist auch die amtliche Thätigkeit eingeengt und gehemmt durch die leidige Geldnot! Die kirchliche Versorgung mancher

---

*) Ein anderer Lehrer schreibt: „Das Schulfeld ist mein wichtigster Erhaltungsfaktor, aber sein Ertrag ist in diesem Jahre gleich Null. Das Getreide ist infolge des Regens auf dem Halm teils verfault, teils ausgewachsen, Kartoffeln kann ich keine aushacken, weil keine gewachsen sind — buchstäblich keine einzige! Der Winter steht vor der Thüre, angebaut habe ich noch nichts, zu essen habe ich nichts, Unterstützung von auswärts habe ich sehr wenig erhalten, so weiß ich nicht, was ich anfangen soll.“

Gemeinde könnte viel besser sein, wenn nur das Geld nicht fehlte zum Bau ihrer eigenen Kirche und Schule, Pfarrers- und Lehrerswohnung, zur Besoldung von Pfarrern und Lehrern. Einzelne Gemeinden oder Gemeindeglieder vermögen so wenig die Mittel zu dem allem aufzubringen, daß ihre Pfarrer ihnen sogar noch für den nötigsten Lebensunterhalt sorgen müssen. Was bleibt da dem Pfarrer anders übrig, als daß er selbst den **Bettelsack** umhänge, schriftlich oder mündlich einzelne vielvermögende Persönlichkeiten, von deren Geneigtheit er keineswegs zum voraus überzeugt ist, um Hilfe angehe, oder auf die Kollektenreise ausziehe, seis in Holland, seis im deutschen Vaterlande. Da muß er manche Enttäuschung erfahren, manche persönliche Demütigung hinnehmen; aber warmer Zuspruch, kräftige Hilfeleistung an andern Orten entschädigt ihn für alles, was ihm widerfahren. Wo er gar nichts erwartet hatte, thut Gott ihm eine Thüre auf. Wie groß ist erst seine **Freude**, wenn er die lang ersehnte Kirche oder Schule einweihen oder sonst sich sagen darf: nun ist meiner Gemeinde geholfen. Wenn irgendwo, so erfüllt sich an ihm das Wort: „Gleichwie wir des Leidens Christi viel haben, so werden wir auch reichlich getröstet durch Christum.“ Es ist wahrlich nicht leicht, jahrelang auf einsamem Posten hart zu arbeiten, ohne auch nur einen Amtsbruder als Freund und Berater in der Nähe zu haben, statt dessen umgeben zu sein von Haß und Mißgunst der Andersgläubigen, lange gedrückt durch die Stumpfheit und Gleichgültigkeit vieler Gemeindeglieder, noch mehr durch das Sündenleben anderer. Aber herrlich ist es auch, wenn man sehen und spüren darf, wie Kälte und Nebel schwinden, wenn man sich sagen darf: Gott schenkt dir hier, Hungrige und Durstige zu weiden, Betrübte und Geängstete zu trösten, hinterlistig Umgarnte zu befreien aus den Stricken, die fremder Glaubenswahn ihnen legte, Verlorene und Sünder herumzuholen aus Sünde und Verderben oder wenigstens ihre unschuldigen Kinder zu retten. Schwerlich wird auch ein Geistlicher oder Lehrer auf einem andern Posten so viel Liebe, Anhänglichkeit und treue Freundschaft von Kleinen und Großen sich gewinnen können als hier in der Vereinsamung.

Ansprüche der armen Gemeinden.

Freuden.

Wie der ganzen äußern Diasporanot, hauptsächlich dem Mangel an Geldmitteln, aufs kräftigste abgeholfen wird, das wollen wir uns noch in Kürze zeigen lassen durch einen Blick auf den Gustav-Adolf-Verein.

3. Der Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung.

Weitere Quelle: Leopold, 2 Referate zur Gründung des Martinshauses in Altshausen.

Wo immer lauter Jammer über die Bedrückung evangelischer Glaubensgenossen zu den Ohren der evangelischen Kirche drang, da hat es nie an herzlicher Teilnahme, an Rat und That für die Unglücklichen gefehlt. Wie kräftig hat schon Luther selbst da seine Stimme erhoben! Aber auch evangelische Fürsten legten Fürsprache ein, von Herzog Christoph von Württemberg und dem großen Kurfürsten an bis auf Friedrich den Großen. Deutsche Fürsten und Städte, noch mehr das protestantische England und Holland sandten den Mißhandelten reiche Geldunterstützungen.

Vorläufer.

Wo Vertriebene in Deutschland oder der Schweiz in großer oder kleiner Zahl sich einstellten, da öffneten sich ihnen gastliche Thore. Man beherbergte sie und geleitete sie weiter, bis eine neue Heimat sich ihnen aufthat.*) Noch im 18. Jahrhundert nahm Friedrich Wilhelm I von Preußen die ausgewanderten Salzburger auf, in unserm Jahrhundert Friedrich Wilhelm III die Zillerthaler.

um 1730

1837

Seltener findet sich in älterer Zeit ein offener Blick für die tägliche Not der Diaspora, die leibliche und die geistliche. Doch wird uns wiederum von Herzog Christoph erzählt, daß er den Krainer Pfarrer Primus Truber und den vormals kaiserlichen Landeshauptmann Hans Ungnad von Sonneg in stand stetzte, in Urach in Württemberg slovenische Bibeln und Gesangbücher zu drucken. Christophs Lehrer, Tiffern, vermachte ein Legat, von welchem 4 Krainer zum Studium der evangelischen Theologie in das Stipendium in Tübingen aufgenommen werden konnten. Wiederholt traten deutsche Landeskirchen den evangelischen Österreichern ihre besten jungen Kräfte ab als Prediger und Lehrer. Auch ständige Unterstützungskassen gab es an einzelnen Orten. Eine solche hatte in Frankfurt a. M. die französisch-reformierte Gemeinde für andere arme Gemeinden ihres Glaubens, eine zweite die niederländische evangelische Gemeinde daselbst für heimatlos umherirrende Landsleute. Mehrere Kassen zur Unterstützung von ausgewanderten Evangelischen und zu gerichtlicher Verfolgung von Beschwerden in Religionssachen gab es bei dem Corpus Evangelicorum.

---

*) Vrgl. I, 162; II, 159, 282 ff. Weitere Beispiele wird uns die Geschichte der Hugenotten zeigen.

Die Reichsstädte waren nicht allein die erste Zuflucht der Verfolgten. Wie viele Haus- und Kirchenkollekten mögen in ihnen wie für sonstige Kirchen-, Pfarr- und Schulhausbauten, so auch für arme Gemeinden der Diaspora abgehalten worden sein! Aus den Niederlanden kamen schon im 17. und 18. Jahrhundert jährliche Liebesgaben für notleidende rheinische, westfälische und pfälzische Gemeinden. Dort hatte man schon seit 1824 einen Verein, welcher in Nordbrabant Grundstücke und kleine Bauernhöfe ankaufte und mit Evangelischen besiedelte, um dem Aussterben und der Glaubenswerberei unter den dortigen protestantischen Gemeinden Einhalt zu thun.

Einzelne edle und fromme Persönlichkeiten, welche örtliche Beziehungen oder ihr Beruf mit Diasporagemeinden oder ganzen Diasporaländern verbanden, haben Großes geleistet. So hat eine Witwe Johanna Grevenberg in Aachen eine Gemeinde in stand gesetzt, wie- 1696
der für sich zu bestehen, andere haben reiche Legate vermacht, ein Konrektor Bernhaus in Düsseldorf hat der Gemeinde Hilden sein dortiges Gut nebst Waldungen hinterlassen. Für den uns bereits bekannten Kaufmann Kießling öffnete sich mit der Verkündigung des Toleranzedikts ein neues Feld der Thätigkeit. Jetzt galt es, Bethäuser und Schulen zu bauen, Pfarrer und Lehrer zu berufen. Zu diesem Zwecke „benützte er jede freie Stunde, Bettelbriefe zu schreiben nach Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Berlin, nach Schwaben, in die Schweiz, nach Holland, Dänemark, Rußland, England und Amerika, und in Nürnberg selbst zu sammeln." Durch die Napoleonischen Kriege und die Geldentwertung verarmte er selbst gänzlich. Da schrieb er an seine Freunde: „O Österreich, Österreich, du hast 1813
mir viele geistliche Freude gemacht, aber ich mußte sie mit meiner Gesundheit und ganzem Vermögen, mit meiner sogenannten Ehre und gutem Namen, unter viel Schmach, Verachtung und Undank erkaufen, und doch bin ich noch so von Herzen an meines Österreichs Zion attaschiert und gefesselt, und wenn ich ihm auch nicht mehr mit Silberlingen oder Bankozetteln dienen kann, so steht ihm Leib und Leben, ja mein letzter Blutstropfen zu Diensten."

Solch edle Geber und Fürbitter sanken aber ins Grab und die evangelische Kirche im ganzen vergaß ihre zerstreuten Glieder bald wieder. Mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, hatte sie großenteils keine Ahnung von deren Vorhandensein und vollends von deren vielen Bedürfnissen. Ja, die Diaspora wußte vielfach selbst nicht, was ihr fehlte, oder wollte es nicht wissen. Die vielleicht

der Hilfe am bedürftigsten und würdigsten gewesen wären, waren zu schüchtern, fremde Gemeinden darum anzugehen, oder zu arm, um auch nur jemand auf die Kollektenreise zu schicken. Andere Keckere kamen, und wo sie das Erbarmen ihrer Glaubensgenossen anschrieen, zogen sie mehr oder weniger reich beschenkt wieder nach Hause.

Gustav-Adolfstiftung in Sachsen.

In Deutschland weckte nun in unserm Jahrhundert den ersten Gedanken, für bedrängte Glaubensgenossen in der Zerstreuung eine bleibende Hilfsquelle zu schaffen, eine unter reger Beteiligung der Umgegend am 6. November 1832 in Lützen gehaltene Gedächtnisfeier für den vor 200 Jahren hier gefallenen Gustav Adolf. Beim Festmahle taucht der Gedanke auf, dem edeln Könige ein eisernes Denkmal zu setzen. Alsbald wird ein Aufruf erlassen, das ganze evangelische Deutschland möge sich mit Beiträgen beteiligen. Aber nur wenig ging ein. Denn vielfältiger Widerspruch erhob sich gegen ein solches Denkmal. Man wollte den uralten Schwedenstein unverändert erhalten, den bald nach des Königs Tode sein treuer Reitknecht Erichson mit Hilfe benachbarter Landleute an die Stelle gewälzt hatte, wo der Held gefallen war. Nun verhalf aber der Widerstand, welcher sich dem Denkmalsplane entgegenstellte, einem der Hauptbeteiligten, Superintendent Dr. Großmann in Leipzig, zu einem andern Gedanken. Er hatte in demselben Sommer im Auftrage seines Konsistoriums eine sächsisch-böhmische Grenzangelegenheit zu behandeln gehabt. Die 1000 Seelen zählende evangelische Gemeinde Fleißen in Böhmen war nach dem sächsischen Flecken Brambach eingepfarrt gewesen. Plötzlich aber war sie trotz sächsischer Gegenvorstellungen aus ihrem bisherigen Kirchen- und Schulverbande losgerissen und genötigt worden, ein eigenes hölzernes Bethaus, und gleichzeitig Pfarr- und Schulhaus zu bauen und einen eigenen Pfarrer anzustellen. Zu diesem Posten fand sich niemand anders als ein vormaliger Schuhmacher, der nie studiert hatte. Nun sagte sich Großmann — er bezeichnet diesen Gedankengang mit Recht als ein Gnadengeschenk der göttlichen Führung —: Sollten wir dem Manne, der die mit dem Tode ringende evangelische Kirche Deutschlands vor dem Untergang gerettet hat, ein Denkmal von Erz oder Stein setzen? Nein, ein lebendiges, bleibendes und zugleich segnendes Denkmal muß er haben, ein solches, das auch in der Gegenwart wieder die bedrängten Evangelischen rettet aus ihrer kirchlichen Not, das alle deutschen Protestanten vereinigt, das stärkt was sterben will, ein solches Denkmal, das wie der fromme König selbst im Glauben an den Sohn

Gottes steht und Thaten thut. Ein Verein, durch welchen evangelischen Gemeinden in katholischen Ländern geholfen wird, muß Gustav Adolfs Denkmal werden.

Dieser Gedanke schlug durch. Zwar wurde auch der Schwedenstein von den für diesen Zweck gestifteten Gaben durch einen eisernen Bau ausgeziert. Aber wertvoller war das lebendige Denkmal der Gustav-Adolf-Stiftung. Es bildeten sich 2 Hauptvereine in Leipzig und Dresden, welche sich die brüderliche Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen zur Aufgabe setzten. Mittel hiezu verschaffte ihnen eine Sechserammlung, eine Kollekte im Königreich Sachsen und eine für 6 Jahre bewilligte in Schweden. Dem Zweck einer Stiftung schien es zu entsprechen, daß die eingegangenen Gelder nicht sofort verbraucht, sondern zinstragend angelegt würden. Dadurch wurde aber alljährlich nur ein kleiner Zinsertrag zur Verwendung für die notleidenden Gemeinden frei, in den ersten 2 Jahren 151 Mk., im Jahr 1841/42: 1569 Mk. Das half nicht viel und machte wenig Eindruck nach außen. Der Verein war im übrigen Deutschland fast unbekannt. Nur ein einziger Zweigverein, Altenburg, schloß sich ihm an. Die in den Statuten enthaltene Voraussetzung, daß sich hin und wieder im Laufe eines oder sogar zweier Jahre keine Gelegenheit zu zweckmäßiger Verwendung der Zinsen finden könnte, deutet darauf hin, daß die Leiter selbst noch nicht den richtigen Begriff von der zu bekämpfenden Not hatten. 1837

Um diese Zeit las der hessische Hofprediger Karl Zimmermann in Darmstadt, Mitherausgeber einer Kirchenzeitung, wie zufällig in einem französischen Blatte von einer im Jahr 1839 in Paris gemachten katholischen Stiftung zur Erhaltung des Glaubens in Europa; er fand ferner einen Bericht über großen Eifer, der sich für denselben Zweck im südlichen Frankreich bemerklich mache. Er fragt sich: „Sollten wir Evangelischen nicht auch dasselbe für unsere Glaubensbrüder thun?" und ohne lange zu zögern, schreibt er auf das Reformationsfest 1841 in seine Zeitung einen begeisternden „Aufruf an die protestantische Welt." Zimmermann weist darin alle, die im vollen Genusse ihres evangelischen Glaubens stehen, hin auf die kirchliche und geistliche Not ihrer Glaubensbrüder, die keinen Prediger, keinen Seelsorger, kein Sakrament, keine Schule für ihre Kinder und keinen Tröster in der eigenen Sterbestunde haben, die in ihrer Verlassenheit so leicht im eigenen Glauben erkalten und schlauen Versuchern, die sie hinüberlocken in die römische Kirche, zur Beute werden.

Zimmermanns Aufruf 31. Oktober 1841

Man hat, führt er aus, in unserer Zeit für alle mögliche weltliche und religiöse Zwecke Vereine gegründet, die durchführen, was kein einzelner zu leisten vermag. Gründet nun, ihr Protestanten, auch einen Verein, in dem wir des Herrn Schafe weiden durch Befriedigung ihrer kirchlichen und religiösen Bedürfnisse und das Apostelwort erfüllen: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!“ Nicht um Eroberungen auf fremdem Gebiete handelt es sich, sondern um die Verteidigung dessen, was uns übertragen ist.

Zu diesem Zwecke müssen alle zusammengehen, die Protestanten heißen, Lutheraner, Reformierte, Unierte, Anglikaner oder welchen andern Namen sie führen, welcher Glaubensrichtung auch innerhalb ihrer Kirche sie angehören mögen, Supranaturalisten oder Rationalisten oder Pietisten. Die Fürsten mögen in ihre weltliche Krone die Krone der Begeisterung für ihre Kirche einflechten, die Kirche, zu deren Begründung und Verteidigung ihre Ahnen Gut und Blut opferten. Die Reichen mögen mit ihren weltlichen Gütern wuchern zur Ehre Gottes und dem Heil der Brüder. Bei dem ehrenwerten Mittelstande handelt es sich nicht darum, daß jeder viel, sondern daß viele etwas geben. Selbst die Armen mögen des Scherfleins der Witwe im Evangelium gedenken. Gottes Segen vermag auch das Kleine groß und viel zu machen. Wem Geisteskräfte verliehen sind, der brauche sie, andere zu begeistern, für das gemeinsame Werk zu raten und zu wirken.

Solches Thun müßte der protestantischen Kirche selbst unendlichen Gewinn bringen. Ihr größter Fehler ist ihre Zerrissenheit, der Mangel eines äußern Einheitsbandes. Nie wird der Eifer um die Wahrheit und die Hochhaltung der Gewissensüberzeugung eines jeden einzelnen es bei ihr zu einer auch nur äußerlichen Einheit des Glaubens und der Lehre kommen lassen. Nichts aber hindert, daß ein gemeinsames Liebesband alle Protestanten umschlinge. Was eignet sich besser dazu als das beantragte, aus dem Glauben hervorgehende Liebeswerk? Mächtig müßte dadurch das Ansehen und die Stellung der evangelischen Kirche nach außen gestärkt werden. Welcher Gewinn wäre es vollends für ihr inneres Leben, wenn Männer, die sich seither auf dem Felde der Wissenschaft und der Lehre oft und bitter bekämpft haben, sich auf einmal zusammenfänden bei Einer Arbeit, wenn bei den in Aussicht zu nehmenden Vereinsversammlungen sie den seither beargwöhnten Gegner entbrannt sähen von demselben

Liebesfeuer? O dann wird manche Aussöhnung stattfinden, mancher wird sein Schwert in die Scheide stecken, mancher den Waffen, die er auch später wieder führen zu müssen glaubt, ihre verwundende und giftige Schärfe nehmen." Andere, welche seither in ihrem Glauben kalt gewesen und ihrer Kirche gleichgültig gegenüber gestanden waren, werden aus dem Glaubensleben, das ihre Gabe bei den Brüdern in der Ferne neu hervorquellen läßt, sich selbst neue Glaubensfreudigkeit und heilige Begeisterung für ihre evangelische Kirche trinken.

Dieser Aufruf fand wunderbaren Anklang. Von allen Seiten her kamen Stimmen des Beifalls. Leipzig und Dresden konnten melden, daß sie längst haben, was Zimmermann erstrebe. Dieser aber geizte nicht nach der Ehre, den Hauptvereinen Dresden und Leipzig einen dritten Hauptverein Darmstadt an die Seite zu stellen. Es war ihm um die Vereinigung der ganzen deutschen evangelischen Kirche zum Werke des Glaubens und der Liebe zu thun. So wurde nach längeren Vorverhandlungen der „Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung" auf breiterer Grundlage neu aufgerichtet. Konstituierende Versammlung in Frankfurt. 1843

Beibehalten wurde der Name Gustav Adolfs. Leipzig blieb der Sitz für den neu gegründeten Zentralvorstand des Vereins, ferner für die Zentralkasse und das Zentralarchiv. Das seitherige Stiftungsvermögen ging in den Besitz des neuen Vereins über. Dieser aber wußte sich ganz andere Einnahmen und damit ein viel weiteres Feld für seine Wirksamkeit zu verschaffen.

Es gliederten sich dem Vereine nun eine ganze Anzahl von Hauptvereinen an. Es sollte in jedem deutschen Staate, in größeren Ländern in jeder Provinz ein Hauptverein sich bilden, dem dann wieder kleinere Vereine (Bezirks-, Orts-, Frauen-Vereine) sich unterordnen. So gehören jetzt zum Verein 43 deutsche und 3 österreichische Hauptvereine.

Ähnliche Vereine bildeten oder erweiterten sich auf die von Deutschland ausgehende Anregung hin in der Schweiz, in dem damals noch französischen Elsaß, in den Niederlanden, in Schweden, Italien und Rumänien. Nur England und Nordamerika hielten sich auffallender Weise von der Sache fern.

Jeder deutsche Hauptverein sammelt in seinem Lande Gaben. Hiefür pflegt ihm eine jährliche Kirchenkollekte bewilligt zu werden. Daneben her gehen aber an einzelnen Orten Sammlungen in Häusern, Sammlungen in Schulen, insbesondere bei Konfirmanden, denen ihre Geistlichen in den Tagen der Konfirmation die große Wohlthat vorstellen, Hauptvereine.

daß sie vom Elternhause aus von klein auf bis zum Konfirmationstag reichlichen Unterricht in der seligmachenden Wahrheit erhalten können, wogegen sie ihnen die leibliche und geistige Armut und Plage der Diasporakinder schildern. Frauen versammeln sich an bestimmten Wochentagen, besonders winters, arbeiten miteinander und lassen entweder ihre Arbeiten selbst, oder den Erlös aus denselben, oder auch den Inhalt einer regelmäßig aufgestellten Sammelbüchse dem Gustav-Adolf-Verein zu gute kommen. Sie stiften für neue Kirchen oder besonders bedürftige Gemeinden Kanzel-, Altar- oder Taufsteinbekleidung, heilige Geräte, Kirchenröcke und dergl. Zuweilen machen sie sich auch die Freude, mit einem Teil ihrer Mittel besonders bedürftige und ihnen persönlich nahe stehende Glieder der Diaspora unmittelbar zu bedenken, Arme zu speisen oder zu kleiden. Zu den Sammlungen kommen Legate oder außerordentliche Schenkungen, die von 1 oder 10 Mk. eines armen Dienstmädchens oder niedern Bahnbediensteten aufsteigen bis in die Hunderttausende. Eine gute Einnahmequelle sind auch die Jahresfeste des Hauptvereins, welche derselbe bald in dieser, bald in jener Stadt hält, wobei Stadt, Bezirk und Nachbarschaft besondere Festangebinde zu überreichen pflegen und die persönliche Berührung mit den dazu geladenen Arbeitern und Kämpfern aus der Diaspora die Herzen aller Festteilnehmer erwärmt und begeistert und ihnen über jede Bedenklichkeit zu geben hinweghilft. So stehen dem einzelnen Hauptverein je nach der Größe seines Landes und dem Vermögensstand oder der Opferwilligkeit der Landesbewohner alljährlich Mittel von 800 bis zu 100 000 Mk. oder darüber zur Verfügung. $^1/_3$ dieser Einnahmen darf der Hauptverein von sich aus verteilen. Wofür das zweite Drittel verwendet werden soll, darf er unter Berücksichtigung der vom Zentralvorstand ihm gemachten Vorschläge ebenfalls beschließen; er schickt jedoch die Gaben hieraus an die Empfänger nicht als seine eigenen, sondern im Namen des Zentralvorstandes. Das letzte Drittel ist nach Leipzig unmittelbar einzusenden. Darüber kann der Hauptverein nur so weit bestimmen, daß er angiebt, ob es zum Stiftungskapital geschlagen oder sofort verwendet werden soll.

Zentralvorstand. Vorsitzender, Sekretär und Kassier des Zentralvorstandes müssen ihren gewöhnlichen Wohnsitz in Leipzig haben. Seine 15 weiteren Mitglieder werden außerhalb Leipzigs gewählt. Dieselben werden zu den mindestens alle Vierteljahre stattfindenden Sitzungen eingeladen, können jedoch auch schriftlich ihre Stimmen abgeben. Der

Zentralvorstand nimmt alle an den Gesamtverein gerichteten Unterstützungsgesuche entgegen und befindet auch darüber.

Hauptversammlung.

Er legt aber bei den großen Hauptversammlungen, welche mindestens alle 3 Jahre immer in einer andern Gegend Deutschlands gehalten werden müssen, Rechenschaft ab über seine Beschlußfassung und Verwaltung. Stimmberechtigte Mitglieder der Hauptversammlung sind die Abgesandten der Hauptvereine. Jeder Hauptverein als solcher hat 1 Stimme. Verwendet er jährlich 6000 Mk., so bekommt er eine zweite Stimme und für jede weitern 6000 Mk. entsprechend weitere Stimmen, die übrigens nicht persönlich abgegeben werden müssen, sondern übertragen werden können. Die Hauptversammlung beschließt über die allgemeinen Angelegenheiten des Vereins, Statutenänderung, Wahl des Zentralvorstandes, Annahme von Hauptvereinen und drgl. Sie verwilligt eine „große Liebesgabe" an eine besonders bedürftige Gemeinde, welche etwa eine Kirche zu bauen hat, aber die Mittel zum Anfangen oder zur Vollendung ihres Baus aufzubringen nicht im stande ist. Wenn ihr nun auf einmal eine Summe von ungefähr 18000 Mk. in den Schoß fällt, so ist das Werk gesichert. Der Zentralvorstand schlägt der Versammlung 3 socher Gemeinden zur Auswahl vor; diejenige, welcher die meisten Stimmen zufallen, gewinnt den Sieg. Jedoch haben mitleidige Herzen dafür gesorgt, daß auch die beiden unterliegenden Gemeinden nicht leer ausgehen.

Die Vereinsgaben.

Die Menge der gewöhnlichen Verwilligungen kann selbstverständlich weder in ein paar Stunden abgemacht, noch den Augenblickseindrücken einer Festversammlung zur Entscheidung überlassen werden. Laufen doch bei dem Zentralvorstande jährlich gegen 1800 Unterstützungsgesuche ein, welche sorgfältig geprüft und gesichtet sein wollen. Verteilt aber werden von demselben jährlich über 200 000 Mk. Obgleich wenige Bitten als den Vereinszwecken gänzlich ferne liegend völlig abgewiesen werden, so müssen doch die einen wegen anderweitiger dringenderer Not zurückgestellt, andere beschränkt oder auf mehrere Jahre verteilt werden. Vielleicht kann man den Bittstellern auch noch andere Wege zu ihrem Ziele zeigen. Aber so viel ist klar, daß eine befriedigende Versorgung der ganzen weiten Diaspora sich nur bei planmäßigem Vorgehen und durch wohlerwogenes Zusammenarbeiten von Zentralvorstand und Hauptvereinen erreichen läßt.*)

*) Es wäre deshalb auch sehr zu wünschen, daß einzelne Gemeinden, welche Aussicht haben, wenn nur einmal die Reihe an ihnen ist, vom Gustav-Adolf-Verein ausgiebig unterstützt zu werden, darauf verzichten würden, die Privatwohltätigkeit der

Der Gustav-Adolf-Verein hat von seiner Gründung an bis zum Jahr 1897 in Deutschland 2729 Gemeinden, außerhalb des deutschen Reichs 1789 Gemeinden unterstützt. Er hat geholfen zum Neubau von 1972 Kirchen, 882 Schulen, 768 Pfarrhäusern. So sind würdige und zweckentsprechende, zum Teil sogar sehr schöne Gotteshäuser erstanden, wo man ehedem sich mit den elendesten Räumen hatte behelfen müssen, so eng und dumpf, daß bei jedem Festgottesdienste eine ganze Anzahl von Besuchern wegen Ohnmachtsanfall hinausgetragen werden mußten oder so schlecht gebaut, daß bei Regen das Wasser von der Decke troff, bei Sturmwind aber der Gottesdienst ganz eingestellt werden mußte, weil zu befürchten war, daß der Gemeinde das Haus über den Köpfen einstürze. Pfarrern und Lehrern wurden für elende Hütten, welche ihre und ihrer Familie Gesundheit untergruben, gesunde Wohnungen beschafft. Außerdem hat der Verein manch drückender Schuldenlast abgeholfen. Wo die Mittel fehlten zur Besoldung von Pfarrern und Lehrern, hat er kräftig eingegriffen. Wo die Verhältnisse noch zu klein und unsicher sind, um in den Etat einer Staatskirche einen Posten für Anstellung eines Geistlichen oder Lehrers oder für Reiseunterricht einzustellen, da reicht der Gustav-Adolf-Verein die fürs erste erforderlichen Gelder und macht dadurch möglich, daß das Kleine wachse und Bestand gewinne. Wie vielen kranken und alten, nur dem Namen nach pensionierten Geistlichen und Lehrern, wie vielen Witwen und Waisen von solchen hat er schon aus Hunger und Elend geholfen!

Solche persönliche Hilfeleistung kommt in der Regel nicht nur den Unterstützten selbst zu gut, sondern erhält den Gemeinden tüchtige Kräfte, macht es möglich, ganz und gar ungenügende oder unwürdige zu entfernen oder durch bessere zu ersetzen. Aus demselben Grunde gewährt der Verein auch gerne seine Beihilfe an Anstalten und Stiftungen, welche sich die Erziehung von Pfarrers- oder Lehrerskindern der Diaspora in Instituten, Lehrerbildungsanstalten, Gymnasien oder Universitäten der Heimatkirchen zur Aufgabe gemacht haben.

Noch notwendiger und eigentlich ausschlaggebend aber ist das Eintreten des Vereins, wo in der Diaspora selbst Anstalten errichtet werden, welche einer ganzen Anzahl von Gemeinden in grö-

Mitglieder des Vereins durch besondere Notrufe anzusprechen, indem dadurch eine gleichmäßige Gabenverteilung gestört wird, auch ernstlich zu befürchten steht, daß die allzu oft, und wie man hintendrein erfahren kann, in übertriebener Weise Angejammerten die Freudigkeit, für die Diaspora zu geben, überhaupt verlieren.

ßerem Umkreis dienen müssen: Konfirmandenanstalten, Seminarien, Waisen- und Siechenhäuser, Diakonissenanstalten, vielleicht mit eigenen Krankenhäusern. Da erst können viele Kinder, Alte und Kranke der Bearbeitung durch ihre katholische Umgebung ganz entzogen, an Leib und Seele gepflegt und bewahrt werden. Wenn Konfirmanden 2 volle Jahre vor der Konfirmation in einem Hause untergebracht sind, das eigens für ihre Bedürfnisse eingerichtet ist, da lassen sich die oben beschriebenen großen Mängel in ihrem religiösen Erkennen und Empfinden gründlicher beseitigen und können sie in ihrem evangelischen Glauben fester und nachhaltiger gegründet werden als da, wo auch der treuste Pfarrer auf stundenweite Entfernung über sie wacht und im besten Falle nach Wochen sie eben auf 1 Stunde zu sehen bekommt.

So vieles der Gustav-Adolf-Verein seither schon in der ganzen weiten Diaspora gethan hat, — er dehnt seine Arbeit neuestens bis nach Ägypten und Palästina, nach Ostindien, China und Japan aus, — so bleibt doch immer noch viel zu thun übrig.

Ja es ist nicht das geringste Verdienst des Vereins, daß er selbst immer neue Bedürfnisse weckt, daß er durch seine Thätigkeit der Diaspora wie den evangelischen Landeskirchen erst die Augen für das öffnet, was hier not thut und sie auch ihrerseits die ihnen selbst verliehenen Kräfte und Mittel brauchen lehrt.

Es haben auch die meisten deutschen Regierungen schon die Entstehung des Vereins mit Freuden begrüßt und die vom Zentralvorstand ihnen überreichten Statuten gerne genehmigt. Sie verwilligten darauf nicht nur dem Vereine für seine allgemeinen Zwecke eine regelmäßige Kirchen- oder Hauskollekte, sondern lassen sich auch bis heute durch ihn antreiben, nach der eigenen Diaspora besser zu sehen, die nötige Anzahl von geeigneten Arbeitern und größere Geldmittel für sie zur Verfügung zu stellen. Aller Anerkennung wert ist es, daß man sogar in Österreich den Segen einer richtigen Pastoration der Akatholiken erkennt und z. B. in Böhmen, abgesehen von den Mitteln, welche für die Kirchenleitung und kirchliche Aufsicht, sowie für evangelische Schulen gewährt werden, Staatsbeiträge zum auswärtigen Religionsunterricht giebt. Sobald der Geistliche auf einer Station 20 Kinder oder mehr vereinigt, bezahlt ihm der Staat 50 Kreuzer für die Unterrichtsstunde und eine Reisevergütung von 7 Kreuzern für den Kilometer. Gut gemeint ist es auch, wenn er der evangelischen Kirche sogar zu zwangsweiser Beitreibung ihrer Kirchen-

Anregung der Heimatkirchen und Landesobrigkeit.

steuer seinen Arm anbietet. Auch Eisenbahngesellschaften gewähren dem Geistlichen für seine Reisen Freikarten. Sehr schön ist, was der Bericht des Zentralvorstands von 1897 aus Ungarn erzählt. „In die baufällige Kirche von Schur hatte der Blitz geschlagen. Da meint der Güterdirektor eines katholischen Ordens: „Es ist doch sehr betrübend, wenn ein christliches Gotteshaus in einem Zustand ist wie das Ihrige," und der Ordensprälat schenkt Ziegeln zum Bau und gewährt auch der Pfarrersfamilie, der bei dieser Gelegenheit fast alles verbrannt ist, Unterstützung."

Opferwilligkeit der Diaspora.

Das wichtigste aber ist die Anregung des Eifers von Gemeinden und einzelnen Männern und Frauen der Diaspora für ihre evangelische Kirche und ihren evangelischen Glauben. Sie sehen, was der Verein an dem und jenem Ort geleistet hat. Das giebt ihnen den Gedanken ein, wie den Glaubensgenossen an ihrem Orte geholfen werden könnte. Sie hoffen und unternehmen, was vordem unmöglich geschienen hatte. Sie strengen ihre Kräfte bis aufs äußerste an. Sammlungen werden veranstaltet; jedes Gemeindeglied verpflichtet sich, monatlich 10 oder 20 Pfg. zu geben. So bringen kleine Handwerker oder Fabrikarbeiter Tausende von Mark auf. Den Allerärmsten macht die Liebe erfinderisch. Eine arme Witwe liest Ähren und bringt dem Pfarrer den Erlös mit 3 Mk., eine andere sammelt Schwämme und bringt 20 Pfg., die sie daraus erlöst. Ein altersschwacher Greis trägt tagtäglich umsonst Steine auf das hohe Gerüst des Kirchbaus, und heißt seine Kinder, wenn er gestorben sei, seinen ganzen in Kleidern bestehenden Nachlaß zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins verkaufen. Eine ungarische Gemeinde sollte neue Kirchenglocken bekommen. Schon waren die Fuhrleute bestellt, sie zu holen. Aber die andern ließen das nicht zu. Wer die Ehre haben wollte, sollte dafür bezahlen. So ersteigerte sich der vermöglichste Bauer das Recht, sie zu holen, mit 50 fl.

Auch andauernde große Kirchensteuer nimmt man freiwillig auf sich. 200 deutsche Dienstmädchen in Lyon steuern jede durchschnittlich 16 Mk. im Jahr, in Mitterbach in Österreich entrichtet der einfache Holzknecht mit 200 fl. Jahreslohn bis zu 17 fl. jährliche Kirchen- und Schulsteuer für sich und seine Familie. Die größtenteils aus Fabrikarbeitern bestehende Gemeinde in Aussig brachte bis vor 2 Jahren 2200 fl. an Kirchen- und Schulsteuern auf. Das reichte nicht mehr. Man sah sich vor die Frage gestellt, ob man nicht die evangelische Schule aufgeben solle. Aber die Gemeindean-

gehörigen wußten, welches Kleinod sie in ihrer Schule besaßen und zeichneten auf einen warmen Aufruf sofort weitere 1200 fl. Zu den Gemeindesteuern kommen aber noch häufig Veranlassungen zu sammeln oder zu geben für einzelne augenblicklich bedrängte Glaubensgenossen. Gustav-Adolf-Frauen-Vereine übernehmen es, eine stattliche Anzahl armer Kinder an Weihnachten oder zur Konfirmation zu kleiden, die Konfirmanden über die Zeit des vorbereitenden Unterrichts auf ihre Kosten in der Stadt unterzubringen. Die Aussetzung eines ansehnlichen, aber doch bei weitem nicht ausreichenden Pensionsfonds für Österreich durch den Zentralvorstand hat die evangelischen Pfarrer und Lehrer Österreichs zur Gründung einer Sterbekasse für ihre Hinterbliebenen ermutigt. Beim Ableben eines Mitglieds bezahlt der Verein der Witwe und den Waisen so viele Gulden aus, als der Verein Mitglieder zählt. Die Gemeinden, welche früher manchmal jede Zahlung an die Angehörigen mit dem Todestage ihres Pfarrers oder Lehrers einstellten, beginnen eigene Pensionsfonds zu sammeln.

Aber nicht nur zu pekuniärer Selbsthilfe raffen sich die zuvor tief Gedrückten und Mutlosen auf. Noch erfreulicher ist das geistige Leben, das sich in den Gustav-Adolfs-Gemeinden vielfach zeigt. Die Gemeindebildung führt zu einer Art von Erweckung. „Leute, die in der Fremde versumpft waren, gar nicht mehr wußten, daß man den lieben Gott auch braucht," wenden sich mit Freudigkeit und Eifer dem Dienste Gottes zu. Die sich einzig und allein im Gottesdienste kennen lernten, werden treue Freunde fürs Leben und stehen einander mit Rat und That bei. Zwei ehemalige Gustav-Adolfs-Schützlinge, die Söhne des Kirchendieners Fischer in Eger, der eine Pfarrer, der andere Lehrer, haben zur Pflege evangelischen Glaubens und Denkens in den evangelischen Schulen Österreichs ein Lesebuch und ein Memorierbuch herausgegeben, die wohl in einzelnen Stücken (z. B. in der Darstellung Luthers) sich um der Zensur willen eine bedauernswerte Zurückhaltung auferlegen mußten, aber in anderer Hinsicht mustergültig genannt werden können. Geistige Hebung.

„Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe," das kann man nirgends deutlicher sehen, als in der Diaspora. Dafür nur 2 Beispiele aus Böhmen. Die schon erwähnte Schule in Aussig wurde im Jahr 1849 im Glauben begonnen mit 2 Kindern. Jetzt zählt sie 4 Schulklassen mit gegen 200 Kindern. Eger war bis zum Jahr 1863 Filial der bayrischen Gemeinde Waldsassen un- Äußeres Gedeihen.

ter demselben Pfarrer wie heute, Superintendent Ithamar Koch. Mit Marienbad zusammen hatte die Gemeinde Eger 520 Seelen und bei Eröffnung seiner Schule 5 Kinder. Gottesdienst und Schule wurden in gemietetem Lokal gehalten. Jetzt vereinigt ein großer Platz eine schöne Kirche, Schule, Pfarrers- und Lehrerswohnung. Die Gemeinde Eger allein zählt über 1600 Seelen. Sie hat wohl noch eine bedeutende Schuld; aber dadurch wird der Segen des Gewonnenen nicht vermindert.

Von ähnlichem Wachstum und Gedeihen ließe sich aus der deutschen Diaspora, aus Italien, Belgien und andern Ländern erzählen. Die Zahl der Gemeinden, aus welchen von einem Rückgang des Werks berichtet werden müßte, ist verhältnismäßig klein.

Kämpfe des Vereins.

Auch dem Vereine selbst sind Schwierigkeiten und Kämpfe nicht ganz erspart geblieben; es ist aber durch Gottes Hilfe bisher jedesmal gelungen, sie rasch zu überwinden. Ein unbezwingliches Mißtrauen brachte dem Verein Ludwig I von Bayern entgegen. Er stieß sich
1844 namentlich am Namen Gustav Adolfs; er erklärte den Verein für eine Parteiverbindung, welche geeignet sei, Gegenvereine hervorzurufen und so den kirchlichen Frieden und die so wichtige Eintracht in Deutschland zu zerstören. Die für Passau und Unteraltenbernheim eingesandten Vereinsgaben wurden mit Beschlag belegt und mit der Verwarnung zurückgesandt, künftige Gaben würden behalten und für andere Zwecke verwendet werden. Den bayrischen Unterthanen wurde jeder Verkehr mit dem Verein und jede Annahme einer Gabe von demselben bei namhafter Strafe untersagt. Zwar den beiden genannten Gemeinden entging die ihnen zugedachte Unterstützung nicht, indem zwei Nürnberger Kaufleute ihnen die beschlagnahmte Summe aus eigenen Mitteln ersetzten. Bei dem Könige aber halfen keine Gegenvorstellungen über den wahren Zweck und Charakter des Gustav-Adolf-Vereins. Jedoch stand es nicht lange an, so legte Ludwig I die Regierung nieder. Maximilian II aber hob das Verbot
1849 des Vereins auf.

In Österreich wurden dem Verkehr mit dem Vereine anfänglich nur gewisse Grenzen gezogen. Später wurden Sammlungen für den Verein, der gerade Österreich von Anfang an so viele Wohlthaten
1861 zukommen ließ, gestattet und seit dem Erscheinen des Religionspatents konnten sich in Österreich eigene Gustav-Adolf-Vereine bilden.

Die Revolutions- und Kriegsjahre 1848, 1866, 1870 konn-

ten wohl die Abhaltung einer Hauptversammlung in den betreffenden Jahren, nicht aber den Fortgang des Liebeswerkes selbst hindern Drohende Gefahren aber sind gnädig und fast unvermerkt an dem Vereine vorübergegangen.

Gefährlicher schien ein innerer Streit werden zu wollen. Eine Berliner Hauptversammlung wies mit einer Mehrheit von wenig Stimmen den Abgesandten von Königsberg, Dr. Rupp, zurück, der infolge von Streitigkeiten mit seiner Oberkirchenbehörde aus der protestantischen Landeskirche ausgetreten war und eine „freie Gemeinde" gegründet hatte. Dieser Beschluß spaltete eine Weile den Gesamtverein und fast alle Hauptvereine in 2 Lager. Die einen erklärten das Zusammengehen mit einem solchen Manne für unmöglich; den andern schien mit seiner Zurückweisung der Hauptgrundsatz christlicher Liebe und Duldsamkeit verletzt. Die Erregung war so stark, daß einzelne Vereine ganz eingingen, andere dem Gustav-Adolf-Verein den noch bestehenden „Lutherischen Gotteskasten" an die Seite stellten. Bald aber wurde das Friedensbedürfnis so allgemein, daß man schon 1847 den Streit begrub, und der Verein fortan um so sorgfältiger sich hütete, jeder Art von politischen wie gegenkirchlichen (altlutherischen sowohl als freisinnigen) Bestrebungen Eingang oder Unterstützung zu gewähren. 1846

Innerhalb dieser Grenzen hat sich das Zusammenarbeiten der verschiedenen protestantischen Kirchen- und Glaubensrichtungen an dem einen Liebeswerke sehr wohl bewährt. Dasselbe hat ein gutes Stück dazu beigetragen, den Frieden innerhalb der evangelischen Kirche selbst zu fördern, die Gegner einander zu nähern. Sehr schön ist die diesbezügliche Äußerung eines lutherischen Konsistorialrats, Dr. Otto in Glauchau, der selbst anfänglich geglaubt hatte, sich dem Vereine gegenüber ablehnend verhalten zu müssen, aber sich durch seinen Bürgermeister von der Notwendigkeit des Mitarbeitens gerade der lebendigen Christen an dem Werke hatte überzeugen lassen. Derselbe sagt: „Ich habe einen einzigen Satz gelernt, aber den möchte ich nicht daran geben um alles in der Welt: Wenn das evangelisch-lutherische Bekenntnis in uns nicht ein totes Lippenwerk, sondern ein wahrhaftiges Herzensbekenntnis ist, so quillt daraus eine evangelische Liebe, die weiter, viel weiter reicht als über das Gebiet der evangelischen (d. h. der lutherischen) Bekenntniskirche, eine Liebe, die sich berufen und verpflichtet erachtet, alle lieb zu haben und zu segnen

Erfolg des Vereins.

die mit uns den Einen Herrn und Heiland anrufen. Ich halte nicht viel von dem Pochen auf den Erfolg. Aber daß zu der Gustav-Adolf-Stiftung Gott der Herr sich wunderbar bekannt hat, das sollten die Gegner nicht länger in Abrede stellen wollen."

Das wollen auch wir dankbar anerkennen. Gott hat in allen Beziehungen und in reichem Maße wahr werden lassen, was Zimmermann gehofft und in seinem Aufrufe ausgesprochen hat. Der Verein hat nicht nur viele und große Wohlthaten über die Diaspora ausgestreut und dieselbe dadurch äußerlich und innerlich gehoben. Er hat den Gegensatz zwischen evangelischer und katholischer Kirche wohl je und je neu zum Bewußtsein gebracht; aber vertieft und verbittert hat er ihn nicht; vielmehr hat er der evangelischen Kirche zu mehr Gunst und Ansehen unter den Katholiken verholfen. Auf die evangelische Kirche selbst aber ist aus dem äußern Werke ein reicher geistlicher Segen zurückgeflossen. Möge darum unser ganzes Volk den Verein, der ihm seither ein Liebling unter den Vereinen gewesen ist, fernerhin hochhalten, pflegen und weiterbilden!

II. Hauptabschnitt.

Die Schweizerische Reformation.

Achtes Kapitel:

Zwingli und Calvin und die von ihnen gegründete Kirche.

1. Zwingli und die reformierte Kirche der deutschen Schweiz.

Quellen: Gieseler. R. Stähelin, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte. Haucks Realencyklopädie.

Zuletzt wurde verglichen: Rudolf Stähelin, „Huldreich Zwingli, sein Leben und Wirken." Blösch, Geschichte der schweizerisch=reformierten Kirchen.

Als Luther in Wittenberg den Kampf gegen den Ablaß und für die reine Schriftlehre begann, da war Huldreich Zwingli, Leutpriester an dem berühmten Wallfahrtsorte Einsiedeln, durch seinen Bildungsgang und eigenes Forschen in der Schrift schon zu ähnlicher Erkenntnis gelangt. Er hat vor= und nachher ganz von sich aus das Wort Gottes gepredigt, auch einzelne besondere Ärgernisse in seinem Berufskreise mutig angegriffen oder geräuschlos beseitigt. Man wird aber behaupten dürfen, daß Zwingli von sich aus nicht zu einem Reformator der Kirche, ihrer Lehre und ihres Lebens geworden wäre, wenn nicht erst Luther seine Stimme erhoben und dadurch ihn innerlich vertieft und seiner Sache gewiß gemacht, auch zu offenerem Hervortreten ermutigt hätte, und wenn nicht Luther außerdem die Macht des Papsttums mit Gottes Hilfe gebrochen und Zwinglis eigenem Wirken in den Herzen vieler Schweizer Bahn gemacht hätte.

a) Zwinglis persönliche Entwicklung.

Huldreich Zwingli ist zu Wildhaus, dem höchstgelegenen Dorfe des Toggenburger Landes, am 1. Januar 1484 geboren. Der Vater, ein angesehener Bauer, wurde von der Gemeinde zum Ammann gewählt. Ein Bruder des Vaters war Pfarrer, zwei andere nahe Verwandte waren Klosteräbte. Nichtsdestoweniger ging die Erziehung der 9 Kinder im Zwinglischen Hause dahin, alle von klein auf zu lehren, „ihre Armut und Übel fröhlich zu tragen, wie Christus mit seiner reinen Mutter sie getragen hat." Wie damit „der Sinn fröhlicher Genügsamkeit und Arbeitsamkeit, der später den Reformator auszeichnete, schon im Elternhause gepflanzt worden ist, so mag die seine Heimat umgebende majestätische Gebirgswelt die demütige und vertrauensvolle Ehrfurcht vor der Allmacht des in Natur und Geschichte sich offenbarenden Gottes in ihm geweckt haben."

Familie und Studien.

Frühzeitig nahm der Onkel, welcher von Wildhaus nach Wesen als Pfarrer und Dekan versetzt wurde, den reichbegabten Neffen in

sein Haus auf, um ihm den ersten Unterricht zu erteilen; bald aber
schickte er ihn in berühmte Schulen nach Basel und Bern. Ehe
Zwingli 16 Jahre alt war, ließ der Oheim ihn den letztern Aufent-
halt vertauschen mit dem in Wien; er wollte ihn den Lockungen der
Berner Dominikanermönche entziehen. In Wien wird die humanistische
Richtung in dem jungen Zwingli noch weiter gekräftigt worden sein.
1502 Als er seine Studien in Basel vollendete, übernahm er gleichzeitig
eine Stelle als Lehrer an einer dortigen Schule. Schon hatte er
die volle Abneigung der Humanisten gegen die Scholastik*) in sich
aufgenommen. Trotzdem machte er den üblichen philosophischen Kurs
durch, „um den Feind kennen zu lernen, den er einst würde bekäm-
pfen müssen." So behielt er auch die Freude des Humanisten an
Scherz und Spiel und heiterer Geselligkeit bei. Die Musik schätzte
er als „die beste Trösterin gegenüber allen Arten von Traurigkeit;"
er soll selbst verschiedene Instrumente gespielt haben. In der herr-
schenden Theologie fand Zwingli eine noch schlimmere Mischung von
Weltweisheit, Gott, eitler Geschwätzigkeit, Barbarei und Ruhmsucht.
Kaum hatte er jedoch mit ihrem Studium begonnen, so wurde er
1506 durch Gemeindewahl auf die Pfarrstelle in Glarus berufen, die er,
erst 22jährig, antrat, nachdem er zuvor einen päpstlichen**) Anwärter
mit viel über 100 fl hatte zufrieden stellen müssen.

Amt

Als Pfarrer von Glarus nahm Zwingli es sehr genau mit
seinen ausgedehnten Amtspflichten. Er fühlte sich als Hirten, von
dem Gott das Blut seiner Schafe fordern werde. Da Zwingli seine
Landsleute auch als Feldprediger zu begleiten hatte, so lernte er einen
der größten Schäden des schweizerischen Volkslebens, das Reislaufen,
d. h. das Nehmen fremder Kriegsdienste, aus nächster Nähe kennen.
Dabei konnte es vorkommen, daß Schweizer gegen Schweizer kämpften.
Die Zurückkehrenden aber brachten Üppigkeit, frechen Leichtsinn und
Laster aller Art ins Vaterland zurück und verderbten so die einfältigen
Schweizersitten. Diejenigen aber, welche den auswärtigen Fürsten
Söldner vermittelten, bezogen von denselben Bestechungsgelder oder
Pensionen (Jahrgelder). Daher eiferte Zwingli gegen beides, das
Reislaufen wie den Seelenverkauf der eigenen Landsleute. Nur
die Abgabe von Mannschaft an den Papst betrachtete er noch als
pflichtmäßige Beschützung der Mutter Kirche und des Statthalters
Christi gegen blutgierige Tyrannen.

Durch diese Art von Thätigkeit zog sich jedoch der eifrige See-

---

*) Vrgl. I, 325 f. mit 318. **) I, 116 f.

lenhirte einen solchen Haß der Franzosenfreunde in Glarus zu, daß er sein dortiges Amt nach 10jähriger Thätigkeit mit einer Leutpriesterstelle in Einsiedeln vertauschen mußte. Die von der Mehrheit der Gemeinde gehoffte spätere Rückkehr ihres Pfarrers nach Glarus wurde durch dessen Berufung an das Großmünster in Zürich vereitelt. 1516 1. Januar. 1519

Neben den äußern Obliegenheiten des Amtes hatte nun aber Zwingli schon in Glarus seine humanistischen Studien fortgesetzt. Er las lateinische Schriftsteller aus dem heidnischen und christlichen Altertum und unterhielt einen regen Verkehr mit den Humanisten seiner Zeit, trat auch in Briefwechsel mit Erasmus. In andern jungen Schweizern, die er unterrichtete, suchte er mit Erfolg die Liebe zur Wissenschaft und dem Altertum zu wecken. Der Pfarrer von Glarus gewann einen eigentlichen Schülerkreis und wurde in der ganzen Schweiz berühmt „durch seine Gelehrsamkeit und den Adel seiner Sitten.“ Humanismus.

Im Jahr 1513 fing Zwingli an, griechisch zu lernen. Nun erst wurde eine im letzten Jahre seines Basler Aufenthalts von dem damals nach Basel übergesiedelten Humanisten und Theologen Thomas Wyttenbach ausgegangene Anregung in ihm fruchtbar „die theologische Wahrheit statt aus den Beweisführungen der Scholastik aus der Heiligen Schrift selbst zu schöpfen.“ Zwingli selber schreibt darüber: „Da kam ich zuletzt dahin, daß ich gedachte: Du mußt die Philosophie und Theologie der Zänker liegen lassen und die Meinung Gottes lauter aus seinem eigenen einfältigen Wort lernen. Da hub ich an, Gott zu bitten um sein Licht und mir fing an die Schrift viel leichter zu werden (wiewohl ich sie bloß las), als wenn ich viel Kommentare und Ausleger gelesen hätte.“ Auch andere Samenkörner der Wahrheit warf Wyttenbach in die Herzen seiner Anhänger. So verteidigte er in einer Disputation über den Ablaß die These, „daß der Tod Christi allein die Ursache der Sündenvergebung sei, und daß nicht die Schlüsselgewalt der Kirche, sondern nur der Glaube sie dem Menschen zu eröffnen vermöge.“ Bibelstudium

Durch alles zusammen wurde Zwingli so weit gebracht, daß er später sagen konnte: „Ich habe das Evangelium Christi im Jahre 1516 (also in Einsiedeln) angefangen zu predigen, ehe in unserer Gegend noch irgend ein Mensch von Luthers Namen gewußt hatte.“ Unter „Evangelium“ verstand er die schlichte Auslegung des Wortes Gottes, insbesondere die Mahnung, auf Gottes Barmherzigkeit sein Predigt des Evangeliums.

Vertrauen zu setzen und sein Leben nach Christi Vorbild zu gestalten. Es gehörte ihm dazu wesentlich auch der Kampf gegen die Laster, auch die Sünden im staatlichen und gesellschaftlichen Leben und die „Einschärfung des durch Christum gegebenen wahren Gesetzes."

Stellung zur Kirche und ihren Mißständen. Auf sein eigenes Priesteramt gestattete Zwingli seiner neugewonnenen biblischen Erkenntnis soweit Einfluß, daß er einzelnen groben Auswüchsen des kirchlichen Lebens wie dem schamlosen Ablaßverkauf
1518 des Franziskaner Samson in Übereinstimmung mit seinen Vorgesetzten entgegentrat. Gleich bei seinem Eintritt in Zürich überraschte er die versammelten Chorherren mit der Erklärung, daß er statt über die kirchlichen Perikopen über das Evangelium Matthäi fortlaufend predigen wolle, „nicht nach menschlichem Gutdünken, sondern zur Ehre Gottes und Jesu Christi." Dagegen hütete er sich vor jedem öffentlichen Angriff auf die allgemeine kirchliche Lehre und kirchlichen Brauch, obwohl er bereits erkannte, daß z. B. die Anrufung der Fürbitte der Heiligen in der Schrift so wenig begründet sei als das Papsttum. Sein Hauptanliegen war auch hier Heilung der sittlichen Schäden seiner Stadt und seines ganzen Volks. Für die Zurückhaltung gegenüber römischen Irrlehren hatte er einen auch von Luther anerkannten Grund, daß zuerst das Heil schlechtweg gepredigt werden müsse aus dem klaren Wort Gottes. Sei dadurch die alleinige Zuversicht auf Gott gehörig gewachsen, so werde auch der Betrug der falschen Hoffnung (auf Fürbitte der Heiligen) wohl hinfallen. Ferner war es bei ihm Grundsatz, stets im Einvernehmen mit den kirchlichen Vorgesetzten zu bleiben, sowohl bei Einführung von Verbesserungen als bei Abschaffung von Mißbräuchen und drückenden Lasten. Diesen Grundsatz befolgte er bis zum Jahr 1522. Er wendete sich noch an den Bischof, als er schon daran war, Cölibat, Fastengebote und drgl. abzuschaffen. Solches Vertrauen zu den kirchlichen Behörden war bei Zwingli in seinem ganzen Erziehungsgang begründet. Von Kind auf hatte er Lehrer und Vorgesetzte gefunden, die ihm gewogen waren und ihm halfen, gefürchtete Klippen zu umschiffen. Generalvikar Faber ist ihm noch gegen Samson beigestanden. Manches, was der Papst anderswo nie zugegeben hätte, übersah er den Schweizern und insbesondere den allein treu gebliebenen Zürichern.
1523 Als Hadrian längst Kunde haben mußte von der evangelisierenden Richtung Zwinglis, schickte er noch ein schmeichelhaftes Schreiben an ihn, damit er seinen Einfluß verwende, den Kanton, der fast die

Hälfte der päpstlichen Garde stellte, auf der Seite des Papstes zu erhalten.

Daneben läßt sich nun aber nicht leugnen, daß Zwingli allzulange in unwürdiger Abhängigkeit von der römischen Kirche geblieben ist. Noch 1518 bat er um die mit einer Pension verbundene Würde eines päpstlichen Hofkaplans; erst 1520 verzichtete er auf die Pension, die ihm seine Freiheit geraubt hatte. Er hat später selbst sein Zurückbleiben bedauert und sich des Mangels an Bekenntnistreue angeklagt. Noch hatte eben der lautere Bibelchrist in ihm nicht den vollen Sieg gewonnen über den klugen Humanisten. Ebensowenig hat der Humanismus ihn stählen können gegen die Versuchungen des Priestercölibats. „Ich hatte keinen", so bekennt er selbst später, „der mich in der Besserung leiten konnte und wollte, dagegen nicht wenige, die mich darüber verspotteten und bin leider gefallen und habe wie der Hund das Ausgespieene wieder gefressen. (2. Petr. 2, 22.)" Erst das Evangelium lehrte ihn die Kraft dessen kennen, der da spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr arbeitet und beladen seid und ich will euch Ruhe geben." Von der Anstellung in Zürich an hat Zwingli mit Erfolg gegen seinen Fehler gekämpft und im Jahr 1522 mit einer ehrbaren Witwe, Anna Reinhard, eine eheliche Verbindung geschlossen; er hat auch davon eine Anzeige an den Bischof und die Eidgenossen gemacht, aber mit Rücksicht auf das noch bestehende Verbot und Vorurteil gegen Priesterheirat seine Ehe 2 Jahre lang geheim gehalten.

Zwingli von Stufe zu Stufe weiter zu führen, dazu hat zweifellos Luther und der Fortgang der Reformation in Deutschland viel beigetragen. Als Luthers Schriften erschienen, fühlte sich Zwingli dadurch in seinen eigenen Anschauungen mächtig gestärkt. Ohne daß er selbst sich dessen ganz bewußt wurde, vertiefte sich seine seitherige Auffassung vom Evangelium und Pauli Lehre von Sünde und Gnade. Die Übereinstimmung von Zwingli und Luther war aber eine so vielfache und auffallende, daß beim Erscheinen von Luthers Auslegung des Vaterunsers Zuhörer Zwinglis meinten, die Schrift müsse von diesem herrühren. Zwingli ließ sich von solchen, welche Luther persönlich aufsuchten, über ihn berichten, seine Schriften bezog er alsbald und verbreitete sie in Hunderten von Exemplaren. Offen stellte sich Zwingli im Humanistenkreise auf die Seite der Lutherfreunde, verzagte auch nicht, als die Bannbulle gegen ihn veröffentlicht wurde. Er tröstete einen besorgten Freund darüber mit den

Stellung zu Luther.

Worten: „Wer den Willen Gottes thut, braucht von den Menschen nichts zu fürchten. — Wer für die Ehre der Welt kämpft, der wird dem Stroh gleichen, welches im Rauch aufgeht, sobald das Feuer ihm nahe kommt; wer aber für Christum kämpft, der wird sein Haus auf den Felsen bauen, der Christus ist und der auch im Feuer nicht untergeht. Ich glaube, daß die Kirche, wie sie durch Blut gestiftet worden ist, so auch jetzt nur durch Blut kann erneuert werden. Denn nie wird die Welt mit Christo eins werden und der Lohn Christi ist uns nur mit Verfolgung verheißen. Aber nie wird es unserer Zeit an Leuten fehlen, welche, um Christum zu predigen, ihr Leben gerne aufs Spiel setzen, auch wenn ihre Namen bei den Menschen noch so sehr in Verruf kommen."

Nur die persönliche Berührung mit Luther vermied Zwingli; er wollte auch nicht lutherisch heißen. Wer will ihn tadeln, wenn er sich darüber folgendermaßen ausspricht: „Die Päpstler sprechen: Du mußt wohl lutherisch sein; du predigst doch gleich, wie der Luther schreibt. Antwort ich ihnen: Ich predige doch auch so, wie Paulus schreibt. Warum nimmst du mich nicht vielmehr für einen Paulischen? Ja ich predige das Wort Christi. Warum nimmst du mich nicht vielmehr für einen Christen? Luther ist, wie mir dünkt, so ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit so großem Ernst die Schrift durchfündelet, als in 1000 Jahren keiner auf Erden gewesen ist und mit dem mannlichen unbewegten Gemüt, damit er den Papst von Rom angegriffen hat, ist ihm keiner je gleich worden, solange das Papsttum gewähret hat. Wes ist aber solche That? Gottes oder Luthers? Frag den Luther selbst; ich weiß wohl, er spricht: Gottes." „Lasset nicht zu, fromme Christen, daß uns der ehrliche Name Christi verwandelt werde in den Namen Luthers! Denn Luther ist nicht für uns gestorben: so laßt uns den erkennen, von dem allein wir alles Heil haben. Predigt Luther Christum, so thut er eben, wie ich thue, wiewohl, Gott sei Lob! durch ihn eine unzählbare Welt mehr als durch mich und andere zu Gott geführt werden. Aber dennoch will ich keinen anderen Namen tragen als meines Hauptmanns Christi, des Kriegsmann ich bin; der wird mir Amt und Sold geben, so viel ihm gut scheint."

b) Die Reformation in Zürich.

Ganz in der Stille gedieh der Gedanke einer durchgehenden Reformation in Zwingli und andern zur Reife, und von dem Augenblick an, wo man über einer Kleinigkeit sich von der römischen Kirche

getrennt hatte, vollzog sich in Zürich die kirchliche Umwandlung so
rasch und so vollständig, daß die Züricher Kirche von allem Römi=
schen in Lehre, Gottesdienst und Sitte gereinigt dasteht in einem Zeit=
punkt, wo man überall in Deutschland noch sich über einzelne Punkte
des Gottesdienstes und der Sitte besann, ob man sie beibehalten **1525**
oder aufgeben sollte.

Als Klagen von Mönchen und Chorherren über Zwingli, daß
er die kirchlichen Einkünfte schmälere, den Rat zu dem Befehle ver= **1520**
anlaßten, alle Prediger in Stadt und Land sollen in ihren Vorträ=
gen sich ausschließlich an die *Heilige Schrift* halten, da wagte
die römische Kirche noch keineswegs, Zwingli oder den Rat anzutas=
ten, suchte vielmehr beider Freundschaft auf jede Weise sich zu er=
halten. Dagegen übertraten im Jahr 1522 mehrere Bürger, durch
Zwinglis Predigten dazu veranlaßt, das *Fastengebot*. Zwingli
selbst darüber befragt, tadelte zwar die Eigenmächtigkeit, gab aber
in der Sache den Bürgern Recht und schrieb jetzt seine erste Refor=
mationsschrift: „Von Erkiesen und Freiheit der Speisen.“ Der
Bischof und die eidgenössische Tagsatzung in Luzern mischten sich
ein; sie warnten vor Neuerungen und verboten alle Unruhe stiftenden
Predigten. Mehrere Geistliche, die allzu laut hervortraten, wurden
verfolgt. Über Zwingli aber brachte man die entehrendsten Gerüchte
in Umlauf, und in drei Klöstern predigten die Mönche unaufhörlich
gegen ihn, bis dieser den Rat um Anstellung eines öffentlichen *Reli=
gionsgespräches* bat, damit er von seiner Lehre öffentlich Rechen=
schaft ablegen könne.

Ein solches wurde anberaumt auf den Januar folgenden Jah= Religions=
res. Zu demselben mußten alle Geistlichen des Kantons sich einfin= gespräch 29. Januar
den; auch der Generalvikar Faber von Konstanz erschien. Zwingli **1523**
leitete das Gespräch ein mit den Worten: wie Gott je und je seine
Wahrheit nach langer Verdunklung wieder ans Licht gebracht und
die in Sünde und Irrtum dahin gegebenen Menschen wieder zur
Erkenntnis seines Evangeliums zurückgeführt habe, so habe auch
jetzt dieses sein Licht die menschlichen Aufsätze und Lehren wieder
zu durchbrechen angefangen. Jedem aber, der seine Lehre für Ketze=
rei halte, sei er bereit, gütig und ohne Zorn Antwort zu geben.
„Nun wohl her im Namen Gottes, hier bin ich!“

Für die Disputation hatte Zwingli die von ihm gepredigte
Lehre in 67 Artikeln zusammengestellt. Dieselben seien auch hier

aufgeführt, so weit sie geeignet sind, uns ein Bild von dem Zwinglischen Reformationswerk zu geben.

Alle, die sagen, das Evangelium sei nichts ohne die Bestätigung der Kirche, irren und schmähen Gott ([1]).

Im Glauben des Evangeliums steht unser Heil, in des Unglauben unsere Verdammnis; denn alle Wahrheit ist klar in ihm ([15]).

Summa des Evangeliums ist, daß unser Herr, Christus Jesus, wahrer Gottes Sohn, uns den Willen seines himmlischen Vaters kund gethan und uns mit seiner Unschuld vom Tod erlöst und Gott versöhnt hat ([2]).

Daher Christus der einig Weg zur Seligkeit, der Wegführer und Hauptmann ist für alle, die je waren, sind und sein werden ([3] mit [6]).

Christus Jesus ist ein ewig Heil und Haupt aller Gläubigen, die sein Leib sind, der aber tot ist und nichts vermag ohne ihn ([7]).

Alle so in dem Haupt leben, sind Glieder und Kinder Gottes, und das ist die Kirch oder Gemeinsame der Heiligen, eine Hausfrau Christi, ecclesia catholica ([8]).

Christus ist ein einiger, ewiger oberster Priester. Es beeinträchtigt, ja zerfetzt die Ehre und Gewalt Christi, daß andere sich für oberste Priester (Papst) ausgegeben haben ([17]).

Christi Opfer währt und bezahlt in Ewigkeit für aller Gläubigen Sünd. Die Meß ist nicht ein Opfer, sondern ein Wiedergedächtnis des Opfers und Sicherung der Erlösung, die Christus uns bewiesen hat ([18]).

Christus ist ein einiger Mittler zwischen Gott und uns. Außer ihm bedürfen wir keines Mittlers (keiner Fürbitte der Heiligen) ([19] und [20]).

Christus ist unsere Gerechtigkeit. Unsere Werke sind in dem Maße gut, als sie Christi sind. So viel sie unser sind, sind sie nicht recht, nicht gut ([22]).

Gott läßt allein die Sünde nach durch Christum Jesum, seinen Sohn, unsern alleinigen Herrn ([50]).

Die Beicht, so dem Priester oder Nächsten geschieht, soll nicht für ein Nachlassen der Sünd, sondern für ein Ratforschung ausgegeben werden ([52]).

Christus hat all unser Schmerzen und Arbeit getragen. Welcher nun den Bußwerken zugiebt, das allein Christi ist, der irrt und schmäht Gott ([54]).

Wer sich weigern würde, irgend eine Sünde dem bereuenden Menschen nachzulassen, wäre nicht an Gottes, noch an Petri, sondern an des Teufels Statt (55).

Den Bann kann kein einzelner jemand auflegen, sondern die Kirche d. h. die Gemeinde, unter welcher der Bannwürdige wohnt, mitsamt dem Wächter, das ist Pfarrer (31).

Bannen kann man nur den, der öffentliches Ärgernis giebt (32).

Die wahre Heilige Schrift weist kein Fegfeuer nach dieser Zeit. Das Urteil der Abgeschiedenen ist allein Gott bekannt. Je weniger uns Gott davon hat lassen wissen, desto weniger sollen wir uns unterfangen, davon zu wissen (57—59).

Von dem Charakter, des die Priester in den letzten Zeiten sind inne worden, weiß die göttlich Schrift nichts. Sie erkennt auch keine Priester, denn die das Gotteswort verkündigen. Denen heißt sie Ehr entbieten d. h. sie mit leiblicher Nahrung versorgen (61—63).

Christus verwirft die Hab und Pracht dieser Welt. Die Reichtum an sich ziehen in seinem Namen, schmähen ihn größlich (23).

Gott ist nichts mißfälliger als gleisnen. Alles, so sich schönt vor den Menschen, ist eine schwere Gleisnerei und Verruchtheit. Hie fallen Kutten, Zeichen, Platten 2c. (26).

Alle Christenmenschen sind Brüder Christi und unter sich, sollen keinen Vater aufblasen auf Erden. Da fallen hin Orden, Sekten, Rotten 2c. (27).

Die Ehe geziemt allen Menschen. Die so Reinigkeit verheißen, nehmen wie Narren oder Kinder zu viel auf sich. Die solche Gelübde abnehmen, verfahren freventlich gegen die frommen Menschen (28 mit 30).

Ein jeder Christ ist unverbunden zu den Werken, die Gott nicht geboten hat, er darf allezeit alle Speise essen. Käs- und Ankenbrief sind eine römische Geschwindigkeit (24).

Zeit und Ort sind den Christenmenschen unterworfen und nicht der Mensch ihnen. Die so Zeit und Ort anbinden (in Feiertagen und Wallfahrtsorten), berauben die Christen ihrer Freiheit (25).

Die geistliche Gewalt hat für ihre Pracht keinen Grund aus der Lehre Christi; aber die weltliche hat Kraft und Befestigung aus der Lehre und That Christi (34 und 35).

Den Weltlichen sind auch alle Christen schuldig, gehorsam zu sein, niemand ausgenommen, sofern sie nicht gebieten, das wider Gott ist (37 und 38).

So sie aber untreulich und außer der Schnur Christi fahren würden, mögen sie mit Gott entsetzt werden (42).

So viele nun vordem den Zwingli verketzert und ihm samt seinen Anhängern mit Verbrennen gedroht hatten, jetzt schwiegen sie alle. Nur der Generalvikar erhob seine Stimme für die durch ihr Alter geheiligten Gebräuche der Kirche; jedoch vergeblich, da er sie aus der Schrift nicht zu begründen vermochte, und der Rat außer ihr nichts gelten ließ. Vielmehr befahl der Rat jetzt Zwingli, fortzufahren wie seither; auch alle anderen Prediger sollten nichts vorbringen, als was sie mit der Schrift bewähren könnten.

Dadurch wurde die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der seitherigen kirchlichen Weise immer allgemeiner. Die altgläubigen Priester fühlten sich nicht mehr sicher in der Stadt, „geschweige, wenn sie auf die Falkenjagd gingen oder den Bauern über die Hecken setzten." Einzelne mutige Prediger des Evangeliums machten den Anfang mit

seit April 1523

Verheiratung und öffentlichem Kirchgang. Das Chorherrenstift beim großen Münster stellte selbst beim Rat den Antrag auf seine Reformation. Mönche und Nonnen verließen mit obrigkeit-

im September.

licher*) Bewilligung ihr Kloster oder wurden sie von den Eltern weggenommen, weil man aus dem göttlichen Worte erkannte, daß Klosterwerk und Gelübde Gott nicht gefällig seien.

Abschaffung der Bilder.

Das Volk aber fragte sich: Warum haben wir noch Messe und Bilder, wenn sie doch wider das Evangelium sind? Etliche Männer unter Anführung des Schuhmachers Klaus Hottinger gruben ein vor der Stadt angebrachtes Kruzifix um und warfens zu Boden. Solche That kam doch vielen zu überraschend und rief großen Unwillen hervor. Die Thäter wurden ins Gefängnis geworfen. Man sprach davon, sie müßten hingerichtet werden. Der Rat selbst konnte nicht schlüssig werden. Da jedoch die evangelischen Prediger insoweit für die Gefangenen eintraten, daß sie sagten, wider Gott sei das Umwerfen des Kruzifixes nicht, dieselben haben für ihr gewaltsames

Gespräch von Bildern und Messe.

Vorgehen höchstens eine Polizeistrafe verdient, so ordnete der Rat zu seiner eigenen Aufklärung ein zweites Gespräch von Bildern und Messe an. Wiederum mußten alle Angehörigen des geistlichen

Oktober 1523

Standes von Stadt und Land Zürich dabei erscheinen. Außerdem wurden die Bischöfe von Konstanz, Chur und Basel, die Basler Universität und die Eidgenossen der 12 Orte eingeladen. Von den letz-

*) Obrigkeitliche Aufhebung der Klöster erfolgte erst im Dezember 1524.

tern aber erschien niemand außer den Abgeordneten von Schaffhausen und St. Gallen. Im übrigen mochte die Versammlung 900 Teilnehmer zählen. Der Verlauf der 3 Tage währenden Disputation war für die Anhänger des Alten ebenso kläglich wie zuvor im Januar. Darum war die nächste Folge die Freilassung der Gefangenen. Klaus Hottinger aber, als Anführer, mußte schwören, Züricher Stadt und Gebiet 2 Jahre lang zu meiden. Zur Vorbereitung weiterer Schritte wurde eine gedruckte Einleitung an alle Prediger auf dem Lande hinausgegeben, ein hübsches Büchlein, in dem der evangelische Heilsweg kurz gelehrt und Bilder und Messe unter das Licht der Heiligen Schrift gestellt werden. Diese Einleitung sollte man überall verlesen. Um Volk und Pfarrer noch deutlicher zu belehren, mußten Zwingli und andere Verkündiger des Evangeliums das Land bereisen. im November.

Darauf wurden die Bildtafeln in den Kirchen einstweilen verhängt, bewegliche Bilder außer Gebrauch gesetzt. Den murrenden Priestern und Mönchen aber gab der Rat ein drittesmal Gelegenheit, vor ihm sich über Bilder, Messe und Heiligenverehrung auszusprechen. Sie zogen es meist vor, schriftliche Äußerungen abzugeben. Da aber ihre Gründe sich nicht stichhaltiger erwiesen, so ging der Rat Schritt für Schritt vorwärts. Alle Prozessionen, Kreuzzüge, Wallfahrten nach Einsiedeln und andern Orten wurden eingestellt. Das Fronleichnamsfest und die Aufstellung der Monstranz auf dem Altare wurden abgeschafft. Denn, sagte man, Christi Fleisch soll man essen, sein Blut trinken, nicht aber beides beschauen. Die Märtyrersärge (Reliquienkästen) wurden geöffnet, die wenigen Gebeine, die sich darin fanden, begraben. Weihung von Palmen, Wasser, Salz und Kerzen, ebenso Schiedung- und Wetterläuten wurden verboten. Nicht nur der lateinische Chorgesang*) wurde unter Berufung auf 1. Kor. 14 abgethan, sondern sogar das Orgelspiel. 1524

Den Bischof von Konstanz hatte man um Belehrung gebeten, falls man irren würde. Derselbe schickte einen Bericht von 50 Bogen zur Befestigung von Bildern und Messe. Diesen las der Rat zweimal aufmerksam durch, ließ ihn auch der Bürgerschaft vorlesen; aber männiglich entnahm daraus nur, „daß wenig Grunds aus göttlichem Wort darin gelegt und angezeigt war.“ Auch den Eidgenossen wurde unter Beilegung der oben erwähnten Einleitung Mitteilung von den vorgenommenen Änderungen gemacht und

*) Erst im Jahr 1598 trat in Zürich an die Stelle des früheren Chorgesangs deutscher Gemeindegesang.

angekündigt, daß die gänzliche Abschaffung der Bilder auf Pfingsten in Aussicht genommen sei. Als auf diesen Termin keine Antwort einlief, erging ein Ratsmandat, die Gemeinden sollen über Entfernung oder Beibehaltung der Bilder Beschluß fassen. Gewaltthätigkeiten werden nicht geduldet werden. Wo man sie abschaffen wolle, solle eine aus dem Pfarrer und ehrbaren Männern gebildete Kommission das Geschäft vornehmen. Die Mehrzahl der Gemeinden war willig und „verbrannten freudig den Götzenfluch miteinander." Ein Jahr darauf entfernte man auch die Altäre und Sakramentshäuslein aus den Kirchen. Wenn bei dem allem köstliche Werke der Malerei und Bildschnitzerei vernichtet wurden, so haben das „die Abergläubischen übel bedauert, die Rechtgläubigen aber hieltens für einen großen, fröhlichen Gottesdienst." Andere Kleinodien der Kirche, Gold und Silber, wurden unter Berufung auf die mannigfachen großen Kosten der Reformation vom Rate eingefordert und zu Geld gemacht. Kleiderstoffe wurden zum Teil für die Armen zu Hemden und Kleidern umgearbeitet, teilweise auch verkauft. Da nun aber viel Hoffart damit getrieben wurde, so haben manche bedauert, daß man nicht alles miteinander verbrannt habe.

Abschaffung der Messe.

Ev. Abendmahl. 1525

Vor Ostern 1525 setzten Zwingli und seine Amtsgenossen die Abschaffung des von den Katholiken am höchsten gehaltenen Gottesdienstes, der Messe, durch. Dafür hielt man in den Züricher Kirchen am Gründonnerstag, Karfreitag und Osterfest erstmals „Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn mit großem Verwundern vieler Leute und mit noch viel größern Freuden der Gläubigen." Die Kommunikanten saßen im Chor. Verordnete Diener trugen ihnen in hölzernen Schüsseln ungesäuertes Brot und in hölzernen Bechern Wein zu. Nun brach ein jedes selbst einen Bissen von dem Brot und nahm den Kelch in seine Hand. Kein Gesang begleitete mehr die Feier, sondern nur Gebet, Verlesung von Schriftstellen wie 1. Kor. 11, 20 ff.; Joh. 6, 47 ff. und Ansprache des Geistlichen. An Stelle des von Zwingli vorgeschlagenen wechselsweisen Sprechens des Glaubensbekenntnisses und der Lobpreisung durch Männer und Frauen verordnete der Rat ebenfalls Vorlesung durch die Geistlichen.

Förderung christlicher Erkenntnis.

Dem entsprechend wurde der ganze Gottesdienst vereinfacht. Die Zahl der Fest- und Feiertage wurde beschnitten. Alle überflüssigen geistlichen Stellen hob man auf. Dagegen geschah viel für Förderung der religiösen Erkenntnis in Stadt und Land durch sonn- und werktägliche Predigten, durch Bestellung von Pfarrern, wo es an solchen

gebrach, und namentlich auch durch Ausbildung und Weiterbildung der Geistlichkeit. Mehrere eingezogene Klöster wurden in Schulen umgewandelt. Darin wurden so viele junge Leute auf Kirchenkosten zu Geistlichen herangezogen, daß Zürich auch auswärtigen Gemeinden, welche evangelische Prediger begehrten, aushelfen konnte. In Zürich wurden täglich Schriftlektionen in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache gehalten. Nicht nur die Studierenden, sondern auch sämtliche Stadtgeistlichen hatten diese Lektionen zu besuchen. Für die anwesende Gemeinde wurde das Vorgetragene sogleich in einer deutschen Predigt wiederholt. An solcher Schriftauslegung beteiligte sich der unermüdliche Zwingli. Es wurden aber auch durch ihre Sprachenkenntnis berühmte Männer von auswärts für diesen Zweck berufen und angestellt. Der durch die Erzählung seiner Lebensgeschichte auch unter uns allgemeiner bekannte Thomas Platter wurde in die Pfarrhäuser auf dem Lande hin und her gerufen, wo zum Teil schon bejahrte Männer sich von ihm in die Kenntnis der hebräischen Sprache einführen ließen.

Was vom Kirchengut nicht gebraucht wurde zu Besoldung, Neuschaffung oder Aufbesserung ungenügend ausgestatteter Pfarrstellen oder auch für Pensionen und Abfindungen, das sollte Spitälern und Hausarmen zu gut kommen. Auch zur Ansammlung von Überschüssen in allgemeine Notstandkassen wurde Anweisung gegeben, damit in teurer Zeit daraus Getreide angekauft und das arme Volk aus den Händen der Kornwucherer gerettet werde. Kirchengut.

Man konnte freilich dem im Bauernkrieg und sonst, z. B. von Wiedertäufern*), geäußerten Verlangen der Abschaffung aller Zehnten und Abgaben nicht willfahren. Dagegen sehen wir doch überall das Bestreben der Züricher Obrigkeit darauf gerichtet, im eigenen Lande und auswärts die Bevölkerung von dem seither hauptsächlich durch die Kirche geübten Druck und Ausbeutung zu befreien. So wurde das seitherige kostspielige und schleppende Verfahren in Ehestreitigkeiten vor dem bischöflichen Gericht in Konstanz selbstverständlich abgeschafft. Dafür wurden allgemeine Satzungen aufgestellt, allenthalben aus Ortsgeistlichen und Weltlichen gemischte Ehegerichte gebildet, von denen es Berufung nur an den Rat in Zürich gab. Montag und Donnerstag wurden als Gerichtstage bestimmt. Längstens in 8 Tagen sollte entschieden werden. Ehegericht

Der Bettel auf den Gassen und vor den Kirchthüren wurde Armenversorgung.

*) Vrgl. S. 179 ff.

verboten. Einheimische, ohne eigene Schuld Verarmte, sollten täglich mit Mus und Brot gespeist werden. Fremde wurden einmal im Spital gespeist, wenn es nötig war, über Nacht behalten, dann ausgewiesen. Müßiggänger, Verschwender, liederliche Leute, solche, welche Gold, Silber oder Seide trugen, desgleichen Verächter der Kirche und des Wortes Gottes, Flucher und Händelstifter waren vom täglichen Almosen ausgeschlossen. Erst wenn sie in die äußerste Not gerieten, sollten Bürgermeister und Rat beschließen, was mit ihnen zu geschehen habe. Für die gewöhnlichen Geschäfte war eine eigene Armenbehörde bestellt.

Zürich war in früherer Zeit, obwohl es nicht fehlte an frommen, ehrbaren Leuten beiderlei Geschlechts, doch in der Eidgenossenschaft gewesen „was Korinth in Griechenland; denn da lag stets viel fremdes Volk, der Fürsten und Herren Boten und richteten viel Üppigkeit und Leichtfertigkeit an." Auf das Andringen der evangelischen Prediger aber sorgte nun die Obrigkeit für Sittenzucht, „damit nicht durch sömlich schandlich Wesen das heilige Evangelium geläfstert werde." Für die Übertretungen des sechsten Gebots wurden Strafen festgesetzt mit zunehmender Verschärfung bei Wiederholungsfällen. Söhne und Töchter ehrbarer Familien sollten der Strafe so wenig

Sittenzucht.

1526 entgehen als andere. Wer überwiesen war, wurde bis zum Erweis merklicher Besserung nicht nur vom heiligen Abendmahl, sondern von allen ehrlichen Ämtern, von Wahlen, Zunft, Gesellschaft und allen Vereinigungen zu Freud und Leid ausgeschlossen. Eigentliche Ehebrecher wurden außerdem mehrere Tage bei Wasser und Brot eingesperrt, und wenn sie sich nicht warnen ließen, aus Stadt und Land verwiesen geradeso wie gewerbsmäßig Liederliche oder Kuppler. Wenn jemand nach anscheinender Besserung Rückkehr gestattet wurde, dasselbe aber trotzdem in das alte Laster zurückfiel, so sollte es ohne Gnade ertränkt werden. Solche Ordnung wurde alljährlich öffentlich verlesen. An jedem Ort waren 2—4 Ehegaumer (Ehrichter) aufgestellt, welche angewiesen waren, zuerst zu warnen, wo sich aber die Leute nicht warnen ließen, beim Vogt Anzeige zu machen, und

1526 wenn dieser nicht einschritt, in Gemeinschaft mit dem Pfarrer den Fall vor den Rat zu bringen. Zur Erleichterung der Sittenaufsicht wurden Tauf- und Eheregister eingeführt.*)

---

*) Erstere sollten nicht nur Wiedertäufer verhindern, ihre Kinder der Taufe zu entziehen, sondern auch unmöglich machen, daß Väter wie häufig geschah, ihre Kinder für jünger ausgäben, um sie an der Eheschließung zu hindern. Die Ehere-

Bräuche und Vergnügungen des Berchtoldstages (2. Jan.), der Fastnacht und des Aschermittwochs, die erfahrungsgemäß zu Fleischessünden Anlaß gaben, so das Küchlireichen bei Klöstern, geistlichen und weltlichen Personen und alles Butzenwerk (Verkleidung), überhaupt die wüsten und unreinen Vergnügungen, „die man vom Papsttum her hatt," wurden bei Strafe verboten.

Zur Erhaltung der Treue im Lehren und guter Zucht unter der Geistlichkeit wurde alljährlich im Herbst Synode gehalten, wozu von jeder Gemeinde außer dem Pfarrer 1—2 ehrbare Männer zu erscheinen hatten. Da wurden allgemeine Angelegenheiten und Mängel besprochen, um dem Rate Besserungsvorschläge zu unterbreiten. Jeder Pfarrer mußte aber auch einzeln abtreten, worauf nach seiner Lehre und seinem Leben Nachfrage gehalten wurde. Hiebei sollten jedoch nicht allein die Gemeindeabgeordneten, sondern auch die Amtsgenossen gehört werden, welche zu diesem Zwecke vorher je einer nach des andern Lehre und Leben sich fleißig zu erkundigen angewiesen waren. Man sieht aus dem allem, wie es der Züricher Obrigkeit, die sich stets eingehend von Zwingli und andern Züricher Geistlichen beraten ließ, ein heiliges Anliegen war, mit der Reformation von Gottesdienst und Sitte dem Wort und Willen Gottes in allen Stücken gerecht zu werden. Das ist um so höher anzuschlagen, da namentlich im Anfang Zürich mit thatsächlichen Änderungen und Verbesserungen unter den Eidgenossen ganz allein vorging, von denselben aufs ernstlichste abgemahnt und bedroht wurde.

Synoden.

seit 1528

c) Zürich und die Eidgenossen.

Wohl vermochten auch andere Kantone wie Bern und Basel dem Verlangen ihres eigenen Volkes nach evangelischer Predigt nicht zu widerstehen; aber jede Antastung der kirchlichen Sitte glaubten ihre Regenten um der Sicherheit ihrer Herrschaft und um der Eidgenossenschaft willen verbieten und bestrafen zu sollen. Denn die 5 Orte Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug nebst Freiburg vereinigten sich „mit allem Vermögen, so ihnen von Gott verliehen, beim alten Glauben zu stehen und den neuen auszurotten, auch mit denen, so dem anhängig, gar keine Gemeinschaft zu haben." Bern, Glarus, Basel, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell ließen wiederholt freundschaftliche Warnungen an Zürich ergehen.

Zwar der Erkenntnis konnte sich niemand entziehen, daß der

gister wurden mit besonderer Rücksicht auf solche Pfarrer angelegt, die um des seitherigen Vorurteils willen sich dem öffentlichen Kirchgang zu entziehen suchten.

Priester „unverschampt und ungeistlich Wesen" mitschuld sei an den ent-
1525 standenen Wirren. 9 Orte stellten auf einem Tag in Luzern, nachdem sie den katholischen Glauben bestätigt und gegenteilige Predigt, sowie die geringste Abweichung von den Kirchengebräuchen zu strafen beschlossen hatten, selbst eine ansehnliche Anzahl von Beschwerdepunkten wegen überflüssiger Mehrung und häufigen Mißbrauchs des geistlichen Rechts auf und machten Besserungsvorschläge. In Wirklichkeit blieb alles beim Alten.

Die Züricher aber ließen sich durch Vorstellungen und Drohungen so wenig irre machen als durch die päpstliche Hinterziehung des der Stadt schuldigen Kriegssoldes; und thatsächliche Gewaltanwendung unterblieb, da Bern sich entschieden weigerte, daran teilzunehmen.

Die Erkenntnis, daß die Reformation nicht tot zu machen sei,
Disputation von Baden Mai 1526 wenn ihr nicht ihr Unrecht nachgewiesen würde, bewog nach jahrelangem Besinnen die katholische Geistlichkeit und die ihr ergebenen Kantonsregierungen zum Ausschreiben einer Disputation nach Baden. Nur traf man seine Maßnahmen so, daß der Sieg auf die katholische Seite fallen mußte. Als hauptsächlichen Disputator hatte man sich Dr. Eck von Ingolstadt verschrieben. Im Einladungsschreiben, das im Namen der 12 Orte ausging, war als Zweck des Gesprächs nicht etwa das angegeben, daß die Wahrheit ans Licht gebracht werden solle, „sondern daß der Zwingli und seinesgleichen ihres verführerischen Lehrens geschweigt und das gemeine Volk von den Irrtümern abgewandt und reuig gemacht werde." Unter solchen Umständen waren weder Zwingli*) noch Zürich zur Teilnahme zu bewegen.

*) Zwingli konnte sich darauf berufen, daß die Fünforte, die in Baden zu befehlen hatten, schon Anstalt getroffen haben, ihn gefangen nach Luzern zu bringen. Eben dort sei er bereits im Bilde verbrannt worden. Deswegen forderte Zwingli zu einer Disputation eine starke und unabhängige Stadt und erklärte, nur Gottes Wort sich zu unterwerfen, aber keine menschlichen Richter über Gottes Wort anzunehmen. Er sagte sich auch mit Grund, daß wenn er in Baden für überwunden erklärt würde, entweder die Reformation in Zürich unterdrückt werden oder blutige Bürgerkriege entstehen müßten. Daher wird man zugeben müssen, daß, rein menschlich angesehen, sein Wegbleiben klug und recht war. Dennoch dürfen wir fragen, ob Zwingli nicht auf das dringende Verlangen seiner Freunde und die bündigen Zusicherungen des Schutzes der wohlwollenden eidgenössischen Stände hin es hätte wagen sollen, nach Baden zu gehen, um als Führer und Anstifter der schweizerischen Reformation, wofür Freund und Feind ihn ansah, Rechenschaft zu geben von der guten Sache und üble Vorurteile zu beseitigen. Nur richten dürfen wir ihn deshalb nicht; denn für derartige

An Zwinglis Statt waren nun die hauptsächlichen Wortführer der Reformierten Ökolampad von Basel und Berchtold Haller von Bern. Gestritten wurde um Messe, Heiligenverehrung, Fegfeuer und Erbsünde. Die Katholiken suchten schon durch ihr äußeres Auftreten, Pracht mit Kleidern, goldenen Ringen und dergl. Eindruck zu machen und die Evangelischen als einen bettelhaften, elenden Haufen der Verachtung preiszugeben. Wollten die Evangelischen den Mund aufthun, so hieß es alsbald, sie sollten sich „gleitlich," d. i. dem ihnen gnädigst gewährten freien Geleite entsprechend halten und reden, wogegen Eck sie mit Verachtung, Schmach und Spott überschütten konnte, ohne dafür irgend eine Zurechtweisung zu erfahren. Nichtsdestoweniger gewann Ökolampad auch bei den Gegnern großes Ansehen durch die Geduld, Langmut, Tapferkeit und Geschicklichkeit, womit er stritt, und durch seinen stillen und frommen Wandel, der vorteilhaft abstach von der üppigen und ärgerlichen Lebensweise Ecks und seiner Genossen. Etliche sprachen: „O wär der gäl (blasse) Mann auf unserer Seite und auf unserem Glauben! An Dr. Eck sieht man Unverschampte und frevles Schwätzen und gar keinen Geist."

Die Leiter der Disputation wehrten freilich solche Wahrheitseindrücke von sich ab. Das Endurteil war: schwerer Bann über Zwingli, der nicht hat kommen wollen und über alle, die gekommen sind und sich nicht haben weisen lassen. Man beschloß, in allen Stücken bei dem seit vielen Jahrhunderten bewährten Glauben zu bleiben, alle Abweichungen zu bestrafen. Wo man den genaueren Hergang der Disputation nicht kannte, machte auch der über ihr Ergebnis erstattete glorreiche Bericht tiefen Eindruck, so sehr, daß man sogar in Bern feierlich beschloß, beim alten Glauben und der römischen Kirche zu bleiben und den katholischen Eidgenossen versiegelten Bescheid davon gab. Außer Bern versprachen auch Glarus, Schaffhausen, Appenzell, abzustellen, was wider die christlichen Gebräuche vorgelaufen. Dafür wurde von 7 streng katholischen Kantonen mit diesen der alte eidgenössische Bund erneuert, wogegen man sich weigerte, Zürich, St. Gallen und Mülhausen zu schwören. Basel wollte man nur unter der Bedingung wieder annehmen, daß es Ökolampad und andere Prediger entferne und die katholischen Bräuche wieder besser halte als in letzter Zeit. Es schien, als müsse es zum

Dinge gilt keine allgemeine Regel, wohl aber der von dem Apostel Paulus ausgesprochene Grundsatz: „ein jeglicher halte von sich mäßiglich, nach dem Gott ausgeteilet hat das Maß des Glaubens." Röm. 12, 3.

Krieg der Eidgenossen untereinander kommen, wozu der Papst und die Geistlichen gar heftig hetzten. Aber gerade die Gewaltthätigkeit der päpstlich gesinnten Orte verdroß die gemäßigten. Ihre eidgenössische Liebe und Treue trieb sie an, den Bund mit den verfemten Orten wenigstens in ihrem Teil zu erneuern. Auch lenkte ein neues Bündnis der Eidgenossen mit dem König von Frankreich, wovon nur Zürich sich fernhielt, die Gedanken von einem innern Kriege wieder ab.

In Bern aber war das Verlangen des Volkes nach einer Reformation nicht länger zu beschwichtigen. Wies man die Bürger auf die Badener Disputation hin, so hieß es, was eigentlich in Baden vorgegangen sei, komme gar nicht an den Tag. Die dringende Bitte des Basler und Berner Rats aber um Mitteilung des von Angehörigen beider Teile abgefaßten amtlichen Protokolls wurde von den Fünforten beharrlich abgeschlagen. Da schrieb der Berner Rat ungeachtet des Widerstands der Fünforte eine neue Disputation in die eigene Stadt aus, die trotz dem Wegbleiben sämtlicher dazu geladenen katholischen Bischöfe und Hauptkämpfer für die Einführung der Reformation in Bern und Basel ausschlaggebend wurde. Glarus, Appenzell und Graubünden überließen es den einzelnen Gemeinden, mit Stimmenmehrheit sich für die Reformation oder für den alten Zustand zu entscheiden. Bern trat sofort auch dem „Burgrecht" bei, das Zürich und Konstanz zu gegenseitigem Schutze gegen Vergewaltigung um des Glaubens willen miteinander aufgerichtet hatten. Die Antwort der Fünforte auf das Schutzbündnis der Reformierten war ein Bündnis nicht nur mit kleineren katholischen Herren in der Nachbarschaft, sondern mit dem Erbfeinde Österreich selbst zum Zweck „der Zwinglischen und Lutherischen Sekte gemeinsam entgegen zu treten und die neue Lehre abzustellen."

(Marginal notes: Disputation in Bern. Januar 1528 — 1529)

Einzelne Gewaltakte.

Die größte Erbitterung zwischen beiden Teilen führten übrigens nicht allgemeine Maßnahmen herbei, sondern einzelne Gewalthandlungen, die man sich seit Jahren auf der einen und andern Seite zu Schulden kommen ließ, teils im eigenen Gebiet, teils in den „Gemeinen Herrschaften."

Der aus Zürich verbannte Klaus Hottinger, der auch in seiner Verbannung im Wirtshause wie auf dem Schusterstuhle seinen Glauben offen bekannte, wurde in der Grafschaft Baden gefangen und trotz der Fürbitte der Züricher in Luzern hingerichtet.

Der Vogt von Frauenfeld fing auf Weisung der Tagsatzung
1524 bei der Nacht den eifrigen reformierten Pfarrer Öchsli von Stein a. Rh. in seinem eigenen Hause. Auf das Mordgeschrei des Pfarrers

läutet man nach altem Brauch Sturm in Stein und der Nachbarschaft. Aber die Bürger kommen zu spät, um dem gewaltthätigen Vogte seine Beute abzujagen, ihr Verlangen, den Gefangenen gegen Kaution freizugeben, wird abgeschlagen. Im Heimweg will man sich nun im Kloster Ittingen gütlich thun, begnügt sich aber nicht mit dem dargereichten Imbiß, sondern dringt in den Keller ein. In der Trunkenheit fängt ein Teil an, auch sonst zu rauben. Eine vergoldete Monstranz wurde zerschlagen. Schließlich ging das ganze Kloster in Flammen auf. Zürich selbst lieferte 2 Untervögte und 2 Pfarrer, welche bei dem Aufruhr gewesen, aber mehr ihre Leute zurückzuhalten gesucht hatten, dem eidgenössischen Gerichte aus, von dem sie wie Öchsli grausam gefoltert wurden. 3 von ihnen wurden hingerichtet und ihre kinderreichen Familien sollten noch 1000 fl. Strafe und dem Nachrichter in Luzern Henkerslohn bezahlen. Damals fehlte nicht viel, daß trotzdem Stein, Stammheim und Zürich wegen der Sache von den Eidgenossen mit Krieg überzogen worden wären.

Die von Schwyz verbrannten einen Schiffmann und einen Priester, 1525
die von den evangelischen Sakramenten und wider den Papst geredet hatten. Noch größeres Aufsehen machte die Verbrennung des Pfarrers Jakob Kaiser, den die Schwyzer widerrechtlich auf der Straße gefangen und vor ihr Gericht gestellt hatten. 1529

Als die Bauern im Berner Oberland sich der Reformation durch ihre rechtmäßige Obrigkeit widersetzten, zogen die Unterwaldener ihnen mit bewaffneter Macht zu Hilfe. 1528

Umgekehrt ließ aber auch Zürich „durch den Eifer um Gottes Ehre und die Teilnahme für die armen gefangenen Gewissen,“ worein sich jedoch auch die Hoffnung, das eigene Machtgebiet zu erweitern, mischte, verleiten, über sein Recht hinauszugehen. Es war gewiß löblich, daß Zürich sich allenthalben um die Reformierenden annahm, sie ermutigte und unterstützte durch Zusendung von Predigern und Lehrern, etwa auch durch Gesandtschaften Fürbitte für sie einlegte. Dagegen war es weder dem Frieden förderlich, noch wahrhaft evangelisch*), wenn es unnachgiebigen katholischen Regierungen mit Gewalt drohte, falls sie ihre evangelischen Unterthanen nicht in Frieden ließen wie denen von Schwyz wegen der Reformierten in Wesen. Das war kaum etwas anderes als der von den Unterwaldnern dem Berner Oberland geleistetete Beistand, worüber Zürich sich viel mehr entrüstete als Bern selbst.

*) Vrgl. II, 208 u. 217.

Die Gemeinen Herrschaften waren nicht selbständige Kantone, sondern Unterthanenland der Eidgenossenschaft, zwei und noch mehr Kantonsregierungen unterstellt, welche abwechslungsweise den Vogt dahin schickten und das Gericht daselbst verwalteten, woraus ihre vornehmen Geschlechter bedeutende Einkünfte zogen. Nun hatten bis zum Eintritt Berns ins Burgrecht die kleinen Fünforte, auf die Stimmenmehrheit in der Eidgenossenschaft pochend, die stets neu hervorbrechende evangelische Bewegung im Thurgau und im Rheinthal immer wieder unterdrückt und die Teilnehmer trotz der Verwendung
März 1529 Zürichs hart gestraft. Endlich aber erklärte Zürich, es werde wenigstens in dem Unterthanenland, in welchem es selbst Teil an der Regierung habe, die Gemeinden, deren Mehrheit sich fürs Evangelium entschieden habe, bei seinem Glauben schützen. Darüber gab es je und je, so z. B. in dem zum Freien Amt gehörigen Bremgarten ein wahres Wettlaufen zwischen den katholischen Orten und Zürich, wer zuerst seiner Partei mit bewaffneter Macht zu Hilfe eile. Dazu hatten beide Teile das Recht. Einen eigentlichen Rechtsbruch aber ließ sich Zürich gegenüber dem Kloster St. Gallen zu Schulden kommen, über welches es mit Glarus, Schwyz und Luzern die Schirmvogtei ausübte. Weil der Abt seither das Evangelium in seinem Herrschaftsgebiet mit Gewalt unterdrückt, auch sonst „die Gotteshausleute" beschwert hatte, gedachte Zürich, die zweijährige Zeit seiner Verwaltung und den in Bälde zu erwartenden Tod des Fürstabts zu völliger Beseitigung dieser geistlichen Herrschaft zu benützen. Es hoffte, die Mehrheit der Mönche zum Verzicht auf die Wahl eines neuen Abts zu bewegen. Aber ein Bildersturm, den die Bürger der Stadt St. Gallen in der Klosterkirche unternahmen, vertrieb den ganzen Konvent nach Schloß Rorschach, und als der Abt gestorben war, wählten die Mönche, ohne Zürich vorher zu benachrichtigen, rasch einen neuen Abt. Zürich versagte dem Gewählten die Bestätigung und besetzte den größern Teil des Landes mit Truppen. Dem neuen Abte schrieb es, er solle sein unchristliches Amt und unleidliche Beschwerung der Unterthanen aufgeben; wenn er nicht ganz abtreten wolle, möge er sich etwa „Schaffner" nennen und die Klostergüter zum besten der „Gotteshausleute" verwalten. So hätte Zürich allenfalls auftreten dürfen, wenn die Abtei einzig seinem Schutz und Gewalt übertragen gewesen wäre, nicht aber unter dem Widerspruch von zwei mitzuständigen Kantonen, Luzern und Schwyz.

Die Feindschaft zwischen beiden Parteien unheilbar zu machen,

dazu trugen die unflätigen Schimpfereien des Mönchs Murner und anderer gegen die Reformierten und ihre geistlichen Führer noch besonders viel bei. Als der gegenseitigen Klagen schon genug und übergenug waren, behandelte man bei den Fünforten Friedensboten der Gegenpartei gar übel, und in Unterwalden hing man ein Schandbild mit dem Wappen von Zürich, Bern, Basel und Straßburg an den Galgen. Für alle diese Dinge aber war von der Obrigkeit der Fünforte keine oder ungenügende Bestrafung zu erlangen.

Solche Zustände sah der feurige Zwingli, der Mitglied, ja die Seele des geheimen Rates war, für schlimmer an als offenen Krieg; er drängte auf Entscheidung mit den Waffen, ehe die Fünforte völlig gerüstet und durch fremden Beistand verstärkt wären. In der That rückten auch die Züricher, trotz ernstlichen Abratens von seiten Berns, ins Feld gegen die Fünforte. Ihr nächstes Ziel war, den Aufzug eines neuen, dem Evangelium feindlichen Vogts aus dem verpönten Unterwalden in dem seit kurzem für die Reformation gewonnenen Freien Amte des Aargäus zu verhindern. Die unerwartete Entfaltung ansehnlicher Kriegsmacht bewog nun die Fünforte zu größerer Nachgiebigkeit. So gelang es den eidgenössischen Friedensfreunden, ehe es noch zum Schlagen gekommen war, trotz Zwinglis Widerspruch auch Zürich wieder zum Frieden willig zu machen, „damit nicht Schweizer*) Blut vergossen und dem heiligen Evangelio gelebt werde, das uns Friede, Liebe und Einigkeit lehre.“

Kriegszug Zürichs Juni 1529

Dieser erste Kappeler Friede war für Zürich und die Sache der Reformation entschieden günstig. Fernerhin sollte niemand zum Glauben gezwungen werden, auch in den Fünforten nicht. Die geschehene Reformation in 6 Städten und in den Gemeinen Herrschaften wurde anerkannt. Das des Glaubens halber mit König Ferdinand aufgerichtete Bündnis sollte zerrissen werden. Die Fünforte wurden freundlich gebeten, ihr Reisen und Pensionnehmen aufzugeben. Im Gebiet

Erster Kappeler Friede.

*) Einen schönen Beweis, wie trotz mancherlei Verhetzung die alte Eidgenossenliebe und Treue bei den beiderseitigen Völkern sich immer wieder emporzuringen suchte, gab der Verkehr der Vorposten, die sich zur Zeit der Friedensverhandlungen bei Kappel gegenüberstanden. Dieselben tauschten untereinander Brot, Wein und Milch aus. Etliche beherzte Männer von den Fünforten, bei denen das Brot gar knapp war, wälzten eine Bütte mit Milch just auf die Landesgrenze und luden die Züricher zum Mahle ein. Diese brachten von ihrem Brot und brockten ein. Jeder Teil aber mußte auch innerhalb der Bütte die Grenze wahren. Wo einer zu weit hinüberlangte, schlug ihm ein Gegner freundlich auf die Hand mit den Worten: „Friß uf dym Erdrych!“

der 6 reformierten Städte aber sollten Werber an Leib und Leben gestraft werden. Die Kriegskosten hatten die Fünforte zu bezahlen. Würden die letzteren die Artikel nicht redlich halten, so sollten die Städte das Recht haben, ihnen so wie jetzt den Proviant und feilen Kauf wieder abzuschlagen.

Die Reformation machte daher entschiedene Fortschritte und die Reformierten bekamen das Übergewicht in der Eidgenossenschaft. Auch Schaffhausen trat jetzt offen der Reformation und dem Burgrecht bei.

Neue Reibungen.

Den ersten Artikel des Landfriedens legte man freilich auf beiden Seiten verschieden aus, die Fünforte so, daß es Glaubenszwang wäre, „wenn sie jemand gestatten müßten, etwas anderes zu glauben, als sie bisher von ihren frommen Eltern gelernt und selber geglaubt haben," die Züricher so, daß die Fünforte nicht nur in den gemeinen Vogteien, sondern auch in ihren Landen „an den Ihrigen den evangelischen Glauben weder anfechten noch hassen, auch nicht strafen sollen, sondern einen jeglichen glauben lassen, was ihm Gott zu glauben gebe." Dafür wollten sie aber den Katholiken in Zürich'schem Gebiet und Machtbereich keineswegs dieselbe Duldung gewähren, sondern beriefen sich darauf, daß sie nach dem Frieden bei ihrer eigenen Religionsgesetzgebung bleiben dürfen. Deshalb verfolgten die Fünforte ihre eigenen Mitbürger, wenn sie sich zum evangelischen Glauben hinüberneigten. Zürich aber erlaubte sich auch in den Gemeinen Herrschaften mehrfache Rechtsüberschreitungen und Gewaltthätigkeiten, wie es z. B., die Abtei St. Gallen jetzt völlig säkularisierte und Zwinglis Heimat, Toggenburg, gestattete, sich mit Geld ganz von der seitherigen Abhängigkeit vom Kloster zu lösen. In gesteigertem Machtgefühl hielt man es in Zürich für seine heilige Pflicht, nicht nur die eigenen Unterthanen, ob sie wollten oder nicht, bei evangelischem Glauben und Zucht zu erhalten, sondern auch da, wo man nur ein Wort mitzusprechen hatte, alles auszutilgen, was dem Wort Gottes zuwider sei, um des Glaubens willen Gedrückte aber auch in anderer Herren Land, also im eigenen Gebiet der Fünforte, vor Gewalt und Unrat zu schützen.

So konnte aus dem äußern Frieden der Religionsparteien kein gegenseitiges Sichverstehen und Tragen werden. Die Kluft zwischen beiden Teilen vertiefte sich durch zwei Kriege mit dem Ausland. Bei dem einen, dem Angriff des Herzogs von Savoyen auf das mit Bern und andern Burgerstädten verbündete Genf, regte sich nur das Mißtrauen gegen die Fünforte; vom zweiten, einem Rachezug der Schweizer

gegen den Kastellan von Musso in Italien, der Boten der Bündner ermordet hatte und ins Veltlin eingefallen war, hatten sie sich durch Nichtbeteiligung der Bundbrüchigkeit schuldig gemacht. Wieder hatte man reformierterseits zu klagen, daß Schmähungen durch die Katholiken ungestraft bleiben, außerdem über die Fortdauer des Pensionsunwesens, was in Zwinglis Augen immer der Krebsschaden war und ihn dazu brachte, in einer Predigt eine gemeine Reformation der gesamten Eidgenossenschaft vorzuschlagen. Wie Zürich seine Stellung durch Bündnisse mit dem Ausland, mit Venedig, Frankreich und den deutschen Protestanten zu stärken gesucht, Erfolg allerdings nur bei Philipp von Hessen und der Stadt Straßburg gehabt hatte, so sagte man jetzt auch wieder von einem Bunde der Fünforte mit dem Papste und dem Kaiser, dessen Rüstungen nicht den Türken, sondern allen Evangelischen gelten. Dieser Gefahr zuvorzukommen und den Bundbruch der Fünforte zu strafen, beantragte Zürich aufs neue Krieg bei den Burgerstädten. Diesmal erkannten auch diese, daß Zürichs Unwille gegründet sei; aber sie hielten den Augenblick zum Losschlagen für nicht geeignet und drückten in der gemeinsamen Beratung die früher schon ins Auge gefaßte Korn-*) und Handelssperre gegen die Fünforte durch.

Marburger Gespräch 1529

Lebensmittelsperre 21. Mai 1531

*) Diese gehässige und doch halbe Maßregel, welche hauptsächlich die Unschuldigen, Weiber, Kinder, Greise, Kranke und Elende treffen mußte, war ganz gegen Zwinglis Sinn. Er predigte am Pfingstfest, als das Mandat in den Kirchen öffentlich ausgerufen wurde: „Welcher so vermessen ist, einen andern öffentlich einen Lügner zu heißen, dem ist notwendig, daß er Wort und Faust miteinander gehen lasse. Denn schlägt er nicht, so wird er geschlagen. Also schlaget ihr von Zürich den Fünforten den Proviant ab als Übelthätern. Da solltet ihr nun den Streich folgen lassen und die Armen und Unschuldigen nicht hüngern. Dieweil ihr aber stille sitzet, als habet ihr nicht genugsame Ursach zur Strafe und schlaget ihnen nicht minder die Speis und Trank ab, so nötigt ihr sie, euch zu strafen und schlagen. Das wird auch geschehen." Im Gefühl, daß im Züricher Rat Leute sitzen, welche im Herzen den Pensiönern den Sieg mehr gönnen würden, forderte er sogar seinen Abschied. Er ließ sich zwar wieder zum Ausharren bewegen, sprach aber bald darauf auf der Kanzel die prophetischen Worte: „Nun wohlhin, keine treue Warnung hilft nicht an euch, die Pensiöner wollt ihr nicht strafen. Sie haben unter euch Beistands und Rucken. Eine Kette ist gemacht, und die ist ganz. Die wird mir und manchem frommen Züricher den Hals zusammenziehen. Denn es ist um mich zu thun. Da bin ich bereit und willig gegen Gott. Meine Herren aber müssen diese Leute nimmermehr sein. Dir aber wirds den Lohn geben und dir auf deinen Kopf einen Zaunstecken spitzen. Denn du willsts also haben. Strafen willst sie nicht; sie werden dich strafen. Es wird aber Gott sein Wort nicht des minder erhalten. Und wird ihre Pracht auch ein Ende nehmen. Gott walte sein und erhalte seine Kirchen!"

Die Fünforte, die unter der Lebensmittelsperre schwer litten, beschwerten sich, man wolle sie durch Hunger von ihrem wahren alten Glauben, Freiheit und Gerechtigkeit bringen. Sie hätten in der That ihr Brot wieder bekommen können, wenn sie sich zu dem Versprechen verstanden hätten, „den zu strafen, der anders oder weiter lese oder rede, denn der Buchstab Alten oder Neuen Testaments vermag." Das wäre aber gleichbedeutend gewesen mit Aufgeben der katholischen Religion. Sie hatten sich überall hin um Rat und Hilfe gewendet, drohten die Straßen mit Gewalt aufzuthun. Frankreich, Mailand, Straßburg, Konstanz und Schweizer Städte suchten zu vermitteln. Aber 4 Schiedstage und 3 Burgerstädtetage verliefen ohne Ergebnis.

Mit wirklicher Gewaltanwendung zögerten aber auch die Fünforte. Sie suchten zuerst mit Bitten und Drohen die ihnen mitunterthanen Herrschaften, die sich ganz auf die Züricher Seite geschlagen hatten, zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dann ließen sie eine Rechtfertigungsschrift ausgehen, warum sie zur Gewalt schreiten müßten. In Zürich aber glaubte man noch nicht an ihre Drohungen, man verachtete ihre Macht, als sie bereits im Aargäu eingefallen waren, da raubten wie im Krieg und gleichzeitig Kappel bedrohten. Auch mit Rücksicht auf Bern hüteten sich die Züricher zu früh loszuschlagen. Endlich bot man ziemlich gemächlich den Landsturm auf. Aber so groß war die Kopflosigkeit, daß ein Teil Bremgarten, der andere Kappel zu sich aufmachte, wo wegen des beschwerlichen Weges die einen früh, die andern spät ankamen, im ganzen etwa 700 Mann, zur Hilfe für knapp 1200, die bereits in einen Kampf verwickelt waren mit einer Übermacht von 8000. Zwar den ersten Angriff hatte das Züricher Häuflein durch sein Geschützfeuer glücklich abgewiesen. Die Hauptleute der Fünforte dachten bereits ans Nachtlager. Da macht ein Vogt aus Uri auf eigene Faust noch einen wütenden Angriff und zieht die andern sich nach, und jetzt gereicht der Mangel an einheitlicher Führung und planmäßiger Aufstellung den Zürichern zum Verderben. Sie werden überwältigt. Über 500 Zürichern kostete die unglückliche Schlacht das Leben. Der Verlust war dadurch um so empfindlicher, daß es gerade die besten Männer von Zürich waren, die hier fielen, unter ihnen Zwingli und weitere 25 Geistliche.

Schlacht bei Kappel 11. Oktober. 1531

Zwingli selbst hatte an der Schlacht teilgenommen, beratend, ermunternd, mit der Hellebarde kämpfend. Verwundet und die Augen gen Himmel gerichtet, lag er auf dem Schlachtfeld, das die Feinde durchzogen, die Toten auszurauben, die noch Lebenden zum Beichten zu zwingen

oder vollends totzuschlagen. Da er durch Kopfnicken zeigte, daß er weder beichten noch die Mutter Gottes im Herzen haben will, gab ihm ein Unterwaldner Hauptmann zornig den Todesstoß. Andere, die ihn kannten, verschwiegen seinen Namen, damit er nicht im Tode noch verunehrt werde. Folgenden Tages aber wurde sein Leichnam allgemein erkannt und trotz dem Widerspruch edler Denkender*) von Pensiönern verspeit, geschmäht, gevierteilt und mit Unrat von Schweinen ins Feuer geworfen.

Groß war der Schrecken in Zürich über die Niederlage. Aber man sammelte sich wieder, verwahrte die Thore. Von weiterem Vordringen wurden die Fünforte durch das jetzt zu Hilfe eilende Heer von Bern, Basel, Biel aufgehalten. Da bei diesem aber nichts weniger als kriegerische Begeisterung zu spüren war, so erzwangen die Fünforte einen für die Reformierten demütigenden Frieden. Der erste Artikel lautete: „Zum ersten sollent und wöllent wir, die von Zürich, unser getrüwe liebe Eidgenossen von den 5 Orten — by ihrem wahren, ungezwyffleten, christenlichen Glauben — gänzlich ungearguirt und ungedisputirt blyben lassen. — Hinwiederum so wöllent wir von den 5 Orten, unser Eidgenossen von Zürich und ihre Mitverwandten by ihrem Glauben auch blyben lassen." Letzteres Versprechen bezog sich aber nicht auf die freien Ämter im Aargäu; sie wurden hart gezüchtigt und mußten wieder katholisch werden. In den Gemeinen Herrschaften war die Fortdauer des reformierten Bekenntnisses an die Zustimmung der Mehrheit geknüpft. Die reformierte Mehrheit aber durch allerlei Künste in eine Minderheit zu verwandeln, gelang den Landvögten aus den Fünforten nur zu oft. Die Abtei St. Gallen wurde wieder hergestellt, der Abt mußte anerkannt werden, das Burgrecht der Reformierten sollte ebenso wie das Bündnis der Fünforte mit Österreich aufhören. Zweiter Kappeler Friede.

In den gemischten Kantonen konnte die Reformation keine weitern Fortschritte machen. Bisher schwankende Orte, wie Solothurn, gingen der Reformation unter mehr oder weniger heftigen Kämpfen verloren.

Daß in Zürich selbst die Anhänger des Alten nicht wieder aufkamen, das war hauptsächlich das Verdienst Heinrich Bullingers,

*) Ein Zuger Kaplan kam herbei, allein um ihn zu sehen, fand ihn an Farb und Gestalt mehr einem Lebenden als Toten gleich, konnte sich des Weinens nicht enthalten und sagte: „Wie du auch Glaubens halben gsin, so weiß ich doch, daß du ein redlicher Eidgenoß gsin bist. Gott verzeih dir dein Sünd!"

des unmittelbaren Nachfolgers von Zwingli am Großmünster. Er stärkte Mut und Hoffnung der Tiefgebeugten. Seiner Klugheit und
Kirchenordnung im Oktober 1532 milden Festigkeit gelang es auch, das Gute, das Zwingli in Zürich gestiftet hatte mit Schulen, mit kirchlicher und sittlicher Ordnung zu befestigen und weiter auszubauen. Dabei wußte er ebensowohl das Übergreifen des eigenen Staats ins kirchliche Gebiet zu verhindern, wie auch sich selbst vor zu weitgehender Einmischung ins Staatliche und Bürgerliche — worin Zwingli entschieden zuviel gethan hatte — zu hüten.

Schlimmer noch als in Zürich drohten die Folgen der Kappeler Niederlage in Bern zu werden, wo das Landvolk die Reformation aus der Hand der Obrigkeit hingenommen, aber die Besorgnis um das gute Einvernehmen mit den Eidgenossen nie vergessen hatte. Jetzt
Dezember 1531 erschienen in Bern 120 Abgeordnete des ganzen Landes, die Prediger anzuklagen, daß sie hauptsächlich den unglückseligen Krieg mit den Eidgenossen verschuldet hätten, und sich über die durch die Reformation geschaffenen neuen Lasten, Eintreibung von Klostergefällen durch den Staat, lästige Sittenaufsicht der Chorgerichte und der Pfarrer u. drgl., zu beschweren. Gleichzeitig war es in Bern selbst zu einem ernsten Zerwürfnis zwischen dem Rat und dem Freunde Zwinglis, Kaspar Megander, gekommen, der in öffentlicher Predigt den Rat beschuldigt hatte, daß er Zwingli und Zürich verraten habe, worauf ihm die Kanzel verboten wurde. So kam in Bern der Fortbestand der Reformation in Frage. Da erschien als Retter in der Not, von dem angsterfüllten Haller herbeigerufen, der treffliche Kapito von Straßburg. Es gelang ihm, die heftig erbitterten Parteien von der Notwendigkeit geistigen Zusammenhaltens zu überzeugen und sie gründlich miteinander auszusöhnen. Durch seine Mitthätigkeit bei einer auf den Januar berufenen Synode verhalf er den Bernern zu einer Kirchenordnung, die ihresgleichen suchte. Denn sie ordnete nicht nur äußer-
Berner Synodus, Januar 1532 lich Pflichten und Rechte von Kirche und Staat und deren beiderseitigen Trägern, sondern ihr Grund und Ziel war eine in Christo lebende Frömmigkeit. „Als Kapito die Synode schloß und mit bewegten Worten der Liebe und des Friedens, der Zucht und Vermahnung Abschied nahm, da brachen die 300 versammelten Männer in Thränen aus, so daß niemand der Rede mächtig war.“

So erwies sich die Kappeler Niederlage, obwohl sie die äußern Grenzen der Reformation verengte und für immer abschloß, nach innen als ein großer Segen. Unter ihrem Eindruck reifte das Kir-

chenwesen der 4 reformierten Kantone, Zürich, Bern, Basel und Schaff= hausen plötzlich aus, reinigte und verinnerlichte sich und benahm zugleich den äußern Gegnern alle Aussicht auf fernere störende Einmischung. Wohl haben viele die Schlacht bei Kappel als ein Gottesgericht ange= sehen. Ja sie war ein klares und deutliches Gottesgericht über Zwinglis eigensinniges Drängen nach Krieg, über seine Hereinziehung von Gewalt und Empörung in die Ausbreitung des Evangeliums. Denn wo die Reformation mit Gewalt und Unrecht sich Eingang verschafft hatte, da ist sie unterlegen und ihre Anhänger mußten viel leiden, wogegen s keinem Zweifel unterliegen kann, daß das Evangelium in der Schweiz noch weitere Fortschritte gemacht haben würde, wenn Zwingli den Weg der Geduld und des Glaubens nicht verachtet hätte. Aber ie Kappeler Schlacht war auch ein Gottesgericht in dem Sinn, daß as Wahre, Gute und zu Recht Bestehende an der zwinglischen Refor= mation bestätigt wurde und ein neuer Segen über sie ausging.

Die Einbuße an äußerer Macht und geistigem Ansehen, welche ie Reformierten der Schweiz erlitten hatte, wurde bald mehr als usgeglichen durch das gewaltigere Reformationswerk, das jetzt seinen usgang nahm in dem bisher wenig bedeutenden Genf.

2. Johannes Calvin in Genf.

Quellen: R. Stähelin, Calvin in Haucks Realencyklopädie. Corpus reforma- rum: Calvinus. Roget, Histoire du peuple de Genève. Blösch, Geschichte schweizerisch-reformierten Kirchen. Stricker, Joh. Calvin zu Straßburg.

a) Calvins Jugend und Bekehrung.

Johannes Calvin wurde am 10. Juli 1509 zu Noyon in der ikardie aus gut bürgerlicher Familie geboren. Der Vater war Familie und Studien. postolischer Notar, besorgte als solcher die Geschäfte der Geistlichkeit, ehrte sich aber doch seiner Selbständigkeit so, daß er im Banne arb. Seine herbe Natur ließ ihn nicht eben die Liebe seiner Kinder winnen; auch hatte er keine Zeit, sich ihnen zu widmen. Dagegen rgte er dafür, daß sie an dem Schulunterricht einer befreundeten, deligen Familie de Montmort teilnehmen durften. Seinem Sohne ohannes verschaffte er, um ihm die Fortsetzung seiner Studien in aris zu ermöglichen, schon sehr früh den Genuß einer geistlichen fründe. Jedoch hieß er den Sohn, welchem seine glänzenden Geistes= 1521
iben eine ehrenvolle Stellung im Staatsdienste in Aussicht stellten, päter das Studium der Theologie mit dem der Rechtswissenschaft rtauschen, worauf derselbe die damals berühmtesten Rechtsschulen

in Orleans und Bourges besuchte. Schon hier mußte der Schüler, welcher sich durch Fassungskraft, Schärfe im Denken und Sprachgewandtheit auszeichnete, öfters die Stelle seiner Lehrer versehen. Nach des Vaters Tode kehrte er nach Paris zurück, wie er gedachte,
1533 bleibend im Jahre 1533. Nun aber gab der Gang seiner inneren Entwicklung plötzlich seinem ganzen Leben eine andere Richtung.

Dem jungen Calvin hatte seine Mutter eine streng religiöse Erziehung gegeben. Der Aufenthalt in dem oben erwähnten adeligen Hause verlieh ihm für sein ganzes Leben eine vornehme Art und Feinheit der Sitte, vorerst allerdings auch noch eine gewisse Ängstlichkeit. In ihm selbst verband sich mit unermüdlichem Arbeitstrieb eiserne Willensstrenge, Gewissenhaftigkeit und ernstes Wesen, das sich von dem Treiben der übrigen studierenden Jugend abwendete. Er war bei seinen Kameraden geradezu unbeliebt dadurch, daß er auch an andere ähnliche Anforderungen stellte, wohl auch ihre Verfehlungen zur Anzeige brachte. Doch scheint schon die in Orleans dem jungen Calvin zu teil werdende Auszeichnung ihm dazu verholfen zu haben, sein scheues, schüchternes Wesen und den düstern Ernst etwas abzulegen, so daß wir ihn fortan mit einigen gleichgesinnten jungen Männern regen, freundschaftlichen Verkehr unterhalten sehen.

Außer seinem eigentlichen Fachstudium beschäftigte er sich weiter mit humanistischen und ohne Zweifel auch biblischen Studien. Die Humanisten, von denen in Paris Cordier, in Bourges der Schwabe Melchior Volmar ihm nahe traten, nahmen, wie wir wissen, vielfach regen Anteil an der durch Luther entfachten religiösen Bewegung. So ist es wohl möglich und wahrscheinlich, daß schon durch seine Lehrer einzelne evangelische Gedanken in sein Herz gelegt worden sind. Manch weitere schöne Erkenntnis verschafften ihm seine Studien und sein eigener Eifer, so daß alle Freunde der Wahrheit mit Liebe und Bewunderung auf den erleuchteten katholischen Studenten blickten. Als Männer von entschieden evangelischer Richtung scheinen tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben sein Vetter Robert Olivetan und ein Pariser Kaufmann de la Forge, welcher ebensowohl ein gewandter Kaufmann als ein trefflicher Christ ohne Falsch war und wenige Jahre später um seines evangelischen Bekenntnisses willen verbrannt wurde.

Anfänglich wollte jedoch Calvin, obwohl auch ihm vieles an der herrschenden Kirche mißfiel, für seine Person der reformatorischen Lehre sich erwehren; er hielt sie für eine zuweitgehende, ungerechtfertigte
Bekehrung. Neuerung. Blickte er jedoch in sein eigenes Innere, so hatte er

keinen Frieden. Alle Sühnmittel und Bußwerke der Kirche schafften ihm keine Heilung. Da öffnete er endlich sein Ohr der Belehrung 1534 seiner evangelischen Freunde und „wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl erkannte ich," — so beschreibt er selbst den Vorgang — „in welchem Abgrund von Irrtümern, in welchem Schmutz ich mich befunden hatte. So that ich, Herr, was meine Pflicht war, und begab mich, erschreckt und mit Thränen mein früheres Leben verdammend, auf deinen Weg." Jetzt wurde er sich darüber klar, daß der Glaube nicht in blinder Verehrung gegen die Kirche und dem Verzicht auf eigene Erkenntnis besteht, vielmehr gerade in der Erkenntnis Gottes und Christi und des göttlichen Willens. Nicht die Annahme dessen, was die Kirche uns vorschreibt und vorsagt, verschafft uns das Heil, sondern die Erkenntnis, daß wir durch Christi Versöhnungsthat an Gott einen gnädigen Vater haben, und daß in Christo Gerechtigkeit und Leben uns geschenkt sei.

Jetzt gab Calvin vollends alles auf, was ihm seither Gewinn war, seine Pfründe und alle Anwartschaft auf hervorragende Ämter und Würden in seinem Vaterlande, um sich dafür einer als Sekte behandelten, mit dem Tode bedrohten Gemeinschaft anzuschließen und für sie zu wirken. Gleich wie er sich in seine Vaterstadt begab, um seine Pfründe niederzulegen, wurde er wegen Abfalls vom Glauben verhaftet und längere Zeit gefangen gesetzt. Wieder frei geworden, begab er sich nach Angoulême, wo die Herzogin Margarete von Navarra für die Evangelischen eine Freistätte errichtet hatte. Hier erweiterte er im Hause eines Freundes, des Kanonikus dü Tillet, welcher eine reichhaltige Bibliothek besaß, seine Kenntnisse. In behutsamer Weise suchte er mit Wort und Schrift neue Anhänger zu gewinnen. Wo es aber galt, die Gläubigen zu stärken oder Irrlehrer auf den rechten Weg zu führen, scheute er auch gefahrvolle Reisen und Zusammenkünfte nicht. So war er auch einmal wieder heimlich in P a r i s, wo schon seit einiger Zeit infolge einer unvorsichtigen Rede des Universitätsrektors Cop die Evangelischen scharf beobachtet und verfolgt waren. Die heftigste Verfolgung brach aber daselbst aus infolge davon, daß in einer Nacht überall, selbst an den Thüren der königlichen Gemächer Anschlagzettel angeheftet wurden, worin „die abscheulichen und großen Mißbräuche der päpstlichen Messe" angegriffen waren. Dadurch fühlte sich König und Volk aufs tiefste verletzt. Ein Sühngottesdienst wurde gehalten, dem Franz I. selbst mit seinen 3 Kindern, entblößten Hauptes und brenneden Fackeln

Thätigkeit als Evangelist.

Mai 1534

November 1533

18. Oktober 1534

in den Händen tragend, anwohnten; an 4 öffentlichen Plätzen de
Stadt aber mußten je 8 Ketzer lebendig brennen. Hatte Franz vorde
in seiner Behandlung der Evangelischen geschwankt, so gab es forta
keine Gnade mehr für sie.

Bei solcher Lage der Dinge fand Calvin es rätlich, Frankrei
zu verlassen. Begleitet von dü Tillet begab er sich zuerst nach Stra
burg und von dort nach **Basel**. In beiden Städten trat Calvi
1535 in Verkehr mit den Reformatoren. In Basel schrieb er das Vorwo
zur ersten französischen Bibelübersetzung von Olivetan und gab selb
sein berühmtestes Buch, Institutio religionis christianae (Unterricht i
der christlichen Religion), in erster Auflage heraus. Der Pla
den er damit verfolgte, war, den religiös Angeregten Anleitung zu
Erlernung wahrer Frömmigkeit zu geben. Zugleich aber sollte das
Buch die Evangelischen in Frankreich von dem Vorwurfe revolutionärer
Gesinnung rechtfertigen. Als solche Leute hatte Franz I die Evange-
lischen seines Landes bei den protestantischen Fürsten Deutschlands
darzustellen und das ihnen entgegengebrachte Vertrauen zu zerstören
gesucht. Nun aber legte Calvin vor aller Welt und dem französische
Könige, an welchen er sich in der ausführlichen Vorrede wende
die Wahrheit offen dar.

b) Erster Aufenthalt in Genf.

Frühjahr Von Basel aus machte Calvin, noch ehe der Druck seiner In
1536 stitutio vollendet war, eine Reise zu der dem Evangelium freundliche
Herzogin von Ferrara, Renata, einer Schwester von Franz I. Ein
weitere Reise nach Noyon, wo er Familienangelegenheiten regelte
führte ihn wider Willen nach **Genf**, indem Kriegsunruhen die beab
sichtigte Heimreise über Lothringen und Straßburg unmöglich machten
Schon war aber der Name des Verfassers der Institutio hier wi
weithin bekannt. Als Farel, einer der Reformatoren Genfs, vo
seiner Ankunft hörte, kam es über den mit dem ungeistlichen Sin
und Leben der Genfer schwer ringenden Prediger wie eine Erleuchtung
Calvin sei der Mann, dessen er bedürfe. Er suchte den Reisende
auf und trug ihm die Bitte vor, Calvin möge in Genf bleiben un
seine Kraft der Ordnung und Befestigung der dortigen Kirche widmen
Als Calvin ihm seine Jugend und das Bedürfnis nach weiteren
Studien entgegenhielt, rief ihm Farel mit Donnerstimme zu: „D
schützest Deine Studien vor, aber im Namen des allmächtigen Gotte
verkündige ich Dir: Gottes Fluch wird Dich treffen, wenn Du dem
Werke Deine Hilfe versagst und Dich mehr suchst als ihn.“ D

war es Calvin, als wenn Gott selbst seine gewaltige Hand auf ihn gelegt hätte. Er entschloß sich, zunächst für einige Zeit der Genfer Kirche zu dienen.

Daß in Genf mit Hilfe der Berner die Reformation eingeführt würde, war schon für Zwingli ein Anliegen gewesen. Denn Bern vermochte viel in Genf, weil es schon seit Jahren der Stadt beigestanden war im Unabhängigkeitskampfe gegen ihren weltlichen Oberherrn, den Herzog von Savoyen und gegen den Bischof von Genf. Trotzdem wurden die ersten Reformatoren in Genf noch 1532 mißhandelt und aus der Stadt verjagt. Erst im folgenden Jahre verschaffte der mächtige Schutz des bernischen Gesandten dem Farel und Viret Sicherheit. Nach gewaltsamen Ausbrüchen der Parteileiden-
schaft belegte der Bischof die Stadt mit dem Bann; der Herzog von 1534
Savoyen aber sperrte ihr Lebensmittel und jeglichen Handelsverkehr. Die Folge war, daß die über die Priesterschaft erboste Stadt, nachdem ein 14tägiges Religionsgespräch ihr das Recht der Reformation
deutlich gemacht hatte, sich gleichzeitig von der römischen Kirche und August
dem Herzog völlig lossagte und Lehre und Gottesdienst auf Grund der 1535
Heiligen Schrift umzugestalten beschloß. Enger wurde die Einschließung durch den Herzog, der jetzt selbst mit einem Heer kam, Genf zu belagern. Die Stadt schien verloren und von aller menschlichen Hilfe verlassen. Denn für die eigennützige Hilfe des französischen Königs hatte man gedankt, und die Berner Regierung fürchtete die Eidgenossen, wenn es sich um die Belagerten annähme. Aber plötzlich erscholl der
Ruf: „die Berner kommen." Das bernische Volk hatte die Hilfeleistung Januar
erzwungen. Eilig zog der Herzog sich vor ihnen zurück und mußte 1536
dazu noch die Eroberung und Einverleibung des ganzen Waadtlands durch Bern geschehen lassen.

Farel war seit den Tagen der Bedrängnis der Ratgeber des Genfer Rates geworden. Es gelang ihm aber nicht, das Volk mit seiner Sittenstrenge zu befreunden und kluges Abwarten kannte er nicht. Er war ein Stürmer, der schon an vielen Orten der französischen Schweiz die Herrschaft Roms erschüttert und der Reformation Bahn gebrochen hatte. Aber in der Stille zu bauen war seine Gabe nicht, wie er selbst wußte. Eben darum war ihm der Beistand Calvins hoch willkommen.

Derselbe verfaßte alsbald einen Katechismus für die Jugend. Nachdem Farel schon früher den Rat ermahnt hatte, darauf zu denken, wie man das Volk zum Leben im Glauben Gottes bringen könne,

legten jetzt beide Prediger Artikel de regimine Ecclesiae (von der Regierung der Kirche) vor und begründeten dieselben näher in einer ausführlicheren Denkschrift. Sie forderten:

1. Monatlich einmalige Abendmahlsfeier und Ausschluß aller hartnäckigen Sünder.

2. Sittenwächter für jedes Stadtviertel.

3. Persönliche Äußerung eines jeden Stadtbewohners über seinen Glauben, damit erhelle, wem das Reich des Papstes lieber sei als das Reich Christi.

4. Eine Ehegesetzgebung.

5. Lernen des Katechismus durch alle Kinder und jährliche Prüfung durch die Geistlichen.

Januar 1537 Der Rat*) hielt viermalige Feier des Abendmahls im Jahr für genügend. Im übrigen stimmte er den Vorschlägen zu und ergänzte sie noch durch ein Verbot der Sonntagsarbeit. 2 Ratsglieder wurden beauftragt, eine Untersuchung anzustellen über Ausschreitungen und schlechte Sitten in der Stadt.

Im April verteilte ein Bürgermeister mit Viertelsmeistern und Rottenmeistern von Haus zu Haus gehend das gedruckte Glaubensbekenntnis. Im Juli wurde angeordnet, daß jeder Rottenmeister seine Leute nach der Kirche bringe, wo ihnen das Glaubensbekenntnis nochmals vorgelesen und sie befragt werden sollen, ob sie's halten wollen, worauf sie einen Eid abzulegen haben. Gleichzeitig wurde den Rottenmeistern, nachdem unter ihnen selbst Auslese gehalten worden war, das Sittenwächteramt für ihre Rotte übertragen.

Allein die Zahl derer, welche sich der Eidesleistung entzogen, war groß; unter ihnen waren Leute, deren Selbstgefühl in dem Befreiungskampfe ihrer Vaterstadt gewaltig erstarkt war. So wagte November. der Rat seinen eigenen Beschluß, daß sie die Stadt zu räumen haben, nicht auszuführen. Dem Verlangen der Prediger, daß diejenigen, Januar. 1538 welche nicht in der Einheit des Glaubens stehen, vom Abendmahl ausgeschlossen werden sollen, setzte auch der Rat den Beschluß entgegen, daß das Abendmahl niemand verweigert werden dürfe. Denn er hatte die Mißstimmung des Volkes schon über seine seitherigen Maß-

*) Genf hatte einen kleinen Rat von 60 Mitgliedern, einen großen von 200 und dazu den Conseil général, die Bürgerversammlung, welche in allen wichtigeren Sachen die Entscheidung gab. 4 Syndics (Bürgermeister) bildeten die Verwaltungsbehörde. Die Einwohner waren eingeteilt in dizaines, Rotten von 10, je unter einem dizenier.

nahmen deutlich zu spüren bekommen. Bei den Neuwahlen im Februar aber wurden sämtliche Bürgermeisterposten und die Mehrzahl der Ratsstellen mit entschiedenen Gegnern der Prediger besetzt. Die nun im Besitz der Macht befindliche Partei war vorsichtig genug, jetzt und später noch Religions- und Sittenverordnungen in der seitherigen Weise durchzuführen, Übertretungen zu strafen. Dagegen suchte man die Anhänger der Prediger durch Beschuldigungen und gerichtliche Klagen vollends ganz aus dem Rate hinauszudrängen, so daß die Prediger ihrer Unzufriedenheit darüber auf der Kanzel in den schärfsten Worten Luft machten. Die nächste Folge war nur eine Verwarnung derselben, sich nicht in Politik zu mischen. Den vollständigen Bruch führte die Unterthänigkeit der herrschenden Partei gegen Bern herbei.

Bern wünschte, um katholischen Spöttern den Mund zu schließen, möglichste Gleichförmigkeit des reformierten Gottesdienstes. Der Anfang dazu sollte in Bern, Waadt und Genf gemacht werden. Statt nun aber sich mit Genfer Rat und Geistlichkeit zu vereinbaren, sprach die Berner Regierung schlechtweg als ihren Wunsch und Willen aus, daß Genf seine kirchlichen Besonderheiten aufgebe und die bernische Weise der Feier von 4 Festtagen, der Beibehaltung der Taufsteine und des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl annehme. So unwesentlich solche Außendinge für Farel und Calvin waren, so kann man ihnen doch nicht unrecht geben, wenn sie sich diese Änderungen nicht aufzwingen lassen wollten, sondern um Aufschub der Entscheidung bis zu einer bereits geplanten Synode aller schweizerisch Reformierten in Zürich baten. Allein der Genfer Rat war entweder bernischer als Bern selbst, oder benützte er gern die Gelegenheit, seinen Pfarrern den Meister zu zeigen und verlangte unbedingte Unterwerfung. Er verbot ihnen die Kanzel fürs morgige Osterfest, wenn sie das Abendmahl nicht nach Berner Weise austeilen würden. Der blinde Courault, von dem Beza sagt, er habe mit den leiblichen Augen nicht gesehen, um so klarer aber mit den Augen des Geistes, lag schon im Gefängnis wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Rat. Als nun auch Farel und Calvin am Osterfest trotz Verbots die Kanzel bestiegen und sich nicht auf eine Erklärung beschränkten, warum sie das h. Abendmahl heute nicht austeilen können, sondern die ganze in der Stadt herrschende Unordnung anklagten, wurden sie wie auch Courault ihres Amtes entsetzt und bekamen Befehl, die Stadt binnen 3 Tagen zu verlassen. Die Verwendung Berns für die Vertriebenen beachtete man nicht.

20. April 1538

c) Zeit der Verbannung Calvins.

Calvin in Straßburg September 1538 So wandte sich Farel nach Neuenburg, Calvin nach Basel. Nach einiger Zeit folgte er dem immer dringenderen Ruf seiner Freunde, die Stelle eines Predigers der armen französischen Flüchtlingsgemeinde in Straßburg zu übernehmen. Hier lebte er in großer Dürftigkeit, 5 Monate lang ohne alle Besoldung. Er aß am Tisch eines Freundes; zu Bestreitung seiner übrigen Ausgaben aber mußte er sogar seine Bibliothek verkaufen. Mit der Zeit bekam er eine kärgliche Belohnung für die Übernahme einer Professur. Die Aufnahme von Zöglingen in sein Haus mußte seinen Lebensunterhalt vervollständigen. Dennoch gedachte er in Straßburg zu bleiben; er

August 1540 kaufte das Bürgerrecht und heiratete Idelette von Bure, die junge Witwe eines von ihm bekehrten Wiedertäufers aus den Niederlanden. Durch sanftes und stilles Wesen, fürsorgende Liebe und festen Glauben wurde sie die beste Lebensgefährtin für den im Dienste des Reiches Gottes sich verzehrenden Mann. Doch durfte er sie nicht lange behalten; schon im April 1549 wurde sie ihm durch den Tod entrissen.

Calvin richtete in seiner französischen Gemeinde reformierten Gottesdienst und Sittenzucht ein, was auch hier nicht ohne Schwierigkeiten, doch besser als in Genf abging. Für uns wie für Calvins eigene weitere Entwicklung sehr wichtig ist, daß die Straßburger sich die Gelegenheit nicht entgehen ließen, den trefflichen Theologen zusammen mit Butzer zu den von Karl V um jene Zeit veranlaßten Religionsgesprächen nach Worms und Regensburg zu schicken. Calvin selbst waren diese schleppenden Verhandlungen zuwider. In der Nachgiebigkeit der lutherischen Theologen gegen den Kaiser sah er ein sträfliches Aufgeben der Wahrheit. Er befreundete sich jedoch mit Melanchthon persönlich und gewann einen tieferen Einblick in die kirchlichen Verhältnisse der Evangelischen in Deutschland.

Genf Indessen hatte die Vertreibung ihrer trefflichen Kirchenleiter den Genfern den erhofften Frieden nicht gebracht. Im Gegenteil, die Verwirrung stieg immer mehr. Zwar die viel verbreitete Meinung, als ob man jetzt in Genf in ein wildes Lasterleben sich gestürzt, christliche Sitte, Gottesdienst, Schule und evangelisches Bekenntnis geflissentlich preisgegeben hätte, widerspricht den nachweisbaren Thatsachen. Vielmehr schärfte der Rat die seitherige Gottesdienst- und Sittenordnung aufs neue ein. Man kann höchstens sagen, daß in einzelnen Fällen von sittlichem Ärgernis die Bestrafung hätte strenger sein dürfen. Gegen die Überreste des Katholizismus ging

man so scharf vor als zuvor. Schlechthinige religiöse Gleichgültigkeit kann der damaligen Regierung durchaus nicht nachgesagt werden, viel eher die hie und da mit dem eigenen Anspruch glauben und leben zu dürfen wie man will, verbundene Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. Alle welche in die kirchlichen Anordnungen der Herren sich nicht finden konnten, hieß man dahin gehen, wo sie nach ihrem Geschmack leben können. So vertrieb man mehrere treffliche Schulmänner, darunter den berühmten Cordier. Ersatz hätte man gern gehabt, bekam ihn aber nicht so rasch. Für die in der Stadt zurückgebliebenen oder neuangestellten Pfarrer sorgte der Rat in seiner Weise gut. Selbstverständlich konnte er ihnen die persönliche Achtung nicht geben, die sie beim Mangel an festen Grundsätzen und lebendigem Eifer sich selbst nicht zu verschaffen wußten. Das schlimmste war ohne Zweifel die Behandlung der Anhänger von Calvin und Meister Guillaume (Farel), nach welchem sie den Parteinamen Guillermins hatten. Um sie aus dem Rat und allen einflußreichen Ämtern zu entfernen, strengte man die gesuchtesten Prozesse gegen sie an, was um so empfindlicher war, weil es dabei in der Regel ohne Folter nicht abging.

Die Vertreibung der beiden weitberühmten Reformatoren und die Kunde von dem nunmehrigen schwächlichen Regiment und dem gehässigen Parteitreiben in Genf machten im Auslande begreifliches Aufsehen. Üble Gerüchte vergrößerten noch die thatsächlichen Mißstände. So kam es, daß der vertriebene Bischof und ein Kardinal Sadolet unter dem Vorwande freundnachbarlicher Liebe zu den Genfern es wagten, die Stadt zur Rückkehr zur römischen Kirche aufzufordern, worin die einzige Möglichkeit, wieder zu innerem Frie- 1539
den und göttlichem Segen zu gelangen, liege. Der Rat war von den in dem Sendschreiben des Kardinals enthaltenen persönlichen Schmeicheleien offenbar entzückt; der Einladung zu folgen fiel ihm nicht ein. So versäumte er es auch, auf die gut geschriebene Aufforderung sofort die richtige Antwort zu geben; den Predigern fehlte es gleichfalls an Begabung wie an Trieb. Nun wurde der Brief Sadolets in der Stadt verbreitet und machte auf weniger Entschiedene wie auf heimliche Katholiken sichtlichen Eindruck. Kaum hatte jedoch Calvin durch seine Freunde Nachricht davon erhalten, so setzte er dieser Anpreisung des Katholizismus einen offenen Brief entgegen, über den Luther urteilte: „Das ist eine Schrift, die Hände und Füße hat. Ich freue mich, daß Gott solche Männer erweckt; sie werden

fortführen, was ich gegen den Antichrist angefangen und mit Gottes Hilfe vollenden.“ Damit war der Verführung gewehrt; Calvin selbst aber hatte sich aufs neue den Herzen vieler Genfer wert gemacht.

Eine Änderung in der Parteiherrschaft wurde herbeigeführt durch die sträfliche Nachgiebigkeit vieler Glieder der Calvin feindlichen Partei gegen Bern. Bei dem Teilungsvertrag über die von
1536 Savoyen gemachten Eroberungen hatte Genf volle Herrschaft über die nächste Umgebung der Stadt erhalten; anderes besaß es unter bernischer Oberhoheit. Im Vertrag selbst waren aber die beiderseitigen Rechte über letzteres Gebiet nicht im einzelnen festgelegt, so daß die Anmaßung der Berner Vögte den Genfer Stolz auf viele harte Proben setzte. Genfer Gesandte wurden nach Bern geschickt mit der Vollmacht, ein klares Abkommen mit dem dortigen Rat zu treffen. Sie unterschrieben einen neuen Vertrag; als derselbe aber nach Genf gelangte, waren darin die wichtigsten Rechte Genfs preisgegeben. Es war nicht mehr herauszubringen, ob die Gesandten hintergangen worden waren, ob bestochen oder ob sie aus Unachtsamkeit und Mangel an Kenntnis der deutschen Sprache unterschrieben was sie selbst nicht verstanden. Der Streit selbst wurde erst viel später durch Basler Schiedsrichter zur Befriedigung der Genfer beigelegt. Gegen die ungeschickten Gesandten aber entstand eine solche Empörung, daß sie in Anklagestand versetzt und — zum Glück abwesend — zum Tode verurteilt wurden. Die Schuld an dem bösen Handel wurde jetzt der ganzen regierenden Partei beigemessen. Ihrer Schwäche schrieb man auch den Verlust eines Stückes Land an Frankreich zu. So gewannen die Guillermins wieder an Ansehen und Macht. Doch hatte die Gegenpartei, welche wegen der Unterschrift unter die Berner Artikel den Spottnamen Artikulanten oder auch Artichauts erhielt, noch einen verwegenen Führer an dem Stadthauptmann (capitaine général) Johann Philipp. Dieser bewirtete am Abend eines Schützenfestes, an dem die Parteigenossen vielfach
6. Juni 1540 spöttische Zurufe von der Volksmenge hatten hören müssen, eine Anzahl von Parteifreunden in 2 Gasthöfen. Die erste Gesellschaft geht angeheitert nach Hause, bekommt unterwegs Händel. Da kommt Philipp mit den andern nach, zieht sofort den Degen. Er merkt, daß er eine Übermacht gegen sich hat; darum holt er Verstärkung. Aber noch eine größere Menge sammelt sich gegen ihn. Nachdem es zu Wunden und Totschlag gekommen war, wurden andern Tags

Philipp und seine Freunde verhaftet. Das leidenschaftlich erregte Volk forderte gebieterisch rasche Justiz. Nach wenigen Tagen wurde Philipp trotz der Fürsprache Berns als Anstifter des Aufruhrs hingerichtet. Hiemit war die Partei der Artikulanten völlig niedergeschlagen.

Um dieselbe Zeit erbaten 2 Pfarrer ihren Abschied. Da wurde in der Bevölkerung das Verlangen nach der Zurückberufung Farels und Calvins immer mächtiger, von denen allein man hoffte, daß sie der Stadt Friede und Ordnung wieder geben könnten. Nur von ihnen war man überzeugt, daß Gottes Wort, Gottes Ruhm und Ehre ihre einzige Richtschnur sei. Farel bekam von den Neuenburgern seine Entlassung nicht. Calvin hatte, wie wir sehen, seiner früheren Gemeinde Liebe und Teilnahme bewahrt. Er hatte auch wiederholt seinen Parteifreunden seelsorgerlich zugesprochen, hatte sie gelehrt, bei der über sie ergehenden Verfolgung nicht allein auf Menschen zu sehen, sondern in derselben eine göttliche Heimsuchung für ihre eigenen Sünden zu erkennen; desgleichen hatte er ihre kirchlichen Separationsgelüste bekämpft. Aber gegenüber von Wünschen, ihn selbst nach Genf zurückkehren zu sehen, hatte er geäußert: „Hundertmal lieber will ich sterben, als mich an dies Kreuz schlagen lassen, an dem man täglich an tausend Wunden verblutet." Als nun ein eigener Abgesandter von Genf ihm das bringende Verlangen aller 3 Räte übermittelte, er möchte doch auf seine frühere Nov.
Stelle zurückkehren, antwortete er zwar nicht unfreundlich, erklärte 1540
jedoch, den gegenwärtigen Posten, auf den ihn Gott gestellt, nicht leichthin aufgeben zu dürfen. Sofort sandten die Genfer einen neuen Boten, der Calvin nach Worms nachreiste und ihn zu dem Versprechen brachte, nach Erledigung seines gegenwärtigen Auftrags beim Reichstag, für einige Zeit sein früheres Amt wieder zu übernehmen. Er hoffte, so in Gemeinschaft mit Butzer und Viret, welch letzterer in der That auf $1^1/_2$ Jahre von Lausanne nach Genf beurlaubt wurde, geordnete kirchliche Verhältnisse dort wieder herstellen zu können. Aber damit hatten die Genfer nicht genug. Sie wandten sich an den Rat der Stadt Straßburg mit der Bitte, ihnen ihren früheren Lehrer, den sie sehr notwendig brauchten und der vom Genfer Volk ungeduldig erwartet würde, zurückzugeben. Alle Freunde Calvins und die Räte von Basel und Zürich ging man darum an, bei Calvin und bei Straßburg ihre Bitte zu unterstützen. Straßburg verlor ihn bitter ungern; aber man sagte sich dort selbst, daß keine zweite

Stadt der Bedeutung von Genf für das Evangelium gleichkomme. War dort gute Ordnung, so konnte bei seiner wunderbaren Lage von ihm aus das Licht Christi ausstrahlen über die Schweiz, Frankreich und Italien. Und kein anderer Mann wäre diesem schwierigen Posten gewachsen gewesen wie Calvin. So bezeugten ihm wieder die Straßburger bei seinem Abschied: „Nun kommt er zu euch, dieses aus allen erwählte und unvergleichliche Rüstzeug Gottes, dem unsere Zeit kaum ein zweites wird an die Seite stellen können." Calvin selbst gab endlich von Regensburg aus die gewünschte Zusage, in welcher

31. Mai 1541 Gesinnung, das zeigen die Worte in einem Brief an Farel: „Ich opfere mein Herz dem Herrn. Indem ich jede eigene Neigung fahren lasse, gebe ich mich gefangen unter die Hand Gottes." Am 13. September kam er in Genf an, empfangen vom Jubel der ganzen

13. Sept. Bevölkerung.

d) Zweiter Aufenthalt Calvins in Genf.

Wie hoch die Genfer die Rückkehr Calvins schätzten, das zeigten sie damit, daß sie ihm eine für jene Zeit außerordentlich hohe Besoldung, außer Frucht und Wein jährlich 500 fl. aussetzten, während sie an den andern Pfarrern noch lange knauserten, so daß diese öfters gezwungen waren, um eine Notzulage zu bitten. Nun, Calvin brauchte sein Einkommen redlich, besonders auch im Dienste der vielen Durchreisenden und Flüchtlinge, die nach Genf kamen. Überhaupt war ein anderes als die Besoldungsfrage für sein Kommen nach Genf entscheidend gewesen. Was er von den Genfern gefordert hatte, war die Unterwerfung unter Gottes Wort und Willen. So zögerte er auch nicht, sofort nach seiner Ankunft dem Rate vorzustellen, daß

Ordonnances ecclésiastiques. die Kirche nicht bestehen könne, wenn nicht eine auf Gottes Wort und der Praxis der Urkirche sich gründende Verfassung eingerichtet werde. Darauf gab man ihm die Weisung, in Gemeinschaft mit einer

15. Sept. aus dem Rate gewählten Kommission eine **Kirchenordnung** (ordonnances ecclésiastiques) zu entwerfen. Dieselbe wurde nach einigen Änderungen durch den Rat von der Bürgerversammlung angenommen.

20. Nov. Diese Kirchenordnung unterscheidet 4 **Ämter** als vom Herrn selbst zur Regierung und Verwaltung der Kirche eingesetzt, das Amt der Pastoren, Lehrer (Schullehrer), Ältesten und Diakonen (teils Armen-, teils Krankenpfleger), deren Obliegenheiten aufgezählt werden. Nicht besonders ausgesprochen, aber überall vorausgesetzt ist die Oberleitung und Aufsicht des **Rates**, der die Geistlichen auf Vorschlag des Kollegiums und mit Genehmigung des Volks anstellt, der das letzte Wort

hat über ihre Versetzung oder Absetzung, der die Gesetze giebt, über spätere neue Anträge der Geistlichen und Ältesten zu befinden hat und durchaus nicht immer nach deren Wunsch entscheidet, der endlich die Geldmittel für Kirche, Schule, Armen- und Krankenpflege verwilligt. Nur in die Ausübung der durch Gottes Wort oder städtische Ordnung den Kirchendienern einmal zugewiesenen Pflichten und Befugnisse, in Predigt und kirchliche Zucht ließ ihn Calvin nicht dreinreden. Die durch sein Straßburger Amt gewonnene Bekanntschaft mit den deutschen Kirchen hatte ihn in dem Entschluß, in diesem Punkte fest hinzustehen, bestärkt. Wo von Disziplin die Rede war, da hatte er Philipp Melanchthon nur seufzen hören wie die andern alle. Beispiele von Ulm und Augsburg, die er miterlebt, hatten ihm aufs neue bewiesen, wie Fürsten und Pöbel aus der Verjagung pflichtgetreuer Geistlichen nur ein Spiel machen möchten.

Wir können nicht auf alle damals und später getroffenen Anordnungen betreffend Prüfung, Wahl und Wirkungskreis der Pfarrer, Gottesdienst, Schule ꝛc. eingehen. Nur einiges besonders Bemerkenswerte mag hervorgehoben werden.

Die Stadt, welche 7 Pfarrer zählte, wurde besonders mit Rücksicht auf Kranken- Abendmahls- und Kinderlehrbesuch in 3 Parochien eingeteilt. Dagegen fand es Calvin im Interesse der Gemeinde bald besser, jeden Geistlichen nicht nur in einer, sondern abwechslungsweise in allen Kirchen predigen zu lassen. Daß durch den Rat tägliche Predigt eingeführt wurde, geschah vielleicht mehr, um die Pfarrer zu ärgern. Calvin hatte 3malige Predigt in der Woche vorgeschlagen. Für sämtliche Kinder wurde sonntägliche Kinderlehre (Katechismusunterricht) eingeführt, für die genügend Unterrichteten wurde 4mal im Jahr Prüfung abgehalten, etwas unserer Konfirmation Ähnliches, wobei die Kinder den Katechismus herzusagen und ein Glaubensbekenntnis vor der Gemeinde abzulegen hatten. Dann erst erhielten sie die Ermächtigung zum Abendmahlsbesuch. Wegen der Fremden, auch männlicher und weiblicher Dienstboten, wurde eine Art von Hausvisitation eingerichtet, welche je vor dem Weihnachts- und Osterabendmahl statt fand. Wer Glaubensbekenntnis oder Vaterunser nicht konnte, wurde angehalten, erst diese zu lernen, und vielleicht ein ganzes Jahr lang täglich die Predigt und am Sonntag den Katechismusunterricht zu besuchen. Bei Gelegenheit dieser Hausbesuche, welche je von einem Pfarrer und einem Ältesten gemacht wurden, sah

1550

man aber auch nach, ob das Haus in Ordnung gehalten sei, ob Unfriede, Zank mit dem Nachbar oder Trunksucht herrsche und wie es mit dem Fleiß zum Gottesdienst stehe.

Der gesamte Gottesdienst war womöglich noch nüchterner und einfacher als in Zürich, sofern man alles Hinzuthun zu dem, was die Schrift an die Hand giebt, als einen Frevel verabscheute. Selbst die durch Bern nach Genf gebrachten vier nicht auf einen Sonntag fallenden Festtage (darunter der Christtag und das Him-
1550 melfahrtsfest) wurden wieder abgeschafft, beziehungsweise auf den nächsten Sonntag verlegt. Nur in Einführung des Psalmengesangs erkannte Calvin im Unterschied von Zwingli ein wichtiges Mittel zur Erbauung wie zur Ehre Gottes.

Unbiblische Taufnamen, deren man allerdings sehr unsinnige hatte wie Mama, Esprit (Geist), Dimanche (Sonntag), Pasques (Ostern), Sépulcre (Grab) wurden verboten, aber auch sonst allgemein übliche wie Chrestien. Einmal wäre es beinahe zu einem Krawall gekommen, weil ein Pfarrer sich weigerte, ein Kind Balthasar zu nennen. Schließlich bedrohte der Rat die Eltern mit Stadtverbot, wenn sie das Kind anders als Johannes nennen würden.

Auch bei der Fürsorge für Arme, Kranke, Gefangene ging man noch mehr als in Zürich auf das Vorbild der Urkirche zurück. Man begnügte sich weder mit einem Bettelverbot noch mit Errichtung oder Erhaltung öffentlicher Anstalten, Armen- und Krankenspital für Stadtbürger, sondern beauftragte die Diakonen, auch den zerstreuten Armen in der Stadt und Kranken in ihren Häusern nachzugehen. Für Durchreisende wurde eine besondere Krankenstube mit eigenem Krankenpfleger errichtet. Als Beweis für Calvins praktisches Geschick mag noch der Antrag angeführt werden, daß je ein in der Stadt praktizierender Arzt und Wundarzt mit der Behandlung der armen Kranken im Spital und in der Stadt beauftragt werden sollten. Calvins Hauptanliegen war aber die geistliche Versorgung der Elenden. Durch obrigkeitlichen Erlaß wurde allen Angehörigen von Kranken bei Strafe verboten, länger als drei volle Tage zuzuwarten, bis man einen Geistlichen rufe; auch solle man dabei um der übrigen Amtspflichten des Pfarrers willen auf die diesem genehme Zeit achten. Über die Pestzeiten wurde in das besondere Pestspital außer Verwalter und Heilpersonal ein Geistlicher beordert, der sich da mit den andern Monate lang einsperren lassen mußte. Leider haben bei diesem Anlaß Calvins Kollegen sich eine

arge Blöße gegeben. Nur einer von ihnen erbot sich freiwillig zu diesem Liebesdienst und wurde beim zweiten Ausbruch der Pest ein Opfer seiner Pflichttreue. Die andern konnten durch kein Zusprechen und keinen Tadel dazu gebracht werden, ihre Angst zu überwinden. Ein offenbar nichtordinierter Franzose nahm ihnen die Last ab, wurde zur Belohnung dafür zum Pfarrer gemacht, hat sich dann aber als solcher nicht gut gehalten und mußte wieder abgesetzt werden. Man wundert sich vielleicht, daß Calvin selbst den andern nicht mit gutem Beispiel voranging. Allein diesem gestattete der Rat den Dienst im Pestspital nicht, da er ihm für alle möglichen andern Angelegenheiten unentbehrlich war.

1542 und 1543

Auch an eine rechtzeitige Gefangenenseelsorge hat Calvin bereits gedacht. Warte man damit, bis sie zum Tode geführt werden sollen, so seien sie häufig so hingenommen von Schrecken, daß kein Zuspruch mehr bei ihnen hafte. Deswegen veranlaßte er für sie eine wöchentliche Ansprache am Samstag nachmittag. Gefährliche Verbrecher sollten von dem Geistlichen in ihrer Zelle aufgesucht werden.

Unser Hauptaugenmerk müssen wir auf die Genf eigentümliche Sittenaufsicht und Sittenzucht für Pfarrer und Gemeinden richten. Die Geistlichen waren zusammengefaßt in der Vénérable Compagnie (ehrwürdigen Gesellschaft), zu welcher außer den Stadtpfarrern etwa 8—10 Landpfarrer und die theologisch gebildeten Lehrer gehörten. Sie vereinigten sich wöchentlich zu einer Bibelbesprechung (congrégation) am Freitag, bei welcher auch die Landgeistlichen nur mit genügender Entschuldigung fehlen durften. Einer gab die Auslegung einer Bibelstelle in einer Art von Predigt. Darauf durften die andern und auch gebildete Laien, welche als Gäste anwohnten, Fragen an ihn stellen und der Ansicht des Predigers ihre eigene entgegenstellen, was freilich für mehr als einen, der sich dem Endurteil der Gesellschaft nicht fügte, gefährlich geworden ist, obwohl der Rat unnötige Streitereien und Verunglimpfungen durch Abordnung von Ratsmitgliedern zur Kongregation abzuschneiden suchte. In noch engerer Versammlung berieten die Geistlichen gemeinsame und kirchliche Angelegenheiten. Ihre Anträge brachten sie in corpore oder durch den Mund Calvins an den Rat. Vierteljährlich sollten sie unter sich selbst Umschau halten, die Lehre und den Wandel jedes einzelnen von ihnen prüfen. Je strengere Anforderungen die Geistlichen an Glauben und Leben der Gemeinde stellten, desto mehr

Compagnie des pasteurs.

mußten sie sich selbst vorwurfsfrei halten, unter ihnen wohnende Fehler und Sünden auszutilgen suchen. Dabei wurden unterschieden: Fehler*), welche man tragen kann, und Sünden und Laster, die an einem Pfarrer schlechterdings nicht zu dulden sind, die auch bürgerlich ehrlos machen und bei einem Gemeindeglied den Ausschluß aus der Kirche nach sich ziehen müßten. Wurde gegen einen Pfarrer derartige Beschuldigung erhoben, so sollten zuerst die Kollegen und die Ältesten sorgfältig nachforschen. Verleumdungen und falsche Gerüchte sollten zurückgewiesen werden. Wo aber ein Vorwurf begründet war, da sollte zuerst die Geistlichkeit ihr Urteil sprechen und dann dasselbe dem Rate unterbreiten, der im schlimmsten Falle die Absetzung verfügte.

Zur Erhaltung von christlicher Sitte und Zucht wurde das Konsistorium gebildet aus den festangestellten Geistlichen und 12 oder 14 sogenannten Ältesten. 2 von diesen waren Glieder des engern Rats, darunter ein Bürgermeister, welcher der ganzen Versammlung präsidierte, 2 waren aus dem Rat der 60, und 10 aus den 200. Verlangt wurden zu Ältesten Männer von gutem Wandel und Ansehen bei der Gemeinde, gegen die keinerlei Vorwurf oder auch nur Verdacht vorlag, gottesfürchtig und geistlich klug. Sie sollten aus jedem Stadtviertel genommen werden, damit sie, auch abgesehen von den regelmäßigen Hausbesuchen, auf alles ein Auge haben könnten. Alljährlich fand eine vollständige Neuwahl durch das Kollegium statt; aber diejenigen, welche sich bewährt hatten, wurden, wenn irgend möglich, wieder gewählt. Das Konsistorium trat jeden Donnerstag zusammen. Die Ältesten erhielten eine Entschädigung von 2 Sous für die Sitzung. Außer der Wahrung allgemeiner kirchlicher Interessen war die Hauptaufgabe des Konsistoriums, solche Gemeindemitglieder vorzuladen, zu ermahnen und mit Weisungen für die Zukunft zu versehen, welche die in der Stille gegebenen Mah-

Konsistorium.

*) Als Fehler ersterer Art wurden angesehen: Anstoßerregende Art der Schriftbehandlung, Aufbringen unnötiger Fragen, ungewohnter Lehre und Gebräuche, Nachlässigkeit im Studium, im Tadel der Laster, in der ganzen Amtsführung, Neigung zu schlechten Witzen, erlogenen Geschichten, übler Nachrede, Verwegenheit, Geiz und Knickerei, Zorn, eines Geistlichen unwürdige Kleidung, Gang u. drgl. Dagegen hatte brüderliche Ermahnung durch einen Kollegen oder durch das ganze Kollegium einzutreten. Als nicht zu duldende Verbrechen und Laster galten: Ketzerei und Separation, Empörung gegen die kirchliche Ordnung, unlautere Umtriebe zu einem geistlichen Amt zu kommen, grobe Verfehlungen gegen die 10 Gebote, Wucher, verbotenes und ärgerliches Spielen, Tanzen und ähnliche Ausschweifungen.

nungen ihrer Pfarrer oder Ältesten mißachtet oder böses Beispiel gegeben hatten. Die Vorladung, für welche der Rat einen Amtsdiener zur Verfügung stellte, erfolgte nur auf Kollegialbeschluß. Häufig aber schickte auch der Rat polizeilich oder gerichtlich Bestrafte vor ihrer Entlassung ins Konsistorium, damit man ihnen hier noch eine besondere Predigt mit auf den Weg gebe. Solche, die sich reuevoll und demütig lehren ließen, wurden mit freundlichernstem Zuspruch entlassen. Trotzige oder wiederholt Rückfällige wurden vom Abendmahl ausgeschlossen, bis sie zur Besinnung kämen. Leibes- oder Geldstrafen verhängte das Konsistorium nicht. Es hatte nur das geistliche Schwert und wollte der weltlichen Obrigkeit von seiner Gewalt nichts abbrechen. Dagegen schickte das Konsistorium Widerspenstige und gröbere Übertreter dem Rate zu weiterer Bestrafung zu.

Die häufigsten Gegenstände konsistorialer Behandlung waren: in den ersten Jahren geheimes Festhalten an der katholischen Kirche und ihren Gebräuchen und mangelnder Fleiß im Kirchenbesuch, auch Unfug in der Kirche oder Ungezogenheit gegen Pfarrer und Älteste, dann aber besonders Gotteslästerung, Fluchen und Schwören, Aberglaube, Spiel, Tanz, Unzucht, Saufen, Wucher, Händel zwischen Eheleuten und Nachbarn, aber auch Ratsmitgliedern und Pfarrern. Namentlich wenn die Abendmahlsfeier herannahte, bemühte man sich, Streitende zu versöhnen und jedermann die Ausrede, man sei nicht in der richtigen Stimmung, zu benehmen. Ans Konsistorium wendeten sich nicht selten auch Mädchen, welche von ihren Liebhabern im Stiche gelassen worden waren.

Soweit die genannten Vergehen dem Rate angezeigt wurden, strafte dieser um Geld oder mit einigen Tagen Gefängnis. Bei schweren Fällen wurden Bürger auf 1 Jahr und 1 Tag, Fremde für immer aus der Stadt verbannt. Den ohne Erlaubnis Zurückkehrenden drohte man mit Auspeitschung und zuletzt dem Galgen. Calvin wachte sorgfältig darüber, daß der Rat für die Übertretung sämtlicher einmal gegebenen sittenpolizeilichen Verordnungen Strafe eintreten ließ. Wo die Strafen nicht ausreichten, Böses zu verhindern, drang er auf strengere*) Bestimmungen.

*) So steigerten sich die Strafen für leichtsinniges Schwören beim Namen Gottes seit 1551 folgendermaßen: 1) kniefällig (baiser terre) Gott um Verzeihung bitten, 2) außerdem 10 Sous Strafe, 3) 60 Sous und 1 Tag und 1 Nacht Gefängnis bei Wasser und Brot, 4) zur vorigen Strafe noch Verbannung auf 3 Monate. Wer Gott seinem Schöpfer fluchte, hatte beim ersten Male 60 Sous zu bezahlen,

Widerstand gegen die neue Ordnung. Den größten Kampf kostete die Unterdrückung des Tanzes und üppiger Kleidermoden. Obwohl der Tanz in Genf schon in katholischer Zeit verboten war, ließ man sich doch immer wieder dabei betreffen. Dafür mußten die vornehmsten Leute, gewesene Bürgermeister und Ratsherrn und ihre Frauen, ins Gefängnis; aber kaum frei geworden, that mans wieder. Der höchste Wunsch der eitlen Männerwelt waren geschlitzte Hosen (chausses chapples). Aber 1547 weder Stadthauptmann noch Hakenschützen durften sich ungestraft darin zeigen. Als der Rat schon einmal den Hakenschützen die Erlaubnis gegeben hatte, an dem einzigen Tag ihres Schützenfestes sie zu tragen, trat Calvin mit seinen Kollegen vor den Rat. Sie erklärten, daß ihre Pflicht gegen Gott und die Gefahr, welche die Stadt laufe, sie hertreiben, und Calvin äußerte nun sein Erstaunen über einen Ratsbeschluß, der dessen eigenen vor 12 Jahren gegebenen Erlassen widerspreche. Obgleich die Heilige Schrift von Schlitzhosen nichts enthalte, sei doch jede Tracht, die über das Bedürfnis hinausgehe, Hochmut, somit wider Gott und vom Teufel. Solche Unordnung dürfe um keinen Preis geduldet werden. Er selbst sehe die Sache an sich für eine Kleinigkeit an, aber es sei eben ein Punkt, an dem das Sittenverderben Eingang suche. Calvins Rede machte solchen Eindruck, daß der Rat die schon gegebene Erlaubnis zurücknahm und jede Art von Schlitzhosen, auch wenn man sie kunstvoll wieder zunähte, bei 10 fl. Strafe verbot. Nicht durchführbar erwies sich dagegen ein Wirtshausverbot für die Stadtbewohner, das Calvin April 1546 wegen mehrfach hervorgetretener schädlicher Folgen des Wirtshausbesuches für seine Pfarrer, und weil die Wirtshäuser der Hauptherd des Widerstands gegen die Sittenordnung waren, längst erstrebt hatte. Man hatte zum Ersatz für die Genfer, denen es unmöglich gewesen wäre, gesellige Unterhaltung bei einem Glase Wein ganz zu entbehren, 5 Gesellschaftshäuser (abbayes) errichtet. Dieselben waren je einem Bürgermeister und dem Polizeiamtmann (lieutenant) unterstellt. Der Wirt durfte nichts wider die Verordnungen zulassen, niemand gestatten

---

wurde 3 Tage und 3 Nächte bei Wasser und Brot eingesperrt und mußte an der Stelle, wo er gesündigt, entblößten Hauptes und kniefällig Gottes Ehre wieder herstellen. Beim dritten Male wurde er nach Gutbefinden der Bürgermeister außerdem noch 3 Stunden ans Halseisen gelegt oder auf 1 Jahr verbannt. Wer Schwören, Lästerungen oder Fluchen der Obrigkeit verheimlichte, wozu besonders Wirte sich versucht fühlen mochten, hatte für jeden einzelnen Fall 60 Sous Strafe zu bezahlen und 1 Tag und 1 Nacht im Gefängnis abzusitzen.

zu essen oder zu trinken oder von der Mahlzeit sich zu erheben ohne Gebet. Auf jede Weise sollte er ernste religiöse Gespräche fördern. Aber die andern Wirte erhoben so laute Klage, daß die Gesellschaftshäuser nach wenigen Wochen aufgehoben, und den Wirten die Erlaubnis zur Verabreichung von Speise und Trank an Städtebewohner wieder gegeben wurde. Juni.

Wir sind damit auf die Stellungnahme von Rat und Bürgern zu der ganzen von Calvin nach seiner Rückkehr veranlaßten Ordnung geführt. Die Zahl der Stadtbewohner, welche außer der Predigt Calvins auch seine eingehende Lebens- und Seelenleitung als eine wirkliche Wohlthat empfanden, wird klein gewesen sein. Wir werden solche zumeist unter den um ihres Glaubens willen nach Genf Geflüchteten suchen müssen. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung hatte in der Zeit von Calvins Verbannung allerdings einsehen gelernt, daß ihre kleine Stadt, von lauernden Feinden in der nächsten Nähe umgeben, ohne durchgehende, stramme Ordnung weder auf Gnade bei Gott, noch auf Sicherheit vor Menschen hoffen durfte. Darum hatte sie alles daran gerückt, den Mann der strengsten Ordnung wieder in ihre Mauern zu bekommen und in der ersten Freude, ihn wieder zu haben, hatte man ihm manches Zugeständnis gemacht, ohne sich über den vollen Inhalt desselben klar geworden zu sein. Als nun aber die neue Ordnung in Gang kam, da fühlte man sich doch mannigfach eingeschnürt und belästigt, nicht nur in altgewohnten Vergnügungen, sondern auch in seinen sauer erworbenen Rechten und Freiheiten. An die ganze Einrichtung des Konsistoriums gewöhnte man sich äußerst schwer. Männer, die mit Stolz ihrer eigenen oder ihrer Eltern Verdienste, ihrer Thaten und Leiden für die Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt gedachten, sollten jetzt in ihrem und ihrer Familie kirchlichen und sittlichen Leben sich gängeln lassen, wie man Anstaltskinder gängelt, und wo sie ihrem eigenen Willen folgten, hielt man ihnen Strafreden wie Schulkindern. Viel lieber ließen vornehme Männer und Frauen sich vom Rat strafen. Darin war man nicht verwöhnt. Wenn man auch ein paar Tage Gefängnis abgesessen hatte, so galt man nachher wieder was zuvor. Nach der neuen Ordnung aber mußte man nach abgebüßter Strafe sich nochmaliger Demütigung und Beschämung vor dem großen Kreise persönlich bekannter oder auch verhaßter geistlicher und weltlicher Konsistorialmitglieder unterziehen. Ferner mußte Calvin selbst zugeben, daß seine Kollegen zuweilen völlig unnötige Vorladungen veranlaßten.

Auch mußten mehr als einmal Pfarrern Vorstellungen gemacht werden, weil sie bei Hausbesuchen oder im Konsistorium sich von ihrem Zorn bis zu gemeinen Schimpfwörtern oder gar Thätlichkeiten hatten hinreißen lassen. So glaubten viele, jetzt schlimmer daran zu sein als zu Papstes und Bischofs Zeiten. Die Hauptschuld an diesen Dingen fand man in dem Umstande, daß man allmählich lauter Ausländer, Franzosen, zu Pfarrern bekommen hatte.

Daher mußte der Rat manche Ordnungsstrafe verhängen gegen Männer und Frauen, besonders auch vornehme, welche entweder sich weigerten, vor Konsistorium zu kommen oder im Konsistorium sich anmaßend benahmen, den Geistlichen, wenn sie das Wort ergriffen, jede Befugnis, sie zu verhören oder zu ermahnen, absprachen. Unzählig waren die persönlichen Beleidigungen, Schimpfereien und Drohungen gegen Pfarrer und Franzosen; manche richteten sich gleichzeitig gegen den Rat, der solche Ordnung handhabte. Waren die Herren vom Rat mitangegriffen, so verstanden sie keinen Spaß. Aber auch die andern Beleidigungen und Widersetzlichkeiten gingen selten ungestraft hin. Wer nicht vor Konsistorium wollte, wurde zuerst eingesperrt und mußte schließlich doch hin. Am tiefsten mußte ein Ratsherr, Peter Ameaux, sich demütigen. Derselbe hatte bei
1546 einem Abendessen, zu dem er 3 Freunde geladen hatte, Calvin einen Pikarden und bösartigen Menschen genannt, hatte gesagt, Calvin predige falsche Lehre, er und die französischen Pfarrer werden sich noch zu Herren der Stadt machen. Der Rat wisse jetzt schon keine Entscheidung mehr zu treffen, ohne daß er Calvins Meinung eingeholt habe. Nachdem Ameaux im Gefängnis seine Schuld bekannt und um Gnade gebeten hatte, beschloß die Ratsmehrheit, ihn frei zu lassen, wenn er im Großen Rat in Calvins Gegenwart um Verzeihung bitte und 60 Sonnenthaler für die Stadtbefestigung zahle. Allein das war Calvin nicht genug. Er erklärte, das Gerücht, er predige falsche Lehre, habe die ganze Stadt durchlaufen. Solche Beleidigung, die zugleich eine Lästerung Gottes sei, könne nur öffentlich gut gemacht werden. Mit ihm erklärten sämtliche Pfarrer, die samt dem ganzen Konsistorium vor dem Rat erschienen waren, sie können nicht im Amte bleiben, wenn der, welcher solches gesagt habe, nicht eine exemplarische Strafe erhalte. Nachdem der Rat noch ein Gutachten der gesamten Geistlichkeit über Calvins Lehre eingeholt hatte, stieß er seinen früheren Beschluß um und verurteilte Ameaux, daß er barhäuptig, im Hemd, eine angezündete Fackel in der Hand durch

die ganze Stadt geführt werde. Vor dem Gerichtshofe soll er Gott und die Justiz um Verzeihung bitten und kniefällig bekennen, daß er abscheulich geredet habe; auch soll er die Prozeßkosten bezahlen. In Wirklichkeit hat diese übertriebene Strenge nichts gut gemacht. Zwar der Zusammenrottung des murrenden Volkes im Stadtteil St. Gervais war durch Errichtung eines Galgens mit Erfolg begegnet worden. Aber Ameaux wurde jetzt erst recht ein störriges Gemeindeglied. Die Predigt besuchte er nicht mehr, um den beständigen Anspielungen der Pfarrer zu entgehen; dafür hielt er Gottesdienst im eigenen Hause.

Von nun an sehen wir zum zweitenmale eine Partei im Rat und in der Bevölkerung gegen die Herrschaft Calvins und seiner Kirchenordnung sich erheben. Deren Haupt wurde der Stadthauptmann Ami Perrin, der einst am meisten um die Rückkehr Calvins sich bemüht hatte, aber durch mehrmalige eigene Strafen und die Maßregelung seiner Frau, die mit ihrer ganzen Familie (Favre) dem Konsistorium Trotz bot, aufs tiefste verbittert war. Jetzt verging fast keine Woche mehr, ohne daß Beleidigungen der Pfarrer und des Konsistoriums oder geflissentliches Zuwiderhandeln gegen die eingeführte Ordnung zu rügen gewesen wären. Es war, als wenn die Partei dadurch den Rat und die Pfarrer hätte mürbe machen, Calvin und seine Freunde fortärgern wollen, um so mehr als die guten Freunde der Widerspenstigen im Rat jetzt manchmal die ernstliche Bestrafung grober Ungezogenheiten zu verhindern wußten. Auch das Recht des Konsistoriums, bestrafte Gesetzesübertreter zugeschickt zu bekommen und das weitere Recht, vom Abendmahl auszuschließen, wurde ihm des öftern mit mehr oder weniger Erfolg bestritten. Aber Calvin war nicht zu beugen. Philibert Berthelier, Justizsekretär, aus angesehener Familie, aber selbst ein gewaltthätiger und gemeiner Mensch, war mehrfach dem Konsistorium in übermütigster Weise entgegengetreten; aber seine Freunde im Rat hatten stets eine ernstliche Bestrafung zu verhindern gewußt. Im November 1552 wurde er mit andern durch das Konsistorium vom Abendmahl ausgeschlossen. Trotz seinem Protest, über die Ausschließung habe der Rat und nicht das Konsistorium zu entscheiden, wiederholte das Konsistorium seinen Beschluß im nächsten Jahre. Berthelier legte Berufung ein beim Rat, welcher entschied, wenn Berthelier ein gutes Gewissen habe, sich selbst für würdig halte und sich vornehme, die alten Geschichten nicht wieder zu machen, so könne er das Abendmahl nehmen; es stehe ihm frei. Aber Calvin erklärte es für unmög-

Perrinistische Partei.

seit 1547

Nov. 1552

Sept. 1553

lich, da eine Aussöhnung mit dem Konsistorium, dem Berthelier ungehorsam gewesen, nicht statt gefunden habe. Ehe er Berthelier zuließe, wollte er lieber sterben. Der Rat beharrte auf seinem Beschluß. Als aber Calvin am nächsten Sonntage vor der ängstlich harrenden Gemeinde den festen Entschluß kund that, kraft der ihm von Gott verliehenen Gabe der Standhaftigkeit niemand sich zum Tisch des Herrn heranzwängen zu lassen, machte Berthelier keinen Versuch dazu. Der Rat hatte ihm einen Wink gegeben, er möchte doch lieber wegbleiben. Über ein Jahr lang wurde jetzt zwischen Rat und Konsistorium darüber verhandelt, welchem von beiden die letzte Entscheidung über Ausschluß und Wiederzulassung zukomme. Beide Teile beriefen sich auf die ordonnances; aber deren Text war zweideutig. Als der Rat der 200 eine neue dem Rat günstige Ordnung aufstellte, trat das ganze Pfarrerskollegium vor den Rat und erklärte, wenn man die neue Ordnung durchführen wolle, so könne man sie gerade so gut samt und sonders aus dem Amte jagen. Darauf wurde beschlossen, daß man sich nach dem Brauch der übrigen reformierten Kirchen erkundigen und deren Gutachten einholen wolle. Diese alle hatten den reinen Kirchenbann nicht durchzusetzen oder zu behaupten vermocht gegenüber ihren Regierungen, aber ihre Theologen konnten den Vorzug der Calvinischen Weise nicht bestreiten. So kam man auch mit diesen wenig entschiedenen Gutachten nicht weiter. Inzwischen veranstalteten die Genfer selbst wie schon öfter eine feierliche Aus-
Januar 1554 söhnung zwischen den Parteien, welche ein Festmahl besiegelte, an dem neben Perrin und Berthelier auch Calvin teilnahm. Aber die Abendmahlsfrage blieb davon unberührt. Noch zweimal trat Berthe-
März und August. lier vor das Konsistorium mit der Bitte um Zulassung zu Abendmahl und Taufpatenschaft. Aber das erstemal genügte Calvin das Sündenbekenntnis Bertheliers nicht. Seine Berufung auf den Rat, der seine Reue erkannt habe, veranlaßte Calvin vielmehr zu der Forderung, er müsse vor dem Konsistorium sich demütigen. Als Taufpaten zulassen wollte er Berthelier nur, wenn dieser dem Konsistorium das Recht zugestehe, das Abendmahl zu gewähren oder zu verweigern. Auf beides ging Berthelier nicht ein. Endlich im darauffolgenden
24. Januar 1555 Jahre erfolgte nach nochmaliger gründlicher Prüfung der Angelegenheit durch eine Kommission die letzte Entscheidung im Rate der 200, „daß man sich an die von der Bürgerversammlung bestätigten Erlasse hält." Damit hatte der vom Konsistorium unentwegt festgehaltene Brauch gesiegt.

Den vollen Sieg der Calvinischen Partei aber brachte die wenige Tage später erfolgte Bürgermeisterwahl, bei welcher sämtliche Stellen mit Anhängern Calvins besetzt wurden, und der rücksichtslose Gebrauch, den die nunmehrige Regierung von ihrer Macht bei einem bald zu erzählenden Putsche machte. Vorher müssen wir aber noch einen kurzen Blick werfen auf etliche religiöse Kriminalprozesse, welche in den Streit um die Kirchenzucht mehr oder weniger hereinspielten. Religionsprozesse.

Der Haß der Familie Favre gegen Calvin und seine Helfer scheint einen ihrer Angestellten, Jakob Grüet, veranlaßt zu haben, daß er einen Zettel mit Beschimpfungen und Drohungen gegen die Pfarrer auf eine Kanzel legte. Das wäre nun für sich allein eine Sache für Konsistorium und Polizei gewesen und mit verhältnismäßig leichter Strafe zu büßen. Allein die Vermutung komplottmäßiger Machenschaften gegen die bestehende Ordnung führte zu einer Haussuchung bei Grüet, welche eine Menge höchst verdächtiger Aufsätze, Brief- und Eingabenkonzepte und drgl. zu Tage förderte. In denselben war Calvin aufs schwärzeste gemalt. Es war darin aber auch die Rede von dem „gehörnten Mose, der viel sage und nichts beweise." Alle sogenannten göttlichen und menschlichen Gebote, hieß es, seien nur Ausgeburten menschlicher Laune, die Obrigkeit habe kein Recht, sich ins Privatleben und die Vergnügungen der Jugend einzumischen Auch ein Brief hochverräterischen Inhalts wurde gefunden, indem Grüet einem Agenten des französischen Königs schrieb, Calvin rede sehr geringschätzig von Franz I und andern Fürsten. Es wäre gut, wenn seine Oberen den Genfern Angst machen würden. Dann würden diese dem Schwätzer Calvin den Mund schließen. Der Verfasser versuchte nun wohl, alles teils als Auszüge aus Schriften anderer, teils als bloße Stilübungen auszugeben. Daß er aber gelegentlichen Gebrauch davon zu machen gesonnen war, bewies der vorgefundene Zettel. Er wurde, ohne viel Mitleid zu finden, wegen Gottlosigkeit und Hochverrats hingerichtet. Juni 1547

Einen andern Prozeß scheint das Bemühen Perrins, das Ansehen Calvins durch einen Angriff auf die schwächste Stelle seiner Theologie zu erschüttern, hervorgerufen zu haben. Der Arzt Bolsec, ein früherer Mönch, griff nämlich nicht ungeschickt die schreckliche Lehre Calvins an, daß Gott die einen Menschen zur Seligkeit, die andern zur Verdammnis vorherbestimmt habe, ohne dabei auf ihr persönliches Verhalten Rücksicht zu nehmen. Obwohl wegen Gotteslästerung und falscher Lehre angeklagt, kam er doch infolge der Für- Oktober 1551

sprache der reformierten Schweizerkirchen mit bloßer Verbannung aus Genf davon. Jetzt erst offenbarte sich recht sein unlauterer Charakter. Nachdem er jahrelang aus nächster Nachbarschaft gegen Calvin gehetzt hatte, wurde er wieder katholisch und schrieb eine durch und durch erlogene Schmähschrift über Calvins Leben, Sitten und Tod. Unsere genauere Aufmerksamkeit erfordert ein anderer Prozeß, den Calvin einzig und allein hervorgerufen hat, um deswillen ihm bis auf den heutigen Tag mit Recht die schwersten Vorwürfe gemacht werden, der Prozeß Servede.

Servede. Der Spanier Michael Servede, ursprünglich Jurist und Sekretär eines Beichtvaters Karls V, kam in die erste Berührung mit
1530 der deutschen Reformation auf dem Augsburger Reichstag. Nähere
seit 1531 Beziehungen knüpfte er an mit Ökolampad in Basel, mit Butzer und Kapito in Straßburg. Dieselben wurden aber völlig abgebrochen, als Servede Schriften veröffentlichte „wider die Irrtümer der Trinitätslehre" und „von der Gerechtigkeit des Reiches Christi," welche den gemeinsamen Grund der Reformationskirchen wie der römischen und griechischen Kirche antasteten und bereits auf die Notwendigkeit einer neuen Offenbarung hinwiesen, welche die Irrtümer der Reformation ebenso wie diejenigen Roms aufdecken müsse. Der allgemeine Widerspruch, welchen Servedes neue, mit ebenso großem Hochmut als Eigensinn vorgetragene Lehre fand, ließ es ihrem Verkündiger rätlich erscheinen, seinen wirklichen Namen abzulegen und unter dem Namen de Villeneuve (Stammort seiner Familie) in Paris erst weitere Studien zu machen. Er beschäftigte sich nach wie vor mit theologischen Fragen, hütete sich aber vor jedem Zusammenstoß mit Polizei und Inquisition. Äußerlich gab er sich als gläubigen Katholiken. Zu seinem Lebensberuf machte er jetzt die Medizin, in der er bedeutende Entdeckungen machte, wie die des doppelten Blutkreislaufes.
seit 1538 Jahrelang übte er seine Kunst als ein bei hoch und nieder geschätzter Arzt in Vienne. Aber den Gedanken, von Gott ausersehen zu sein, das in seiner Entwicklung gestörte Christentum der Urzeit wieder in die richtige Bahn zurückzuleiten, wurde er nicht los. Insbesondere hoffte er Boden für die Verwirklichung seiner Pläne in der französischen Schweiz zu finden. So wendete er sich schon bald an Calvin und andere einflußreiche Männer daselbst, ersterem schickte er sogar das Manuskript einer von ihm vorbereiteten neuen Schrift Restitutio Christianismi (Wiederherstellung des Urchristentums). Da aber Servede den Calvin sehr von oben herab behandelte und sich dessen

Einwendungen und Richtigstellungen durchaus unzugänglich erwies, hörte auch dieser Verkehr auf. Auf Servedes Vorschlag persönlicher Besprechung in Genf ging Calvin so wenig ein, daß er einem Freunde darüber schrieb: „Ich will ihm mein Wort nicht verpfänden. Käme er, so ließe ich ihn lebend nicht wieder aus der Stadt, wenn ich da noch irgend etwas gelte.“ Februar 1546

Nun gab aber Servede die erwähnte Schrift wirklich heraus. 1553 Darnach sollte die Rückkehr der ganzen apostolischen Kirche zu ihrem Ursprung vor allem bewirkt werden durch Wiederherstellung der Kenntnis Gottes. Abgethan sollte werden die kirchliche Lehre von dem dreieinigen Gott, welchen Servede dem dreiköpfigen Höllenhunde der heidnischen Sage verglich. So verletzend aber eine solche Sprache wirken mußte, darf man doch nicht meinen, Servede sei selbst ein Heide oder etwa ein Pantheist gewesen. Man wird ihn unter die am weitesten rechts stehenden Subordinatianer (I, 296) rechnen dürfen. Denn er benahm der Gottheit Christi weniger als seiner Menschheit, indem er ihn drei Teile seines Wesens von Gott, von Maria nur einen haben ließ. Er betont zwar sehr stark, wie Gott die Quelle alles Wesens sei, so auch für Christus und den heiligen Geist, aber lehrt z. B. auch übereinstimmend mit der Schrift, daß der Vater dem Sohne seine ganze Kraft, Wesen und Leben zu geben mitteile, so daß durch Christus und in Christus alles ist und besteht. Servede läßt Vater, Sohn und Geist, nur das Personenverhältnis erklärt er anders als die Kirchenlehre. Er betet zu Christus, der sein Heiland und sein Gott ist, und wünscht, sein Nachfolger zu werden. Desgleichen ist er ein genauer Kenner und Verehrer der Heiligen Schrift, von der er sagt, daß man mit allem Lesen sie doch nicht verstehen werde, wenn man nicht den Schlüssel in Christo gefunden habe. Außer der Trinitätslehre griff Servede die evangelische Lehre von der Rechtfertigung an, in der er einen bloßen Traum und die Vernichtung der guten Werke sah. Er forderte Aufhebung der Kindertaufe mit der eigentümlichen Begründung, daß aus der göttlichen Verschonung derer, welche beim Auszug der Kinder Israel aus Ägypten noch nicht 20 Jahre alt gewesen seien, folge, daß dieselben überhaupt ohne Sünde gewesen seien, und daß auch bei uns vor dem 20sten Jahre eine Todsünde nicht begangen werden könne, daher auch eine Abwaschung durch die Taufe so lange unstatthaft sei. Doch unterschied sich Servede von sonstigen Wiedertäufern wieder durch Anerkennung der Berechtigung von Obrigkeit und Soldatenstand. Wenn er anderer-

seits es für unevangelisch erklärte, daß Calvin wie die Römischen Glaubensstreitigkeiten von einem Kriminalgerichte entscheiden lassen wolle, so müssen wir ihm darin unbedingt beipflichten. So bemerken wir in Servedes Lehraufstellungen neben erleuchteten Gedanken auch wieder starke Kurzsichtigkeit und sittlich nicht unbedenkliche Schrullen. Ihn um seiner Lehre willen für eine „Pest" und „Gift" und einen todeswürdigen „Seelenmörder" zu erklären, wie Calvin und die meisten Zeitgenossen thaten, geht unter allen Umständen zu weit. Uns ist an dem Manne anstößiger, daß er in seinem Leben mit dem, was er für wahr erkannte, nicht mehr Ernst machte, daß er mit dem von ihm verworfenen Katholizismus nicht freiwillig und offen brach, auch im Anfang seines Prozesses noch seine Überzeugung verleugnete. Ebenso gereicht es ihm vor christlichem Urteil zum Vorwurf, daß er sich und seine Ideen weit überschätzte und die Überlegenheit von Calvins Thatchristentum nicht zu erkennen vermochte.

Von der Restitutio waren einige Exemplare nach Genf gekommen. Sofort benützte ein Calvin nahe befreundeter Flüchtling, der Kaufmann Wilhelm Trie aus Lyon, das Erscheinen eines solchen Buches in dem katholischen Frankreich dazu, um einem Verwandten, der ihn seither mit Vorwürfen über seinen Abfall vom Glauben belästigt hatte, nun seinerseits vorzuhalten, welch todeswürdige Lästerungen und Ketzereien dieselben französischen Kirchenfürsten in ihrem Lande dulden, welche die Bekenner des reinen Evangeliums umbringen. Er nannte ihm den wirklichen und den gegenwärtigen Namen des Verfassers nebst dem des Buchdruckers und legte zum Beweis einige lose Blätter der Restitutio bei. Die Mitteilung wurde von dem strengkatholischen Vetter alsbald weiter gegeben an den Inquisitor in Lyon. Aber dessen nächste Schritte in Vienne führten zu keinem Ziele, da Servede und der Buchdrucker aufs bestimmteste leugneten, von der genannten Schrift etwas zu wissen; auch die genaueste Haussuchung ergab keinen Grund zur Verhaftung des Angeschuldigten. Da schickte Trie dem Vetter 17 Briefe, welche Servede dem Calvin geschrieben hatte, von denen er zwar behauptet, es habe ihn große Mühe gekostet, sie von Herrn Calvin zu erhalten, da dieser es für seine Aufgabe halte, die Ketzer mit der Lehre zu überwinden und nicht mit dem Schwert der Gerechtigkeit sie zu verfolgen, nur um Trie den Vorwurf leichtfertiger Lügen zu ersparen, habe Calvin schließlich nachgegeben. Daß aber Calvin von der Rücksicht auf einen Freund sich hätte bestimmen lassen, wo die Ehre Gottes und des

Evangeliums auf dem Spiele stand, kann niemand glauben, der Calvin kennt. Man wird vielmehr annehmen müssen, daß die ganze Korrespondenz zwischen Trie und seinem Vetter über Servede von Calvin eingeleitet oder befördert worden ist, der dafür sorgen wollte, daß dem gefährlichen Ketzer der Garaus gemacht werde, obwohl er selbst später jede Beteiligung an der Denunziation in Lyon abgeleugnet hat.

Die Urheberschaft dieser Briefe konnte nun Servede nach abermaliger Verhaftung nicht mehr bestreiten. Er behauptete aber, den 4. April.
Namen des bekannten Doktors Servetus nur angenommen zu haben, um Calvin leichter zu einer Auseinandersetzung mit ihm zu vermögen, die seinerseits nichts weiter als eine Probe seiner Disputierfertigkeit hätte sein sollen. Er sei bereit, jede Meinung, die ihm als schlecht nachgewiesen werde, aufzugeben; nie habe er von dem abweichen wollen, was unsere Mutter, die heilige Kirche, lehre. Trotzdem hielt Servede für rätlich, sich fernerer Gefangenschaft und der Fortsetzung des Prozesses durch schleunige Flucht zu entziehen. Es half ihm dazu das Geld, das er 7. April.
noch bei sich trug und wohl auch die Gunst höherer Staatsbeamten, die er sich mit seiner ärztlichen Thätigkeit erworben hatte. Erst nach seinem Entweichen wurde das Urteil über ihn gefällt, lautend auf Vermögenseinziehung und Verbrennung.

In welchem Winkel des südöstlichen Frankreich Servede in den den nächsten Monaten sich versteckt hielt, ist nicht bekannt. Er suchte aber über Genf und Zürich nach Italien zu entkommen, um bei seinen spanischen Landsleuten in Neapel sein Brot, vielleicht auch Anhänger zu finden. In Genf wollte er nicht länger verweilen, als bis er eine Barke gefunden hätte, die ihn über den See nach Morges brächte. Da wurde er an einem Sonntag in der Kirche erkannt und 13. August.
auf Calvins Anzeige verhaftet, damit er die Welt nicht mehr mit seinen Lästerungen und Ketzereien vergifte, sintemal er als ganz unverbesserlich und verzweifelt bekannt war. Zur Anstrengung eines eigentlichen Kriminalprozesses bedurfte es aber nach Genfer Recht noch eines Anklägers, der bis zur Entscheidung sich selbst gefangen halten lassen mußte. Dazu gab sich Calvins Sekretär her. 39 Anklageartikel beschaffte Calvin. Nach wenigen Tagen wurde der Kläger jedoch aus der Haft entlassen, dagegen Herrn Calvin gestattet, mit allen, die er noch weiter beiziehen wolle, die Anklage zu unterstützen, damit der Angeklagte um so eher seiner Irrtümer überführt werden könne. Diesem selbst wurden nicht nur alle Gesuche um Befreiung aus dem Gefängnis mit seinen mannigfachen Leiden abgeschlagen,

sondern, „da er selbst so gut lügen könne," sogar ein Rechtsbeistand verweigert, dessen er bei seiner Unkenntnis der Genfer Gesetze doppelt benötigt gewesen wäre. Mit dem Gefangenen wurden viele Verhöre, meist in Gegenwart Calvins, angestellt. Servede antwortete mit großer Klugheit und Mäßigung. Der Rat, welcher den Gerichtshof darstellte, konnte aber aus den schwierigen, theologischen Fragen nicht
24. August. recht klug werden. Schon die eigentliche Anklageakte, obwohl sie auf Lästerungen, Ketzereien und Verwirrung der Christenheit lautet, ließ die ersteren Punkte ziemlich beiseite liegen und betonte mehr nur, daß Servede sich gegen die allgemein angenommenen Glaubensansichten auflehne, das Christentum für verderbt und alle, welche anders denken als er, für jeden religiösen Verständnisses bar erkläre. Die Aufmerksamkeit der Richter wurde hauptsächlich darauf gelenkt, welche Unruhen, Verwirrung und besonders auch schlimme sittliche Folgen bei der Jugend durch Weiterverbreitung der Lehre Servedes entstehen müßten. Der Rat hielt trotzdem für gut, Calvin seine Ausstellungen an Servedes Buch schriftlich einreichen zu lassen und ebenso Servede schriftliche Antwort und Beweisführung zu gestatten, worauf Calvin nochmals erwidern durfte. Diese Schriftsätze sind beiderseits sehr leidenschaftlich ausgefallen. Servede, dem der Haß vieler in Genf gegen Calvin nicht unbekannt sein konnte, obwohl eine wirkliche Verbindung zwischen ihm und der Perrinistischen Partei wahrscheinlich nicht statt hatte, suchte jetzt den Spieß gegen Calvin umzukehren. In seiner Entgegnung und in einer späteren Eingabe an den Rat verlangte er — eigentlich im Widerspruch mit sich selbst — daß Calvin ebenfalls eingekerkert, und weil er sich in ganz unevangelischer Weise zum Kriminalkläger und Mörder mache, als des Dienstes am Evangelium unwürdig erklärt und gestraft, sein Vermögen aber ihm, den er um alles gebracht, zugesprochen werde. Er behandelt Calvin aufs neue mit widerlicher Überlegenheit und Grobheit. Calvin blieb ihm die Beschimpfungen nicht schuldig, behauptete, daß Servede keinen Punkt der christlichen Lehre unbesudelt gelassen habe und keinen andern Zweck verfolge, als die Klarheit, die das Wort Gottes uns giebt, zu trüben, um alle Religion zu vernichten.

Vom Rate wurden sämtliche Prozeßakten den Kirchen und Regierungen von Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen durch besonderen Boten zur Begutachtung eingeschickt. Die Schweizer Theologen und die Regierungen der reformierten Kantone stimmten sämtlich mit Calvin in der Ansicht überein, daß in der Schrift Servedes ein Angriff auf

die christliche Religion vorliege, der die äußerste Strafe verdiene, und daß durch Unschädlichmachung des Ketzers großem Seelenverderben gewehrt werden müsse. Doch wagten sie in richtiger Ahnung, daß je nach der Bestrafung auf die reformierte Kirche ein nicht zu tilgender Makel fallen könnte, nicht, bestimmte Vorschläge zu machen. Basel riet zu nochmaligem Bekehrungsversuch. Dagegen sah sogar der sonst so milde Bullinger im Fall Servede eine gute Gelegenheit, die zur Zeit besonders viel geschmähte und verfolgte reformierte Kirche vom Vorwurf der Ketzerei zu reinigen und der Stadt Genf den Ruhm der Gerechtigkeit bei aller Welt zu verschaffen. Farel in Neuenburg sah in der Festnahme des Ketzers gerade in Genf gar eine wunderbare Fügung Gottes; er erklärt, daß Nachsicht gegen den Seelenverderber in Wahrheit Grausamkeit und Feindschaft gegen Christus und die Kirche wäre. Er hofft und bittet mit andern frommen Männern darum, daß Gott den Genfern den rechten Geist gebe und die Umtriebe Satans durch die endgültige Beseitigung des Ketzers zu nichte mache.

Darauf sprach dann der Genfer Rat, entsprechend der Anklage, das Urteil, daß Servede lebendig mit seinem Buche verbrannt werden solle. Jetzt bemühte sich auch Calvin vergeblich um Abänderung der schrecklichen Art der Hinrichtung in eine leichtere Todesart. Die Eröffnung des Urteils scheint Servede bald mit Freude, bald mit Schrecken und Verwunderung über seine Richter erfüllt zu haben. Er suchte um nochmalige Unterredung mit Calvin nach, worin er ihn persönlich um Verzeihung bitten wollte. Aber Calvin, der für seinen Seelenzustand lediglich kein Verständnis hatte, erklärte ihm, persönlich habe er nichts gegen Servede gehabt, dieser habe nur eine unbegreifliche Wut gegen ihn gefaßt. Servede solle vielmehr Gott und Christum um Verzeihung bitten, dessen volle Menschheit er geleugnet, womit er seine Befähigung bestritten, unser Erlöser zu werden. Damit machte Calvin selbstverständlich keinen Eindruck mehr und brach nun brüsk ab als mit einem ketzerischen Menschen, der sich selbst verdammt habe. Noch gefühlloser und unwahrer beschreibt Calvin die Hinrichtung. Er höhnt geradezu über Servede, daß er durch seinen Begleiter Farel sich habe bewegen lassen, das Volk, dem er zuvor jedes Christentum abgesprochen habe, um seine Fürbitte anzugehen. Er erklärt es für einen Beweis, daß seine eigenen Meinungen ihm nichts galten, daß der zu Richtende kein einziges Wort mehr für oder gegen seinen Glauben gesprochen habe. In Wirklichkeit aber hatte der ebenso

herzlose Eiferer Farel, als Servede auf die Aufforderung, seinen Fehler offen zu bekennen und seine Irrtümer zu verfluchen, erwidert hatte, er leide den Tod ungerecht und bitte Gott um Erbarmen gegen seine Ankläger, ihn übel angefahren, daß er sich noch rechtfertigen wolle, hatte dem Servede gedroht, wenn er nicht schweige, werde er sofort weggehen. Darauf belehrte Farel das Volk: „Ihr sehet, welch große Gewalt Satan übt, wenn er sich eines Menschen bemächtigt. Dieser Mann ist sehr gelehrt und vielleicht hat er geglaubt, etwas Gutes zu thun. Aber jetzt ist er in der Gewalt des Teufels, was einem jeden von uns auch begegnen kann.“ Servede war indessen niedergekniet und betete: „O Gott, bewahre meine Seele, Jesu, Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!“

So ist der angebliche Ketzer, so ängstlich und schwach er sich im Leben gezeigt hatte, doch seiner Überzeugung getreu als ein Christ gestorben. Wir begreifen, daß Zeitgenossen berichten, über seinem standhaften Sterben haben etliche an allem Glauben Schiffbruch erlitten. In der That hatte Satan damals sein Werk mehr in anderen als in dem schwärmerischen Spanier.

Der Prozeß Servede steht nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem kirchlichen Verfassungskampf in Genf. Nur so viel ist anzunehmen, daß, so wie die Sache einmal von Calvin angefaßt war, durch eine Freisprechung Servedes sein Ansehen in Genf schwer erschüttert worden wäre. Dagegen hat das Hand in Handgehen der Obrigkeit mit ihm in dieser Sache und die Zustimmung der Schweizer Kirchen und selbst Melanchthons zu dem vollzogenen Bluturteil das Vertrauen der Bevölkerung in die Gerechtigkeit der Calvinischen Forderungen und seine ganze Stellung in Genf zweifellos befestigt.

Vom Libertinismus.

Auf eines muß anläßlich der eben beschriebenen Prozesse nochmals hingewiesen werden. Die sogenannten „Libertiner,“ wie Calvins Gegenpartei in Genf vor und nach seiner Vertreibung nach seinem Vorgang meist genannt wird, sind nicht etwa ein Glied einer damals in Europa verbreiteten Sekte von Freidenkern, welche die Bibelwahrheit leugneten, den Unterschied von Gott und Welt aufhoben, Gewissen, Sünde und Erlösung in nichts aufzulösen und einer zügellosen Freiheit des Fleisches Bahn zu machen suchten. Solche Leute gab es vielleicht vereinzelt auch in Genf. Aber der einzige, den man mit Grund ihnen zuzählen kann und der möglicherweise mit ihnen in Verbindung stand, ist Grüet. Wohl werden öfters besonders von auswärts stammende Handwerker oder Gelehrte zur Rechenschaft ge-

zogen für leichtfertige, ungläubige und gotteslästerliche Reden. Nicht wenige sind um solcher willen aus der Stadt verbannt worden. Aber solche Äußerungen waren doch mehr Eingebungen der Laune oder augenblicklichen Zorns über Calvin und seine Sittenordnung als die Frucht grundsätzlicher Gottesbestreitung. Bolsec und Servede und manche andere, die wegen abweichender Glaubensansichten vertrieben wurden, wollten weder Gottesleugner noch Prediger der Fleischesfreiheit sein. Die Altgenfer aber, welche der Calvinischen Ordnung so heftigen Widerstand entgegensetzten, thaten dies überhaupt nicht aus Religionsfeindschaft oder Zweifelsucht, sondern bloß deshalb, weil sie sich ihre Vergnügungen und ihre Freiheit nicht verkümmern lassen wollten. Nach den Begriffen der Gegenwart müßten wir sie etwa die „kirchlich Liberalen" und Verfechter der unumschränkten Staatsgewalt nennen. Sie waren nicht einmal religiös und sittlich gleichgültig. Für einen von ihnen ist die Feier des Weihnachtsfestes die Ursache zu seinem Sturz geworden. Wenn sie vom Abendmahl nicht ausgeschlossen sein wollten, so geschah das sicher nicht bloß aus gekränktem Stolz oder Streitlust. Ihre Frömmigkeit saß freilich nicht tief. Die Perrinisten waren nicht bloß vergnügungssüchtig, sie machten sich dem Volk durch Verwandtenbegünstigung, Gewalthandlungen und Bestechlichkeit im Gericht verhaßt. Andererseits waren auch die Calvinsfreunde nicht lauter tief fromme und sittenstrenge Leute, sondern verschiedene von ihnen sind nicht nur einmal wegen Teilnahme an unerlaubten Vergnügungen und für Fleischessünden gestraft worden.

Gehen wir nun aber über zur Darstellung der Waffenerhebung von 1555 und ihren Folgen. **Waffenerhebung 16. Mai 1555**

Von 1540—50 hatten in Genf jährlich 10—20 Aufnahmen neuer Bürger stattgefunden. Nur einmal hatte das Bedürfnis, die durch die Befestigungskosten stark in Anspruch genommenen Stadtkasse zu füllen, zu einer stärkeren Aufnahme geführt. Vom Jahr 1550 an aber wuchs die Zahl der um ihres Glaubens willen Verfolgten, welche in Genf Zuflucht und eine neue Heimat suchten. Damals bekamen 122, das Jahr darauf 285 Erlaubnis, in der Stadt zu wohnen. 1554 wurden 400 vertriebene Familien in die Stadt aufgenommen, im Jahr 1557 waren es 836 Personen. Die Vertriebenen stammten der überwiegenden Mehrzahl nach aus Frankreich, viele auch aus Italien und England, wenigere aus Spanien. Ihrem Berufe nach waren sie meist Bauersleute, Handwerker und Kaufleute, aber auch Pfarrer und Lehrer, Ingenieure, Ärzte und Juristen, Ade=

lige und selbst fürstliche Persönlichkeiten waren unter ihnen. Der armen Stadt that der Geldzufluß von außen wohl. In den Freiheitskämpfen und durch den Wegzug von Bischof und Kapitel war die Stadt entvölkert und namentlich auch arm an geistig hervorragenden und gebildeten Persönlichkeiten geworden. Jetzt füllten sich die leeren Häuser wieder; schönere wurden gebaut. Neue Kunstfertigkeit und Gewerbe wurden nach Genf verpflanzt. Besonders die Tuch- und Sammetfabrikation blühte auf. Es erstanden 38 Buchdruckereien mit 2000 Arbeitern, welche ganz Frankreich mit dem dort verbotenen Evangelium versorgten. Einer dieser Buchdrucker war der weltberühmte Pariser Robert Stephanus. Auch unter den hereingekommenen Gelehrten waren Männer von hervorragender Begabung. Es war im ganzen ein edles Blut, das mit diesen glaubenstreuen Menschen der Stadt zugeführt wurde. Aber die Altgenfer dachten anders. In vielen regte sich der Brotneid. Man beschuldigte die Fremden, sie verteuern Brot und Wohnung. Man sprach den Verdacht aus, unter den vielen Fremden könnten auch Abenteurer und geheime Sendlinge des Papstes oder fremder Fürsten sich einschleichen, bereit, die Stadt im gefährlichsten Augenblick den Feinden auszuliefern, ein Verdacht, der auch von Bern genährt wurde. So wurden oft und viel zu besonderer Freude von Perrin und Genossen die Fremden bei Tag und Nacht von Kindern und Alten beschimpft und mißhandelt. Die Fremden aber mußten alle Waffen abliefern und zu diesem Zwecke lästige Haussuchungen sich gefallen lassen.

Trotzdem wurden einzelne Fremde auch ins Bürgerrecht aufgenommen. Ein Aufnahmegeld von 30—60 Thalern war auch den Perrinisten willkommen, um damit die städtischen Schulden zu bezahlen. Als aber nach den Wahlen von 1555 sich herausstellte, daß durch die Calvin ganz ergebenen Fremden das Stimm- und Machtverhältnis der Parteien sich verschob und der Calvinfreund-
seit April 1555 liche Rat offenbar absichtlich 60 Franzosen binnen wenigen Wochen ins Bürgerrecht aufnahm, da entstand ein Sturm der Entrüstung bei der Gegenpartei. Sie lärmten im Rat und hetzten bei der Bür-
14. Mai. schaft. Eine sich ansammelnde Volksmenge veranlaßte den ehrenwerten und bisher unparteiischen Leutnant (Polizeiamtmann) du Mollard, im Rate Vorstellungen zu machen. Der Rat blieb fest und hieß den Leutnant mit dem Volk wieder abziehen, zwei Tage darauf zog er sogar den Leutnant zur Rechenschaft, daß er sich zum Sprecher hergegeben. An demselben Abend versammelten Perrin und seine

Anhänger allerlei Volk, besonders Fischer und Schiffer in 2 Wirtshäusern. Es sollte, wenn nicht ein Gewaltstreich, so doch eine deutliche Volkskundgebung gegen den Rat an einem der nächsten Tage statt finden. Aber der Wein machte heiße Köpfe. Auf dem Heimweg zog man Häusern von Calvinsfreunden zu. Begegnende wurden mit Stöcken und Steinen angegriffen. Wie der Bürgermeister Aubert mit einer Laterne herbeieilte und einen Unruhe stiftenden Schiffer verhaften wollte, nahmen sich die andern desselben an. Jetzt erschien der Stadthauptmann Perrin — der an diesem Abende die Bezeichnung Calvins, „der komische Cäsar" glänzend rechtfertigte — auf einem Maultier, stieg ab und suchte dem Bürgermeister seinen Stab, das Zeichen seiner Würde, zu entwinden. Aber der kleine Aubert hielt fest und begab sich zum Zweck weiterer Maßnahmen aufs Rathaus. Einem zweiten Bürgermeister, der gekommen war, um Frieden zu stiften, entriß Perrin wirklich seinen Stab von hinten, ließ sich dann aber nach längerem Streit ebensowohl bewegen, den Stab zurückzugeben, als selbst auch aufs Rathaus zu kommen, um mitzuberaten über die Wiederherstellung der Ruhe. Indes hatte sich die Aufregung durch die ganze Stadt verbreitet. Die Frau des Rats und Stadtviertelshauptmanns Vandel war von Haus zu Haus geeilt, hatte die Leute vom Kommando ihres Mannes aus dem Bette geholt und andere Frauen mit demselben Auftrag herumgeschickt. Man verbreitete die Lügenmär, bei den Franzosen sei eine Menge von Waffen aufgefunden worden; dieselben wollen alle Genfer umbringen. Darauf wurde der Gegenvorschlag gemacht, die Franzosen in die Rhone zu werfen. Aber wunderbarerweise legte sich der Sturm bald wieder. „Der Herr sandte," so schreibt Calvin, „über die Flüchtlinge einen tiefen Schlaf; keiner verließ sein Haus." So fehlte der aufgeregten Menge ein Gegenstand, auf den sie sich hätte stürzen können. Die Bürgermeister, von Vandel selbst unterstützt, befahlen jedermann, wieder nach Hause zu gehen. So war etwa nach Ablauf einer Stunde die Ruhe wieder hergestellt. 16. Mai.

Die Regierungspartei war nun aber nicht gesonnen, das ungesetzliche Streben Perrins nach der Macht, vielleicht sogar nach Alleinherrschaft und sein frevles Spiel mit dem Leben der Fremden und der Sicherheit der Stadt sich wiederholen zu lassen. Sie nahm zugleich die gute Gelegenheit wahr, den Jahre hindurch fortgesetzten Widerstand der Perrinisten gegen die Kirchen- und Sittenordnung zu brechen. Nach rasch durchgeführter Untersuchung wurde über Perrin und eine Bestrafung.

Anzahl seiner Anhänger, die geflohen waren, das Todesurteil ausgesprochen; etliche wurden zu immerwährender Verbannung verurteilt. An 2 Schiffern, einem durch frühere Verdienste um die Stadt berühmten Kerkermeister und einem Bruder Berthéliers wurde das Urteil vollzogen, später noch an einigen, welche mit den die Stadt bedrohenden Verurteilten gemeinsame Sache gemacht hatten. Das Vermögen der Flüchtlinge sollte eingezogen werden. Da ihre Frauen das Maul brauchten, wurden sie mit ihren Kindern den Entflohenen nachgeschickt.

Wohl haben diese Flüchtlinge von dem bis an die Stadtgrenze reichenden Berner Gebiet aus, wo sie zum Teil begütert waren und von Bern allen Schutz und Förderung genossen, noch mehrere Jahre lang Obrigkeit und Bürger von Genf beschimpft und letztere mit Degen und Pistolen angegriffen. In Bern wuchs der Haß gegen die nunmehrige Regierung in Genf und insbesondere gegen Calvin, dem man die Hauptschuld an dem rücksichtslosen Vorgehen des Rats gegen die Perrinisten beimaß, so sehr, daß das eben abgelaufene Burgrecht zwischen beiden Städten 2 Jahre lang nicht mehr erneuert wurde. Man kann auch vielleicht sagen, daß der Rat für die Annahme einer eigentlichen Verschwörung auf den 16. Mai nicht genügende Beweise in Händen hatte; es ist möglich, daß Parteileidenschaft das Urteil verschärfte; viele hätten gewünscht, daß der Leiter der Genfer Kirche auch in diesem Falle mehr zur Milde als zur Strenge geraten hätte. Allein wir dürfen hier nicht mit dem Maße der Gegenwart messen, müssen bedenken, daß die Republik Genf etwa in der Lage des alten Roms oder der italienischen Republiken im Mittelalter war, nur bedeutend schwächer und gefährdeter. Da ruhte der Fortbestand des ganzen Gemeinwesens und seiner Freiheit in erster Linie auf der unbedingten Achtung gegen die bestehende Verfassung und den Rat. Daran fortwährend rütteln lassen, wäre so viel gewesen, als sich selbst aufgeben. Auch hat die damals von dem Rate bewiesene Strenge und unerschütterliche Festigkeit in der That Genf den so lange entbehrten inneren Frieden gebracht. Eine Zeit lang von jedermanns Hilfe verlassen, machte sich die kleine Stadt stark im Vertrauen auf Gott. Calvins Klugheit vor allem war es zu verdanken, daß die durch den Übermut der Verbannten und die Feindseligkeit Berns aufs äußerste erbitterten Bürger vor übereilten Schritten und Ausbrüchen der Volksleidenschaft bewahrt blieben und endlich das Januar 1558 Werk der Aussöhnung mit der als Bundesgenosse unentbehrlichen mächtigen Nachbarstadt gelang in einer Zeit, da der Herzog von

Savoyen sich zur Wiedereroberung der seinem Vorgänger entrissenen Städte und Länder anschickte. Auch der Kampf um die von Calvin eingeführte Kirchenordnung ruhte fortan und Calvin konnte bis zu seinem Tode eine reich gesegnete Thätigkeit für die geistige Hebung der Stadt und für die Reformierten anderer Länder entfalten. 27. Mai 1564.

Dennoch ist es unrichtig, von einer von Calvin über Genf ausgeübten Diktatur oder einer von ihm geleiteten Theokratie daselbst zu reden. Calvin trat äußerlich aus seiner Stellung als Pfarrer nie heraus. Auch als Leiter der Genfer Kirche blieb er durchaus abhängig vom Rat. Uns ist es freilich verwunderlich zu sehen, wie öfters vor der Vornahme wichtiger Beratungen oder den alljährlich vor sich gehenden Neuwahlen in den Rat und zu den städtischen Ämtern Calvin oder das ganze Pfarrerskollegium vor den Rat treten und gute Ermahnungen geben, den Ernst der Sache und die Ehre Gottes dabei zu bedenken. Aber Umtriebe für oder gegen bestimmte Persönlichkeiten scheinen sie dabei nicht gemacht zu haben. Eher thaten sie das bei Kriminalprozessen, auch den religiösen, wobei sie keine gesetzliche Mitwirkung hatten, aber mehrfach die Richter zu bestimmen suchten. Stadtregiment und Politik ruhte ausschließlich in den Händen des Rates. Die ganze Stadtverfassung war auch zu sehr demokratisch, um irgend einen einzelnen den Gang der Dinge vollständig beherrschen zu lassen. Calvin aber hat seit seiner Rückkehr nach Genf dem Rate auch in weltlichen Dingen seinen Beistand geliehen und bei seiner außerordentlichen Begabung und juristischen Tüchtigkeit dem Staate die größten Dienste geleistet. Gerade weil man in rein weltlichen Angelegenheiten seine Herrschsucht nicht zu fürchten hatte wie in den kirchlichen, ließ man in Sachen der Verwaltung, Rechtspflege und Politik ihn unbesorgt gewähren. Gleich anfangs mußte er mit einer Kommission alle seither ergangenen Ratserlasse, Volksbeschlüsse und gerichtlichen Urteile durchgehen, um daraus die Grundlinien des Verwaltungswesens und Strafrechts für die Zukunft festzulegen und jedem Beamten wie jedem Bürger zu zeigen, wornach er sich zu achten habe. Nur die Darstellung, als hätte Calvin für Genf ein ganz neues Recht und eine neue Verfassung geschaffen, ist ganz unrichtig. Es wurde an der bestehenden Ordnung sogar sehr wenig geändert. Neu hat Calvin höchstens das Eherecht geschaffen. Wo sonst neue Gesetze und Ordnungen einzuführen waren, hat man ihn in der Regel um den Entwurf angegangen; aber nicht allemal haben Kleiner und Großer Rat oder die Bürgerversammlung den Ent-

Calvins Stellung in Genf.

1541—1544.

wurf genehmigt, auch nach 1555 nicht. Öfters wenn eine schwierige Frage auftauchte, findet sich im Ratsprotokoll der Eintrag: „Es wurde beschlossen, mit Herrn Calvin zu sprechen." Bei dem langjährigen Mangel an geistig bedeutenden Persönlichkeiten brauchte man Calvin zu gar allem, nicht nur zur Prüfung von Ärzten, zu Maßregeln gegen Wucher u. drgl., auch wo es sich um Einführung neuer Zölle handelte, oder wenn es galt, eine neuerfundene billigere Heizeinrichtung zu studieren. Bei den schwierigsten politischen Verhandlungen mußte Calvin sein Gutachten abgeben, die heikelsten Schreiben an auswärtige Staaten und die Instruktionen für die Gesandten abfassen oder selbst den Gesandten machen. Solcher Aufgaben hat er sich mit größtem Geschick, Mäßigung und Klugheit entledigt, ohne sich dabei im geringsten von persönlicher oder kirchlicher Verstimmung beeinflussen zu lassen. So hat er allerdings in Genf einen Einfluß geübt wie kein zweiter, und diese seine Unentbehrlichkeit für den Staat war wohl die Hauptursache, warum auch in den Jahren des erbittertsten Kampfes um die Kirchenzucht der Rat es nie mehr zum Bruche mit Calvin kommen ließ, sondern allemal wieder zu vermitteln suchte und mehr als einmal mit Wort und That seine Verdienste um die Stadt öffentlich anerkannte.

Charakter. Man mochte mit Calvin umgehen, wie man wollte, sein Eifer war nicht zu ermüden, sein fester Wille nicht zu besiegen. Oftmals sehnte er sich selbst weg von der ungeheuren Geschäftslast und den Widerwärtigkeiten und Hemmnissen, die sich seinem Wirken entgegen stellten. Aber so lange er es als Gottes Wille ansah, daß er auf seinem Posten ausharre, galt ihm die Rücksicht auf das eigene Wohl und Wehe nichts. Er suchte nicht seinen eigenen Nutzen, war vielmehr zu allen Opfern für die gute Sache bereit. Jene Eitelkeit, welche sich verletzt zurückzieht, wo man ihre guten Absichten und ihre Verdienste verkennt, besaß er nicht. Viel leichter war er in heftigen Zorn zu bringen, aber doch nicht so weit, daß er im Zorn weggeworfen hätte, was er nicht selbst aufzugeben für gut fand. Sein unsträflicher Wandel bot den Gegnern keinen Angriffspunkt. Seine Unparteilichkeit, seine Beharrlichkeit, sein Mut nötigten auch den erbittertsten Feinden allemal wieder Achtung ab. Als in einer Zeit größter Erregung der Parteileidenschaft einmal der engere Rat auf dem Rathause versammelt war, die Zweihundert vor demselben warteten, ließ ein Ratsherr eine unvorsichtige Rede fallen. Im Ratssaale und unten droht ein Handgemenge. Da stürzt sich Calvin,

Dezember 1547

der sich beiseits mit seinen Kollegen erging, mitten unter den Haufen derer, die am wütendsten miteinander habern. Bei seinem Anblick stutzt man. Sofort wendet sich die Sorge der am nächsten Stehenden nur dahin, Calvin zu schützen. Dieser aber fordert sie auf, wenn sie Blut vergießen wollen, mit ihm den Anfang zu machen. Damit ernüchtert er die Erregten. Gerade so stellte er im Saale die Ruhe wieder her und hielt eine eindringliche Rede zum Frieden. Da mußten die Gegner nicht minder als seine Freunde rühmen, was Calvin zuwege gebracht hätte.

Wo nun dagegen Calvin bei andern unlautere Beweggründe annehmen zu müssen glaubte, oder wo jemand das Wort Gottes und die ewige Wahrheit anzutasten schien, da kannte sein Zorn kein Aufhalten mehr. Da gab es auf seiner Seite kein Nachgeben, keine Verzeihung und wenn der Gegner hundertmal sein eigener Vater gewesen wäre. Schon in der ersten Ausgabe der Institutio hat Calvin als Aufgabe des Pfarrers bezeichnet, „alle Größen und Höhen dieser Welt zu zwingen, daß sie sich vor der Majestät Gottes beugen und ihm gehorchen, allen, vom Höchsten bis zum Niedersten zu befehlen, das Haus Gottes zu bauen, das Reich Satans zu zerstören, die Schafe zu schonen, die Wölfe zu töten, die Gelehrigen zu unterrichten, die Empörer und Starrköpfigen zu zermalmen, zu binden, zu lösen, Blitze und Donner zu schleudern — aber alles nach Gottes Wort." Dem hat er selbst nachgelebt, wenn er freilich meinte „in Übereinstimmung mit Gottes Wort," so hat er sich getäuscht. Wer so lehrt und thut wie er, der hat die Worte des himmlischen Meisters nicht erfaßt: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht kommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten" und „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Solcher Eifer ist nicht der Eifer Christi, sondern im besten Falle der eines alttestamentlichen Propheten oder vielmehr der eines redlichen Papstes. Ganz ähnlich wie die Päpste hat Calvin seine Sache oft verwechselt mit Gottes Sache, so daß sein Lobredner Beza nur zu sehr recht hat, wenn er sagt: „Wer ihn angriff, der griff Gott an." Davor wäre er bewahrt geblieben, wenn er stets mehr auf das persönliche Vorbild des von Liebe getriebenen, sanftmütig duldenden, mit rein geistlichen Waffen kämpfenden, auch im Unterliegen und Sterben Gottes Willen erkennenden Jesu gesehen als auf gewissen aus dem Schriftganzen herausgerissenen Begriffen sein Werk aufgebaut hätte. Es ist sehr auffallend, daß der Ausgangspunkt und die leiten- Grundsätze.

den Gedanken bei seiner praktischen Wirksamkeit dieselben sind wie bei seinem Pariser Studiengenossen Ignatius von Loyola: Gottes Wille und Ehre, Christi Reich, Gottes Zorn. Diesen, so wie er sie auffaßte, Raum zu schaffen, hat Calvin nicht nur die äußere Ordnung in Genf mit unerbittlicher Strenge aufrecht erhalten und keine andere Überzeugung gelten lassen; er hat selbst Hinrichtungen um abweichender Glaubensansichten willen gefordert und herbeigeführt und um sich und seine Sache von Vorwürfen rein zu waschen, auch Lügen nicht gescheut. Das eine wie das andere nennt Christus Satanswerke Joh. 8, 44. In dessen Stricke ist der sonst so vorzügliche, erkenntnis- und weisheitsreiche Mann etliche Male gefallen, weil er sich durch Gottes Wort nicht ganz frei machen ließ von den schlimmen kirchlichen Grundsätzen des mittelalterlichen Katholizismus, welche ohne Zweifel Vater und Pariser Lehrer ihm eingepflanzt hatten und welche durch seine fortgesetzte Juristenarbeit in ihm befestigt worden sein mögen. Diese Lehren waren für Calvin um so gefährlicher, da die natürliche Liebe zu den Menschen ihm entweder überhaupt abging, oder von Jugend auf mehr als gut war, beherrscht wurde vom Gerichtseifer. Wo er Menschen verfolgt und im Elend sah, da flammte seine Liebe auf, da entquoll ihr eine Fülle von Werken thätiger Nächstenliebe und erbarmenden Trostes. Aber wehe dem, der bei abweichender Religionsansicht in Calvins Gewalt war! In dem Falle versagte selbst sein hoher Verstand und seine sonst oft bewährte Mäßigung.

Schlußurteil. Müssen wir aber für die Wertschätzung von Calvins Person sein teilweises Steckenbleiben in mittelalterlicher Beschränktheit und Ungerechtigkeit aufs tiefste bedauern, so werden wir auf der andern Seite nicht verkennen dürfen, daß nur dieser einseitige, beschränkte Calvin für die Mit- und Nachwelt leisten konnte was er sollte. Mit Luthers evangelischem Freiheitssinn und Gewissensschonung wäre aus Genf niemals zu machen gewesen was der eisenharte Calvin aus ihm gemacht hat. Es hätte ohne Zweifel Freiheit und Glauben rasch eingebüßt.

Die stramme Zucht, die er geübt, ist wohl einzelnen ein Geruch des Todes zum Tode, aber viel mehr andern ein Geruch des Lebens zum Leben geworden. Freilich die sündige Lust konnte er auch in Genf nicht ausrotten; aber doch hat er aus einer zuvor unheiligen, durch und durch weltlich gesinnten Stadt eine fromme, durch Ernst und Sittenreinheit vor allen ausgezeichnete Stadt gemacht. Hier

wurde das Böse an jedermann gestraft und so niedergehalten. Zum großen Unterschied von vordem wurde gleich in dem Geschlecht, das Calvin noch miterziehen half, christliche Erkenntnis und höheres geistiges und geistliches Streben, Gottesfurcht und aufopfernde christliche Nächstenliebe gepflanzt. Die von Calvin eingeführte kirchliche Sittenzucht ist mehr als 200 Jahre erhalten geblieben, bis die Freigeisterei des 18. Jahrhunderts sie unterhöhlte und die französische Revolution sie zum Aufhören brachte. Doch ist die Frömmigkeit in Genf darum so wenig als anderswo ausgestorben; sie mußte nur den über die Massenkirche geübten Zwang aufgeben und für sich selbst neue, vom Staate freie Formen suchen.

Unverkennbar ist der äußere Segen, welcher aus der von Calvin eingeführten Ordnung über die Stadt gekommen ist. Die ernste Bekämpfung aller Üppigkeit und Weichlichkeit und alles Sichgehenlassens, neben der Anregung von Lerneifer und Fortschritten aller Art mußte den äußeren Wohlstand der Stadt heben und sie widerstandsfähiger machen gegen die fortgesetzten Nachstellungen der Nachbarn gegen ihre Freiheit. Der göttliche Schutz, der die Stadt umgab, hat sie einmal noch gerettet, als savoyische Soldaten in dunkler Nacht schon die Stadtmauern erstiegen hatten und sich siegbrüllend in die Straßen stürzten. Im letzten Augenblicke wurden die Bürger wach und warfen die Eindringlinge wieder hinaus. So konnte durch Gottes ganz besonderes Aufsehen die kleine, selbst mehr als jemand gefährdete Stadt, Jahrhunderte hindurch ein geistiges Bollwerk für die Reformierten aller Länder und eine Leuchte für die ganze evangelische Kirche bleiben.

Escalade 12. Dez. **1602**

Ebenso wäre ohne Calvin und seine Kirchenorganisation und Zucht die reformierte Kirche von Frankreich weder geworden, noch in dunkelster Nacht aus dem Tode erstanden und neu aufgeblüht.

Mag uns daher manches an dem Manne bedenklich, unverständlich, ja sogar anstößig erscheinen, so wird das Wort des Herrn: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" schließlich doch, wenn man alles zusammennimmt, zu seinen Gunsten entscheiden. Calvin kann kein volles christliches Lebensideal für unsere Zeit abgeben; trotzdem müssen wir ihn anerkennen als ein göttlich Werkzeug, eigens geschaffen und bestellt für seinen Posten, damit von ihm ein Segen ausgehe auf ganze Völker und Jahrhunderte.

3. Ausbreitung der Kirche Calvins. Die reformierte Kirche Frankreichs.

Weitere Quellen: Dittmar, Geschichte der Welt. Schott, Aufhebung des Edik= tes von Nantes und „die Kirche der Wüste." Hugues, Mémoires d'Antoine Court.

a) Ausbreitung calvinischer Lehre und Einrichtungen.

So strenge Calvin darauf hielt, daß in Genf keine andere Weise der Lehre, des Gottesdienstes und der Zucht aufkomme als die von ihm eingeführte, so war er doch nicht engherzig in dem Sinn, daß er andere protestantische Kirchen und ihre Angehörigen als vom Reiche Gottes ausgeschlossen gehalten hätte. Mochten sie in vielen Einzelheiten eine andere Art haben, er sah sie doch als Brüder an, wenn sie nur auf demselben Grund des Glaubens standen. Calvin war auch klug genug, einzusehen, daß für das kleine Genf die Freund= schaft der reformierten Schweizer Kantone unentbehrlich war. Diese konnte aber nur dann fest bleiben, wenn man sich im Glauben wirk= lich eins wußte. Calvin brachte daher unter Beihilfe Bullingers und um den Preis starker Annäherung an die zwinglische Abendmahls= lehre nach mehrjährigen Verhandlungen die Züricher Glaubenseini= gung, Consensus Tigurinus zustande. Die politische Eifersucht der Genfer gegen ihre Wohlthäter und Beschützer in Bern suchte Calvin mög= lichst zu dämpfen. Einen engeren Zusammenschluß der beiderseitigen Kirchen verhinderte die grundsätzliche Verschiedenheit in der Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Staat. In Bern war das aus= gesprochenste Staatskirchentum; die Kirche wurde von der weltlichen Obrigkeit regiert; diese behielt sich namentlich stets die Kirchenzucht vor. Calvin ging zwar auch Hand in Hand mit dem Genfer Rate; aber in gewissen Punkten wahrte er sorgfältig den Vorantritt und die Unumschränktheit der Kirche. Da in dem Bern unterthänigen Waadtlande viele französische Geistliche sich an Calvin aufs engste anschlossen und seine Art einzuführen suchten, so unternahm schließ= lich Bern zu seinem eigenen Schaden eine gründliche Säuberung.

Verhältnis zur reformierten Schweiz

1551

1559 Es gab dem trefflichen Viret und 40 gleichgesinnten Geistlichen auf einmal den Abschied und beraubte dadurch das Land und die Aka= demie Lausanne ihrer tüchtigsten und charaktervollsten Kräfte.

Thätigkeit für alle Evangelischen.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen, die den Herrn Jesum und sein Wort lieb hatten, bethätigte Calvin überall, wo Evangelische in Not und Gefahr kamen. Zur Förderung des Glau= bens schrieb er an dem Evangelium freundlich gesinnte Fürsten wie

den jungen Eduard VI von England, gerade so aber an die irregeleiteten Gegner des Evangeliums, die Könige von Frankreich und Kaiser Karl V. Als die katholische Kirche in Trient alle ihre Kräfte sammelte und neu anspannte, dachte Calvin mit andern an die Einberufung einer Synode der ganzen evangelischen Kirche zum Zweck der Aufstellung einer einheitlichen Lehre. Den um ihres Glaubens willen Angefochtenen selbst schrieb Calvin Briefe des Trostes und der Ermunterung; er warnte sie vor den ihnen drohenden geistlichen Gefahren. Manche Reise hat er unternommen, um den Beistand befreundeter Städte oder wenigstens Geldunterstützungen für sie herauszuschlagen. Genf selbst öffnete, wie wir wissen, zu vorübergehendem oder bleibendem Aufenthalte gastfreundlich seine Thore für Flüchtlinge aus allen Ländern.

So wurde Calvin und seine Reformation allenthalben bekannt, wo es Evangelische gab, noch mehr seit der Gründung eines planmäßig eingerichteten Gymnasiums (collège) und einer Akademie in Genf. Der Gedanke an die Versorgung der Reformierten Frankreichs mit Theologen war für Calvin wie für den Rat ein Hauptbeweggrund, nun endlich zu einem Werke zu schreiten, das schon in den Ordonnances vorgesehen gewesen war. Die Gründung im damaligen Zeitpunkt gereicht der Opferwilligkeit und dem Glauben Genfs um so mehr zur Ehre, da es gerade damals Grund gehabt hätte, alle seine Geldmittel und seine Sorgen der von sämtlichen katholischen Mächten bedrohten eigenen Stadt zuzuwenden. Die von Bern selbst hervorgerufene Entvölkerung der Akademie in Lausanne verschaffte Genf treffliche Lehrer und viele Schüler. Bald zählte seine hohe Schule 900 Studenten aller Fakultäten aus allen Ländern Europas, insbesondere solchen, denen es nicht möglich war, eigene evangelische Bildungsanstalten zu errichten.

Akademie. 1559

Calvin hatte es nicht nötig, für seine Reformation Propaganda zu machen und hat das auch nicht gethan. Trug er doch schwer genug an der in Genf selbst ihm auferlegten kirchlichen Last. Aber seine Lehre und Zucht empfahlen sich von selbst allen, die sie näher kennen lernten, die Lehre durch ihre Klarheit und Gründung auf die H. Schrift. Erneuerung christlicher Sittenzucht nach dem Vorbild der apostolischen Gemeinden war das Sehnen aller wahren Christen; aber man wußte es nicht zu machen. Der Zwinglischen Zucht fehlte die seelsorgerliche Vorbehandlung; man war dabei zu sehr abhängig von der Einsicht und dem guten Willen der weltlichen

Vorbild der Lehre und Zucht.

Obrigkeit. Das Calvinsche Konsistorium, das am meisten Ähnlichkeit hatte mit den Einrichtungen Butzers*) in Hessen, aber besser durchgeführt und gepflegt wurde, war entschieden evangelischer. Der thatsächliche Erfolg sprang so sehr in die Augen, daß wer ein Muster von Kirchenzucht suchte, kein weiteres mehr begehrte, wenn er die genfische kennen gelernt hatte. Die unevangelische Ausdehnung der Zucht auf solche, die nicht Christen sein wollten, und die Zuhilfenahme des Staats und seiner äußeren Zwangsmittel gegen Widerstrebende war damals auch in protestantischen Ländern allgemein**), und wenigen anstößig.

Besonderes Wohlgefallen an Calvins Lehre und kirchlichen
1554 Grundsätzen fand der Schotte John Knox, der als Flüchtling längere
—59 Zeit in Genf weilte und was er hier gesehen und gelernt hatte, in seinem eigenen Lande, nur mit größerer Schroffheit und weniger Besonnenheit, vertrat. Kirchliche Anerkennung fand die Lehre Calvins außer in Schottland in den Niederlanden, wohin sie sich von Frankreich aus verbreitete und in einzelnen deutschen Ländern. Nicht wenige Calvinisten gab es neben Lutheranern in Ungarn, Polen, Böhmen.

Genauere Aufmerksamkeit können wir nur der reformierten Kirche Frankreichs schenken, die von Calvin selbst einheitlich organisiert, mit Predigern und Erbauungsbüchern versehen, vielleicht das ähnlichste Abbild der Kirche der ersten Jahrhunderte in der ganzen Kirchengeschichte geworden ist.

b) Die reformierte Kirche Frankreichs bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes.

Volksstimmung. Das französische Volk im ganzen war wenig empfänglich für die Reformation. Es liebte mehr sinnenfällige Frömmigkeit, auf Augenblicke auch eine das Gefühl erschütternde Buße mit nachfolgenden Werken der Selbstpeinigung. Davon wollte es aber bald wieder übergehen zum gewohnten Leichtsinn. Der Calvinismus war ihm zu nüchtern, hatte einen ihm langweiligen Ernst an sich. Außerdem waren die Franzosen immer noch stolz darauf, das bestkatholische Volk, die zuverlässigsten Beschützer des römischen Stuhls zu sein, dessen Bedrückungen sie sich besser als andere fern zu halten gewußt hatten und darum auch weniger empfanden. Dennoch gab es mit der Zeit eine schöne Anzahl von Evangelischen in Frankreich, besonders seit Calvin sie unter seine Leitung nahm. Sie hatten aber alle-

*) Vergl. S. 143 f. **) I. 278; II. 197.

zeit einen schweren Stand, weil hier die Ungunst und Leidenschaft der Gesamtbevölkerung sich mit dem Haß der Könige verband.

Diese schonten sie nur, wenn sie selbst durch auswärtige Kriege Königtum. bedrängt waren oder auf die Stimmung der auswärtigen, deutschen, schweizerischen, niederländischen oder englischen Protestanten, mit denen sie sich aus politischen Gründen verbündeten, Rücksicht nehmen mußten. Dann und wann benützten sie ihre Protestanten auch als Gegengewicht gegen eine gewaltthätige und übermütige katholische Partei im Lande. So konnte es kommen, daß sie den Evangelischen sogar ein bescheidenes Maß von Freiheit und Rechten einräumten. Nur hinderte sie das nicht, wenn es ihnen gerade anders beliebte, an plötzlichen Versuchen, den ganzen Protestantismus durch List und Gewalt mit Stumpf und Stiel auszurotten. Im 16. Jahrhundert gehört zum Ärgsten die Ausrottung der gänzlich unschuldigen Waldenser in der Provence (I, 145) und die Bartholomäusnacht von 1572.

Die Calvinisten sind zwar von dem Vorwurfe nicht frei zu sprechen, daß sie unter Billigung Calvins mehrmals zu den Waffen griffen, um ihre Hugenottenkriege gefährdeten Rechte zu verteidigen oder zu erweitern. Es wird auch nicht 1562 zu bestreiten sein, daß in den 8 Bürger- und Religionskriegen von —98 1562—1598, an denen sie sich beteiligten, auf beiden Seiten Greuelthaten vorkamen, so daß sie den Namen Hugenotten in der That daher bekommen haben könnten, daß der vergrößernde Volksmund sie mit der daherstürmenden „wilden Jagd" verglich, an deren Spitze die französische Sage Hugo Capet stellt. Die Bartholomäusnacht Bartholomäusnacht aber war abgesehen von ihrer unerhörten Grausamkeit schnödester 1572 Treu- und Friedensbruch von katholischer Seite.

König Karl IX hatte sich den Protestanten soweit genähert, daß eine Heirat zwischen dem reformierten Prinzen Heinrich von 18. August. Navarra und Karls schöner Schwester Margarete von Valois zustande kam. Aber des Königs Mutter, Katharine von Medici, wurde eifersüchtig auf den wachsenden Einfluß, den der edle Admiral von Coligny, das Haupt der Hugenotten, auf den König gewann. Durch einen Meuchelmörder ließ sie ihm auflauern. Da aber Coligny nur 22. August. verwundet wurde und der über die Unthat zornige König den Kranken sofort besuchte, faßte das teuflische Weib den Plan, die augenblickliche friedliche Anwesenheit so vieler angesehenen Hugenotten zu benützen, um die Protestanten mit einem Schlage aller ihrer Führer zu berauben. Durch die Drohung, die Hugenotten werden für den

Anschlag auf Coligny Rache nehmen, gelang es ihr, auch den schwachen König umzustimmen, der nun die Ausrottung aller Hugenotten verlangte. Rasch wurden die Vorbereitungen getroffen. Der strengkatholische Herzog von Guise übernahm mit Freuden die Leitung. Nachdem alle Ausgänge von Paris sorgfältig verwahrt waren, durchzogen
24. August. Mörderbanden die Stadt; sie überraschten Coligny und die meist in seiner Nähe wohnenden Hugenotten in der Morgenfrühe in den Betten. Das Morden ging weiter in den Straßen. Alle Häuser, in denen Flüchtige sich versteckt haben konnten, wurden durchsucht, Greise, Frauen und Kinder so wenig geschont als waffenfähige Männer. Die Jagd setzte sich aber in den nächsten Tagen nicht nur in der Umgegend von Paris fort, um Fliehende einzuholen, sondern ins ganze Land wurde der Blutbefehl ausgesandt. So bereitwillig das Volk im ganzen bis hinauf zu den höchsten Kreisen den Mördern Beistand leistete, so werden doch auch schöne Züge erzählt, wie einzelne edle Katholiken sich alle Mühe gaben, Verfolgte zu verbergen oder anderswohin in Sicherheit zu bringen. Mehrere Stadtkommandanten*) weigerten sich, den Blutbefehl auszuführen.

Dennoch erlitten nach wahrscheinlichster Zählung in Paris 5000, im übrigen Frankreich über 20 000 Hugenotten den Tod. Papst Gregor XIII ließ auf die Kunde ein feierliches Tedeum singen und in 3 Wandgemälden die Verwundung des Admirals, den Blutrat und die Niedermetzelung verewigen. Karl IX aber hatte keine Ruhe mehr. Fortan verfolgte ihn das Gewissen mit schreckenden Träumen und Gesichten. Er sah niemand mehr gerade an und lebte in beständigem Argwohn gegen seine Umgebung. Erst 24 Jahre alt, schlich er abgemagert, bleich, zitternd und gebückt einher und starb eines plötzlichen Todes, wie man sagte, durch Bluterguß aus allen Öffnungen des Körpers.

Der Protestantismus in Frankreich aber war keineswegs vernichtet. Bald trat der junge Heinrich von Navarra, der nur um sein Leben zu retten, die Messe zu besuchen versprochen hatte, zum reformierten Bekenntnis zurück und wurde das Haupt der Hugenotten und zuletzt die Stütze König Heinrichs III. Denn auf Betreiben der Jesuiten erhoben sich der nach der Thronfolge lüsterne Heinrich von Guise

*) Der Graf von Tende zerriß das königliche Schreiben. Der Vicomte d'Orthez in Bayonne schrieb zurück: „Sire, ich habe den Befehl Eurer Majestät den getreuen Unterthanen und Kriegsleuten der Garnison mitgeteilt und unter ihnen nur gute Bürger und brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker gefunden.“ Selbst ein Scharfrichter wies die Aufforderung, gefangene Hugenotten zu töten, mit der Erklärung zurück, seine Hände seien nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten.

und besonders auch die Stadt Paris wider den ihrer Ansicht nach gegen die Hugenotten allzu nachgiebigen König. Nachdem Heinrich III durch einen Dominikanermönch ermordet worden war, hatte König **Heinrich von Navarra** das erste Recht auf den französischen Thron; aber noch 3 Jahre lang mußte er um sein Recht kämpfen, bis er endlich, dem Rat und Drängen vieler guten Freunde nachgebend, sich abermals in die **katholische** Kirche aufnehmen ließ. Wir müssen bedauern, daß der hochbegabte und durch viele gewinnende Eigenschaften ausgezeichnete Mann zweimal Leben und Krone höher achtete als seine Überzeugung; andererseits aber ist zuzugeben, daß auch viele Hugenotten keine andere Möglichkeit zum Frieden mit der katholischen Mehrheit und zu rechtlich gesicherten Zuständen zu gelangen, sich denken konnten als durch einen ihnen wohlgesinnten katholischen König. In letzterer Hoffnung wenigstens hat Heinrich seine seitherigen Glaubensgenossen nicht getäuscht. In dem unwiderruflichen **Edikt von Nantes** sicherte er ihnen völlige Gewissensfreiheit und Freiheit des Gottesdienstes wenigstens für bestimmte Orte zu. Reformiertes Bekenntnis sollte kein Hindernis sein für den Genuß aller bürgerlichen Rechte, für die Zulassung zu allen Ämtern, Aufnahme in Schulen, Spitäler und drgl. Die Verfassung der reformierten Kirche, das Recht, Steuern auszuschreiben, Provinzial- und Generalsynoden zu halten und durch Abgesandte der letzteren sogar dem Könige Beschwerden vorlegen zu lassen, wurde ausdrücklich anerkannt. Für Rechtsstreitigkeiten der Protestanten waren besondere, gemischte Gerichte gebildet. Ihre persönliche Sicherheit zu gewährleisten, wurden ihnen 200 Städte oder Festungen als Sicherheitsplätze angewiesen, deren Garnisonen sogar teilweise vom Könige bezahlt wurden.

Heinrich IV. — 1593 — Edikt von Nantes 1598

Durch die Ermordung Heinrichs IV wurden die Rechte der Hugenotten sofort wieder unsicherer; sie ließen sich daher bald wieder zur Teilnahme am Bürgerkrieg und eigentlichen Religionskriegen verleiten. Der gewaltige Leiter des französischen Staates, der Kardinal von **Richelieu**, bezwang ihren Widerstand. Sie mußten alle ihre festen Plätze schleifen, bekamen aber Verzeihung und behielten Freiheit des Gewissens und Gottesdienstes. Von nun an hatten ihre politischen Sonderrechte ein Ende. Ihre bürgerlichen und gesellschaftlichen Rechte sollten sie zwar behalten, doch wurden sie thatsächlich darin mannigfach gekränkt. Mehr Ausnahme scheint es gewesen zu sein, wenn begründete Klagen der Protestanten Abhilfe fanden.

1610 — 1620–29

In den ersten Regierungsjahren Ludwigs XIV leitete die Staats- seit 1643

geschäfte der Kardinal Mazarin. Die Hugenotten hielten auch unter Versuchungen und Gefahren ihrem König Treue, und der königliche Hof war sehr froh daran. So erfreuten sie sich mehrerer Jahre hindurch besonders guter Zeit. Ihre Zahl wuchs wieder. Sie mochten über 1 600 000 Seelen zählen, etwa $^1/_{10}$ der Gesamtbevölkerung. Im Jahr 1637 hatten sie 626 Kirchen mit 80 Filialen gehabt; diese Zahl erhöhte sich sogar noch ein wenig. Die calvinische Kirchenzucht war um so wertvoller, weil die Reformierten von ihren Feinden stets argwöhnisch beobachtet waren, und man ihnen aus dem kleinsten Vergehen einen Strick gedreht hätte. Besonders gerühmt wird ihr Eifer im Besuch des öffentlichen Gottesdienstes wie auch ihre häusliche Frömmigkeit, ihre Bibelfestigkeit und Bekenntnistreue. Ihre Berufstüchtigkeit und Rechtschaffenheit wurde nicht einmal von den Satirikern, welche über die Gebrechen ihrer Zeitgenossen die Lauge ihres Spottes ergossen, in Zweifel gezogen. Bessere Schulbildung hob die Geschicklichkeit und den Wohlstand. Freilich zur innern Überwindung ihrer verblendeten Gegner half auch das nicht; es vermehrte höchstens den Neid und Grimm.

Gedeihen. 1649—56

Ludwig XIV.

Als nach Mazarins Tode Ludwig selbst mit unerwarteter Festigkeit und Selbständigkeit die Zügel der Regierung ergriff, scheint er sich Hoffnung gemacht zu haben, die Protestanten, deren Sondermeinungen und Überzeugungstreue seinem Herrscherbewußtsein ärgerlich waren, dadurch aufsaugen zu können, daß er ihnen von den durch das Edikt von Nantes gewährleisteten Rechten nicht weiter ließ, als er Schand und Ehren halber ihnen lassen mußte. Zum Übertritt zur katholischen Kirche wollte er durch besondere Gnadenbeweise locken; durch Abstellung von Ärgernis, das katholische Geistliche gaben, glaubte er, ihnen jeden berechtigten Grund zur Trennung von der Kirche wegnehmen zu können. Die katholische Geistlichkeit selbst unterstützte das Streben des Königs, die Rechte der Protestanten möglichst einzuengen durch stets neue Klagen gegen die Reformierten. Ihre Anträge und Bitten um Abänderung des bestehenden Zustandes hatten um so mehr Gewicht, da sie je nach dem Maße der Erfüllung ihrer Wünsche das Geldgeschenk, das sie dem geldbedürftigen Könige statt der Steuer zu reichen pflegte, steigerte oder herabsetzte.

Maßregeln zur Unterdrückung. 1661

Der erste Schritt in der bezeichneten Richtung war nun die Einsetzung einer Kommission, je aus einem hochgestellten katholischen Beamten und einem diesem genehmen Protestanten bestehend, welche von Ort zu Ort reisend Klagen anhören, Händel schlichten und

und namentlich alle Neuerungen abstellen sollte. Zu diesem Zweck sollte jede reformierte Kirchengemeinde die Urkunden vorweisen, welche sie zum Besitz von Kirche und Gottesdienst berechtigte. Wo eine solche fehlte, vielleicht auch nur in Kriegszeiten abhanden gekommen war, wurde die Kirche geschlossen und der Gottesdienst verboten. Dasselbe geschah, wenn Grund und Boden einer Kirche früher zu einem katholischen Kloster oder Spital gehört hatte oder dieselbe einer katholischen Kirche allzu nahe lag. So wurden gleich im ersten Jahre nach Abschluß der Kommissionsthätigkeit 140 Kirchen geschlossen, wei- 1663
tere in jedem folgenden Jahre. Der Gottesdienst an andern Orten als den konzessionierten Kirchen wurde verboten, Gottesdienst in den Schlössern des Adels nur für die kurze Zeit gestattet, welche der Hofdienst den Besitzern selbst auf ihren Schlössern zu weilen gestattete. Der Psalmengesang, dem die Katholiken eine besondere Kraft zur Erhaltung der Reformierten bei ihrem Sonderglauben zuschrieben, durfte höchstens gedämpft in Häusern, auf der Straße und öffentlichen Plätzen bei keiner Feier mehr sich hören lassen. Auch in den Kirchen mußte er aufhören, sobald eine katholische Prozession in die Nähe kam. Wo eine Kirche geschlossen wurde, hörte auch die Schule auf. Anderswo wurden die Lehrfächer auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt. In Städten wurden die Schulen der Reformierten teils ganz aufgehoben, teils zur Hälfte den Jesuiten übergeben; und die ganze Anstalt leitete jetzt ein jesuitischer Rektor.

Den Zusammenhalt des ganzen Calvinismus suchte man dadurch zu zersprengen, daß den Reformierten, angeblich zur Vermeidung von Kosten, verboten wurde, ferner eine Nationalsynode zu fordern. 1659
Die Provinzialsynoden erhielten Vollmacht, alles selbständig zu entscheiden, mußten aber jegliche Verbindung mit andern Synoden und deren Angehörigen aufgeben, Unterstützungen an bedürftige auswärtige Gemeinden und Bezirke einstellen. Sogar den Empfang von Legaten und Erbschaften aus der eigenen Mitte machte man den reformierten Gemeinden unmöglich.

Da der völlige Ausschluß der Reformierten von Ämtern, vom Meisterrecht u. drgl., was schon versucht wurde, gar zu deutlich gegen das Edikt von Nantes verstieß, so beengte man sie wenigstens, wo es ging. Kein Protestant durfte erster Konsul (Bürgermeister) sein, kein Geistlicher andere als evangelische Zöglinge in seinem Hause haben, und das nicht mehr als 2. Auch in überwiegend reformierten Städten mußten die städtischen Kollegien zur Hälfte mit Katholiken

besetzt sein, und stets hatte der Priester zu ihnen Zutritt. Geistlichen und Gemeindegliedern versuchte man ihr Bekenntnis namentlich damit zu entleiden, daß man ihnen die ihrem Amt oder ihrer gesellschaftlichen Stellung gebührenden Ehren versagte. Den Geistlichen wurde der von Ludwig selbst vordem verliehene Pastorentitel wieder genommen. Die Zahl der Teilnehmer an Hochzeiten und Taufen wurde auf 12, bei Beerdigungen auf 30 beschränkt; die letzteren mußten morgens in aller Frühe oder erst spät am Abend stattfinden. Bei Sterbenden durfte — allerdings in Begleitung einer obrigkeitlichen Person — jederzeit der Priester eintreten, um sich zu erkundigen, ob der Kranke im reformierten Glauben sterben wolle oder nicht. Der Übertritt zur reformierten Kirche wurde thunlichst erschwert. Übertretende Priester und solche, welche zur evangelischen Kirche zurückkehrten, nachdem sie sich vorher für die katholische erklärt hatten, wurden als Schänder des Heiligsten bestraft. Die Bekehrung zur katholischen Kirche dagegen wurde mit allen Mitteln gefördert. Am leichtesten ergab sich der hohe Adel, bei dem Unnachgiebigkeit gegen des Königs Wunsch als eine persönliche Beleidigung der Majestät
1668 angesehen wurde. Marschall Türenne schwur seinen Glauben ab, nachdem seine bekenntnistreue Frau gestorben war. Weniger leicht ließ der Landadel, der reformierte Sitte und hugenottische Familienerinnerung hoch hielt, sich zum Abfall bewegen. Wo aber die Eltern weggestorben waren, wurden die verwaisten Knaben den Jesuiten, die Mädchen den Ursulinerinnen übergeben, deren Geschicklichkeit, die Kinder herumzubringen, besonders berühmt war.

Bekehrungstaumel.

Ein wahrer Bekehrungstaumel ergriff die ganze Bevölkerung. Nicht nur eigentliche Missionäre durchzogen das Land in großer Anzahl, die protestantische Bevölkerung zum katholischen Glauben zurückzurufen. In den Städten bildeten sich besondere Kongregationen, die unter dem Vorwand, die Neubekehrten zu unterrichten, die abscheulichste Proselytenmacherei betrieben und das Thun und Lassen der Reformierten ausspionierten, um die geringste Verfehlung der Polizei anzuzeigen. Galt es doch als ein besonders verdienstliches Werk, wenn man etwa die Schließung einer protestantischen Schule veranlassen oder auch nur einzelne Kinder dem evangelischen Religionsunterricht entziehen konnte. Wie man den Gewerbebetrieb der katholischen Glaubensgenossen möglichst unterstützte, ebenso suchte man dem der Protestanten Abbruch zu thun. „Alles ist Missionär,“ heißt es in einem Briefe aus jener Zeit, „Beamte und Privatleute.“ Die Ge-

lehrten schrieben zur Verherrlichung der katholischen Kirche und ihrer Lehre und wider die Irrtümer der Calvinisten. Der Jesuit Meynier verstand es, die den Protestanten günstigen Bestimmungen des Edikts von Nantes ins Gegenteil zu verkehren. Doch auf diesem Gebiete blieben die Reformierten die Antwort nicht schuldig. Sie rechtfertigten ihre Glaubens- und Sittenlehre und wiesen die Ungeschichtlichkeit der katholischen Behauptungen nach. Für das Volk verfaßten sie gemeinfaßliche Taschenbüchlein, so eines „Auszug der Streitpunkte," woraus auch Handwerker, Dienstboten, Kinder den Missionären, die ihnen auf Straßen und in den Häusern ihre arglistigen Fragen vorlegten, die richtige Antwort geben konnten.

Die **Beweggründe** der katholischen Eiferer waren die verschiedensten. Selten mochte wirkliche Sorge um das Seelenheil der ihrer Meinung nach Verirrten sie treiben. Für viele war es Modesache, seine Verwandten und Bekannten zur katholischen Kirche zurückzuführen, Ehrensache, möglichst viele Seelen zu retten. Beamte suchten sich bei dem Könige wohl daran zu machen. Sogar die frommen Jansenisten ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, durch Bekämpfung der Reformation sich selbst vom Vorwurf der Ketzerei zu reinigen. Auch der gemeinste Eigennutz fand bei der Vertreibung der Protestanten seine Rechnung. Die tugendhafte Frau v. Maintenon, von der bald noch weiter die Rede sein wird, wies ihren Bruder auf die gute Gelegenheit hin, jetzt in Poitou Güter zu kaufen.

Unlauter und unchristlich wie die Beweggründe waren meist auch die **Mittel zur Bekehrung**. Früher schon hatte man den Eltern verboten, ihre Kinder zum Besuch des evangelischen Gottesdienstes zu zwingen. Wo ein Kind nur rief: „Wie ist die Messe so schön," so wurde das schon als Entschließung zum Übertritt angesehen. Man verlockte Kinder, welche Grund hatten, die Strafe ihrer Eltern zu fürchten, sich in ein Kloster zu flüchten. Man trieb es so stark mit eigentlichem Kinderraub, daß selbst der Hof zuweilen einschreiten mußte. Übrigens ging die Maintenon selbst hier mit gutem Beispiel voran. Sie benützte die Seereise eines glaubenstreuen Vetters, um seinen Sohn zum Abfall zu überreden. Ein Töchterchen ließ sie während der Abwesenheit der Mutter entführen. Für den Fall, daß sich ihrem Vorhaben unerwartete Hindernisse entgegenstellen sollten, hatte sie sich schon einen Haftbefehl geben lassen. Ein Katholik brachte eine evangelische Hebamme, welcher der Gewerbebetrieb untersagt worden war, durch flehentliche Bitten dahin, seiner Frau beizustehen. Zum Dank zeigte er sie der Polizei an, da es zu schade wäre, wenn eine

Mittel zur Bekehrung.

so geschickte Frau Protestantin bliebe. Was kümmerte solche Eiferer der Jammer und Zwist, den sie im Schoße der Familien anrichteten, was die Gewissensqualen der von ihrem Glauben Abgefallenen, die oft genug in nächtlicher Stunde ihre Bibel weiter lasen, von denen aber auch manche durch die Reue bis zum Selbstmord getrieben wurden! Man ging so weit, den Abfall vom reformierten Glauben mit barem
1676 Gelde zu erkaufen. Der König gründete zu diesem Zweck eine geheime Kasse. Man bezahlte je nach der übertretenden Persönlichkeit von 18 bis zu 1800 Mk. Bischöfe und Beamte schickten jeden Monat lange Listen von Übergetretenen an den Hof, nach welchen bis zum Jahr 1682 58130 Personen ihren Glauben um Geld abgeschworen haben müßten. Man weiß jedoch, daß manche Namen mehr als einmal in den Listen aufgeführt sind. Es gab Leute, welche aus dem Abschwören einen Erwerb machten und an verschiedenen Orten sich die Übertrittsprämie bezahlen ließen. Auch ist nicht sicher, ob nicht der eigentliche Erfinder dieser Art von Bekehrung, der dafür durch ein besonderes päpstliches Breve ausgezeichnete Pélisson, die Listen zu seinem Nutzen gefälscht hat.

Aber mit der stärksten Proselytenmacherei und mit allen Rechtskränkungen konnte Ludwig dem Protestantismus wohl großen Abbruch thun; sein Ziel, ihn aufzusaugen, erreichte er nicht. Viele ließen sich zum Abfall verleiten. Manche Übergetretenen wurden die schlimmsten Feinde ihrer ehemaligen Glaubensgenossen, seis, daß sie ihren neuen Eifer zeigen oder die Vorwürfe ihres eigenen Gewissens durch den Hinweis auf andere Schwachgewordene entkräften wollten. Aber ein Stamm glaubenstreuer Reformierter blieb, welche unter die ihnen widerfahrende Schmach und Bedrückung als unter eine göttliche Heimsuchung sich beugten, zur eignen Last hin die Versorgung brotlos gewordener Geistlichen und anderer Beamten auf sich nahmen, aber die Hoffnung auf Gott und das Wort des auch von ihnen bewunderten und verehrten Königs nicht aufgaben. Erst offenem Rechtsbruch und brutalster Gewalt gelang es, die verhaßte reformierte Kirche von der Oberfläche wegzufegen. Mut und Antrieb dazu gab dem Könige vollends seine bigotte Umgebung.

Bekehrung Ludwigs

Mit den Jahren war das heiße Blut des ausschweifenden Ludwig etwas abgekühlt. Er ließ sich ganz einnehmen und beherrschen von einer schönen, klugen und im Gewande der Tugend einhergehenden Witwe, Frau v. Maintenon, selbst übergetretener Hugenottin. Der König hatte sie zur Erzieherin seiner natürlichen Kinder gewählt;

nach dem Tode seiner rechtmäßigen Gemahlin hat er sich ohne Zweifel förmlich mit ihr trauen lassen. Diese Frau faßte in Gemeinschaft mit den höchsten geistlichen Würdeträgern den Plan, den König zu bekehren. Das edle Werk gelang. Ludwig wurde in seinen alten Tagen fromm. Nur die klarblickende Schwägerin des Königs, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, meinte: „Alle seine Gottesfurcht besteht in grittlich sein, überall Spione zu haben und alle Menschen zu plagen." Die staunenswerten Erfolge in der europäischen Politik hatten das 1679
Machtbewußtsein des französischen Königs aufs höchste gesteigert. Da entsprach es gewiß dem innersten Wesen des Tyrannen, wenn die fromme Frau und die gesamte Geistlichkeit ihn weiter dahinwiesen, daß er kein gottgefälligeres Werk thun könnte, als die ihrem eigenen Heil widerstrebenden Protestanten einfach mit Gewalt zur Glaubenseinheit zurückzuführen. Der jesuitische Beichtvater La Chaise empfahl ihm dasselbe als das beste Mittel, die Sünden seiner Jugend zu sühnen und das unruhige Gewissen zum Schweigen zu bringen.

An Werkzeugen zur Gewaltausübung gebrach es nicht. Am Hofe verstanden sich darauf am besten der als Kriegsminister tüchtige, aber bis zu unmenschlicher Härte rücksichtslose Louvois und sein Vater, der bigotte Kanzler Le Tellier, das Haupt der Justizverwaltung. In den Provinzen fanden sich besonders unter den dem König allein verantwortlichen Oberbeamten (Intendanten) etliche Männer von der erforderlichen Augendienerei und Grausamkeit.

Offener Rechtsbruch.

Immer ungescheuter beugte man das Recht, ein immer größerer Kreis von protestantischen Beamten wurde genötigt, ihre Stellen aufzugeben; nicht einmal zu Pachtungen ließ man Reformierte mehr zu. Der Übertritt zur reformierten Kirche wurde ganz verboten. Den Übertritt zur katholischen Kirche durften Kinder mit 7 Jahren erklären. Protestanten, welche übertraten, konnten 3 Jahre nach ihrem Übertritt wegen Schulden nicht verklagt werden. Kaum verging mehr eine Woche, in der nicht da oder dort eine Kirche geschlossen worden wäre. Den Anlaß dazu bot häufig die Übertretung des Verbots für Neubekehrte, je wieder eine reformierte Kirche zu betreten. Die Reformierten schützten sich durch Schranken am Eingang der Kirchthüren, an denen sie Wächter aufstellten, um jeden einzeln sich darauf anzusehen, ob er nicht zu den verbotenen Kirchengästen gehöre. Aber alle Wachsamkeit konnte nicht verhindern, daß da oder dort einer sich einschlich, seis aus Reue über seinen Abfall, seis aus Arglist. Wurde er noch während des Gottesdienstes entdeckt, so wurde derselbe unterbrochen. Es kam zu

den widerlichsten Auftritten. Merktens die Evangelischen nicht, so war das Schicksal der Kirche besiegelt. Denn Spione waren jetzt immer anwesend. Die Reformierten hatten eigene Sitze für Katholiken in ihren Kirchen herrichten müssen, die dahin geschickt wurden, um nötigenfalls die Pfarrer zu widerlegen, durch ihre bloße Anwesenheit sie von unehrerbietigen Äußerungen gegen die katholische Kirche oder den König abzuhalten, wo aber ein anfechtbares Wort fiel, sie anzuzeigen. Bis zum Anfang des Jahres 1685 betrug die Zahl der geschlossenen Kirchen schon 600. Des letzten Rechtsschutzes wurden die Protestanten beraubt durch die völlige Aufhebung der gemischten
1679 „Kammern des Edikts," wofür als Grund angegeben wurde, „es solle das Andenken an die Religionskriege ausgelöscht werden, wie ja die feindliche Stimmung zwischen den beiden Konfessionen während der
Dragonaden seit März 1681 langen Friedensjahre aufgehört habe."

Als das wirksamste Mittel zur Beschleunigung der Übertritte empfahl Marillac, Intendant von Poitou, dem Kriegsminister Soldateneinquartierungen. Gern willigte Louvois ein. In der von ihm erlassenen Ordonnanz hieß es, die größere Zahl der einzuquartierenden Dragoner solle Protestanten zugeteilt werden und zwar mit dem Maßstabe, daß wo einer nach gerechter Verteilung 10 erhalten sollte, man ihm 20 gebe. Wer sich bekehre, solle 2 Jahre lang mit Einquartierung verschont werden. Dazu war bemerkt: „Halten Sie die Hand darüber, daß diese Ordonnanz gut ausgeführt wird, aber teilen Sie den Befehl nur mündlich Ihren Untergebenen mit, ohne wissen zu lassen, daß seine Majestät die Hugenotten dadurch zu zwingen wünscht, sich zu bekehren." Es gab Häuser, die mit $1^1/_2$ Kompagnien, über 100 Mann, belegt wurden. Die Quartierlast wurde häufig noch dadurch erschwert, daß vom Quartiergeber ein Sold verlangt wurde, für den Soldaten täglich 6 Frcs., für den Leutnant 18, für einen Major 66 Frcs. Diesmal ermahnte man die Dragoner außerdem, es sich wohl sein zu lassen, ihre Pflicht recht zu erfüllen. So zogen sie dann an manchen Orten gleich mit gezogenem Degen ein unter dem Rufe: „Auf gegen die Hugenotten!" In den Häusern verlangten sie zu essen und zu trinken was das Herz begehrte und manchmal noch einen Thaler zum Nachtisch. Was ihnen nicht behagte warfen sie zum Fenster hinaus, die Möbel schlugen sie zusammen. Stock und Peitsche, Faustschläge und Säbelhiebe waren die gewöhnlichen Überzeugungsmittel der „gestiefelten Missionäre." An den Haaren oder einen Strick um den Hals schleppten sie die Leute in die Kirche zum Abschwören. Hartnäckige

Ketzer wurden ins Gefängnis geworfen, oft für Monate. Frauen und Jungfrauen wurden vergewaltigt. Ein standhaftes Mädchen warfen sie in ein angezündetes Feuer, Vater und Bruder, die ihr zu Hilfe eilten, desgleichen; mit Brandwunden bedeckt, retteten sie sich mit Mühe. Sonstige Feuerqualen, Aufhängen bis zur Bewußtlosigkeit, Entziehen des Schlafes machten in der Regel auch die Widerstrebenden gefügig. So hatten die Dragoner, wo sie hinkamen, meist in 8 Tagen ihr Werk vollbracht. Der Ort, den sie verließen, glich einer im Kriege geplünderten oder erstürmten Stadt. Es ging ein solcher Schrecken vor diesen Soldaten her, daß ganze Gemeinden insgesamt übertraten, ehe sie nur einrückten. Doch kam es auch vor, daß eine Gemeinde sogar zweimalige Dragonade aushielt. Aus einem Orte flüchteten 20 Familien in die umliegenden Wälder. Zurückgekehrt fanden sie ihre Habe geplündert oder um einen Spottpreis verkauft. Über einzelne, besonders Frauen, vermochten alle Qualen, welche die Dragoner ihnen anthaten, nichts. Eine Frau hielt freiwillig ein Vaterunser lang eine glühende Kohle in der Hand, weil man ihr versprochen hatte, wenn sie das thue, werde man von ihr ablassen.

Über die in Poitou verübten Greuel war der Aufschrei der mißhandelten Protestanten so heftig, die Empörung des Auslandes so stark gewesen, daß der König selbst für rätlich hielt, nach 9 Monaten die Truppen weiter marschieren zu lassen. Über den gehabten Erfolg war man hoch erfreut; denn täglich meldete die Hofzeitung von 400, 500 oder 600 Bekehrten. Im ganzen berechnete man 36—40 000 Übergetretene. Freilich standen auch diesmal verschiedene Namen wiederholt in der Liste und neben ihnen Namen von Katholiken, die mit den Hugenotten niemals Gemeinschaft gehabt hatten. Als trotz allen Gewaltthaten, die Ludwig auch nach außen verübte, trotz der Wegnahme Straßburgs mitten im Frieden (1681), trotz anderem großartigen Länderraub das Ausland zu einem zwanzigjährigen Frieden mit Frankreich sich verstehen mußte, da stand der Entschluß des frommen Hofes, das gute Werk vollends rasch zu vollenden, fest. Denn die Hugenotten selbst waren nicht mehr zu fürchten. Das hatte ein im vorigen Jahre im Südosten mit unerhörter Grausamkeit niedergeschlagener, an sich höchst unbedeutender Aufstand gelehrt. Foucault, Intendant von Bearn, machte einen neuen Anfang, sich Soldaten zu erbitten, um die Arbeit der Missionäre zu „erleichtern,“ nachdem er vorher schon die in diesem Ländchen noch übrigen 20 Kirchen kurzweg geschlossen oder zerstört hatte. Nach mehrmo-

Regensburger Stillstand. 1684

April 1685

natlicher Einquartierung war die reformierte Bevölkerung in der Heimat Heinrichs IV, von noch übrigen 27 705 Seelen auf 3—400 heruntergebracht. Hinter solchen Erfolgen wollten die übrigen Intendanten und Kommandanten nicht zurückbleiben. Die Dragonaden wurden jetzt aufs ganze Land ausgedehnt, und der Erfolg übertraf sogar die Erwartungen des Hofes. Im Herbst 1685 schienen in ganz Frankreich nur noch kleine zerstreute Häuflein von Reformierten, etliche Familien übrig. Die überschwenglichsten, die Wahrheit frech verkehrenden Schmeicheleien wurden dem Hofe von der Geistlichkeit gespendet. Ein hoch gestellter Geistlicher schrieb an den König: „An das Herz der Ketzer haben Sie sich gewendet, und dadurch bezwingen Sie die Hartnäckigkeit ihres Geistes, durch Ihre Wohlthaten bekämpfen Sie ihre Verstockung; wohl nie wären sie in den Schoß der Kirche zurückgekehrt, wenn Sie ihnen nicht einen Weg mit Blumen bestreut, geöffnet hätten."

Aufhebung des Edikts von Nantes 18. Oktober 1685

Jetzt glaubte man den letzten Schritt vollends wagen zu können: das unwiderrufliche Edikt von Nantes, welches Ludwig XIV selbst in verschiedenen Kundgebungen anerkannt hatte, wurde förmlich aufgehoben. Nur die heuchlerische Sprache der Wohlmeinenheit schmückt auch diese Gewalthandlung. Weil der bessere und größere Teil seiner reformierten Unterthanen die katholische Religion angenommen habe, glaube der König, nichts Besseres thun zu können, als das somit unnötig gewordene Edikt selbst aufzuheben, und damit das Andenken an alle Unordnungen, Unruhen und Übel zu verwischen, welche sich an das Wachsen dieser falschen Religion geheftet haben. Das Aufhebungsedikt befahl, alle noch übrigen Kirchen unverzüglich zu zerstören, die Schulen zu schließen. Jede gottesdienstliche Versammlung, auch in Privathäusern, wurde verboten. Alle Kinder müssen katholisch getauft werden. Übertretende Geistliche erhalten Pensionen und Abgabenfreiheit; andernfalls haben dieselben binnen 14 Tagen das Königreich zu verlassen. Für die sonstigen Unterthanen ist auf den Versuch der Auswanderung bei Männern Galeerenstrafe, bei Frauen Einsperrung gesetzt. Die noch vorhandenen Bekenner der reformierten Religion dürfen solange, bis es Gott gefällt, sie zu erleuchten, unangefochten im Königreich verweilen und sollen freien Handel und Wandel haben.

Auswanderung.

Ungeachtet der schärfsten Bewachung der Grenzen und der im Falle der Entdeckung drohenden Strafe ging nun aber die schon früher begonnene, seit 1684 immer stärker gewordene Auswanderung weiter. Es war, „als fließe das Blut Frankreichs aus allen seinen Poren." Die Auswan-

derung war förmlich organisiert. Entweder um Mitternacht, wo die Wachen weniger streng waren, oder im Marktgewühl und als Marktleute verkleidet, verließen kleine Gesellschaften ihre Stadt. Draußen wurden sie von landeskundigen Führern auf den nächsten und sichersten Nebenwegen bis zu einem bestimmten Orte geleitet, wo schon andere Führer zu deren Ablösung aufgestellt waren. An der Schweizer Grenze warteten in den Wäldern und auf den Bergen Holzhauer und Hirten, am Flußufer Fährleute, die Ankömmlinge in Empfang zu nehmen. Wohl denen, welche die Grenzen überschritten hatten! Bis dahin ging der Weg durch tausend Ängsten, wenn die Thorwächter Schwierigkeiten machten, wenn Soldaten ihnen begegneten, wenn man gar zu unwegsame Pfade wählen mußte, oder das zur Weiterfahrt erwartete Schiff nicht kam, wenn etwa die Reisebegleitung auf einem größeren Schiffe Verdacht schöpfte. Doch ließen Thorwächter und Soldaten sich nicht selten auch täuschen oder bestechen. Manche Soldaten und Offiziere wollten nicht sehen. Die Überfahrt nach England machten viele in kleinen Fahrzeugen zwischen Warenballen im dunkeln übelriechenden Ballastraum, vielleicht auch in leere Fässer versteckt.

Die Zahl der französischen Auswanderer wird im ganzen auf 6—800 000 geschätzt. Schott berechnet allein für die Jahre 1680—1700 300—350 000. Die meisten kamen nach Holland, wo Wilhelm von Oranien ihnen besonders günstig war, dort sollen 100 000 sich niedergelassen haben. Auf einer Synode in Rotterdam zählte man einmal 202 vertriebene Geistliche. Nach England flüchteten 70 000, darunter 143 Geistliche. Viel aufgesuchte Durchgangspunkte waren Hamburg, Frankfurt, die ganze Schweiz, namentlich aber Genf. Doch werden gegen 25 000 auch in der Schweiz geblieben sein. Es wird kaum ein evangelisches Land geben, das von ihnen gar nicht berührt worden wäre. Sie kamen bis nach Amerika und ins Kapland. Zu bedauern ist, daß streng lutherische Kirchenregierungen, wie in Schweden, Sachsen, auch eine Zeit lang Württemberg, um des reformierten Bekenntnisses willen ihrer Niederlassung unnötige Schwierigkeiten bereiteten. Sonst war die Teilnahme mit den um ihres Glaubens willen Verfolgten und Mißhandelten allgemein. Man hatte früher wenig für sie thun können. Vorübergehende Erleichterungen hatte ihnen die Fürsprache Friedrich Wilhelms von Brandenburg und Karls II von England gebracht. Die reformierten Schweizerkantone, die der französische König notwendig brauchte, waren wiederholt für ihre Glaubensbrüder eingetreten, hatten sich aber schnöde

abweisen lassen müssen. Um so größer war jetzt überall der Eifer, den Herübergekommenen Liebe zu erweisen. Die Schweiz allein, die gleichzeitig von Waldensern überflutet wurde, verwendete auf die französischen Flüchtlinge 250 000 fl., nicht gerechnet die von Privaten geübte Gastfreundschaft. England brachte für sie wenigstens 10 Millionen Mark durch Kollekte auf, Brandenburg 13 000 Thaler. Der große Kurfürst lud sie trotz Ludwigs Zorn in einem nach Frankreich geschickten Aufruf in sein Land ein. Er stellte ihnen besondere Begünstigungen und Unterstützungen in Aussicht, benannte ihnen seine Agenten, die angewiesen waren, den Emigrés auf der Durchreise beizustehen. So kamen über 15 000 von ihnen in sein Land. Wie sehr ihr Geschick ihm am Herzen lag, zeigen die Worte, die er auf seinem Totenbette an seinen Sohn richtete: „Ich habe noch eine andere Familie, eine angenommene, die mir aber nicht weniger teuer ist als diejenige, zu deren Vater mich die Natur gemacht hat, es ist die große Zahl der Flüchtlinge." Übrigens wurden diese Flüchtlinge bald ein Segen für die Länder, in denen sie sich niederließen. Sie gehörten zu den Besten und Tüchtigsten ihres Volkes. Durch ihre Geschicklichkeit, teilweise auch durch ihr mitgebrachtes Vermögen hoben sie Handel und Gewerbe, verbesserten die vorhandenen, wie z. B. Gerberei, Weberei, Uhrmacher- und Goldschmiedekunst, auch Obst- und Gartenbau. Zum Teil führten sie bisher Unbekanntes ein wie Seidenindustrie. Die ausgewanderten Offiziere verstärkten die Heere Wilhelms v. Oranien bei seinen Kämpfen in England und Irland. Auch als Beamte und Gelehrte haben nicht wenige von ihnen sich einen Namen gemacht; sie haben im ganzen den Gesichtskreis der Bevölkerung, unter die sie hineinkamen, erweitert. Völlig mit ihr verschmolzen haben sie sich meist erst im 19. Jahrhundert.

Folgen für Frankreich

So groß die Freude des katholischen Frankreichs und des katholischen Auslands über die Aufhebung des Edikts von Nantes war, so war, ganz abgesehen davon, daß der französische Protestantismus nicht vernichtet und nicht zu vernichten war, der Erfolg doch nur scheinbar. Die religiöse Meinungsverschiedenheit, an der der König sich gestoßen hatte, war stille gemacht. Aber mit der Auswanderung hatte Frankreich einen großen Teil seiner besten Kräfte verloren. Landesvermögen und Steuerkraft gingen merklich zurück. Dagegen hatte man dem französischen Handel und Gewerbe eine beachtenswerte Konkurrenz im Auslande geschaffen. Die ganze Vergewaltigung seiner protestantischen Unterthanen erregte die protestantischen Mächte so

stark gegen den bisher Unbezwungenen, daß der Niedergang von Ludwigs Vorherrschaft in Europa eigentlich mit der Aufhebung des Edikts von Nantes beginnt. Er selbst hat freilich nichts gelernt. Eine der letzten Regierungshandlungen des vereinsamten Tyrannen war ein Edikt, worin der Protestantismus als in Frankreich nicht mehr existierend erklärt wurde, womit die Handhabe gegeben war, gegen alle Reformierten, die sich noch finden, mit den allerstrengsten Strafen vorzugehen. 8. März 1715

Aber auch die katholische Kirche hatte mit der äußern Religionseinheit recht wenig gewonnen. Denn auch diejenigen Bekehrten, welche zum alten Glauben nicht mehr zurückkehrten, waren doch meist schlechte Katholiken. Sittliches Verderben und Heuchelei waren die hauptsächliche Folge der Dragonaden und diese wiederum die Wurzeln der religiösen Gleichgültigkeit, Freigeisterei und Spötterei des folgenden Jahrhunderts. Der Katholizismus selbst sank, sobald sein geistig lebendiger Gegner aus der Öffentlichkeit verschwunden war, wieder auf eine geistig niederere Stufe. Die im Kampfe errungene Regsamkeit und Wissenschaftlichkeit räumte vollständig das Feld vor dem geisttötenden Jesuitismus.

c) Die Kirche der Wüste.

Das Aufhebungsedikt trat unverzüglich in Kraft, am schnellsten in Paris selbst, wo man um der fremden Gesandten willen bisher den Schein einer Verfolgung der Reformierten sorgfältig vermieden hatte. Jetzt wurde der Tempel in Charenton zerstört, sämtliche Prediger mußten die Stadt binnen 2 Tagen verlassen. Der Besuch der protestantischen Gesandtschaftskapellen wurde allen Franzosen strengstens verboten. Das Versprechen des Aufhebungsedikts, die noch nicht Übergetretenen sollten unangefochten im Lande bleiben, bis es Gott gefallen würde, sie zu erleuchten, war im Sinn von Ludwigs Lügensprache zu verstehen. Gleich die nächsten Erklärungen von Louvois ließen keinen Zweifel, daß Einquartierung, Gefängnis oder Kloster die göttliche Erleuchtung herbeizuführen habe. Der Grimm über die einzigen, welche dem königlichen Willen sich nicht hatten fügen wollen, war sogar besonders groß. Nicht schwer genug, schrieb Louvois, könne man ihnen den Unterhalt der Truppen machen. Der Sold für jeden Soldaten solle von 20 Sous aufs Zehnfache erhöht werden, und die Reiter sollten „die nötige Unordnung“ machen. Edelleute in Poitou, bei denen nichts mehr zu holen wäre, sollten ins Gefängnis geworfen und in ihrer Abwesenheit ihre Häuser zerstört werden. Auflösung des Edikts.

Die gefürchtetsten Gefängnisse, wie die Bastille und der Turm La Constanze, wurden mit Protestanten bevölkert. In größeren Städten wurden eigene Häuser der Neukatholikinnen für mehrere hundert Frauen oder Mädchen errichtet. Es kam vor, daß Mädchen, deren Fortschritte im Katholizismus nicht befriedigend schienen, in grausamer und schamloser Weise gezüchtigt wurden. Die Gesamtzahl der um
1687 ihres Glaubens willen in Gefängnissen oder Klöstern Eingesperrten wird auf 40 000 berechnet.

Schon diese Zahl ist ein sprechender Beweis, daß die Glaubenstreue der Reformierten, welche der erste Schrecken vor den Dragonaden ins Wanken gebracht hatte, sich wieder festigte. Jetzt findet man wieder mehr Beispiele unerschütterlicher Standhaftigkeit, namentlich unter den Frauen, bis hinauf zu den höchsten Ständen. Etliche, die kein Gefängnis und kein Neukatholikenhaus mürbe zu machen vermochte, wurden aus dem Lande verwiesen. Andere ließen sich lieber lebenslänglich einsperren, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten. Eben aus dieser Zeit stammen die rühmlichsten Beispiele der Standhaftigkeit auch unter den Mißhandlungen der Soldaten. Schwer entschlossen sich reformierte Offiziere und Soldaten, dem wiederholten königlichen Befehle, „das gute Teil zu erwählen," nachzukommen. Viele, gerade von den tüchtigsten Offizieren, zogen es vor, ihre Stelle aufzugeben und außer Landes zu gehen, allen voran Marschall Schomberg. Der um sein Vaterland hochverdiente Düquesne erwiderte auf die Aufforderungen des Königs und des beredten Bossuet: „60 Jahre habe ich dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist; nun will ich auch Gott geben, was Gottes ist." Er war einer von den wenigen, die man Alters und Verdienste halber ruhig im Lande absterben ließ.

Unter den Missionären, die jetzt in großer Anzahl aufgeboten wurden, das Werk der Bekehrung zu vollenden, waren die berühmtesten Redner und angesehensten Geistlichen, so Fénelon und Bourdaloue; aber auch sie mußten die Erfahrung machen, daß der Eifer für den neuen Glauben meist nicht länger anhielt, als solange die Neubekehrten den Intendanten und seine Strafen in der Nähe wußten.

Herbst 1685 Sobald die letzten Kirchen geschlossen waren, hielten die Treugebliebenen, die sich vor der weltlichen Macht nicht gebeugt hatten und solche, die nur zum Schein sich unterworfen hatten, Versammlungen „in der Wüste." Sie wollten sich das Recht auf Gottes Wort, Licht und Trost durch dasselbe nicht rauben lassen. Darum begaben sie sich nach Verabredung mit Gesinnungsgenossen in der Stille

Versammlungen in der Wüste.

und dem Dunkel der Nacht nach abgelegenen Orten, die eine Zusammenkunft ermöglichten, hier einem Haus oder Scheuer, dort einem Steinbruch, vertrocknetem Flußbett oder schwer aufzufindender Höhle oder Felsenplatte. Man gedachte dabei der göttlichen Weissagung von der Flucht der echten Kirche Christi in die Wüste Offb. 12, 6. Man betete miteinander und sang Psalmen. So lange man keine eigentlichen Pfarrer hatte, las ein Handwerksmann oder Bauer, vielleicht sogar ein Knabe eine Predigt vor. Andere lernten Stücke von Predigten auswendig, oder versuchten sie sich im Freisprechen. Die Ausgewanderten schmuggelten ganze Ballen von Bibeln, Neuen Testamenten und Erbauungsschriften ein, darunter namentlich Belehrungen über das rechte Verhalten unter dem gegenwärtigen Glaubensdruck, welche hier verwendet und verteilt wurden. Die Treue der Gemeindeglieder machte wenigstens 50 von den verbannten Pfarrern Mut, 1687
zurückzukehren und unter der Verkleidung von Edelleuten, Kaufleuten oder Bauern die zerstreuten Häuflein ihrer Herde aufs neue zu weiden. Sie tauften, segneten Ehen ein, spendeten das heilige Abendmahl. Manchmal war eine Nacht dazu zu kurz. Denn die Zahl der Teilnehmer an den Versammlungen betrug bald nur 40, bald mehrere Hunderte oder sogar Tausende. Die Regierung bot Bürger und Soldaten auf, die Versammlungen auszukundschaften und aufzuheben. Die Soldaten hatten Befehl, wo sie die Ketzer beisammen träfen, auf sie zu schießen und dabei keinen Unterschied zu machen zwischen Männern und Frauen. Einmal sollen 600 Tote auf dem Platze geblieben sein. Die Leichname ließ man oft wochenlang unbegraben liegen. Aber die mutigen Bekenner ließen sich dadurch nicht abhalten, stets aufs neue wieder ihre geheimen Gottesdienste zu halten. Einmal waren die Teilnehmer 2 Stunden nachdem ihre Versammlung gesprengt worden war, schon wieder beisammen und sangen und beteten neben den Leichen ihrer Brüder.

Sobald Soldaten kamen, floh, wer fliehen konnte. Von denen, welche ergriffen wurden, ließ der Intendant etliche Männer zum ab- Strafen.
schreckenden Beispiel hängen; andere wurden zu den Galeeren verdammt. Die Frauen wurden ins Gefängnis geworfen oder mit Auspeitschung und Brandmarkung bestraft. Es gab eine Zeit, wo sogar jeder Teilnehmer an einer Versammlung getötet wurde. Folter, Galgen oder Rad war die gewöhnliche Strafe der Geistlichen. Der edle Advokat Claude Brousson von Toulouse, der in der Fremde wie in der Heimat mit Wort und That für seine Glaubens-

genossen eingetreten war, verließ Familie und sichern Zufluchtsort, ließ sich eigens zum Pfarrer ordinieren und durchzog dann mehrmals predigend und die Sakramente austeilend ganz Frankreich von einem Ende zum andern, bis er infolge eines falschen Empfehlungsbriefes verhaftet wurde. Obwohl er zum Entsetzen seiner Richter offen seine vielen „Verbrechen" gestand, wurde er doch gefoltert. Aus besonderer Gnade wurde die Strafe des Geräderwerdens in Erdrosselung umgewandelt. Im ganzen starben bis 1762 durch Henkershand 100 Geistliche oder solche, die ihre Stelle versehen hatten, 28 kamen auf die Galeeren; nicht wenige verschwanden in den Gefängnissen.

Entsetzlich war das Urteil derer, welche zu den Galeeren verurteilt wurden. Erst schleppte man sie von einem Gefängnis zum andern, bis ein ganzer Zug, eine Kette von Sträflingen, beisammen war. Denn wenn es der Hafenstadt zuging, so wurden sie je zwei und zwei mit Ketten am Halse aneinandergefesselt. In der Mitte dieser Kette aber war ein großer Ring, durch welche eine andere Kette gezogen wurde, so lang, daß sie manchmal über 100 Paare verband und durch ihre Schwere Marschieren, Niederlegen und Aufstehen zur größten Qual machte. Aber unbarmherzige Schläge zwangen die Kette, zu marschieren. Auf dem Schiff wurde den Sträflingen der Fuß mit einer Kette an die Ruderbank gefesselt. Je 6 saßen auf einer Bank und hatten bei der Fahrt ein 50 Fuß langes, schweres Ruder zu bewegen. Der Schädel war glatt rasiert, der Oberkörper unbekleidet. So waren sie der Sonnenglut wie der Kälte und dem Regen ausgesetzt. Arbeiteten sie nicht rasch genug, oder wenn es zum Kampfe ging, so fielen die Schläge der Aufseher hageldicht auf ihren Rücken. Die Kost war immer schmal; aber auf offener See und bei Gefechten konnte es vorkommen, daß 2—3 Tage gar nicht gekocht wurde und den Ruderern höchstens von Zeit zu Zeit in Wein getauchte Stücke Bisquit in den Mund geschoben wurden. Wer tot zusammenbrach, wurde von der Kette gelöst und ohne weiteres ins Meer geworfen. In ruhigeren Zeiten konnten sich die Unglücklichen mit Geld, das barmherzige Liebe ihnen von fern her spendete, kleine Erquickungen verschaffen. Auch mit religiösen Schriften wurden sie von ihren Glaubensgenossen versehen; an die Gabe knüpfte sich häufig ein erbaulicher Briefwechsel. Wie wohl mußten solche Liebesbeweise den Elenden thun, deren Seelenqualen nicht geringer waren als ihre äußeren Leiden! Denn allein die Treue gegen ihren Glauben hatte die redlichsten und frömmsten Menschen an eine Bank gekettet mit

den ruchlosesten Verbrechern. Bekehrungssüchtige Schiffsgeistliche oder Missionäre wurden nicht müde, die Ketzer zum Abfall zu verlocken. Wer sich nicht gefügig zeigte, dem wurden die sonst zugelassenen kleinen Freiheiten und Genüsse entzogen. Das peinlichste für treue Protestanten war der Zwang zur Messe. Dem Sträfling, der die in die Höhe gehobene Hostie nicht anbeten wollte, zerfleischte die grausamste Bastonade den Rücken. Aber es gab Bekenner, die auch durch keine Bastonade sich zwingen ließen zu dem, was in ihren Augen ein greulicher Götzendienst war.

Männer aus allen Ständen wurden zu den Galeeren verurteilt, auch Adelige, unter andern ein hochangesehener königlicher Rat. Die Ermahnung des Königs selbst, sich zu bekehren, machte ihn so wenig wankend als die 30 Pfund schwere Kette an seinem Halse, mit der er durch Paris und bis nach Marseille geführt wurde. Einen andern durfte seine Frau auf dem Weg zum Bagno begrüßen; sie nahm auf immer von ihm Abschied; aber sie mahnte ihn nur zur Standhaftigkeit und Ausdauer; alle Umstehenden weinten laut; sie vergoß keine Thräne. Gerade diesem und etlichen wenigen andern gelang es später, zu entkommen. Eine Anzahl von Sträflingen wurde von hohen Gönnern wie Königin Anna von England oder Friedrich dem Großen losgebeten. Die meisten erlöste der Tod, zuweilen nach jahrzehntewährender Pein.

Kaum weniger traurig war das Los der armen Frauen, die in den Turm La Constanze in Aigues Mortes in der Nähe des mittelländischen Meeres eingesperrt wurden. Dieser Turm war der Überrest einer alten Kreuzfahrerfeste und noch früher ein sicherer Zufluchtsort bei Einfällen der Saracenen gewesen. Er war 34 m hoch, die Mauern 5 m dick. In der Mitte lagen zwei kreisrunde Gemächer übereinander, in deren einem die Gefangenen untergebracht waren, deren Zahl zwischen 12 und 40 wechselte. Licht und Wärme empfing das Gemach durch die vergitterten Schießscharten. Durch dieselben drangen aber ebenso Kälte und schneidige Winde ein. Hier wurden Mädchen oder Frauen eingesperrt, die an gottesdienstlichen Versammlungen teilgenommen oder einen Prediger beherbergt hatten. Ein 18jähriges Mädchen, Marie Dürand, kam dahin, bloß weil sie die Schwester eines Geistlichen war, gerade wie man auch den Vater eine Zeit lang eingekerkert hatte, bloß um auf den Sohn und Bruder einen Druck auszuüben — aber bei allen dreien vergeblich. Denn der Vater mahnte seine Kinder sterbend noch zur Ausdauer im Glau-

ben, der Bruder besiegelte sein Zeugnis vom Evangelium am Galgen. Marie aber brachte 38 Jahre in dem schrecklichen Gefängnis zu; sie wurde die geistliche Führerin der andern, die sie pflegte und mit Gottes Wort tröstete und leitete. Wer in den Turm kam, dem wurde der Kopf kahl geschoren, sein Vermögen eingezogen. Aber schwerer litten die meisten durch den ungesunden Kerker und die Trennung von ihrer Familie. Nicht leicht wurde eine Gefangene wieder frei, sie hätte denn ihren Glauben abgeschworen. Das kam jedoch selten vor, und von den wenigen, die sich bereden ließen, abzuschwören, kehrten die meisten später wieder zu ihrem evangelischen Glauben zurück.

Die Massenmorde bei der Auffindung gottesdienstlicher Versammlungen, die Grausamkeit der Gerichte und andererseits die stär-
1688 kenden Nachrichten von der Eroberung des englischen Königreichs durch Wilhelm von Oranien und von der Heimkehr der Waldenser erregten die heißblütigen Protestanten des südlichen Frankreichs tief. Man erinnerte sich wieder an die Vorhersagungen der Offenbarung vom Gericht über Babel und die Aufforderung, den Gottlosen zu vergelten. In eigenen apokalyptischen Schriften wurde ein baldiges Aufhören der Verfolgungen vorausgesagt. Viele glaubten, Stimmen in der Luft zu hören, neben Psalmengesang Trommeln, Trompeten und Waffengeklirr. So kam es in mehreren Provinzen des Südens,
1688—89 wo die Verfolgungen am grausamsten waren, zu gewaltsamen Erhebungen gegen die Dränger. Diese wurden unschwer unterdrückt. Aber etwas später entfachte die Grausamkeit eines katholischen Pfarrers in den Cevennen gegen widerspenstige Neubekehrte, die er in seinem Hause gefangen hielt, zuerst einen Sturm gegen dieses Haus, und als die Befreier der Gefangenen und Mörder des Pfarrers verfolgt wurden, rettete sich ein Teil derselben in die Berge und beschloß, beisammen zu bleiben. Andere gesellten sich zu ihnen. Einen besonders tüchtigen Anführer bekamen sie in der Person des kleinen, aber
Camisardenkrieg unerschrockenen Johann Cavalier, eines ehemaligen Bäckerlehrlings.
1702—5 So entwickelte sich der blutige Camisardenkrieg, so genannt, weil die Teilnehmer das Bauern- oder Fuhrmannshemd (camisard) trugen. Die Zahl der Aufrührer überstieg zwar nie 4 oder 5000; aber Behendigkeit, Tapferkeit und Begeisterung für ihre Sache und dabei kluge Ausnützung der ihnen vertrauten Heimatberge, voll von Wäldern, Felsen, Klüften, ermöglichte ihnen, von ihren Schlupfwinkeln aus Streifzüge nach näher und ferner gelegenen Orten zu machen und den Kampf sogar mit großen Heeren, welche gegen sie ausge-

schickt wurden, aufzunehmen. Die Camisarden hielten wohl im eigenen Lager auf gute Ordnung; da wurde gebetet, gepredigt und das heilige Abendmahl ausgeteilt; mit Psalmengesang rückten sie in die Schlacht. Aber sie töteten jeden Priester, zündeten jede Kirche an und verübten selbst Grausamkeiten an Frauen und Kindern. Das wilde Feuer kriegerischer Leidenschaft wurde geschürt durch eine in ihrem Kreise zweifellos vorhandene Prophetengabe, fast möchte man sagen Prophetenkrankheit. Männer und Frauen, selbst Greise und Kinder bis zu 4 Jahren herab wurden davon ergriffen. Sie bekamen Zuckungen, dann wurde der Körper unempfindlich, die Augen schlossen sich, und nun entströmten ihnen Worte der Buße, der Begeisterung, der Ermahnung, oft in einem sonst von ihnen nicht gesprochenen reinen Französisch. Die Propheten sahen mit ihrem geistigen Auge, wie die Soldaten ihre weit entfernten Garnisonen verließen; sie erkannten Verräter in ihrer Mitte, sagten zukünftige Dinge, den Tod von Kameraden, das Kommen und Gehen der Feinde u. drgl. voraus.

Von seiten der königlichen Beamten und Generale wurden die grausamsten Strafen über gefangene Aufrührer verhängt. Ganze Ortschaften wurden dem Erdboden gleich gemacht. Durch die einen wie die andern wurden seither dichtbevölkerte und wohl angebaute Provinzen, Languedoc, Vivarais und andere entvölkert und verödet. Nur gesteigert wurde das Kriegselend durch ein vom Papst aufgebotenes Kreuzheer, das an blinder Wut den Camisarden nichts nachgab. Erst dem trefflichen Marschall Villars gelang es, durch kluge militärische Maßnahmen Cavalier zu Unterhandlungen zu vermögen, **1704**
die ihm und seinen Anhängern wenigstens das Recht der Auswanderung verschafften. Darauf wurde der unversöhnliche Teil vollends **1705**
niedergeworfen; die meisten Führer endeten auf dem Blutgerüste.

So demütigend aber der Camisardenkrieg für den Allmachtsdünkel des Königs war, den Protestanten brachte er doch noch größeren Schaden durch den Verlust der eifrigsten Bekenner und immer größere Strenge der Gesetzgebung. Von einer reformierten Kirche in Frankreich konnte man längst nicht mehr reden. Die Reichen, Vornehmen und Gelehrten waren äußerlich alle übergetreten oder ausgewandert. Höchstens heimlich gewährten sie noch ihren ehemaligen Glaubensgenossen Geldunterstützungen oder andere Gefälligkeiten. Der Protestantismus war nur noch die Religion weniger Armen und Geringen, denen jegliche Fürsprache und fast alle äußern Mittel fehlten. Aber schlimmer als das äußere Zusammenschwinden war der Rückgang

Der Protestantismus am Erlöschen

reiner evangelischer Erkenntnis und des Bekennermutes. Auch von dem kleinen Häuflein, das der Hunger und Durst nach Gottes Wort in die gefährlichen nächtlichen Versammlungen trieb, hatten nicht alle mehr den Mut, die Dienste des Priesters bei Eheschließung oder Geburt von Kindern zurückzuweisen. Das allmähliche Aussterben evangelischer Geistlichen machte sich sehr bemerklich. Es war aller Anerkennung wert, wenn in solcher geistlichen Not ganz ungebildete und nur durch Treue hervorragende Männer und Frauen ihren Mitbrüdern und Mitschwestern das Wort Gottes sagten. Allein vielfach fehlte es ihnen doch selbst an dem nötigen Licht. Die Aussprüche der letzten Propheten und Prophetinnen erwiesen sich immer häufiger als trügerisch und jedenfalls unevangelisch.

1715 Da erweckte Gott zu derselben Zeit, als der sterbende Ludwig sich rühmte, seine „frommen Absichten“ seien mit Erfolg gekrönt gewesen, und das Werk der Zerstörung der Ketzerei sei vollendet, in Anton Court sich ein treffliches Werkzeug, nicht nur das erlöschende Glaubenslicht neu anzufachen, sondern unter fortgehender Verfolgung die reformierte Kirche Frankreichs neu zu gründen und abermals über das ganze Land zu verbreiten. Court war der Sohn wenig bemittelter, aber glaubenstreuer Eltern im Vivarais. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters ward die Mutter ihm Führerin und Vorbild zu Glauben und Charakterstärke, so daß keine Gewaltanwendung von seiten seiner Schulkameraden ihn zur Messe zu bringen vermochte, und er von denselben den Schimpfnamen „der älteste Sohn Calvins“ bekam. So groß sein Wissensdrang war, begnügte er sich daher auch mit dem, was in der Schule seines Dorfes zu lernen war. Die benachbarte Jesuitenschule zu besuchen, wo er hätte lateinisch lernen können, dafür aber den ganzen katholischen Gottesdienst hätte mitmachen müssen, war ihm innerlich unmöglich. Ebenso wenig fesselte den Jüngling der Kaufmannsberuf, dem ein vermöglicher Verwandter ihn zuzuführen suchte. Dagegen brannte er voll Verlangen, in die Geheimnisse des evangelischen Glaubens einzudringen, welche ihm genauer zu entwickeln die Mutter nicht imstande war, andere aber den Mut nicht hatten. Die erste nähere Bekanntschaft mit dem Glauben seiner Väter verschafften ihm einige lose Bibelblätter, welche er im elterlichen Hause fand, da sie den Nachforschungen der Priester entgangen waren. Hernach gelangten mehrere Traktate aus der Hinterlassenschaft eines frommen Fräuleins in seine Hand, darunter einer „Tröstungen einer gläubigen Seele.“ Ein anderes für die Kenntnis der Glaubensunterschiede hochwichtiges Buch,

Neugründung der reformierten Kirche durch Anton Court.

geb. 1695

„Streit eines Schäfers mit seinem Pfarrer," gab ihm der Diener eines verstorbenen Priesters. Vorher schon hatte Court bemerkt, daß seine fromme Mutter öfters zur Nachtzeit vorsichtig umschauend das Haus verlasse. Da kam ihm sofort der Gedanke an die geheimen Versammlungen, von denen er schon gehört hatte. Er schlich ihr einmal nach und bat sie flehentlich, mit ihr beten zu dürfen. Noch war er so jung und schwach, daß etliche kräftige Burschen ihn ein großes Stück des stundenlangen Weges trugen. Von dem Gottesdienst, welchen eine Frau über Jesaja 5, 1 ff. hielt, war er aufs tiefste ergriffen. Bald veranlaßte er selbst predigende Frauen, Versammlungen zu halten und begleitete sie zu den Versammlungsplätzen. Mit 14 Jahren machte er den Vorleser bei Versammlungen, mit 18 versuchte er zu predigen. Es gelang ihm so gut, daß die andächtigen Frauen ihn wie einen Engel vom Himmel betrachteten. Court fühlte selbst das Ungenügende seiner Vorbereitung zum Predigerberuf, glaubte aber in seinen seitherigen Erfolgen die göttliche Leitung zu erkennen. Auch wußte er wohl was ihm drohte, wenn er diesen Beruf für immer ergriff; aber er sagte sich: „Sollte ich nicht alles opfern für meine Kirche, für welche der eigene Sohn Gottes sein Leben am Fluchholz gelassen hat?" Die Angst der Mutter überwand er mit einer feurigen Auslegung des Wortes: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert." Von nun an mahnte sie ihn nicht mehr, sich selbst zu schonen, sondern nur zur Klugheit, Selbstvervollkommnung und Beständigkeit. Einmal schreibt sie ihm: „Erinnere Dich, daß nicht der Anfang Dein Werk krönen wird, sondern das Ende." Nachdem Court Vivarais und Dauphiné durchzogen, auch Nîmes besucht hatte, sein Mißtrauen gegen die Propheten aber und deren Unzufriedenheit mit ihm immer mehr gewachsen war, beschloß er, sie eine Weile sich selbst zu überlassen, und die Bekenner auf den Galeeren Marseilles aufzusuchen. 150 Protestanten waren zur Zeit auf verschiedenen Schiffen untergebracht. Trotz der großen Gefahr, welche seine Anwesenheit ihm selbst und den Sträflingen brachte, hielt Court im untern Raum der Galeere Versammlungen mit ihnen, teilte ihnen auch das heilige Abendmahl aus. Ihm selbst brachten besondern Gewinn die Unterredungen mit einem alten Baron von Salgas, der mit bewundernswerter Geduld und Standhaftigkeit sein trauriges Los trug und dem jungen Court aus der Blütezeit der reformierten Kirche und von der in ihr eingeführten Ordnung erzählte. Durch diese Schilderungen wurde in Court die Erkenntnis

1714 August bis Februar.

geweckt, daß einzig und allein durch die Wiedereinführung dieser alten Organisation und Zucht die darniederliegende Kirche vor völligem Untergang bewahrt werden könne.

Eine klare Mondnacht rief ihm die Glaubensgenossen in der Heimat wieder ins Gedächtnis, die vielleicht eben jetzt in ihrem Hunger nach dem Wort des Lebens weit laufen und es doch nicht finden. So beschloß er, einen nochmaligen Versuch mit ihnen zu machen, um so mehr als auch der ihm bis dahin unbekannte Prediger

1715 Februar. Corteiz ihn zur Wiederaufnahme seines Hirtenamtes aufforderte. Zunächst fuhr er in der alten Weise fort, Versammlungen zu besuchen und zu halten; mit noch aufmerksameren Augen betrachtete er die eingerissenen Unordnungen, bis eine Versammlung, auf welcher sämtliche Prediger des Languedoc sprechen sollten, ihm Gelegenheit gab, mit seinem Plane der Wiederaufrichtung der alten Ordnung hervorzutreten. Die andern verachteten nicht seine Jugend, sondern wählten

Erste Synode 21. August. ihn zum Leiter der sofort gebildeten Synode, welche damit anfing, für die nächstgelegene Kirche 2 Älteste zu wählen, deren hauptsächliche Bestimmung sein sollte, die Versammlungen zu leiten, über die Sicherheit der Pfarrer zu wachen, für die Armen zu sammeln, acht zu haben auf vorkommende Ärgernisse, und die Prediger auf alles, was zum Heil der Herde dienen könnte, aufmerksam zu machen. Ein halbes Jahr später wurde eine Provinzial-Synode in den Cevennen gehalten. Die Synodalbeschlüsse wurden von Court abgeschrieben und verbreitet und fanden meist freudige Zustimmung und Annahme von den Gemeinden. Allenthalben wurden feste Kirchspiele mit einem Konsistorium, Pfarrer und Ältesten gegründet, dieselben gegen einander abgegrenzt. Die von Court gemachte Beschreibung von der eing führten Ordnung gefiel einem Prediger des Dauphiné so wohl, daß er sie ebenfalls einführte. Dasselbe geschah im Vivarais. Eben dort in einem kleinen Thale versammelte man sich seit 66 Jahren zum erstenmale wieder zur Nationalsynode, welche das alte

September 1725 Glaubensbekenntnis und die ganze Kirchen- und Sittenordnung der äußerlich zerstörten reformierten Kirche aufs neue annahm. Nachdem die Organisation sich im Süden über Provence, Guienne, Foix, im Westen über Poitou und dessen Nachbarschaft, im Norden besonders über die Normandie verbreitet hatte, umfaßte die letzte Nationalsynode von 1763 13 Provinzen mit 600 000 Reformierten.

Schon die Provinzialsynoden hatten den großen Erfolg gehabt, daß sie dem gefährlichen Fanatismus mit seiner steten Aufreizung

zu Selbsthilfe und Aufruhr den Todesstoß gaben. Die Predigt von Frauen wurde ganz verboten. Alle Prophezeiungen, welche mit der Heiligen Schrift nicht übereinstimmten, wurden verworfen. Etliche Prediger von der Partei der Inspirierten wurden abgesetzt und gingen ihre eigenen Wege. Als sie gefangen, durch Übertritt zum Katholizismus und Verrat an ihren seitherigen Glaubensgenossen ihr Leben zu retten suchten, war der Rest von Ansehen, das die Partei genossen hatte, dahin. Unterdrückung des Fanatismus.

Dafür war nun Court eifrig bemüht, nicht nur durch Verbreitung guter Schriften, Katechismen u. drgl. echt evangelische Erkenntnis zu pflegen, sondern namentlich auch das geordnete Predigtamt wieder herzustellen. Er benützte selbst jede Gelegenheit, weiter zu lernen, besonders einen gegen seinen Willen über 2 Jahre sich ausdehnenden Besuch in Genf. Auf seinen Märschen unterrichtete er andere taugliche junge Männer. Bald brachte er sie zu besserer Ausbildung im Ausland unter. 1730 wurde für sie ein eigenes Seminar in Lausanne gegründet, das bis zum Jahr 1809 in aller Stille die Theologen für die reformierte Kirche Frankreichs bildete und erzog. Obwohl Court für seine Person seiner göttlichen Berufung gewiß war, so wußte er doch, daß in den Augen vieler noch halb katholisch Denkenden der Mangel regelrechter, kirchlicher Ordination an den nunmehrigen Predigern ein großer Fehler und häufig auch ein Vorwand war, sich der Gemeinde nicht anzuschließen. Daher schickte eine Synode Corteiz nach Zürich, sich dort prüfen und ordinieren zu lassen. Auf einer zweiten Synode legte Corteiz dem Court, nachdem sich dieser einer öffentlichen Prüfung durch einen ehrwürdigen Greis unterzogen und eine begeisterte Ansprache über Notwendigkeit und Pflichten des Pfarramts gehalten hatte, die Bibel aufs Haupt und übertrug ihm im Namen der Synode die Vollmacht, alle pfarramtlichen Handlungen zu versehen. Ob diesem Anblick ertönten Rufe der Freude, der Bewunderung, des Lobens und Dankens. Das rechtmäßige Hirtenamt war wieder hergestellt für die kleine Herde der französischen Reformierten. Wiederherstellung des Predigtamts. 1718 im Mai. im Novemb.

Weitere Hauptaufgabe war die Pflege der Versammlungen. Es wurden damals Briefe und Broschüren von berühmten reformierten Theologen verbreitet, die Zurückgebliebenen sollen die Versammlungen aufgeben, um der Regierung jeden Anlaß zum Einschreiten und zur Lästerung, als wären sie Aufrührer, zu benehmen. Die Gläubigen sollen ihr Leben doch nicht nutzlos opfern, sondern ihrem Gott in der Stille ihres Hauses die- Pflege der Versammlungen.

nen. Aber Court setzte alles daran, durch Briefe und einen Besuch in Genf solche unverständige Stimmen zum Schweigen zu bringen, diesen klar zu machen, daß die gegenwärtigen geordneten Versammlungen doch nicht mit den Zusammenrottungen bewaffneter Camisarden zu verwechseln, vielmehr gerade der beste Schutz gegen Aufruhr seien. In ihnen werden die Protestanten zu königstreuen Unterthanen und echten Christen erzogen, die auch Mißhandlung und Mord stille dulden wie ein Lamm. Stets werde da für den König gebetet. Die Teilnehmer seien bereit in allem dem König zu gehorchen, nur in dem einen nicht, wenn er ihnen verbieten wolle, Gott nach ihrer Überzeugung zu dienen. So haben auch die ersten Christen gethan. Das Aufgeben der Versammlungen müßte schließlich auch den Untergang des Glaubens herbeiführen. Übrigens walte Gottes Vorsehung*) sichtlich über den Predigern und

*) Es war in der That wunderbar, wie vielen Gefahren Court selbst entging, das einemal durch Schlauheit und Unerschrockenheit, das anderemal durch plötzliche Ahnung drohender Gefahr, die ihn zu sofortiger Entfernung aus einem Orte trieb; oder indem die Feinde, in deren Händen er schon war, ihn selbst weiter schicken mußten.

Wenn Court wußte, daß Gläubige an einen Versammlungsort bestellt waren, so konnten weder Sonnenglut, noch Sturm und Regen ihn abhalten, hinzugehen. Dazu mußte er stets die am wenigsten betretenen, oftmals die gefährlichsten Wege wählen, fast jede Nacht sein Quartier wechseln, oft unter freiem Himmel, dann wieder in einer Höhle oder Weinberghütte übernachten. Denn auf seinen Kopf war ein Preis von 1000 Thalern gesetzt. Als man erfuhr, er kehre von Genf zurück, wurden an der Rhone auf einer Strecke von vielleicht 200 km Soldaten aufgestellt, ihn abzufangen, und als man inne wurde, daß er den Weg über Paris und Toulouse genommen habe, suchten die Truppen Ort für Ort ab, ihn zu finden. Es gab eine Zeit, wo er von schwerer Krankheit kaum genesen, zuweilen auf der Reise und Flucht von heftigem Fieber ergriffen wurde. Aber Gottes Vorsehung wachte über ihm, daß er doch nicht in die Hände seiner Feinde fiel. Court selbst hatte, da es bei den Versammlungen manchmal blinden Lärm gab, sich zum Grundsatz gemacht, nie kopflos zu fliehen, und oftmals geriet seine Unerschrockenheit und sicheres Auftreten ihm zum Heil. Einmal weckte ihn, als er sich zum Schlafen in eine Hütte zurückgezogen hatte, der Lärm vorbeimarschierender Soldaten aus dem Schlafe. Sie waren zu spät gekommen, die eben von Court gehaltene Versammlung aufzuheben. Court dankte inbrünstig Gott für die geschehene Bewahrung; da aber anzunehmen war, daß die Gegend noch abgestreift werde, marschierte er ruhig in einiger Entfernung hinter der Haupttruppe drein, bis er ein anderes schützendes Quartier gefunden hatte. Während er einmal in einem Garten im Schatten saß und schrieb, sah er plötzlich Soldaten auf das Haus zukommen und 4 Schritte von ihm Wachen aufstellen. Da dieselben

den Versammlungen; manchmal gehe es den zu ihrer Aufhebung ausgesandten Truppen wie den Leuten zu Sodom, die Lots Thüre nicht finden konnten. Der Tod eines Predigers habe 4 andere zum Eintritt ins Predigtamt begeistert. Die Schilderungen des feurigen, heldenhaften und doch wieder so besonnenen Court hatten zur Folge, daß aus den Gegnern der Versammlungen in Genf Gönner und treue Freunde wurden.

Der letzte sehr wichtige Punkt in Courts Programm zur Wiederaufrichtung der reformierten Kirche war die Sittenzucht und der Kampf gegen den Scheinkatholizismus. Im richtigen Gefühl, daß den Verleumdern der Mund gestopft und der über den Gemeinden schwebende Zorn Gottes auf jede Weise, so besonders durch Entfernung allen Ärgernisses besänftigt werden müsse, begnügten Kirchenzucht.

---

aber ihren Blick auf die Hausthür richteten, kletterte er rasch an einer dichtbelaubten Weide hinauf, die ihn verbarg. Nach einer Stunde waren die Soldaten wieder abgezogen und Court vollendete ruhig unter der Weide die begonnene Arbeit. In einem Wirtshause in der Nähe von Nîmes, wo er Erfrischungen zu sich nehmen wollte, trat plötzlich ein neu herbeorderter Offizier auf ihn zu, fragte ihn scharf aus. Court antwortete aber so unbefangen und erbot sich ihm zur Bestellung von Briefen nach der Stadt, daß der Offizier sie ihm übergab. Doch fehlte nicht viel, daß er im letzten Augenblick noch, während die Briefe versiegelt wurden, durch das Eintreten eines Genossen und eines Spions verraten worden wäre. Gegen einen andern Offizier, der sich in den Kopf gesetzt hatte, Court lebendig oder tot einzubringen, glaubte dieser sich nicht besser schützen zu können, als wenn er sich in dessen eigener Wohnung verstecke. Das that er denn 14 Tage lang, und im Einverständnis mit dem Wirt wußte er sich in dieser Zeit sogar regelmäßig Kenntnis von den Aufträgen und Meldungen des Kommandanten zu verschaffen. Manchmal drohte auch Gefahr von feigen oder falschen Freunden, die bei herannahender Gefahr ihn nicht länger als Gast behielten oder ihn in eine Falle lockten. So einmal in eine Stadt bestellt, sah er sich plötzlich von Soldaten umgeben, die 7 Tage lang alles nach ihm durchsuchten. Court verbarg sich erst 21 Stunden lang in einem Misthaufen, in den er sich selbst begraben hatte. Endlich lief er mitten unter die Soldaten und die bei ihnen stehenden Bürger hinein, die sein genaues Signalement hatten, begehrte Erlaubnis, aus der Stadt zu gehen. Er wurde scharf beobachtet, alle möglichen Fragen wurden an ihn gerichtet. Schließlich ließ man ihn laufen. Denn ihre Augen waren verblendet. Der Verräter aber bekam zum Lohne eine Kompagnie Dragoner ins Haus.

Im Jahr 1722 heiratete Court. Auch im Ehestand setzte er seinen gefahrvollen und aufreibenden Beruf 7 Jahr lang fort. Als aber der Regierung aus den bei einem hingerichteten Geistlichen gefundenen Pa=

sich die Synoden nicht mit der Veranstaltung von Buß- und Fasttagen, sondern gaben genaue Vorschriften über christliche Lebensführung überhaupt, ganz besonders aber über Sonntagsfeier, Besuch der Versammlungen, Hausgottesdienst, Kinderunterweisung, Verhalten gegenüber den Forderungen der Priester. Erwies sich Ermahnung durch Pfarrer oder Älteste unwirksam, so wurden für geringe Vergehen Geldstrafen ausgesprochen. Das empfindlichste aber war öffentlicher Tadel oder knieend vor der Gemeinde Buße thun müssen und endlich Ausschluß vom heiligen Abendmahl. Letztere Strafe traf insbesondere diejenigen, welche ihre Ehen vom katholischen Priester einsegnen oder ihre Kinder von ihm taufen ließen. Ebenso wurde der Besuch von Jesuitenschulen verboten.

Alle diese Maßnahmen zur Neubelebung und Zusammenfassung

---

pieren die ganze Bedeutung Courts für den französischen Protestantismus klar wurde, und sie den Preis auf seinen Kopf auf 10000 Thaler erhöhte, da brachte solcher Judaslohn allzuviele Leute auf die Beine. Sein ganzes Thun und Treiben wurde ausgekundschaftet, jedes Haus, wo man ihn vermuten konnte, bis auf den letzten Winkel durchsucht. Manchmal mußte er, während die Soldaten schon unterwegs waren, von einem Haus ins andere flüchten, bei Nacht durfte er fast nicht mehr wagen zu schlafen. Auch seine heißgeliebte Frau kam durch die Nachforschungen in Gefahr. Da er sich sagen durfte, daß durch eine wachsende Zahl von Predigern und Kandidaten seine Kirche gesichert sei, so that er endlich was gute Freunde ihm schon seit einiger Zeit geraten hatten. Court verließ im August 1729 Frankreich für immer, doch nur um auch im Auslande seine ganze Zeit und Kraft seiner Kirche zu widmen. In Lausanne erzog er die französischen Theologen im „Geist der Wüste.“ Er förderte bis zu seinem Tode im Jahr 1760 die Angelegenheiten seiner Heimatkirche aufs beste durch eine ausgedehnte Korrespondenz, Kollektenreisen u. drgl.

Trotzdem ist ihm seine Zurückziehung sehr verübelt worden. Erst, als im Jahr 1744 die Absetzung eines Geistlichen durch eine Synode die ganze Kirche spaltete und in ihrem Bestande bedrohte, Court aber durch seine Teilnahme an einer Nationalsynode den Frieden wieder herstellte und trotz fortdauernder Gefahr in 4monatlicher Besuchsreise an den Stätten seiner früheren Wirksamkeit wieder predigte, schwand alle Mißstimmung. Er wurde von Freuden- und Dankesbezeugungen fast erdrückt. Mögen romantisch angelegte Naturen hinter dem warmen Ofen es sich ruhmreicher vorstellen, wenn Court trotz allen Nachstellungen ganz in Frankreich geblieben und die reformierte Kirche durch plötzliche Hinrichtung ihres Leiters erst recht verwaist und gefährdet worden wäre, wir hoffen: Court, dem die Stimme der Vorsehung so oftmals sagte, wann er gehen, und wann der Gefahr trotzen solle, habe auch mit seiner Flucht, zu der ihn Matth. 10, 23 längst berechtigt hätte, Gottes Willen getroffen.

der in ihrer Vereinzelung dem Untergang verfallenen geistigen Kräfte der Evangelischen waren vom besten Erfolge begleitet. Viele, welche schon dem väterlichen Glauben den Rücken gewendet, kehrten wieder um. Selbst Reiche und Vornehme fanden wieder den Mut, an die neuerstandene Kirche sich anzuschließen. Die Zahl der Teilnehmer an einer Versammlung konnte zuweilen 8—10 000 oder mehr betragen. Wenn die Obrigkeit ein wenig mit Strenge nachzulassen schien, hielt man die Versammlungen sogar bei Tage. Paul Rabaut, der Anton Court völlig ersetzte, hat einmal nach einer Versammlung 60 Ehen eingesegnet, nach einer andern 100. Die Zahl der Taufen allein in der Diözese Nîmes betrug von 1771—72: 3 025, die der Trauungen 835. Als Preis für die Zugehörigkeit zur reformierten Kirche bezahlte man nicht nur ungeheure Geldstrafen an den Staat, man ließ es sich gefallen, von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen zu sein, dafür zu gelten, daß man seine Kinder nicht taufen lasse, in wilder Ehe lebe. Unter diesem Vorwande mußten manche bei Scheidung und Erbschaften sich um ihr Vermögen betrügen lassen. Nur das Begraben der Reformierten auf dem Schindanger mußte die Regierung wegen gar zu ärgerlicher Scenen selbst abschaffen; die Evangelischen mußten sich aber begnügen, ihre Toten von ein paar Katholiken in einen Keller, Garten oder Feld begraben zu lassen, ohne auch nur der Leiche folgen zu dürfen.

Folgen.

1724

Von Zeit zu Zeit erneuerte die Regierung die grausamen Edikte und Verfolgungsmaßregeln Ludwigs XIV oder überbot sie sogar. Die Verfolgung und Hinrichtung gefangener Pfarrer ging fort. 1724 wurde auch der Hausgottesdienst verboten. Im Jahr 1749 wurden einmal von 18 Paaren, die sich in der Wüste hatten trauen lassen, der Ehemann zu den Galeeren, die Frau zum Kloster verurteilt. 1751 wurde den Eltern bei Strafe geboten, alle in der Wüste getauften Kinder dem Priester zur Wiedertaufe zu bringen. Andernfalls schleppten die Soldaten sie mit Gewalt zur Kirche oder gleich in die Bekehrungsanstalten. Das Wiedererwachen der Verfolgungen rief wohl stets bei den Protestanten große Aufregung, hin und wieder auch die Lust zu bewaffnetem Widerstand oder Auswanderung hervor. Aber die Pfarrer wußten allemal wieder ihre Gemeinden zu beruhigen. Die Teilnahme auswärtiger Fürsten und Staaten, bei denen man einen eigenen Generalbevollmächtigten unterhielt, half je und je den um ihres Glaubens willen Gefangenen zur Freiheit. Ihre Geldunterstützungen dienten insbesondere dem Seminar

seit 1725

in Lausanne und zum Unterhalt der Pfarrer. So kam die Kirche auch über die schlimmsten Zeiten hinüber.

seit 1774 Mit der Regierung des persönlich schwachen aber wohlmeinenden Ludwig XVI gewann ein neuer Geist vollends die Oberhand im ganzen französischen Volke, einerseits ein Geist der Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, des religiösen Indifferentismus oder gar Atheismus, andererseits aber doch auch wieder der Toleranz, der Freiheit und Achtung der Menschenrechte. Derselbe war mächtig erregt worden durch die schauderhafte Hinrichtung (lebendig Rädern) eines reformierten Kaufmanns, 1762 Johann Calas in Toulouse, die Verurteilung eines andern protestantischen Ehepaars, Sirven, zum Tode, auf die lügenhafte Beschuldigung hin, ersterer habe seinen Sohn, letzteres seine Tochter ermordet, damit sie nicht zum Katholizismus übertreten könnten. In beiden Fällen trat der sonst übel berüchtigte Voltaire als Anwalt der ungerecht Verurteilten auf und setzte durch die Beharrlichkeit und Unerschrockenheit, womit er der Geistlichkeit wie den Parlamenten entgegentrat, nach etlichen Jahren ein freisprechendes Urteil durch. Freilich der Familie Calas konnte er nur die Ehre retten. Aber die Teilnahme, welche Voltaires Feder nicht nur in ganz Frankreich, sondern in halb Europa erregt hatte, kam den französischen Protestanten überhaupt zu gut. Viele erfuhren erst durch diese Prozesse von ihrer gedrückten Lage. Leitende Staatsmänner fingen an, der gegen diese unschuldigen Schafe verübten Religionsgreuel sich zu schämen und dachten auf Abhilfe. Ihre Arbeit wurde erleichtert durch die Aufhebung des Jesuitenordens, das Toleranzedikt Josefs II von Österreich, die Begeisterung für bürgerliche Freiheit und Gleichheit, die durch die Verbindung mit den um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Frankreich verpflanzt worden war. Vorerst war an völlige Kultusfreiheit nicht zu denken. Aber die Gönner in der Regierung, welche der besondern Unterstützung des hochberühmten General Lafayette sich erfreuten, benützten die Toleranz-edikt. Unzuträglichkeiten im bürgerlichen und Gerichtsstand der in der Wüste getrauten und getauften Reformierten (S. 473) als Keil, die seitherige Religionsgesetzgebung zu sprengen. Sie drückten unschwer 17. Nov. 1787 beim Könige, schwerer beim Parlament von Paris ein Toleranzedikt durch, das den Protestanten eine Art von Zivilehe und die freie Wahl, ob sie Geburten und Todesfälle bei den katholischen Geistlichen oder beim Richter eintragen lassen wollten, ferner den Zutritt zu den meisten öffentlichen Ämtern und Aufhebung der

seither gültigen Strafgesetze verschaffte. Was ihnen noch fehlte an bürgerlichen Rechten und was sie schmerzlicher vermißten, das Recht zur öffentlichen Ausübung ihres Gottesdienstes, das gab ihnen, ehe 2 Jahre um waren, die Revolution, allerdings nur, um bald auch ihrerseits denselben aufs neue zu bedrohen. Kultusfreiheit. 28. Aug. 1789

4. Gegenseitiges Verhältnis von Luther, Zwingli und Calvin, evangelischer und reformierter Kirche.

Quellen: wie S. 377 und 403, sonst Mosheim, Kirchengeschichte. Calwer Kirchenlexion. Seeberg, An der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Rocholl, Geschichte der ev. Kirche in Deutschland. J. T. Beck, Lehre von den Sakramenten.

Wir wissen, daß Zwingli seine Reformation vor der Abhängigkeit von Luther sorgsam behütete. (S. 381.) Die beiden von Wittenberg und Zürich aus sich bildenden geistigen Kreise trafen aber in Süddeutschland zusammen. Als nun Karlstadt (S. 104) dahin kam und Zwingli dessen Abendmahlslehre laut rühmend hervorhob, während er die Luthers sehr verächtlich behandelte, kam es zu einem heftigen Schriftenstreit zwischen Luther und Zwingli und den Anhängern der beiden. Luther glaubte, Gottes Wort und die im heiligen Abendmahl uns zugesicherte Gnade schützen zu müssen gegen Entleerung durch die Schwarmgeister, von denen er fortan Zwingli nicht mehr zu trennen vermochte. Zwingli meinte nicht minder, mit seiner Lehre die Sache der Vernunft, eines vollkräftigen, rein geistigen Glaubens und der Schrift selbst zu verfechten. So warb er mit mehr oder weniger Erfolg für sie Anhänger in Süddeutschland, wo immer er persönliche Beziehungen hatte. Äußere Beziehungen zwischen Wittenberg und Zürich. 1524 1524—28

Dabei spielte sehr wesentlich mit herein der Wunsch nach politischer Anlehnung des verhältnismäßig kleinen Zürich an die Glaubensgenossen in Deutschland. Abschluß und Bestand eines Bündnisses mit diesen aber war so lange zweifelhaft, als man in der Lehre auseinander ging. Bei den süddeutschen Städten wie dem vertriebenen Ulrich von Württemberg zeigte sich gerade so das Bedürfnis nach einem Halt an den evangelischen Schweizerstädten. Als vollends der Reichstag von Speier 1529 die für alle Evangelischen bestehende Gefahr enthüllte, betrieb auch der politischkluge Landgraf Philipp von Hessen ihren Zusammenschluß aufs angelegentlichste. Diesen zu ermöglichen, hätte aber zuerst der hauptsächliche Stein des Anstoßes zwischen Wittenberg und Zürich beseitigt werden müssen: die verschiedene Abendmahlslehre.

Zu diesem Zwecke lud Philipp beide Teile zu einem Religions-

Marburger Gespräch 1.—3. Okt. 1529 gespräch nach Marburg ein. Zwingli folgte mit Freuden. Zweifelte er doch nicht im mindesten, daß Luther, der Zwinglis Bücher manchmal oberflächlich oder nicht gelesen zu haben schien, seine Lehre vom Abendmahl annehmen müsse, wenn er gezwungen sei, Zwinglis überlegenen Ausführungen und Vernunftgründen stand zu halten. Zwinglis Eifer wuchs noch, als er auf der Reise von den Abmachungen der katholischen Häupter in Cambray (S. 210) und von einem Anschlage König Ferdinands erfuhr, zuerst die Schweizer und die freien Städte niederzuwerfen und dann auch die protestantischen Fürsten zur Unterwerfung unter den Papst zu zwingen. Der tiefer blickende Luther bekundete von Anfang an seine Abneigung gegen die Zusammenkunft. Hätte er gewußt, daß Zwingli persönlich erscheinen werde, so wäre er gar nicht dazu gekommen. Denn er erkannte die Unvereinbarkeit des beiderseitigen Standpunkts in der Abendmahlsfrage besser; außerdem hatte er allen Grund zu fürchten, Zwingli werde den vorher schon unruhigen Landgrafen vollends zum Krieg gegen den Kaiser verlocken (S. 207 f.). Er sah in diesem politischen Pläneschmieden und Gewalt gegen den Kaiser brauchen Wollen denselben Unglauben Zwinglis wie gegenüber der persönlichen Gegenwart Christi im Abendmahl.

Dem entsprach denn auch der Erfolg der Zusammenkunft. Es war zwar entschieden von Wert, daß man in einer Vorbesprechung zwischen Luther und Ökolampad einerseits, Zwingli und Melanchthon andererseits das beiderseitige Einverständnis betreffend mehrere Hauptpunkte der christlichen Lehre feststellen konnte, worin man sich seither auch hin und wieder mißverstanden und gegenseitig angefochten hatte. 14 von Luther aufgestellte Glaubensartikel konnten zum Schluß beide Teile unterschreiben. Über den fünfzehnten, die Lehre vom Abendmahl, war keine Einigkeit zu erzielen. Dieser aber war für Luther so wichtig, daß er wiederholte, was er früher schon oft, nur in derberen Worten gesagt hatte: „Ihr habt einen andern Geist als wir“ und daß er sich weigerte, Zwingli die Bruderhand*) zu reichen, die ihm derselbe mit Thränen in den Augen anbot.

*) Luther hatte schon früher geschrieben: „Die Schwärmer erwürgen mir Christum meinen Herrn, Gott Vater in seinen Worten, dazu meine Mutter, die Christenheit, samt meinen Brüdern, wollen dazu mich auch tot haben und sagen darnach, ich solle Frieden haben, sie wollen der Liebe mit mir pflegen. Verflucht sei solche Liebe und Einigkeit in Abgrund der Höllen, darum daß solche Einigkeit nicht allein die Christenheit jämmerlich zertrennet, sondern sie nach teuflischer Art noch zu solchem ihrem Jammer

Betrachten wir uns zu besserem Verständnis der Mißhelligkeit die beiderseitige Lehre vom Abendmahl genauer!

Bezüglich der Abendmahlslehre stimmten Zwingli und Luther nur überein in der Ablehnung des Meßopfers und der eigentlichen Transsubstantiationslehre. Abendmahlslehre.

Dagegen hielt Luther fest an der wesentlichen Gegenwart Christi im Abendmahl und dem wahrhaften Genuß des Leibes und Blutes Christi. Das Abendmahl hat für ihn den allergrößten Wert, sofern darin die innigste Vereinigung zwischen Gott und dem Menschen erfolgt. Es bewirkt, daß Christus mit allen Heiligen Ein geistlicher Körper ist.

Das Abendmahl ist das sicherste Zeichen und Pfand der Sündenvergebung, der beste Trost im Kampf wider die noch bleibende Sünde, wider Satan und Welt, die Brücke oder das Schiff, das hinüberführt aus dem zeitlichen ins ewige Leben.

Christus ist im Abendmahl für alle gegenwärtig, auch für diejenigen, welche ihn nur mit dem Mund empfahen ohne Glauben und

---

spottet und närret.“ So schlug er auch diesmal die Brüderschaft ab. „Denn,“ sagt er später, „wenn wir sie für Brüder und Schwestern annehmen, so mußten wir verwilligen in ihre Lehre. Ich sage nicht, daß eine brüderliche Einigkeit sei, sondern eine gütige freundliche Eintracht, daß sie freundlich bei uns suchen und wir ihnen dienen. Wo ihr nun werdet fleißig bitten, wird sie auch brüderlich werden.“

Ich bin der Ansicht, evangelische Christen sollten endlich einmal aufhören, Luther anzuklagen wegen der in Marburg bewiesenen Hartherzigkeit und darum, daß sein Eigensinn die im Werden begriffene schöne Einigung zwischen Schweizern und Lutherischen verhindert habe. Es ist ja zuzugeben, daß Luther Zwinglis und Okolampads persönlichem Christentum nicht ganz gerecht geworden ist. Aber dafür, daß er die Glaubenseinigung wie das politische Bündnis mit ihnen abgeschlagen hat, daß er den Fortbestand der Reformation allein auf Gott und nicht auf erträumte Bündnisse bauen wollte, dafür können wir doch Gott und unserem Luther nur danken. Die von Zwingli und dem Landgrafen betriebene Vereinigung hätte den Evangelischen Deutschlands und der Schweiz etwas Schlimmeres als nur einen Tag von Kappel bereitet. Wollten doch nicht einmal die übrigen evangelischen Schweizerkantone etwas von der Aufnahme deutscher Fürsten in ihr Burgrecht wissen, und mit seinen Plänen auf einen Bund mit dem katholischen Frankreich und Venedig ist Zwingli thatsächlich zum Gespött geworden. Wohin es mit Inhalt und Kraft des evangelischen Glaubens in Deutschland und der Schweiz in kurzem gekommen wäre, wenn Luther sich von dem recht gewaltthätigen Zwingli auf die schiefe Ebene der Vernünftigkeit hätte führen lassen, daran scheinen die wenigsten zu denken.

Liebe. Nur nützt es diese nichts. Das sogenannte opus operatum, die bloß äußerliche Verrichtung des Werks, ist mehr hinderlich als förderlich. Afterredner, Frevelrichter und anderer Menschen Verächter aber müssen den Tod am Sakrament empfahen. 1. Kor. 11, 29. Denn es folgt aus dem Abendmahl die Pflicht der Liebe gegen andere, daß auch wir andere, so wie Christus gethan hat, in der Liebe tragen und ihnen in der Not Beistand erzeigen müssen.

Zwinglis Abendmahlslehre ist nicht, wie man denken könnte, aus rein sprachlicher Erklärung der Einsetzungsworte hervorgegangen; sondern er war der Ansicht, daß zur Erlangung der göttlichen Gnade nichts anderes nötig sei als das Wort Gottes, dessen Hauptinhalt, die Botschaft von Christi Kreuz, wir mit ganzem Vertrauen ergreifen müssen. Der Ausdruck Sakrament, den unter Tausenden kaum einer recht verstehe, war ihm längst anstößig. Erasmus hatte ihn schon darauf geführt, das Abendmahl eben als ein Gedächtnis des Todes Christi und Symbol (Sinnbild) des ewigen Bundes aufzufassen. Diese Ansicht wurde ihm vollends zur Gewißheit, als er aus der Schrift eines Holländers Hön lernte, daß man statt „das ist mein Leib“ auch übersetzen könne „das bedeutet meinen Leib.“ Fortan lehrte er, die Sakramente, Taufe und Abendmahl, sind nur Zeichen geistlicher Dinge, nicht aber selbst geistlicher Art; sie können nichts Geistliches in uns wirken. Sie geben dir nichts (weder Glauben, noch Sündenvergebung, noch gar Christi Leib als Speise), vielmehr giebst du, indem du dich ihnen unterziehst, der Kirche die Versicherung und das Versprechen deines Glaubens und deines Gehorsams gegen Christi Gebote, daß du ein Kandidat, beziehungsweise ein Soldat Christi sein wollest. Man kann die Taufe damit vergleichen, wie der Eidgenosse ein weißes Kreuz sich auf den Arm heftet, das Abendmahl damit, wie die Glarner alljährlich das Gedächtnis der Schlacht bei Näfels begehen. So ist das Abendmahl nichs weiter als „die gemeinsame und öffentliche Danksagung derer, welche den Tod Christi preisen.“ „Deine eigene Frömmigkeit ist nicht an diese Zeichen gebunden;“ für die Kirche aber sind sie unentbehrlich als „Erkennungs-“ und „Pflichtzeichen.“

In Marburg entwickelte Zwingli, von Okolampad kräftig unterstützt, die meisten Gründe, womit er seine Abendmahlslehre zu stützen pflegte, wie „ist“ auch sonst so viel heiße als „bedeutet,“ z. B. wenn Jesus am Kreuze sage: „Weib siehe, das ist dein Sohn.“ In dieser Weise müsse die Schrift aus der Schrift erklärt werden. Der Leib, den Jesus bei der Einsetzung meine, sei sein natürlicher, dem

unsrigen völlig gleicher Leib, wogegen sein verklärter Leib im Himmel sei und deshalb unmöglich auch im Abendmahls-Brot und Wein gegenwärtig sein könne. Ganz besondern Nachdruck legte er auf das 6. Kapitel des Johannesevangeliums. Er hat früher einmal ausgeführt, daß das Wort „Wer zu mir kommt, den wird nicht weiter hungern (V. 35) für ihn der Schlüssel zum Verständnis geworden sei, daß alle Sicherheit der Seele das einige Vertrauen auf Gott sei, daß kein leiblich Ding die Seele zu speisen vermöge, sondern daß es allein der gütige und gnädige Geist thun müsse.“ So wies er auch hier wieder besonders auf Vers 62 und 63 hin, woraus man wohl merken könne, daß wir Christi Fleisch nicht wesentlich oder leiblich essen werden. Endlich berief sich Zwingli für die Richtigkeit seiner Ansicht auf die übereinstimmende Lehre mehrerer Kirchenväter, besonders des Augustinus. Das alles trug er vor wie ein echter Disputator. Einmal brauchte er die Wendung, „Herr Doktor, Ihr werdet mir anders müssen singen,“ ein andermal, „Der Ort bricht Euch, Herr Doktor, den Hals ab.“ Mehrmals kanzelte er nach Bullingers Erzählung Luther dafür ab, daß er „von seiner vorgefaßten Meinung nicht weichen wolle, damit er allem Bericht aus Gottes Wort die Thür' beschlossen.“

Man begreift, daß er mit diesem Tone die Stimmung Luthers nicht verbesserte, der sich ein für allemal vorgenommen hatte, sich von seinem Abendmahlsglauben nichts abdisputieren zu lassen. Diesen seinen Willen that er denn auch von Anfang an kund. Er schrieb mit Kreide auf den Tisch: „Hoc est corpus meum“ das i st mein Leib. Auf die verschiedensten Beweisführungen Zwinglis hin wiederholte er allemal wieder, man solle nicht lang disputieren, sondern sich vergnügen lassen an dem, daß Christus sage: „das ist mein Leib.“ Die Schweizer sollen Gott die Ehre geben und den lauteren dürren Worten Gottes glauben. Er gab sich sehr wenig Mühe, die angeblichen Beweise Zwinglis zu widerlegen, bestritt kaum oder gar nicht, daß Zwingli die von ihm angeführten Kirchenväter für sich habe, so daß wir ohne weiteres zugeben können: Luther hat schlecht disputiert. Nur hie und da hat er eine geistvolle Ahnung dazwischen geworfen, aber ohne eine genauere Erklärung und Begründung zu geben. Wir könnens verstehen, aber auch auf seinen wahren Wert zurückführen, wenn Zwingli nachher schrieb: „Wenn irgend jemand besiegt worden ist, so ist der unverschämte und hartnäckige Luther besiegt worden.“

Zwingli bildete sich viel darauf ein, daß seine Lehre allem Volk einleuchtend sei, meinte, nur böser Wille könne sich ihrer Überzeugungskraft verschließen. Luther aber hielt ihm gerade darauf gar nichts, meinte, „keine Vernunft sei so gering, daß sie nicht lieber glaubte, daß schlecht Brot und Wein da wäre, denn daß Christus Fleisch und Blut da verborgen sei." Aber diese Übervernünftigkeit teilt die Abendmahlslehre mit allen Glaubensartikeln der Schrift. Gerade so gut könnte einer sagen: „Ich kann's nicht glauben, daß Gottes Sohn ein Mensch sei worden und habe sich die Majestät, so Himmel und Erden nicht begreift, in einen engen Leib eines Weibes beschlossen und darnach sich kreuzigen lassen." So war es nicht ein der Wahrheit sich Verschließen, wenn Luther Zwingli nicht recht haben ließ, sondern gerade der echte Glaube,*) der fortglaubt, auch wo er nicht mehr sieht und begreift.

Es hat auch nicht einmal die deutsche Schweiz die völlig ungenügende und unbefriedigende Lehre Zwinglis vom Abendmahl, so wie sie dieser in der Zeit des schärfsten Streites vortrug, beibehalten. Man blieb zwar dabei, daß in Brot und Wein des Abendmahls der natürliche und wesentliche Leib Christi nicht enthalten sei, aber man bekannte sich doch nach Bullingers Vorgang zu einer wahrhaften Gegenwart Christi im Nachtmahl für die Gläubigen und zu einer Speisung der Seele durch dasselbe. Zu einer bleibenden Verständi-
1544 gung mit Luther kam es trotzdem nicht und Luther hat kurz vor seinem Lebensende nochmals heftig geeifert gegen die Zwinglischen Sakramentsschänder, als er meinte, sie fallen in den Zwinglischen Irrtum zurück und gewinnen Anhänger in seinem eigenen Lager. Noch über die Bullingersche Lehre hinaus ging **Calvin**, der Brot und Wein

---

*) Der Glaube kann sich dabei vollständig beruhigen, wenn Luther sagt: „Es ist uns nicht befohlen zu forschen, **wie** es zugehe, daß unser Brot Christus Leib wird und sei. Gottes Wort ist da. Da bleiben wir und glauben's." Es wäre nur gut gewesen und hätte sicher auch zur Beruhigung der Gegner beigetragen, wenn Luther und seine Anhänger alles, was darüber hinausliegt, stets nur als ihre Ansicht oder als Erklärungsversuch, nicht aber als schlechterdings zu glaubende Wahrheit behandelt hätten. Es steht z. B. weder in der Schrift, daß der Leib Christi „mit den Zähnen zerbissen werde," noch daß die Gottlosen den Leib Christi thatsächlich empfangen, mit welchen beiden Behauptungen Luther und seine Anhänger ihre Gegner oft entrüstet haben. Man hätte sich mit der Lehre „mit Brot und Wein esse und trinke ich den wahren Leib und das wahrhaftige Blut Jesu Christi" und daß die Gottlosen sich zum Gericht essen, begnügen lassen können.

zwar auch nur als Zeichen und Pfänder faßt, aber dennoch eine wesentliche Vereinigung des Gläubigen mit Christo bei dem Genusse des Abendmahls lehrt. Wir werden durch dasselbe gewiß gemacht, daß das Blut, das er einst zu unserer Erlösung vergossen hat, uns abwascht, und unsere Seelen werden genährt mit dem Leib und Blut unseres Herrn Jesu Christi. Christus ändert aber dabei seinen Wohnort nicht, welcher immer der Himmel bleibt, sondern wir erheben uns im Glauben zu ihm in den Himmel. Damit kommt Calvin in der Wirkung annähernd auf dasselbe, wie Luther*), nur den Vorgang denkt Calvin sich anders.

Calvin hatte sich an Luthers Schriften gebildet. In seiner Institutio (S. 406) war er dem Gang des Lutherschen Katechismus gefolgt, hatte auch Luthers Gedanken in selbständiger Weise wieder gegeben. Er konnte die Dankbarkeit und Verehrung für ihn lebenslang nimmer aus seinem Herzen reißen. Von Zwingli und seiner Theologie hat er weit weniger günstig geurteilt; die Fassung, welche er seiner Abendmahlslehre im Streit mit Luther gab, erschien Calvin **Calvin und Luther.**

*) Zur Stütze und bessern Erklärung von Luthers Auffassung will ich versuchen, einige Gedanken von J. T. Beck kurz wiederzugeben. Man darf nicht allein stehen bleiben bei dem Wörtlein „ist," sondern muß nach Hebr. 10, 1 sich den Unterschied von Neuem und Altem Testament klar machen. Das Alte Testament brachte Bild und Schatten der zukünftigen Güter. Damit befaßt sich das Neue in seinen Sakramenten nicht abermals, sondern es bringt „das Wesensbild der Güter selbst," eine wirkliche Waschung und wahrhaftige Speisung. Genährt wird aber nicht allein unser Denken, sondern der ganze Mensch nach Geist, Seele und Leib, indem Christi Leib nicht Josephs Leib ist, wie die Juden meinten (Joh. 6, 42 mit 62), sondern ein durch den Geist belebter Leib, er selbst Leben gebender Geist. Von dem vergeistigten Leib Christi gilt nicht was Zwingli in Marburg immer wieder geltend machte, ein Körper könne in einer und derselben Zeit nur an einem Orte gegenwärtig sein, also könne Christi Leib nur entweder im Himmel oder auf Erden, aber nicht an beiden Orten zugleich sein. Sobald wir diesen biblischen Begriff der Geistleiblichkeit (1. Kor. 15, 44) im Glauben fassen können, wird Johannis 6, das Zwingli in Marburg gegen Luther wendete, gerade der beste Halt für ihn sowohl mit Vers 62, als ganz besonders mit den Worten, die sich überhaupt nicht geistig in Zwinglis Sinn umdeuten lassen: „Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohns und trinken sein Blut, so habt ihr nicht Leben in euch" 2c. Vers 53—58. Wenn der Mensch das von dem Herrn geopferte vergeistigte Fleisch und Blut ißt und trinkt, bekommt er das ewige Leben bis in den Leib hinein. Dadurch mit der Person Christi vereinigt, wird er eben deshalb am Ende auferweckt und in das ewige Leben versetzt.

geradewegs frivol. Später näherte sich Calvin zwar der Ansicht Bullingers; in dem vor Luthers Tode nochmals erwachten Abendmahlsstreit stand er entschieden auf der Seite der Schweizer. Aber auch da noch schrieb er an Bullinger: „Ich habe oft gesagt, daß ich Luther noch als Knecht Christi anerkennen würde, auch wenn er mich einen Teufel schölte." Gerade so hat Luther den Calvin*) stets geschätzt und mit ihm Friede gehalten.

Die freundlichen Beziehungen, welche Calvin mit der deutschen evangelischen Kirche überhaupt unterhielt (S. 410), wurden erst ge-
1552 —54 trübt, als die strengen Lutheraner mit Melanchthons Abendmahlslehre auch die seinige angriffen. Dagegen trat noch zu seinen Lebzeiten die Pfalz dem calvinistischen Bekenntnis bei. Andere Länder und Fürsten folgten.

Eine eigentümliche aber glückliche Verbindung von zwinglischem Gottesdienst und lutherischer Lehre hat in Württemberg stattge-
1534 funden, indem Herzog Ulrich das Reformationswerk in seinem Lande gleichzeitig einem Lutheraner, Erhard Schnepf, und dem milden Zwinglianer, Ambrosius Blarer, übertrug, die sich gegenseitige Zugeständnisse machten. Dazu kam später noch eine der genfischen Konsistorialordnung nachgebildete Kirchenzucht. (S. 140f.)

Union. In einigen deutschen Ländern bestand je nach dem Ursprung der verschiedenen Landesteile lutherisches und reformiertes Bekenntnis nebeneinander, so namentlich in Brandenburg-Preußen. Seit Kur-
1613 fürst Johann Sigismund zur reformierten Konfession übergetreten war, ging das Bestreben mehrerer seiner Herrscher dahin, beide Bekenntnisse zu Einer Kirche zu vereinigen. So weit kam es aber streng genommen bis auf den heutigen Tag noch nicht. Anfänglich mußten sich die preußischen Regenten mit der Abstellung gegenseitiger Verunglimpfung begnügen. Zu weiterer Milderung des Gegensatzes trug namentlich die Verinnerlichung des Christentums durch den Pietismus und die Errichtung preußischer Universitäten bei (Halle 1694, Berlin 1809). Als der Rationalismus die Unterschiede nicht nur der Konfessionen, sondern fast gar der Religionen verwischt hatte, und andererseits die Knechtung Preußens durch Napoleon wie die Freiheitskriege in den Besten des Volkes einen neuen Geist wahrhaftigen Glaubens und aufrichtiger Frömmigkeit gezeitigt hatten, schien dem Könige

---

*) Auch die Prädestinationslehre trennte beide nicht. Calvin ging nur über die auch von Luther angenommene Lehre Augustins noch hinaus. Vergl. I, 312 ff, mit II, 425.

Friedrich Wilhelm III der Augenblick gekommen, die, wie er meinte, nur noch durch äußere Unterschiede getrennten beiden protestantischen Kirchen zu Einer evangelischen Kirche zu verschmelzen. Er vereinigte die lutherische und reformierte Hof- und Garnisonsgemeinde in Potsdam zu Einer evangelischen Gemeinde und sprach in einem Erlasse 27. Sept. 1817
den Wunsch aus, es möchte dieses Vorbild, welches durch gemeinsame Abendmahlsfeier bekräftigt werden sollte, allgemeine Nachfolge finden. Die Einführung der in der Hofkirche jetzt gebräuchlichen Agende 1822
(Kirchenbuch) wurde zuerst empfohlen, später kurzweg befohlen. Wieder später wurde für beide Konfessionen Eine oberste Kirchenbehörde ge- 1850
gründet, der Oberkirchenrat in Berlin, dem die Provinzialkonsistorien unterstellt sind.

Trotz allem scheinen beide Konfessionen durch die Union sich nicht näher gekommen zu sein, als ohne Union auch geschehen wäre. Zwar hatten schon 1824 von 7782 Kirchen 5543 die neue Agende angenommen. Man hielt in den unierten Kirchen Abendmahlsgemeinschaft. Aber schon Friedrich Wilhelm III mußte aussprechen: „Ist sehr unangenehm, daß das gute Werk der Eintracht Zwietracht herbeigeführt hat. Habe es aber gut gemeint.“ Er sah sich genötigt, in einer Erklärung von 1834 auf den Standpunkt zurückzugehen, daß der überhaupt völlig freigegebene Beitritt zur Union kein Aufgeben des lutherischen oder reformierten Bekenntnisses bezwecke, sondern nur eine Bethätigung des Geistes der Milde sei, welcher die Verschiedenheit in einzelnen Lehrpunkten nicht mehr zum Grunde nimmt, der andern Konfession die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen. Außerdem wurden in die Agende Doppelformulare zu 1857
freier Auswahl bei Taufe, Beichte und Abendmahl aufgenommen. Man unterstellte nicht einmal die im Jahr 1866 neu zu Preußen hinzugekommenen Kirchen dem Oberkirchenrat, sondern ließ ihnen ihr lutherisches Konsistorium.

Denn gerade die Union, für deren Einführung die Zeit der Reformationsjubiläen von 1817 und 1830 besonders ungünstig war, hatte vielen den Unterschied beider Konfessionen erst wieder ins Gedächtnis zurückgerufen und wichtig gemacht. Es kam bis zur Separation strenger Lutheraner. Somit hat Spener recht behalten, der gegenüber dem in seiner Zeit hauptsächlich von dem Philosophen Leibniz betriebenen Unionsversuche vor äußeren Vereinigungsanstalten warnte, da zu befürchten sei, daß man dadurch anstatt zweier Kirchen deren 3 oder 4 bekomme, die gegeneinander kämpfen.

Die wahre Union kommt nur zu stande durch Vertiefung der Frömmigkeit auf beiden Seiten, welche um des Gewissens willen sich fürchtet, die Unterschiede in Lehre und Sitte zuzudecken oder wegzudekretieren, trotzdem aber den gemeinsamen Grund in Gott erkennt und so die Einigkeit im Geist sucht und pflegt.*)

Gegenüberstellung der 3 Reformatoren. Wer in unsern Tagen, nachdem so manche Nebel des Parteikampfes sich zerstreut haben, die 3 Reformatoren und ihr Werk vorurteilslos betrachtet, darf nicht mehr sagen, wie Luther in Bezug auf Zwingli meinte, der eine oder andere Teil müsse des Teufels sein. Vielmehr wird ein ehrlicher Lutheraner jetzt einen Zwingli sehr wohl von einem Karlstadt oder Münzer zu unterscheiden wissen und wird anerkennen, daß Licht und Schatten auf Luthers und Zwinglis Seite zu finden sind. Man wird höchstens die Ausschreitungen, zu denen beschränkte Menschen sich durch die verschiedene Auffassung einzelner Lehrpunkte verleiten ließen, beklagen, in der Dreigestalt der Reformation selbst aber die heilsame Veranstaltung Gottes erkennen, damit der mannigfache Reichtum seiner Gnade und Wahrheit zu vollerem Ausdruck komme, damit allerlei Volk, nachdenksame Deutsche, äußere Ordnung liebende Schweizer, leicht erregbare feurige Franzosen, Anteil bekämen an seinem Heil, damit ein Teil durch das, was er an dem andern sieht, lerne, sich warnen oder anspornen lasse.

Nur wenn man alle 3 Formen der Reformation zusammennimmt, können wir den Katholiken die vollgültige Antwort geben auf die Frage: „Was hat denn eure Reformation Gutes gestiftet?“ Prüfet doch unsern Glauben und unsere Lehre, sehet an die Früchte im Leben, erkennet ihre weltüberwindende Kraft!

Stellen wir einmal die Reformatoren selbst einander gegenüber!

Gemeinsames Luther, Zwingli und Calvin haben, jeder in seinem Teil, ähnliche Verdienste im Kampfe gegen das Papsttum, Zeit- und Volksschäden. Jeder gründet an seinem Ort eine neue Kirche, welche zwar der apo-

---

*) So erbauen sich im Wupperthal nichtunierte lutherische und reformierte Konfessionspfarrer in Einem Bibelkränzchen und im Siegener Land halten reformierte und lutherische Pastoren und Gemeinschaften Allianzversammlungen. Die Deutschevangelische Synode in Nordamerika bekennt sich zu der „Auslegung der H. Schrift, wie sie in den symbolischen Büchern der lutherischen und reformierten Kirche niedergelegt ist; in den Differenzpunkten aber hält sie sich allein an die darauf bezüglichen Stellen der H. Schrift und bedient sich der in der evangelischen Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit“ — fürwahr ein naiver und doch unanfechtbarer und bei Zusammenwohnen beider Konfessionen sehr empfehlenswerter Standpunkt!

stolischen Urkirche nicht gleich wird, aber doch wieder ernstlich ihrem Vorbilde nachstrebt. Durchgängig wird von ihnen erneuert: Lehre, Glaube, Gottesdienst und Sitte, Schule, Familienleben, Verhältnis von Kirche und Staat, Obrigkeit und Unterthanen, Wohlthätigkeit u. drgl. Alle 3 Reformatoren, besonders Luther und Calvin, haben durch Lehre, Vorbild, Trost und Rat weit über ihre eigene Kirche hinaus gewirkt.

Das Verhältnis von Luther und Zwingli war hauptsächlich wegen ihrer verschiedenen Auffassung vom h. Abendmahle nicht so, wie wir es wünschen möchten. Alle 3 Reformatoren stimmten aber überein in der Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben an Christum und in der Annahme der Heiligen Schrift als alleiniger Quelle der christlichen Wahrheit. So mußten sie auch in den allermeisten Lehren zusammenstimmen. (Vrgl. S. 476).

Alle 3 sind Kraftnaturen, Luther und Zwingli mehr urwüchsig, derb, gesund, Calvin ausgezeichnet durch geistige Herrschaft über sich selbst. Unantastbar ist die Aufrichtigkeit ihrer Frömmigkeit, die Reinheit ihres persönlichen Wandels. Allen voran leuchtet ihr Eifer, Mut, Uneigennützigkeit, ihr Zorn gegen das, was sie für unrecht, ihre Treue gegenüber dem, was sie für recht und gut halten.

Bei diesem Gemeinsamen kann nun aber nicht geleugnet werden, Besonderes. daß Luther der Bahnbrecher ist auch für die übrigen, sowohl durch den erfolgreichen Ansturm auf das Papsttum als durch das Hervorholen des echten Evangeliums. Er übertrifft die beiden andern durch seine ebensowohl gemeinverständliche als herzbewegende, innerlich ergreifende und hinreißende Sprache. Keiner schöpft auch so unmittelbar aus der Quelle des Wortes und Geistes Gottes. Luther hat entschieden am meisten vom Propheten an sich, der den verborgenen Willen Gottes und die verborgene göttliche Weisheit den Menschen helle macht. Keiner steht so fest wie Luther im Glauben an Gott allein, mit gründlicher Verachtung von Menschen-Kraft, Macht, Weisheit und Gerechtigkeit. Keiner bleibt mit seinem Denken, Lehren, Thun und Lassen so wie er in Christo selber. Darum hat auch keiner der beiden andern seinen tiefen Wahrheits- und Freiheitssinn. Das Innere zu pflegen, sieht er als die Hauptaufgabe an, im Vergleich womit er sogar Thatsünden und vollends äußere Gebräuche und Einrichtungen nicht ebenso groß achtet. Es liegt jedoch eben da auch seine größte Schwäche. Hat er sich vor den Fehlern gehütet, welche Zwingli und Calvin für den äußern Bau des Reiches Gottes sich

zu schulden kommen ließen, so hat er dagegen für die Aufrichtung und Befestigung einer äußern Ordnung so wenig gethan, daß er in spätern Jahren einmal selbst schreiben mußte: „Wer wollte angefangen haben zu predigen, wenn wir zuvor gewußt hätten, daß so viel Unglück, Rotterei, Ärgernis, Lästerung, Undank und Bosheit sollte darauf folgen?“ Einmal verließ er im Unmut Wittenberg und war
1545 nur auf vieles Bitten der Universität und durch die Vorstellungen des Kurfürsten selbst zur Rückkehr zu bewegen. Trotz wunderbarer Gewalt über das Volk fehlte Luther doch die eigentliche Regierungsgabe, wenigstens für eine Massenkirche. Im Zusammenhang mit dem Gefühl dieses Mangels stand seine mit den Jahren zunehmende Heftigkeit und Bitterkeit. Im übrigen bleibt es dabei, daß sein Glaube und stetes Schauen auf Gott ihn persönlich und ihn, den Ratgeber von Tausenden, auffallend wenige wirkliche Fehltritte und Mißgriffe begehen ließ.

Zwingli hat für das kleinere Gebiet der deutschen Schweiz und ein Stück Nachbarschaft annähernd dieselbe Bedeutung wie Luther für das übrige Deutschland. Er hat in Stadt und Land Zürich und den von ihm beeinflußten Gebieten in Bezug auf christliche Lebensordnung, Sittenzucht und einzelne besondere Einrichtungen entschieden mehr erreicht als Luther in Kursachsen und Deutschland. Zwingli war ohne Zweifel ein besserer Schulmeister und mehr wissenschaftlicher Theologe als Luther. Die republikanische Verfassung gestattete ihm, manches durchzusetzen, was für einen fürstlichen Unterthan schwer oder unmöglich war.

Trotzdem kann man Zwingli keinen schlechtern Dienst erweisen, als wenn man meint, in allen Stücken und in allen Lagen seines Lebens ihn an Luther messen zu müssen. Für sich selbst genommen ist Zwingli eine achtunggebietende Erscheinung. Er wird erst klein, wenn er meint, den Luther hinunterthun zu müssen. Es war ihm einfach nicht so viel gegeben als Luther. Aber die fortgesetzten Schmeicheleien seiner humanistischen Freunde und zum Teil sehr unselbständigen Mitreformatoren haben ihm zu Zeiten die rechte Selbstschätzung geraubt. Zwingli ziert eine Reihe menschlicher Tugenden: Ehrlichkeit, soldatische Tapferkeit, ein heller praktischer Verstand. Aber er hat bei weitem nicht Luthers Geist und Gemüt, seinen Tiefblick, Glauben und sogar Glaubensmut. Manchmal müssen wir sagen: Zwingli denkt menschlich, Luther göttlich. Seine Theologie entbehrt nicht originaler Gedanken; aber im ganzen ist sie doch mehr

selbständige Verarbeitung dessen, was er von andern gehört und gelesen hat. Es finden sich in ihr auffallende Ähnlichkeiten mit dem spätern Rationalismus, so in seiner Überschätzung der äußern Moral, vollends aber in seiner Bibelerklärung. Zwingli war zu flink, alles in der Schrift mit dem gesunden Menschenverstand*) und aus den Verhältnissen der Gegenwart erklären zu wollen, nicht allein das Abendmahl.

Er hatte kein Verständnis dafür, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist und daß die Vermengung mit der Politik und äußeren Gewalt ihm nur schädlich werden kann. Doch letztern Irrtum hat er mit seinem Tode gebüßt. Gott war darum doch mit seinem Werke.

Über Calvin brauchen wir nicht mehr viel zu sagen. Er war tiefer angelegt als Zwingli, so ist auch seine Schrifterklärung gründlicher und evangelischer. An Originalität der Gedanken, wie an Volkstümlichkeit der Sprache steht er Luther entschieden nach. Dagegen übertrifft er Zwingli und Luther weit an Lehrgabe, Übersichtlichkeit und Klarheit seiner Darstellung.**) Waren Luther und Zwingli in ganz hervorragender Weise Freunde ihres Volkes und Vaterlandes, so gewann dagegen Calvin nie einen Sinn für das ihm fremde Volkstum Genfs. Es war dem Fremdling ein kleines, über Volkssitte und persönliche Verdienste der Genfer hinwegzuschreiten, damit er dem Willen und Reiche Gottes Raum schaffe. Uns schaudert manchmal vor seiner Gefühllosigkeit, vor seinem Mangel an jeglicher Rücksicht und Schonung. Doch eben dadurch, daß er bei Meinungsverschiedenheiten nur Verstand und Wille walten ließ, errang er seine außerordentlichen Erfolge. Nachdem er in langem Kampfe den Widerstand einer kleinen Stadt gebrochen, gewann er hauptsächlich in den letzten 10 Jahren seines Lebens durch Schriften, Korrespondenz und persönliche Einwirkung einen Wirkungskreis, der an Ausdehnung

*) So nannte er z. B. die ganz hübsche Einrichtung täglicher Bibelerklärung kurzweg „Prophezei," meinte, es sei dasselbe was das Zungenreden in Kor. 14. (S. 389.) Sein Radikalismus in Beseitigung von Bildern, Orgeln und sogar Kirchengesang war derselben allzu nüchternen und beschränkten Auffassung von „Geist" und „Gottesdienst im Geist" entsprungen wie seine Leugnung geistlicher Gabe im Sakrament.

**) Indem Calvin verstand, seiner Lehre stets auch eine praktische, erbauliche Wendung zu geben, sind seine zahlreichen Bibelerklärungen, Briefe und Lehrschriften für die französischen Reformierten wissenschaftliche Rüstkammer und Erbauungsbücher zugleich geworden.

und nachhaltiger Kraft den Luthers beinahe erreicht oder sogar übertroffen hat.

So finden wir trotz den einzigartigen Gaben und Leistungen der 3 Reformatoren bei allen auch menschliche Schwächen, an Calvin sogar Flecken. Wir wollen die letzteren nicht beschönigen noch verdecken, vielmehr daraus lernen, unsern eigenen Wandel „mit Furcht und Zittern" zu führen, andererseits uns überzeugen, daß auch von dem Guten der größten Geister die Ehre nicht Menschen, sondern Gott gebührt.

Die 3 Kirchen

Wie die Reformatoren, so haben auch die von ihnen gegründeten Kirchen jede ihre besonderen Vorzüge und jede ihre besonderen Mängel.

Die im ganzen wohlgeordnete zwinglische Kirche, namentlich die Berns, kam zu Zeiten in große Gefahr, die Kirche zu verwechseln mit einer Staatsanstalt und durch äußerlich gesetzliches Wesen die Herzensfrömmigkeit zu ersticken.

Es können den Lutherischen weniger um des Glaubens willen verübte einzelne Missethaten, Ketzerprozesse, Revolution, Kriegsgreuel, zum Vorwurf gemacht werden als den Calvinisten, bei denen zuweilen die der Prädestinationslehre gegebene willkürliche Spitze auch das Handeln beeinflußt. Dafür haben die Lutherischen auch keine so ansehnliche Zahl charaktervoller, heldenhafter Bekenner aufzuweisen als die Calvinisten. Die Erkenntnis der Lutherischen war vielfach gründlicher, ihre Frömmigkeit inniger. Denken wir nur an ihre vielen, gottbegnadeten Liederdichter! Bei den Reformierten aber war der Wandel reiner, die Liebeswerke waren früher und reicher entwickelt. Trotzdem ist es nicht so, daß wir Lutherischen nie zu lernen gehabt hätten von zwinglischen oder calvinischen Theologen, Bibel- oder Naturforschern, die Reformierten nicht auch von lutherischer Weltverleugnung und Reichgottesarbeit.

Stets haben Evangelische und Reformierte sich gut dabei befunden, wenn sie, statt einander zu befehden, von einander angenommen oder gemeinsam gearbeitet haben. Man kann gar manchmal die Vorzüge der württembergischen evangelischen Kirche durch einzelne treffliche Einrichtungen und die aus ihr hervorgegangene große Anzahl ausgezeichneter Theologen rühmen hören. Sehr viel von ihrem besonderen Guten stammt aus der deutschen und französischen Schweiz. Desgleichen wird man sagen dürfen, daß das Geistesfeuer des Pietismus von Genf her geschürt worden ist, wie umgekehrt der Pietismus segensreich zurückwirkte in die Schweiz und andere reformierte Länder.

Eine gemeinsame Gründung und seit bald 100 Jahren von Lutherischen und Reformierten gemeinsam betriebenes Werk ist die Basler Heidenmission.

Luther wollte keine Kirche von Lutheranern, Calvin beileibe keine solche von Calvinisten gründen. Auch wir brauchen diese Namen nur zu unumgänglich nötiger Unterscheidung. Sollten wir uns nun darauf verlegen, die Fehler und Mängel unserer menschlichen Stifter fortzupflanzen und gegeneinander auszuspielen? Das sei ferne! „Alles ist euer, es sei Paulus oder Apollos," es sei Luther, Zwingli oder Calvin. „Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes."

Berichtigungen.

Seite	14	Zeile	2	von	unten	soll es heißen „Theologie."
„	17	„	11	„	oben	„ „ „ „heiligen."
„	89	„	9	„	unten	„ „ „ „heilsbegierige."
„	117	„	11	„	„	gehört an den Rand „1547."
„	150	„	1	„	oben	soll es heißen „6."
„	190	„	20	„	„	ist nach „benedeit" das Komma zu streichen.
„	197	„	9	„	„	Komma nach „haben" zu setzen.
„	211	„	20	„	„	soll es heißen „Ihre."
„	235	„	3	„	oben	„ „ „ „oftmaligen."
„	247	„	2	„	„	„ „ „ „beschreibt."
„	256	„	3	„	„	Komma nach „Ketzerkreuzzüge" zu streichen.
„	278	„	11f	„	unten	soll es heißen „oder sich ohne landesfürstliche Genehmigung nur zu versammeln."
„	408	„	3	„	„	soll es heißen „4 jedes Jahr neugewählte Syndics (Bürgermeister) mit 16 Ratsgliedern, über deren Bleiben im Amt alljährlich die 200 befragt wurden, besorgten die laufenden Geschäfte" (Conseil étroit).
„	416	„	18	„	oben	soll es heißen „taufen" statt „nennen."
„	418	„	1	„	„	„ „ „ „vorkommende" statt „wohnende."
„	437	gehört die Randnote zu Zeile 4, derselben fehlt ein †.				
„	438	Zeile	8	von	unten	ist das Komma nach „hätte" zu streichen.
„	462	„	18	„	oben	soll es statt „Niederlegen" heißen „Niederliegen."

Inhaltsverzeichnis.

33 + 1

Fischer, Gustav

Kirchengeschichte zum Gebrauch in Kirche, Schule und Haus

Bd.: 2

ca. 1898